WILHELM GRAF VON REDERN

Königl. Pr. Kammerherr, Gener. Intendant der Königl. Schauspiele und Ritter mehrerer hohen Orden.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

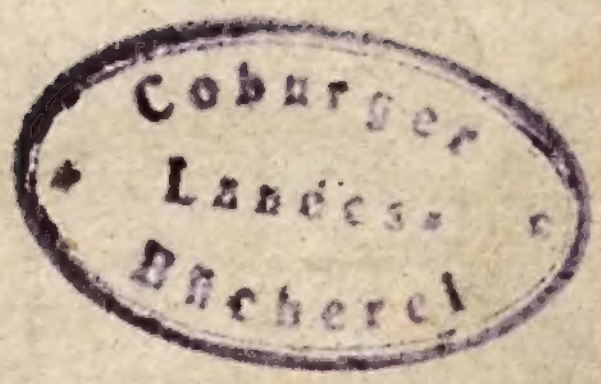
Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und sechzigster Theil,
welcher die Artikel Sprache bis Sprache (poetische) enthält.
Mit einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1834.
In der Paulischen Buchhandlung.
(L. W. Krause.)
(Pränumerations-Preis 3 Rthlr. Ladenpreis 4½ Rthlr.)

E IV 11/28



S. S.

Sprache und Sprachkunst (Fortsetzung des im vorigen Bande abgebrochenen Artikels). Wenn man über die Aehnlichkeit, die in der Wortfügung fast aller Sprachen herrscht, und jene tiefe und feine Logik, worauf sie sich gründen, nachdenkt, so stößt man hier überall auf so große Schwierigkeiten, daß Einem gleichsam der Glauben gegeben wird, der Stamm aller Sprachen sey göttlichen Ursprungs, und in der Bibel, im ersten Buche Moses, Kap. 11, wird auch von einer Stammsprache geredet, woraus bei Unterbrechung des Stadt- und Thurmbaues Babel durch die Sprachverwirrung die verschiedenen Sprachen entstanden sind. Hier würde also, nach Mose, nicht nur die Stammsprache, sondern auch die davon abstammenden göttlichen Ursprungs seyn. Gesetzt auch, die Sprache sey göttlichen Ursprungs, so läßt sich doch nicht annehmen, daß dem Menschen auf einmal ein vollständiges Sprachsystem mitgetheilt sey, weit natürlicher ist es zu glauben, daß Gott die Stammeltern des gesammten Menschengeschlechts bloß eine solche Sprache ge-

lehrt habe, als sich für ihre damalige Umstände schickte, und er es ihnen hier, wie in andern Stücken, überlassen habe, sie nach Erforderniß ihrer nachherigen Bedürfnisse zu verbessern und zu erweitern. Die ersten Elemente der Stammsprache müssen daher dürftig und eingeschränkt gewesen seyn, und so bleibt dem Forscher hier eine völlige Freiheit zu untersuchen, auf welche Art und mit welchen Fortschritten die Sprache zu dem Grade der Vollkommenheit bei kultivirten Nationen gelangt ist, worin wir sie jetzt antreffen. Die Geschichte dieses Fortganges soll nun hier vorzüglich nach dem Dr. Blair*) und nach der Untersuchung von andern scharfsinnigen Gelehrten kurz entworfen werden. — In der ersten Zeitperiode der Sprache, die hier angenommen werden soll, gab es noch keine Wörter, noch keine Bezeichnung der Gegenstände durch Worte; die einzigen Hülfsmittel, die dem Menschen übrig blieben, um sich verständlich zu machen, um seine Gefühle einem Andern mitzutheilen, war wohl ein leidenschaftliches Geschrei, eine Art Thiersprache, begleitet durch Geberden und Bewegungen, also eine Tonsprache mit der Geberden- und einer Art Zeichensprache vereiniget, wie es in Hinsicht der Letztern mit den Taubstummen der Fall ist, um die Bedürfnisse, Gefahren und Leidenschaften auszudrücken; denn dieses sind die einzigen, welche die Natur alle Menschen lehrt, und die auch von allen verstanden werden. Wenn z. B. Einer den Andern an einen Ort gehen sah, wo er selbst erschreckt oder in Gefahr gewesen war, und ihn vor dieser Gefahr warnen wollte, so hatte er dazu kein anderes Mittel, als ein Geschrei zu erheben, und dabei die Geberden zu machen, welche Zeichen der Furcht sind, gerade so, wie sich noch jetzt zwei Menschen einander verständlich zu machen suchen, die zwei verschie-

*) Lectures on Rhetoric aud belles Lettres. London.

dene Sprachen reden, also sich einander durch die Sprache nicht verständigen können, sondern nur durch einzelne Töne und Geberden, wie bei den schon oben erwähnten Taubstummen. Die ersten Sprachtöne waren daher bloße Ausrufungen, Exclamationen, welche bei den Sprachlehrern Interjectionen heißen; es waren starke und mit Leidenschaftlichkeit herausgestoßene Töne, wie: ah! ha! ach! o! weh! juch! pfui! he! ꝛc. Diese ersten Elemente oder Versuche der Sprache wurden nun dadurch vervollkommnet, daß man die Interjectionen zusammensetzte, verband, wie z. B. juchhe oder juchhey! ahha! auweh! holla! ꝛc. Dieses waren nun die ersten Versuche Sylben zu bilden und zusammenzusetzen. Als man nun anfing den Gegenständen gewisse Benennungen zu geben, so ahmte man wahrscheinlich den Schall oder Klang, oder überhaupt sonst die Eigenschaft des zu bezeichnenden oder vielmehr zu benennenden Gegenstandes nach. So brauchte man z. B. beim ersten Anfange der Sprache zur Benennung desjenigen, was hart oder rauschend war, auch einen harten oder rauschenden Ton, um in dem Zuhörer die Vorstellung von der zu bezeichnenden Sache zu erregen; denn man kann nicht annehmen, daß man auf eine völlig willkührliche Art Wörter erfunden, oder Gegenstände ohne allen Grund und Ursache benannt habe; denn dieses hieße eine Wirkung ohne Ursache annehmen. Es muß daher allemal ein Bewegungsgrund dagewesen seyn, der die Wahl des einen Wortes mehr als des andern anrieth, und es läßt sich kein Bewegungsgrund denken, der allgemeiner auf die Menschen bei den ersten Sprachbestrebungen wirken konnte, als das Bestreben, durch Hülfe der Sprache die Gegenstände, die man kannte, zu malen, sie charakterisch darzustellen, jedoch mehr oder minder vollkommen, nachdem die Sprachwerkzeuge im Stande waren, diese Nachahmungen hervorzubringen. So oft

man Gegegenstände zu benennen hatte, bei welchen Schall, Geräusch oder Bewegung im Spiele waren, so oft war auch die Nachahmung durch Worte sehr leicht. Nichts war natürlicher, als durch den Ton der Stimme die Art des Tons oder Schalls nachzuahmen, welche irgend ein äußerer Gegenstand von sich gab, um seine Benennung darnach zu bilden. So finden wir in allen Sprachen eine Menge von Wörtern, die offenbar auf diese Art gebildet worden sind. So z. B. haben in der Deutschen Sprache der Kukuk oder Guckguck und der Fink ihre Namen von den Tönen, die sie hören lassen, eben so die Krähe und der Rabe. So sagt man ferner: der Wind pfeife, heule, brause; die Schlange zische; die Fliege summe; fallendes Bauholz krache; der Strom fließe, rausche; der Hagel rassele; hier ist die Aehnlichkeit zwischen dem Worte und der bezeichneten Sache leicht zu entdecken; es ist eine Nachahmung, nach den Gesetzen der Verwandschaft, durch die schaffende Einbildungskraft erzeugt. Durch die öftere Uebung in solchem Bezeichnen überzeugte sich der Mensch, daß er durch Laute, vermöge seiner vollendet ausgebildeten Sprachwerkzeuge, bezeichnen könne, und so fing er an auch nicht hörbare Gegenstände zu bezeichnen; eben so leiteten ihn die natürlichen Töne der Dinge zur Untersuchung von Gegenständen und deren Eigenschaften, welche Letzteren er nun auch zu bezeichnen anfing. In den Benennungen der Gegenstände, die bloß ins Auge fallen, und weder durch Geräusch, noch Bewegung sich bemerkbar machen; eben so in den Benennungen moralischer Begriffe, scheint die Aehnlichkeit zu fehlen, die man bei den eben angeführten Gegenständen zwischen der Bezeichnung und dem Bezeichneten findet. Viele Gelehrte glauben indeß, daß sie zwar in solchen Fällen minder auffallend, aber doch nicht ganz verloren gegangen sey, und daß man in den

Wurzelwörtern aller Sprachen noch Spuren eines gewissen Grades von Uebereinstimmung mit der bezeichneten Sache finde. In Ansehung der moralischen und intellektuellen Begriffe bemerken sie, daß in jeder Sprache die sie bezeichnenden Ausdrücke von den Benennungen sinnlicher Objekte hergenommen sind, denen man sie sich ähnlich denkt; und in Ansehung der bloß sichtbaren sinnlichen Gegenstände, bemerken sie, daß ihre hervorstechendsten Eigenschaften gewisse Wurzeltöne haben, die in vielen Sprachen ihrer Bezeichnung eigenthümlich sind. Nach ihrer Meinung sollen z. B. Flüssigkeit, Aushöhlung, Glätte, Weichheit, Heftigkeit ꝛc. durch den Schall gewisser Buchstaben oder Sylben gezeichnet werden, die eine gewisse Beziehung auf diese verschiedenen Beschaffenheiten sichtbarer Gegenstände haben, in Rücksicht auf eine gewisse dunkle Gleichheit, welche die Sprachwerkzeuge mit solchen äußeren Beschaffenheiten anzunehmen fähig sind. Durch diesen natürlichen Mechanismus sollen, nach ihrer Meinung, anfangs alle Sprachen gebildet und die Wurzeln ihrer Hauptwörter entstanden seyn. In so weit nun diese Hypothese auf Wahrheit gegründet ist, scheint die Sprache in ihrem ersten Ursprunge nicht gänzlich willkührlich zu seyn. Unter den alten stoischen und platonischen Weltweisen war es eine sehr gewöhnliche Streitfrage: Utrum nomina rerum sint natura, an impositione? Φύσει ἢ θέσει, das ist, ob die Wörter bloß verabredete Zeichen wären, von deren Ursprung sich weiter kein Grund angeben ließe, außer dem Gutdünken der ersten Spracherfinder? oder ob es in der Natur eine gewisse Grundursache gebe? Die Anhänger des Plato oder die Platonischen Schüler behaupteten diese letztere Meinung*). Dieser

---

Plato, in Cratylo. — — „Nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi et ratione naturae facta esse. P. Nigidius in grummaticis commentariis docet; rem sane in philo-

Grundsatz läßt sich indessen von einer naturlichen Verwandschaft zwischen Wörtern und Gegenständen bloß auf die Sprache in ihrem einfachsten und ursprünglichsten Zustande anwenden; denn wenn sich gleich in jeder Sprache einige Spuren davon, wie oben in unserer, der Deutschen, Sprache, gezeigt worden, auffinden lassen, so würde es doch eine vergebliche Mühe seyn, solche durchgehends in dem ganzen Baue irgend einer neuern Sprache aufsuchen zu wollen; denn längst sind die meisten Grundzüge einer Sprache aus ihrer Entstehungsperiode verwischt; denn so wie die Wörter an Zahl bei jeder Nation zunehmen, und das unermeßliche Feld der Sprache angebauet wird, so gehen auch die Wörter durch tausend willkührliche und regellose Wege der Ableitung und Zusammensetzung sehr weit von der ursprünglichen Beschaffenheit ihrer Wurzeln ab, und verlieren alle Analogie oder Aehnlichkeit des Schalls mit den bezeichneten Gegenständen. Es sind nicht mehr die Originaltöne, sondern künstlich nachgeahmte, die an sich nichts sagend; es sind nicht mehr Bilder oder Zeichen der Natur, sondern willkührliche Sinnbilder, die sich bei aller Mühe, irgend eine Deutung auf die Natur herauszufinden, in nichts ihre Bezeichnung Betreffendes auflösen. So viel ist indessen

---

sophiae dissertationibus celebrem. In eam rem multa argumenta dicit, cur videri possint verba esse naturalia, magis, quam arbitraria. Vos, inquit, cum dicimus, motu quodam oris conveniente cum ipsius verbi demonstratione utimur, et labias sensim primores emovemus, ac spiritum atque animam porro versum, et ad eos, quibus cum sermocinamur, intendimus. At contra cum dicimus, Nos, neque profuso intentoque flatu vocis, neque projectis labiis pronunciamus; sed et spiritum et labias quasi intra nosmet ipsos coërcemus. Hoc fit idem et in eo quod dicimus, t u, et e g o, et m i h i, et t i b i. Nam sicuti cum adnuimus et abnuimus, motus quidem ille vel capitis, vel oculorum, a natura rei, quam significat; non abhorret; ita in his vocibus quasi gestus quidam oris et spiritus naturalis est. Eadem ratio est in graecis, quoque vocibus, quam esse in nostris animadvertibus i. A. Gellius N. a. L. X. c. 4.

gewiß, daß die Sprache, je weiter wir bis zu ihrem Ursprunge unter den Menschen hinaufsteigen, immer mehr von dem natürlichen Ausdrucke an sich habe, und da sie sich anfangs nur durch Nachahmung bilden konnte, so war sie auch in ihrem ersten Zustande weit malerischer, weit mehr den Gegenstand bezeichnend durch den Ton, dem sie einen Namen gegeben; allein auch eben so unfruchtbar und, dem Umfange ihrer Wörter nach, weit eingeschränkter als jetzt. Kiesewetter sagt in seinem kurzen Abrisse der Erfahrungsseelenlehre*), S. 118. „Es ist bemerkenswerth, daß die Menschen Namen für nicht tönende Dinge erfunden haben, deren Laute eine gewisse Aehnlichkeit mit den Eigenschaften dieser Dinge haben, dahin gehört im Deutschen das weiche, sanfte, aufschwellende, rauhe, zackigte, glatte, holprigte für den Sinn des Tastens; die grellen, brennenden, lieblichen, schmelzenden, schillernden Farben für das Auge; das herbe, saure, süße, pikante für den Geschmack, und so auch in andern Sprachen; der Grund dieser Erscheinungen liegt wohl darin, daß die Empfindungen, wodurch uns die Anschauung der sinnlichen Eigenschaften der Dinge gegeben werden, wenn sie einen gewissen Grad von Stärke erlangen, mit einem eigenthümlichen Gefühle verbunden sind, welches sich nun in der hörbaren Bezeichnung darstellt, so daß der Laut mit diesem Gefühle, und dadurch mit der Empfindung, wodurch die Anschauung gegeben wurde, Aehnlichkeit erhält." — Diese Bezeichnung der Gegenstände durch den Ton oder Schall und durch die Auffindung von Aehnlichkeiten im Gefühle, der Empfindung, kann man nun als den ersten Charakter einer sich bildenden Grundsprache bei jedem unkultivirten Volke ansehen.

---

*) 2te Auflage. Berlin, 1814.

Der zweite Charakter der Sprache in ihrem ursprünglichen oder Urzustande, geht aus der Art hervor, wie die Menschen anfangs die Worte aussprachen oder hervorbrachten, die Aushauchung der Sprachtöne. Wie schon oben, S 3, angeführt worden, waren die Interjectionen die ersten Elemente der Sprache, wodurch sich die Menschen gegenseitig ihre Empfindungen mittheilten; es war eine rohe oder unausgebildete Natursprache, die selbst dann noch blieb, als man Wörter oder Namen, um die Gegenstände der Natur und Kunst zu bezeichnen, erfand, und die auch noch bis auf die neueste Zeit in allen kultivirten Sprachen geblieben sind, wenn gleich nicht mehr in der Anzahl, als es beim Ursprunge der Sprache der Fall gewesen ist, weil viele Bezeichnungen durch Interjectionen späterhin eigene Benenungen erhielten. Die bloßen Töne der Angst, der Freude, der Verwunderung, des Hohnes oder Spottes, des Scherzes, des Antreibens und Aufmerkens ꝛc. waren also der Anfang oder das Beginnen der Sprache, es war eine Sprache der rohen ungekünstelten Natur, ein bloßes Aushauchen von Tönen durch die Mundwerkzeuge, welche durch die Gemüthsbewegung modulirt wurden, oder denen die Leidenschaft den Nachdruck gab, ähnlich der Thiersprache; denn der junge Vogel lernt bald an dem ängstlichen Laute der Mutter die Gefahr, die ihm drohet, kennen, so wie ihre Zärtlichkeit an den Schmeicheltönen, dem sanften Pfeifen im Neste; so lockt die Sie das Männchen oder Hähnchen durch ihre Liebestöne aus der Ferne heran ꝛc. — Der kleine Vorrath an Wörtern muß anfangs die Sprache sehr schwierig gemacht haben, nur durch die Geberdensprache, die hier zu Hülfe genommen werden mußte, war eine gewisse Verständlichkeit möglich. Diese Letztere war gleichsam der Stützpunkt der Erstern; denn wo diese nicht ausreichte, da lehnte sie sich auf die Geberden-

sprache, und dieses findet man selbst noch jetzt bei Leuten, die sich in einer ihnen nicht geläufigen Sprache ausdrükken wollen, daß sie zur Geberdensprache ihre Zuflucht nahmrn, um sich dadurch verständlicher zu machen. Auch selbst der Plan, nach welchem die Sprache ursprünglich gebildet wurde, das heißt, nach möglichster Aehnlichkeit mit den bezeichneten Gegenständen, mußte die Menschen veranlassen, ihre Wörter mit mehr Emphase oder Nachdruck auszusprechen, so lange nämlich die Sprache eine Art von Gemälde vermittelst der Töne war. Hieraus kann man es als Grundsatz annehmen, daß die Aussprache in den üblichen Sprachen mit mehr Geberden und mehreren und größeren Abänderungen der Stimme begleitet gewesen sey, als die jetzt gebräuchliche. Sie hatte mehr Handlung, und man sprach beinahe in einem schreienden oder singenden Tone. Diese Art zu sprechen verdankte ihr Entstehen dem Bedürfniß, es war eine Sprache der Nothwendigkeit, die durch das Bedürfniß sich Andern mitzutheilen hervorgerufen ward, und die sich auch noch bei vielen Völkern in ihrer ersten Eigenthümlichkeit erhielt, als sie längst schon wortreicher und ausgebreiteter geworden; man brauchte aber jene ältere Sprache nicht nur im Umgange, im Verkehr des Lebens, sondern als Schönheit des Vortrages wichtiger Handlungen, z. B. bei Reden an das Volk, bei wichtigen Lehren der Religion, bei Erzählungen der Kriegesthaten, Heldenthaten, und bei allen Handlungen zur Ergötzung und Belustigung des Volkes. So wie überhaupt eine glühende Einbildungskraft genialer Menschen auch noch jetzt ihr Gespräch mit vieler Aktion und mit vieler Modulation der Töne belebt. Hieraus erklärt Dr. Warburton die häufige Geberdensprache, die wir bei den Propheten des alten Testaments antreffen, wie z. B. Jeremias das Töpfergefäß vor den Augen des Volkes zerbricht, ein Buch in den Euphrat wirft, Joch und Fes-

seln anlegt, und sein Hausgeräthe wegwirft, welches alles, nach der Meinung des oben erwähnten Schriftstellers, bedeutungsvolle Arten des Ausdrucks gewesen seyn sollen, welche in den damaligen Zeiten sehr natürlich waren, da die Menschen sehr gewohnt seyn mußten, sich durch Handlung, durch die Geberdensprache zu erklären. Auf ähnliche Weise fand man bei den Nordamerikanern gewisse Benennungen und Handlungen angeführt, um ihre Gedanken bei allen wichtigen Vorfällen an den Tag zu legen, und sie pflegten durch die Gürtel und Schnüre von Bast, die sie einander gaben und von einander nahmen, ihre Gedanken eben so deutlich, als durch ihre Reden zu erklären. Und was ist die Blumensprache in den Harems der Morgenländer anders, als eine Zeichensprache, die die Gefühle und Empfindungen der Liebenden ausdrückt, und gewiß auf eine so zarte und sinnige Weise, wie es durch Worte kaum möglich ist. Die Zeichen und Geberdensprache, Mimik, der Alten auf der Bühne, hat sich daher auch auf die unsrige verpflanzt, und macht hier einen der wichtigsten Gegenstände jeder theatralischen Handlung aus. Engel schrieb eine Theorie der Mimik, und nach Bartel's Reisebeschreibung giebt der Calabrese noch jetzt vieles in seiner Rede durch Mienen zu erkennen, so wie überhaupt noch hin und wieder bei den Italienern die Mimik immer noch eine Aushülfe in der Sprache bildet. Auch bei Leichenbegängnissen, Trauerceremonien einiger Orientalischer Völker herrscht noch die Geberdensprache, indem sie ihren Schmerz über den Hingeschiedenen nur durch allerlei Geberden, durch Geheul, Ausraufung der Haare ꝛc. zu erkennen geben, und so bei mehreren andern feierlichen Gelegenheiten, wo die Sprache nur größtentheils in Geberden besteht. Auch ist die Geberdensprache gewiß die natürlichste von allen Sprachen um seine Bedürfnisse, Empfindungen, und Gefühle aus-

zudrücken, weil sie schon von jungen Kindern ausgeübt wird. — Was die verschiedenen Modulationen oder Abänderungen der Stimmen betrift, so sind solche so natürlich, daß einige Völker durch Abwechselung des Tons, womit sie das nämliche Wort aussprechen, verschiedene Begriffe ausdrücken, wodurch sie also die Wörter dafür entbehren, wie es bei den Chinesen der Fall ist, deren Sprache nicht so reich an Wörtern ist, als diese selbst vielfältige Bedeutung haben, und sich auch beim Sprechen jedes Wort mit fünferlei Arten von Tönen verändert, wodurch ein und dasselbe Wort fünf verschiedene Bedeutungen erhält. Hiernach zu urtheilen muß ihre Sprache sehr melodisch oder musikalisch lauten; denn jene Abänderungen der Stimme, die in der Kindheit der Sprache nichts weiter waren, als ein rauhes und mißtönendes Geschrei, müssen bei der allmähligen Verfeinerung der Sprache in sanftere und musikalischere Töne übergehen, woraus denn die Prosodie der Sprache entstanden ist. So hat Jakob Pautoja die fünf Zeichen, die in der Musick unter ut, re, mi, fa, sol, bekannt sind, erfunden, welche er die Chinesischen Akzente nennt, mit welchen er die Stimme, und wie der Ton gegeben werden muß, anzeigt. — Es verdient als etwas Merkwürdiges unsere Aufmerksamkeit, daß sowohl in der Griechischen, als auch in der Römischen Sprache, diese musikalische und mit Geberden begleitete Sprechart in einem sehr hohen Grade beibehalten worden ist; hieraus erklärt sich auch der Sinn mehrerer Stellen der klassischen Autoren, welche sich auf die öffentliche Beredsamkeit und auf die Schauspielkunst der Alten beziehen. Es geht aus mancherlei Umständen hervor, daß sowohl die Prosodie der Griechen, als auch der Römer viel weiter als die unsrige getrieben wurde, oder daß sie mit mehreren und stärkeren Abänderungen der Stimme sprachen, als wir. Die Quantität ihrer Sylben war

weit bestimmter, als in irgend einer neuen Sprache, und wurde beim Hersagen dem Ohre weit merklicher gemacht. Außerdem wurden die Quantitäten, oder der Unterschied der langen und kurzen Akzente oder Tonzeichen, des Akutus, Gravis und Circumflex, über ihre meisten Sylben gesetzt. Der Gebrauch dieser Tonzeichen ist für uns zwar völlig verloren gegangen, allein wir wissen doch so viel, daß sie die Hebung und Senkung der Stimme beim Sprechen andeuteten. Unsere Sprechart müßte ihnen eine sehr leblose Monotonie gedünkt haben. Die Deklamation ihrer Redner, und der Vortrag ihrer Schauspieler auf der Bühne hatte viele Aehnlichkeit mit unserm musikalischen Recitativ, ließ sich in Noten bringen, und mit Instrumenten begleiten, wie verschiedene Gelehrte umständlich erwiesen haben; und wenn dieses, wie sie gezeigt haben, bei den Römern der Fall war, so weiß man von den Griechen, daß sie noch weit musikalischer waren, und auf Ton und Ausrede bei jeder Art des öffentlichen Vortrags noch weit mehr sahen; so betrachtete Aristoteles in seiner Poetik die Musik des Trauerspiels als einen der vornehmsten und wesentlichsten Bestandtheile desselben. Mit der Mimik verhielt es sich eben so; denn man weiß, daß starke Töne und belebte Geberden allemal beisammen sind. Die Aktion wird von allen Kunstrichtern des Alterthums als die vornehmste Eigenschaft des öffentlichen Redners empfohlen. Sowohl die Handlung der Redner, als die der Schauspieler in Griechenland und Rom war weit stärker und heftiger, als die unsrige. Roscius würde uns als ein Wahnsinniger vorgekommen seyn. Auf der Schaubühne der Alten waren die Geberden so wichtig, daß man Ursache hat zu glauben, man habe oftmals die Rolle des Redenden und desjenigen, der die Geberden dazu macht, getheilt, welches nach unsern Begriffen etwas seltsam erscheinen würde. Der eine Schauspieler

sprach nämlich die Worte, den Text, mit der nöthigen Abänderung der Stimme, während der andere die dazu nöthigen Stellungen und Geberden machte. Cicero sagt, er habe mit dem Roscius gewetteifert, ob er einen Gedanken mit mehr Abwechselung von Redensarten, oder ob ihn Roscius mit mannigfaltigern verständlichen und bedeutenden Geberden ausdrücken konnte. Zuletzt blieb die Mimik und Pantomime das einzige Schauspiel bei den Römern; denn unter der Regierung Augusts und Tibers war die Pantomime das Lieblingsschauspiel des Volkes, die aus bloßer Geberdensprache bestand. Das Volk wurde dadurch eben so gerührt, weinte eben so dabei, wie beim Trauerspiele. Man war so sehr für diese Art Schauspiele eingenommen, daß man zuletzt Gesetze geben mußte, um die Senatoren abzuhalten, sich auf die pantomimische Kunst zu legen. So viel ist gewiß, daß wenn gleich in der Deklamation und in den theatralischen Vorstellungen Ton- und Geberdenspiel weiter getrieben wurden, als im gewöhnlichen Gespräche des Umganges oder der Conversation, so muß doch die öffentliche Beredsamkeit jeder Art in einem Lande mit der Conversationssprache und den gewöhnlichen Geberden in einem gewissen Verhältnisse stehen, und dieses scheint auch bei den Römern der Fall gewesen zu seyn; denn sonst hätte die Pantomime nicht so viel Beifall bei einer Nation finden können, wenn ihre gewöhnliche oder Conversationssprache und ihre Geberden nur unberedet und matt waren. — Als sich die sogenannten barbarischen Nationen über das Römische Reich ausbreiteten, behielten dieselben bei ihrer natürlichen Gravität und ihrem Phlegma die Tonzeichen, Töne und Geberden nicht mehr bei; denn so wie sich auch das Eigenthümliche der Lateinischen Sprache immer mehr verlor, so fing auch der Charakter der Rede und Aussprache sich in ganz Europa zu

verändern an; man sah nun nicht mehr so sehr auf das Musikalische der Sprache, noch auf den Pomp der Deklamation und theatralischen Aktion. Sowohl die Conversations- oder Umgangssprache, als auch die öffentliche Beredsamkeit wurden einfacher und kunstloser, wie sie es jetzt noch sind; sie besaßen nicht mehr jene enthusiastische Mischung von Tönen und Geberden, wodurch sich die Völker des Alterthums auszeichneten. Bei der Wiederherstellung der Wissenschaften, bei der Wiederhervorsuchung der alten Klassiker des goldenen Zeitalters, war der Grund der Sprache so sehr verändert und die Sitten der Völker so verschieden, daß sich dasjenige nicht mehr so leicht verstehen und erklären ließ, was die Alten über ihre Deklamation und öffentliche Schauspiele gesagt hatten. Unsere gewöhnliche, nur einfache Sprechart in unsern nördlichen Gegenden drückt die Leidenschaften noch deutlich genug aus, zeichnet die Charaktere richtig und klar, um diejenigen zu rühren, die an keine lebhaftere und heftigere Art des Vortrags gewöhnt sind; indessen ist es auch gewiß, daß man durch abwechselnde Töne und lebhaftere Bewegungen weit mehr im Stande ist, warmes Gefühl natürlicher auszudrücken; dieserhalb hat auch die Prosodie der Rede in mehreren neueren Sprachen mehr Musikalisches an sich, und dieses in einem weit höheren Grade, je lebhafter und empfindlicher die Nation selbst ist. Der Franzose verändert den Ton und die Geberden beim Reden mehr, als der Engländer, und der Italiener noch mehr, als Beide; der Deutsche hält die Mitte. Die musikalische Sprechart und die ausdrucksvollen Geberden sind bis auf den heutigen Tag ein Unterscheidungsmerkmal der Italiener. —

Der dritte Charakter der Sprache ist der Styl oder die Einkleidung der Sprache in ihrem Ursprunge und Fortgange. Wenn die Art, auf welche die ersten

Menschen ihre Worte hervorbrachten und das Gespräch fortführten, stark und ausdrucksvoll war, indem sie ihren unvollkommenen Begriffen durch Geschrei und Geberden zu Hülfe kamen, so konnte auch die Sprache, deren sie sich bedienten, nicht anders als voll von Figuren und Metaphern seyn, die, wenn nicht correkt, doch nachdrücklich und malerisch waren. Man sollte glauben, daß diejenigen Arten des Ausdrucks, die man Redefiguren nennt, zu der höhern Ausbildung der Sprache gehören, also nicht eher erfunden worden sind, als bis die Sprache ihre letzten Perioden erreicht hatte, und die menschliche Gesellschaft schon sehr verfeinert war; allein dieses ist nicht der Fall, denn gerade zu der Zeit, als die Sprache nur noch wenig Worte zählte, hat man sich der meisten Redefiguren bedient. Denn erstlich nöthigete schon der Mangel eigenthümlicher Benennungen für jeden Gegenstand die Menschen, eine Benennung für viele zu brauchen, und sich daher zu Vergleichungen Metaphern, Anspielungen und alle diejenigen Redeformen zu bedienen, welche die Sprache figürlich machen. Zuerst hat man wohl den sinnlichen und materiellen Gegenständen Namen gegeben, ehe man Wörter erfand, die Gemüthsbewegungen oder irgend eine Art von moralischen und intellectuellen Begriffen zu bezeichnen; es konnte daher nicht fehlen, da die Sprache der ersten Menschen nur aus Bezeichnungen sinnlicher Gegenstände bestand, daß sie sehr bildlich werden mußte; denn um irgend ein Verlangen oder eine Neigung, oder eine Art der Gemüthsbewegung anzudeuten, hatte man keinen besondern eigenthümlichen Ausdruck, sondern man ward genöthiget, die Reizung oder Leidenschaft, die man fühlte, durch Anspielung auf diejenigen sinnlichen Gegenstände zu schildern, die damit am nächsten verwandt waren, und sie gewissermaßen Andern sichtbar machen konnten. Es war indessen nicht das Bedürfniß allein, was zur fi-

gürlichen Art des Ausdrucks Veranlassung gab, sondern auch andere Umstände trugen bei der ersten Entstehung der Sprache bei. In der Neuheit der Gesellschaft oder des geselligen Lebens ist die Einbildungskraft nur zu sehr Beherrscherin der Menschen, wie auch die Leidenschaft, denn sie leben nomadisch, sind daher mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Weltzustände sehr wenig oder gar nicht bekannt; es stoßen ihnen daher täglich neue und fremde Gegenstände auf, die ihre Einbildungskraft in Anspruch nehmen. Furcht, Entsetzen, Verwunderung und Erstaunen ergreift sie fast jeden Augenblick, sie sind daher ihre gewöhnlichsten Gemüthsbewegungen, und von diesem Charakter mußte auch ihre Sprache etwas annehmen. Vergrößerung und Uebertreibung, und der Hang alles mit den stärksten Farben und mit den heftigsten Ausdrücken zu beschreiben, ist Eigenthum der nomadisirenden Bewohner der Erde in einer früheren Zeit. Alle Sagen und Erzählungen dieser Vorzeit sind mit übertriebenen Bildern angefüllt, welche die Wirklichkeit nicht giebt; alle Heldenthaten, alle ausgezeichneten Handlungen werden bis ins Unendliche vergrößert, sind Kolosse gegen die Wirklichkeit, oder sie erscheinen in Farben, die an Pracht und Schönheit Alles übertreffen, sich aber nur auf wirklich vorhandene Gegenstände beziehen, wenn auch diese in den Bildern weit über die Wirklichkeit hinausreichen. Bei den Menschen, die in den spätern und aufgeklärteren Zeiten der menschlichen Gesellschaft lebten, wo die Einbildungskraft schon beschränkter, die Leidenschaften schon gezähmter waren, und wo ihnen eine vielfachere Erfahrung die Gegenstände des Lebens schon viel geläufiger gemacht hatte, findet man dergleichen Uebertreibungen nicht mehr, die Natürlichkeit und Wahrheit findet da schon immer mehr und mehr Platz, man gewahrt die Gegenstände schon klarer aus dem Nimbus der Fabel, der sie früher

umhüllte, hervortreten, und die üppigen Bilder des Feenreichs verschwinden. Selbst die Art, auf welche die ersten Völkerschaften, wie schon oben angeführt worden, ihre Worte hervorbrachten, mußte auf ihre Einkleidung der Rede beträchtlichen Einfluß haben. Ueberall, wo starke Ausrufungen, Töne und Geberden sich in die Unterredung mischen, wird die Einbildungskraft stärker angeregt, eben so die Leidenschaft, und dadurch wirkt auch die durch diese Art des Vortrages belebte Phantasie auf dessen Einkleidung, und macht sie um so lebhafter. Bestimmte Thatsachen bestätigen diese Bemerkung. Die Einkleidung oder Einhüllung aller früheren Sprachen bei Völkern, die noch in dem ersten und rohen Zeitalter der menschlichen Gesellschaft lebten, geschah in Bilder, sie waren hyperbolisch und malerisch. In neuerer Zeit liefern uns hiervon die Amerikanischen Sprachen einen auffallenden Beweis, welche nach den glaubwürdigsten Nachrichten ein Uebermaaß von Redefiguren enthalten. Die Irokesen und Illinesen bedienen sich bei ihren Vorträgen und öffentlichen Unterhandlungen kühnerer Metaphern und einer pomphafteren Einkleidung, als wir uns in unsern poetischen Aufsätzen bedienen. So drückten sich, um von diesem figurirten Style ein Beispiel zu geben, die fünf Völkerschaften von Kanada, als sie mit den Engländern einen Vergleich schlossen, durch ihre Anführer auf folgende Weise aus:

> Wir sind glücklich, die rothe Axt verscharrt zu haben, die so oft mit dem Blute unserer Brüder gefärbt ist. Jetzt vergraben wir diese Axt in dieser Festung und pflanzen den Baum des Friedens. Wir pflanzen einen Baum, dessen Wipfel bis zur Sonne reichen wird, und dessen Zweige sich weit ausbreiten und fernhin werden gesehen werden. Nie müsse sein Wuchs gekränkt und gehemmt werden; sondern er müsse beides, euer und unser Land mit seinen Blättern beschatten! Laßt uns seine Wurzeln befestigen und sie bis

zu euern entferntesten Pflanzungen ausbreiten! Sollten die Franzosen diesen Baum schütteln wollen, so werden wir es an der Bewegung seiner Wurzeln merken, die bis in unser Land reichen. Gebe doch der große Geist, daß wir friedsam auf unsern Matten ruhen und nie wieder die Axt ausgraben mögen, den Baum des Friedens umzuhauen! Die Erde müsse da, wo sie vergraben liegt, über sie hart getreten werden! Ein starker Strom müsse unter der Grube hinfließen, um alles Uebel aus unsern Augen und aus unserm Gedächtniß hinweg zu waschen! Das Feuer, das lange in Albanien brannte, ist erloschen. Das blutige Lager ist rein gewaschen, und die Thränen sind von unsern Augen weggewischt. Jetzt erneuern wir die treue Kette der Freundschaft. Sie müsse so hell und rein wie Silber gehalten und nie rostig werden. Niemand müsse seinen Arm von ihr abziehen *). — Auch ein Abgesandter der Nordamerikanischen unkultivirten Völkerschaften, sogenannten Wilden, an den Präsidenten des Amerikanischen Freistaats, sagte demselben in öffentlicher Versammlung: Wir bitten dich um Pflüge und andere Werkzeuge, und um einen Schmid, der solche ausbessern kann; aber, Vater, alles, was wir vornehmen, wird ohne Nutzen seyn, wenn nicht der jetzige versammelte große Rath der sechzehn Feuer (der sechzehn vereinigten Staaten) verordnet, daß kein Mensch Branntwein oder andere geistige Getränke an seine rothen Brüder verkaufe. Vater, die Einfuhr dieses Giftes ist in unsern Feldern verboten worden, aber nicht in unsern Städten, wo manche Jäger für dieses Gift nicht nur Pelzwerk, sondern selbst ihre Schießgewehre und Lagerdecken verkaufen, und nackt zu ihren Familien zurückkehren. Es fehlt, Vater, deinen Kindern nicht an Fleiß; allein die Einfuhr dieses verderblichen Giftes macht, daß sie arm sind. Deine Kinder haben noch nicht die Herrschaft über sich, die ihr habt. Als unsere weißen Brüder zuerst in unser

*) Cadwallader Coldens Geschichte der fünf Indischen Nationen. Die von diesem Schriftsteller beigebrachten authentischen Urkunden beweisen, daß dieses ihre rechte und eigenthümliche Art sich auszudrücken ist.

Land kamen, waren unsere Vorfahren zahlreich und glücklich; allein seit unserm Verkehr mit dem weißen Volke und seit der Einfuhr jenes verderblichen Gftes sind wir weniger zahlreich und glücklich geworden. *)

Ein anderer merkwürdiger Beweis hiervon ist die Schreibart des alten Testaments, welche durchgehends Anspielungen auf sinnliche Gegenstände enthält. Bosheit oder Sünde heißt daselbst ein beflecktes Gewand; Elend heißt Trinken des Taumelkelchs; eitle Bemühung, Zehren von Asche; sündiges Leben, ein krummer Pfad; Glückseligkeit, das Licht des Herrn, welches auf unser Haupt scheint, ꝛc. ꝛc. Man pflegt diese Schreibart daher gewöhnlich die Morgenländische zu nennen, weil man glaubt sie sey den Morgenländischen Völkern eigenthümlich; allein man gewahrt aus den Amerikanischen und andern Sprachen, daß sie keinem besondern Volke, und keinem besondern Klima eigenthümlich angehört, sondern allen Nationen in gewissen Zeitpunkten der Sprache und Gesellschaft gemein gewesen ist. Diese Zeitpunkte bezeichnen die Einfalt der Sitten, das Idyllenleben einer Nation. Hieraus läßt sich auch das Paradoxon gewissermaßen erklären, daß die Poesie älter sey, als die Prosa; denn man gewahrt aus dem oben Angeführten, daß die Schreibart einer jeden Sprache ursprünglich poetisch gewesen seyn muß, sie muß an Bildern, überhaupt an Rednerischen Figuren und einem gewissen Pomp reich gewesen seyn, und einen Anstrich von jener Begeisterung, von jener malerischen Art des Ausdrucks gehabt haben, wodurch sich die Poesie vorzüglich auszeichnet, oder welches die

*) Hufelands Makrobiotik, 2. Th., 1805, S. 42. Auch diese Stelle, welche die Echtheit der vorhergehenden bewahrheitet, beweiset, daß die Sprachen der noch wenig Kultur besitzenden Nationen reicher an Bildern sind, mehr Poetisches haben, als diejenigen der kultivirten Nationen, welches aber in dem Mangel an Wörtern, um die körperlichen Gegenstände zu bezeichnen, liegt; diese werden hier also gleichsam versinnlicht, durch Gegenstände der Wirklichkeit vorgetragen, vorgestellt, und daher entstehen die vielen Bilder.

Elemente der Poesie sind. Also haben diejenigen Gelehrten wohl nicht unrecht, die behaupten, daß man eher in gebundener, als in ungebundener Schreibart geschrieben habe. Die Dichter waren bei den Griechen und Römern auch weit älter, als die Geschichtschreiber und berühmtesten Redner. Man kann die Zeit, sagt ein Schriftsteller, ziemlich genau angeben, zu welcher die Griechen angefangen haben in Prosa zu schreiben, aber es ist fast unmöglich, das Alter ihrer Gedichte zu bestimmen, das weit höher hinaufgeht, als Troja's Belagerung und die Olympischen Spiele. Eben so kennt man bei den Römern keine ältere in Prosa verfaßte Schrift, als Appii Caegi Rede an den Rath und das Römische Volk in der 125sten Olympiade, worin er ihnen anräth, die vom Pyrrhus angebotene Friedensbedingungen nicht anzunehmen, da doch bekannt ist, daß die Poesie bei ihnen lange vorher bekannt gewesen und betrieben worden ist. Derselbe Fall ist es mit der Poesie der nordischen Völker, der Schweden, Norweger und Isländer; s. auch unt. Skalde, Th. 154, S. 572 u. f. Durch die viele Interjectionen, die vielen kurzen oder einsylbigen, höchstens zweisylbigen Worte wird die Sprache musikalisch, und da man viele Begriffe aus Mangel an Wörtern umschreiben mußte, so ward sie bilderreich und kam dadurch der Poesie zu Hülfe, weil Bilder, Malerey, das Wesen der Poesie sind. — Uebrigens kann man wohl mit Gewißheit annehmen, daß sowohl das Morgenland, wegen der üppigen Natur, der reichen Fülle an Naturschönheiten aller Art, als auch der Norden, wegen seiner gigantischen Eismassen und seiner schauerlichen, aber doch erhabenen Natur, die Phantasie am meisten beschäftigen, und dieserhalb ist es wohl nicht zu verwundern, wenn man gerade in diesen Ländertheilen eine reichere Bildersprache antrifft, weil der Zauber der Natur sich dem noch von vielen Leidenschaften unge-

trübten, offenen, freien Sinne jener Nomaden-, jener Hirtenvölker mittheilen mußte, indem ihr Element nur die Natur, nicht das Haus, das Zimmer war. — Je wortreicher die Sprache in der Folge ward, desto mehr verlor sich in derselben ihr frühzeitiger Charakter, jene figürliche Schreibart; denn sobald man eigene und bekannte Namen für jeden sinnlichen und moralischen Gegenstand hatte, so gebrauchte man auch nicht mehr so viele Umschreibungen. Die Schreibart wurde bestimmter und daher auch einfacher, weil die Verzierungen, um sich verständlicher auszudrücken, und den unkörperlichen Gegenstand deutlich zu bezeichnen, fortblieben. Auch hatte die Einbildungskraft beim Fortgange der Kultur nicht mehr so viel Einfluß auf die Menschen; denn diese Stelle nahm jetzt der Verstand ein. Die heftige oder belebte Sprechart durch Töne und Geberden war nicht mehr so allgemein; denn der Verstand wurde jetzt mehr beschäftiget, mehr geübt, weil ein neu gestaltetes Leben in den Gewerben begann, und Jagd, Fischerey und Viehzucht nicht mehr ausschließlich die Menschen beschäftigete. Der Verkehr mit Menschen wurde reger, und das isolirte Nomaden- und Schäferleben nahm eine andere Gestalt an, indem man feste Wohnplätze bezog, die Einbildungskraft also immer mehr und mehr auf gewisse Räume beschränkt wurde, wo ihr durch das alltägliche Leben und durch den Geschäftskreis, den Verkehr, die Natur nicht mehr diesen Zauber bot, als bei dem Herumwandern in unumgrenzten Fluren. Der vornehmste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war jetzt Deutlichkeit des Vortrags, um einander ihre Meinung zu erklären, besonders da der Handel anfing sich geltend zu machen, und man Produkte gegen Produkte austauschte, wodurch sich auch die Wörter in der Sprache mehrten; denn der Handlung gebührt wohl ein bedeutender Antheil an der Ausbildung der Sprache, wenigstens doch des

Wörterreichthums derselben; denn es mußten jetzt für alle Produkte, welche Gegenstand des Handels wurden, Namen geschaffen werden, und somit bereicherte sich dadurch die Sprache. Auch traten jetzt statt der Dichter Philosophen als Lehrer der Menschen auf, und führten bei ihren Betrachtungen über alle die mannigfaltigen Gegenstände jene deutlichere und einfachere Schreibart ein, die wir jetzt Prosa nennen. Unter den Griechen soll Pherecy des von Scyros, der Lehrer des Pythagoras, der Erste gewesen seyn, der in diesem Verstande, also prosaisch, schrieb. Das ehemalige methaphorische u. poetische Gewand der Sprache wurde nun beim Umgange abgelegt, und bloß für solche Gelegenheiten aufbewahrt, wo man hauptsächlich auf Schmuck und Schönheit sah; sie blieb noch Eigenthum der Dichter und Redner, aber nicht mehr der Menge, des Volkes, der Geschäfts- und Gewerbetreibenden.

Bis hierher ist die Geschichte der Sprache in ihren wichtigsten Veränderungen von ihrem Entstehen an beleuchtet worden, sowohl der Ursprung der Wörter, als auch die Art die Wörter in hörbaren Tönen durch die Sprachwerkzeuge hervorzubringen, sie auszusprechen, und in der Schreibart und in dem Charakter der Rede. Jetzt soll sie auch noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden, nämlich von Seiten der Stellung und Anordnung der Wörter oder der Construc-tions-Ordnung. Wenn wir auf die Ordnung Acht haben, in welche die Wörter in einer Periode oder in einem vollständigen Satze gestellt sind, so finden wir hierin zwischen den alten und neuen Sprachen eine auffallende Verschiedenheit. Die nähere Erörterung derselben wird uns dienen den eigentlichen Genius der Sprache weiter zu entwickeln und die Ursachen der Veränderungen zu zeigen, welche sie im Fortgange und in der Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens erfahren

hat. Um nun dieses näher zu bezeichnen, um einen richtigen Begriff von den Veränderungen zu erhalten, müssen wir, wie es oben geschehen ist, in das früheste Zeitalter der Sprache zurückgehen. Man denke sich einen rohen unkultivirten Bewohner der Erde, einen sogenannten Wilden, der irgend etwas, z. B. eine Frucht erblickt, die er gern zu besitzen wünscht, und um die er einen andern bittet, sie ihm zu geben. Diesem Kulturlosen fehlen nun die Wörter, er wird sich also dadurch verständlich zu machen suchen, daß er erstlich auf die Sache, die er verlangt, hinweiset, und zu gleicher Zeit einen leidenschaftlichen Schrei thut, welcher nämlich das Verlangen, die Begehr ausdrückt. Gesetzt nun, dieser Kulturlose habe Wörter gelernt, so würde das erste Wort, welches er hervorbrächte, gewiß der Name der Sache seyn. Er würde nicht nach unserer Art sagen: Gieb mir die Frucht! sondern: die Frucht gieb mir; weil seine ganze Aufmerksamkeit auf den verlangten Gegenstand, die Frucht, gerichtet ist. Dieses war die Ursache, die ihn zum Reden bewog, und diese würde er daher auch zuerst nennen. Diese Ordnung ist die natürlichste, sie ist die genaue Uebertragung der Geberde in Worte, welche die Natur den Wilden machen lehrte, ehe er Worte kannte, und man kann es daher als gewiß annehmen, daß er am leichtesten auf diese Ordnung fallen würde. Wir sind jetzt an eine andere Art der Wortfolge gewöhnt, und nennen daher diese eine Inversion oder Versetzung, und sehen sie als eine gezwungene und unnatürliche Anordnung der Rede an. Wenn sie aber gleich nicht die logisch richtigste ist, so bleibt sie doch immer, in gewissem Betrachte, die natürlichste, weil sie durch Einbildungskraft und Verlangen an die Hand gegeben wird, die uns anspornen ihren Gegenstand zuerst zu nennen. Es läßt sich daher a priori schließen, daß die Wörter beim ersten Anfange der Sprache gemeiniglich

in diese Folge gebracht sind, und wir finden daher auch wirklich, daß die Wörter in den meisten alten Sprachen so aufeinander folgen, z. B. in der Griechischen und Lateinischen, und so auch in der Russischen, Slavonischen, Gallischen und verschiedenen Amerikanischen Sprachen. In der Lateinischen Sprache ist die gewöhnliche Wortfolge die, daß man zu Anfange der Periode dasjenige Wort setzt, welches den Hauptgegenstand der Rede ausdrückt, nebst den dazu gehörigen Umständen, und hernach die Person oder die Sache, die damit zu thun hat. So sagt Sallust, wenn er die Seele und den Körper mit einander vergleicht: Animi imperio, corporis servitio, magis utimur. Nach dieser Wortfolge wird der Satz weit lebhafter und auffallender, als wenn man sagt: Wir bedienen uns am meisten der Herrschaft der Seele und des Dienstes des Körpers. Die Lateinische Wortfolge kommt der Geschwindigkeit der Einbildungskraft mehr zu Statten, die zuerst zum Hauptgegenstande hineilt, und, wenn dieser einmal genannt ist, ihn bis zu Ende des Satzes immer im Auge behält. Eben so in der Poesie:

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni,
Mente quatit solida, — —

Der Geschmack besitzende Leser wird hier bald gewahren, daß hier die Worte weit mehr den Eindrücken der Gegenstände auf die Phantasie gemäß geordnet sind, als in einer Sprache, wo die Worte: Justum et tenacem propositi virum, die doch den Hauptgegenstand der Rede ausmachen, erst zuletzt kommen würden, wie solches in der Wortfolge der Englichen Sprache der Fall ist. Man muß aber nicht annehmen, daß in den beiden vorher genannten Sprachen dieses immer geschehen müsse, dasjenige zuerst zu setzen, was auf die Einbildungskraft der redenden Person den meisten

Eindruck macht; denn auch hier finden manche Ausnahmen Statt. Es fordert zuweilen die Rücksicht auf den Wohlklang der Periode eine andere Wortfolge, und in Sprachen, die so vieler musikalischen Schönheiten fähig sind, und mit so vielen Ausdrücken und so vieler Modulation ausgesprochen werden, wie bei diesen Nationen üblich war, befleißigete man sich des Wohlklanges der Perioden mit der größten Sorgfalt. Zuweilen kann auch die Sorge für die Deutlichkeit, für den Nachdruck, oder die absichtliche Zurückhaltung des vollständigen Sinnes, diese Ordnung verändern, und in derselben so mancherlei Abwechselungen hervorbringen, daß es nicht leicht ist, solche auf eine einzige Regel zurückzuführen. Ueberhaupt aber war dies der Genius und der Charakter der meisten alten Sprachen, der Wortfolge so viele Freiheit zu lassen, daß sie jede Anordnung wählen konnte, die sich für die Einbildungskraft der redenden Person am besten schickte. Das Hebräische ist hiervon eine Ausnahme, und wenn es auch nicht ganz ohne Inversionen ist, so kommen sie doch nicht häufig vor, sie kommt daher dem Griechischen und Lateinischen nicht so nahe, als andere Sprachen. Alle neueren Europäischen Sprachen haben eine ganz andere Wortfolge, als die alten. In ihren prosaischen Aufsätzen findet wenig Abänderung in der Stellung der Wörter Statt; sie beobachten meistentheils einerlei Ordnung. Sie setzen in jedem Satze zuerst die Person oder die Sache, welche redet und handelt; dann ihre Handlung, und zuletzt den Gegenstand ihrer Handlung. Und so folgen die Ideen einander, nicht nach dem Grade der Wichtigkeit, welche die verschiedenen Gegenstände für die Vorstellungskraft haben, sondern nach der Ordnung der Natur und Zeit. Unsere Wortfolge scheint nach allem die Frucht einer großen Verfeinerung der Sprachkunst zu seyn, in so fern Klarheit und Deutlichkeit in der Mittei-

lung der Begriffe als Zweck der Sprache anzusehen ist. Die Poesie macht hierin eine Ausnahme; in derselben ist unsere Wortfolge nicht so eingeschränkt; dieses kommt daher, weil die Sprache aus dem gewöhnlichen Leben heraustritt und mehr der Einbildungskraft und den Empfindungen folgt, sich den Ergüssen der Phantasie hingiebt. Allein auch hier ist bei den neuern Sprachen in Vergleichung mit den alten keine so große Freiheit, als bei diesen; denn wenn hier gleich Umkehrungen und Versetzungen eben so gut Statt finden, als bei den alten, so sind sie doch in engere Grenzen eingeschränkt. Die neueren Sprachen gehen in der Wortfolge sehr weit von einander ab. Die Französische ist hierin von allen die bestimmteste, und erlaubt die wenigsten Inversionen, sowohl in der Prosa, als in der Poesie, in Versen. Die Englische und Deutsche Sprache erlauben sie schon weit mehr; die Italienische hat aber von der Versetzungsart der alten Sprachen am meisten beibehalten, obgleich auf Kosten einiger Dunkelheit in der Schreibart ihrer Schriftsteller, die sich dieser Freiheiten am meisten bedienen. Dann giebt es noch einen Umstand in dem Baue aller neueren Sprachen, mit Ausnahme der Deutschen, die ihre Wortfolge größtentheils auf einen festgesetzten und bestimmten Gang einschränkt. Es sind nämlich bei den neueren, mit der eben angeführten Ausnahme der Deutschen Sprache, jene Unterschiede der Endungen nicht mehr gebräuchlich, wodurch man in der Griechischen und Lateinischen Sprache die verschiedenen Fälle oder Casus der Nennwörter, und die Tempora der Zeitwörter unterschied, und wodurch das gegenseitige Verhältniß der Wörter eines Satzes zu einander sichtbar wurden, wenn gleich die sich auf einander beziehenden Wörter nicht beisammen standen, sondern in der Wortfolge von einander getrennt waren; daher kommt es, daß wir jetzt meistentheils kein anderes Mittel übrig haben, die ge-

naue Beziehung zweier Wörter auf einander anzudeuten, als daß wir sie in der Periode unmittelbar nebeneinander stellen. Die Römer konnten sich z. B. ganz gut so ausdrücken:

Extinctum nymphae crudeli funere Daphnim
Flabant. — — — — — —

Da nun hier extinctum und Daphnim beide der Accusativ sind, so gewahrt man bald, daß hier das Eigenschafts- und Hauptwort zusammen gehören, wenn sie gleich an beiden Enden der Zeile stehen, und beide durch das Zeitwort flabant regiert werden, wozu der Nennfall (Nominativ) nymphae gehört. Die verschiedenen Endungen bringen hier alles in Ordnung, und machen den Zusammenhang der verschiedenen Wörter vollkommen deutlich. Man übersetze aber einmal diese Worte buchstäblich nach der Lateinischen Wortfolge: „Den Todten die Nymphen durch ein grausames Schicksal Daphnis beweinten;" so werden sie ein vollkommenes Räthsel, dessen Sinn sich nicht errathen läßt. Durch Hülfe dieses Verfahrens, die Nenn- und Zeitworte zu beugen und abzuwandeln, welches fast in allen alten Sprachen üblich war, um dadurch den Zusammenhang und die Beziehung der Rede anzudeuten, hatten sie so viele Freiheit in Versetzung der Wörter, und konnten solche auf jede Art stellen und vertheilen, die ihrer Phantasie oder ihrem Ohre gefiel. Als die Sprache durch die nördlichen Völker, die überall einbrachen, abgeändert wurde, so verloren sich die Casus der Nennwörter und die verschiedenen Endungen der Zeitwörter um so viel leichter, weil man auf die aus einer solchen Wortstellung entstehenden Vortheile keinen großen Werth legte. Man sah bloß auf Deutlichkeit und Reichthum des Ausdrucks. Den Wohlklang achtete man wenig, und suchte nicht durch Anordnung der Wörter der Einbildungskraft zu willfahren; man suchte sich vielmehr

nur so auszudrücken, daß man Andern seine Vorstellungen auf die deutlichste und verständlichste Art mittheilte. Und wenn daher mehrere neuere Sprachen in diesem Stücke weniger Wohlklang, weniger Schönheit und Nachdruck haben, als die Griechische und Lateinische, so sind sie doch in Hinsicht des Wortverstandes deutlicher und leichter.

Aus dieser kurzen geschichtlichen Uebersicht von dem Genius und Fortgange der Sprache lassen sich nun manche denkwürdige und nützliche Bemerkungen herleiten. Man gewahrt hieraus, daß die Sprache ursprünglich arm an Wörtern, aber ausdrucksvoll durch den Schall derselben, und in der Art ihrer Aussprache durch Hülfe bedeutender Töne und Geberden war; die Schreibart war figürlich und poetisch; die Wortfolge phantasiereich und lebhaft. Man gewahrt ferner, daß bei allen den Veränderungen der Sprache in den verschiedenen Zeiträumen der Verstand in der Folgezeit immer mehr die Einbildungskraft in ihrem Einflusse behindert und sich an deren Stelle gesetzt hat, das heißt, in der Umgangssprache, in der Sprache des Geschäfts- und Gewerbelebens. Der Fortgang der Sprache gleicht hier dem Fortgange des menschlichen Alters. In der Jugend ist die Einbildungskraft am stärksten und herrschendsten, in späteren Jahren erkaltet sie immer mehr, je reifer der Verstand wird. So ist auch die Sprache bei ihrem Uebergange von Armuth zum Reichthum, auch zugleich von Lebhaftigkeit zur Genauigkeit übergegangen, vom Feuer und Enthusiasmus zur Kälte und Bestimmtheit. Jene Charaktere der früheren Sprache, beschreibender Schall, heftige, jedoch melodische Töne und Geberden, figürlicher Ausdruck und umgekehrte Wortfolge hängen alle zusammen, haben einen gegenseitigen Einfluß aufeinander, und haben stufenweise willkührlichen Tönen, ruhiger Ausrede, einfacher Schreibart und Wortfolge Platz gemacht, wodurch die

Sprache in neueren Zeiten korrekter und genauer, dagegen aber minder auffallend und belebt geworden ist. In ihrem vormaligen Zustande war sie für Poesie und Beredsamkeit vortheilhafter, in ihrem jetzigen ist sie brauchbarer für die Vernunft und Philosophie. In den früheren Zeiten war die Sprache Natur, also ohne Regeln, in den folgenden Kunst, also mit Regeln; man unterwarf sie gewissen Gesetzen. Allein trotz der verschiedenen Sprachen, und der Menge von Ausnahmen in Hinsicht ihrer Gesetze, so findet man doch im Ganzen Aehnlichkeit oder Analogie, worauf sich die grammatikalischen Regeln gründen. Die Entstehung dieser Aehnlichkeiten läßt sich wohl dadurch erklären, daß bei der Bezeichnung der Verhältnisse durch die Ableitung und Beugung der Wörter, um Vorstellungen zu geben, der Verstand mit ins Spiel kam, und in diese Bezeichnung Analogie oder Aehnlichkeit und Regelmäßigkeit brachte. Hierzu kam nun noch, daß zur Bezeichnung der gedachten Verhältnisse keine neuen Zeichen, sondern nur Veränderung der Zeichen der in Verhältniß gesetzten Vorstellungen erfunden werden mußten. Die Ausnahmen von den Regeln entspringen entweder daher, weil der Verstand zuweilen bloß dunkle Begriffe gab, die nicht hinreichend waren, die schaffende Einbildungskraft sicher zu leiten, oder weil der Erfinder oder der Nachfolger die angenommene Regel vergaß, oder weil mehrere zugleich die Bezeichnung erfanden.

Nach dieser geschichtlichen Uebersicht des Entstehens und Fortganges der Sprache im Allgemeinen, ist es nun wichtig, dieselbe in ihrem Kulturzustande als eine Kunst oder vielmehr als ein durch Schriftzeichen künstliches, und nach Regeln bestimmtes Gebäude zu betrachten. (Linguistik, Grammatik). — Die Sprache war bis zur Erfindung der Schriftzeichen oder Buchstaben nur eine mündliche Fortpflanzung der erfundenen, betonten Worte; alle Verbesserungen,

die darin geschahen, bezogen sich nur auf die Veränderung der Stimme, um dadurch den Worten, wie auch schon oben angeführt worden, eine vielfältige Bedeutung zu geben, das heißt, mit einem Worte durch die Ton- oder Stimmveränderungen mehrere Gegenstände zu bezeichnen. Unter diesen Umständen war an Aufführung eines künstlichen Gebäudes in der Sprache nicht zu denken; denn nicht nur die Erfindung der Wörter, als die Menschen in Gesellschaften zusammentraten, um sich verständlich zu machen, machte ihnen Schwierigkeiten, sondern auch der beginnende Verkehr beschäftigete sie ganz, und ließ ihnen keine Zeit, auf künstlichere Verbesserungsmittel in der Sprache zu denken; sie waren nur zu sehr beschäftiget, um das darin zu erfinden, was ihren Verkehr erleichtern konnte. Nur erst als die Handlung zu blühen anfing, als diese Reichthum und Wohlleben verbreitete, fing man auch an sich auf Künste und Wissenschaften zu legen, diese zu betreiben, und so wirkten diese im Verein mit den Handeltreibenden auf Vervollkommnung der Sprache, wie sie das Bedürfniß anfangs hervorgerufen hatte; man sann nun auf Mittel, die Sprache, so weit sie nun durch die Tradition fortgepflanzt worden war, auch durch sichere Zeichen den kommenden Geschlechtern aufzubewahren. Hauptsächlich aber wohl durch dergleichen Merkzeichen oder Charaktere den Verkehr zu erleichtern, auch abwesend sich einander die Geschäfts-Angelegenheiten mitzutheilen, seine Gedanken zu erkennen zu geben; die Erfindung der Schrift lag daher hier wieder im Bedürfniß, wie die Erfindung der Ausbildung der Sprache, der Redetöne. Das Bedürfniß schuf die Sprache und auch die Schrift oder die Schrift- oder Sprachzeichen. Diese Zeichen oder Charaktere sind von zweifacher Art: Zeichen oder Charaktere für Sachen, oder Zeichen für Worte. Von der ersten Art sind die Abbildungen, Hieroglyphen

und Symbole, deren sich die ältesten Völker bedienten; von der letztern Art die Alphabetischen Zeichen oder Charaktere, welche gegenwärtig bei allen Europäern gebräuchlich sind. Diese beide Arten der Charaktere oder Schrift, seine Gedanken ꝛc. mitzutheilen, sind daher wesentlich von einander verschieden. Wer der Erfinder dieser Schriftzeichen oder Charaktere gewesen, ist schon unter Schrift (Buchstaben-), Th. 148, S. 481 u. f. angeführt worden; so wie man überhaupt, was diesen Gegenstand anbetrifft, die Artikel: Schreibekunst, in dem oben erwähnten Theile, S. 278 u. f.; Schrift, daselbst, S. 421 u. f.; Schrift (Bilder-), daselbst, S. 474 u. f., und den schon oben erwähnten Artikel Schrift (Buchstaben-), nachsehen kann. Die Bilderschrift ging der Zeichenschrift voran, und dieses war auch sehr natürlich, da wohl nichts dem Menschen mehr in die Augen fallen mußte, um seine Gedanken Andern in sichtbaren oder sinnlichen Gegenständen mitzutheilen, als diese Gegenstände selbst durch Kohle oder durch irgend ein anderes Mittel, wie Farbenerde, auf Fellen, Holz ꝛc. zu versinnlichen, sie abzuzeichnen. Daß diese natürliche Art, Gegenstände ohne Sprache zu versinnlichen, wirklich der Anfang der Bilderschrift war, beweisen uns, Europäern, die historischen Bilder, welche man bei der Entdeckung von Amerika, im Königreiche Mexico vorfand, durch welche die Mexikaner das Andenken der wichtigsten Begebenheiten ihres Reiches aufbehalten haben. Nach dem Vorgeben einiger Schriftsteller sollen dieses nur sehr mangelhafte Geschichts-Erzählungen gewesen seyn, und die Völker, die keine andern hatten, waren nach ihnen sehr roh und ungebildet, weil man durch Gemälde nur äußere Veränderungen und Vorfälle darstellen konnte, nicht aber solche Gegenstände, die dem Auge nicht sichtbar sind, noch viel weniger sey es möglich, von den Gesin-

nungen oder den Werken eines Menschen irgend einen Begriff zu geben. Diese Schriftsteller, welche solches behaupten, haben aber nicht in Erwägung gezogen, daß Völker, welche die Zeichenkunst und Malerey, wenn auch noch so schlecht, üben, nicht mehr ganz roh und ungebildet sind, und daß sich auf keine andere Weise, beim Mangel an Schrift- oder Sprachzeichen, Begebenheiten besser der Nachwelt aufbewahren lassen, als durch die Zeichenkunst und Malerey; was diesen daher an der Sprache, der Beredung abgeht, daß ersetzt die Einbildungskraft, welche, wie schon oben bemerkt worden ist, um so lebhafter, glühender ist, als bei denjenigen Völkern, wo die Sprache Gegenstand des Verstandes geworden ist, und die eine Schrift besitzen. Jene bedürfen nur der Andeutungen, nur der Grundzüge einer Begebenheit, um sich das Uebrige lebhaft zu denken, weil ihre Phantasie frischer, reger und kräftiger den Gegenstand in Anspruch nimmt; diese dagegen haben zu sehr mit den Umgebungen zu thun, sind zu sehr durch die mannigfaltigen, zum Theil auf sie einwirkenden Begebenheiten abgezogen, so daß sie sich immer sammeln müssen, um einen Gegenstand zu überschauen, um ihn nach seinem wahren Gehalte zu überdenken, und haben sie ihn gefaßt, so erwägt erst der Verstand das ihm Dargebotene, verwirft, setzt zu, und sichtet mehrere Male das ihm in der Schrift Vorliegende, ehe er sein Urtheil fällt, ehe es reif ist. — Um nun die Mängel, welche jene Bilder als Schrift nicht in der Geschichte, denn diese ließe sich dadurch mit Hülfe der Einbildungskraft gut entziffern, sondern im Verkehr des Lebens, der Gesellschaft hatten, einigermaßen abzuhelfen, entstand in der Folge die Erfindung der Hieroglyphen, die man als den ersten weitern Fortschritt der Schreibekunst ansehen kann. Die hieroglyphischen Caraktere waren gewisse Symbole, die man statt der sichtbaren Gegenstände setzte, denen man also

die Bedeutung dieser Gegenstände beilegte; allein nicht bloß sichtbare, sondern auch Gegenstände, die bloß idealisch sind, wurden durch sichtbare Zeichen versinnlichet, z. B. alle moralischen, alle Gemüths-Gegenstände, von welchen sich nur die Seele eine Vorstellung macht, die aber nicht in der Wirklichkeit so existiren, daß sie ein Sinn fassen kann die sich daher wohl beschreiben, aber nicht sinnlich dastellen lassen, sondern nur sinnbildlich oder symbolisch. So z. B. war ein Auge das hieroglyphische Zeichen der Erkenntniß; ein Zirkel bedeutete die Ewigkeit, die weder Anfang, noch Ende hat, die man daher auch durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, darstellt. Die Hieroglyphen waren also eine feinere und sinnreichere Art von Gemälden oder Bildern. Die Gemälde gaben bloß die Aehnlichkeit äußerer sichtbarer Gegenstände; die Hieroglyphen zeichneten unsichtbare Gegenstände, vermöge ihrer Aehnlichkeit mit Gegenständen aus der sichtbaren Welt. Auch bei den Mexikanern fand man einige Spuren hieroglyphischer Charaktere unter ihre historischen Gemälde gemischt; das eigentliche Land der Hieroglyphen war aber Aegypten, wo man diese Schriftart in eine regelmäßige Kunst brachte, die den Priestern angehörte. Alle Eigenschaften, welche sie den Thieren beilegten; alle Kräfte, die sie den natürlichen Gegenständen zuschrieben, wählten sie auch zu Bildern oder Hieroglyphen moralischer Dinge in ihrer Schrift. So z. B bezeichneten sie den Undank, durch eine Otter, die Unvorsichtigkeit, durch eine Fliege, die Klugheit, durch eine Ameise, den Sieg, durch einen Falken, ein dankbares Kind, durch einen Storch, einen nicht geachteten Menschen, durch einen Aal, weil man glaubte, dieser Fisch finde sich nie bei den andern Fischgattungen. Man verband auch zwei oder mehrere solche hieroglyphische Charaktere mit einander, z. B. eine Schlange mit einem Falkenkopfe, um dadurch die von

Gott regierte Natur anzudeuten. Der Glaube, worin viele Gelehrte gestanden, daß die Hieroglyphen eine Erfindung der Aegyptischen Priester gewesen seien, um ihre Gelehrsamkeit dem gemeinen Manne zu verhüllen, sie darunter geheim zu halten, weshalb sie solche der Buchstabenschrift vorgezogen hätten, ist wohl ein Irrthum; sie sind bloß eine Schrift, welche die Noth, um sich verständlich zu machen, erfand; denn hätte man damals schon eine Buchstabenschrift gekannt, so würde man auf dieses verworrne, räthselhafte und mangelhafte Hülfsmittel, wie die Hieroglyphen, nicht gefallen seyn, da diese Schrift nur bloß eine Erweiterung der Abbildungen sichtbarer Gegenstände war, und nur durch die Vieldeutigkeit, welche die Zusammenstellung mehrerer Hieroglyphen bei moralischen Dingen geben, wurde sie verworren und räthselhaft, so daß sie nur sehr unvollkommen eine Fortsetzung der Darstellungsschrift durch Gemälde ward; denn wenn diese den Gegenstand nach der Natur so deutlich, als es die damalige Zeichenkunst und Malerey geben konnte, darstellte, so hüllte jene die unkörperlichen Gegenstände in ein mystisches Dunkel, so daß man oft Mühe hatte den Sinn zu errathen. So viel weiß man, daß in der Folge, da die Buchstabenschrift in Aegypten eingeführt und die Hieroglyphische abgekommen war, die Priester sich noch der Letztern, als eine heilige Schrift, bedienten, um dadurch das Volk zu täuschen, es etwas Geheimnißvolles in ihrer Gelehrsamkeit und Religion ahnen zu lassen. In diesem Zustande fanden die Griechen die hieroglyphische Schrift, als sie mit den Aegyptern verkehrten, und Einige von ihren Schriftstellern nahmen den Gebrauch, welchen man damals von derselben machte, für den Anlaß ihrer ersten Erfindung. So wie die Schreibekunst von der Abbildung sichtbarer Gegenstände zu den Hieroglyphen oder Zeichen unsichtbarer Gegenstände überging, so ging sie bei einigen Völkern zu bloßen

willkührlichen Zeichen über, die man statt der Gegenstände setzte, wenn sie gleich gar keine Gleichheit oder Aehnlichkeit mit denselben hatten. Von dieser Art war die bei den Peruanern übliche Schreibart, die in kleinen Schnüren bestand, wie auch schon unter Schrift, (Bilder-), oben, S. 31. angeführt worden ist. Die Hieroglyphen der Chinesen sind etwas Aehnliches; dieses Volk hat kein Alphabet von Buchstaben oder einzelnen Tönen, woraus ihre Worte bestehen, sondern jeder einzelne Schriftzug bezeichnet bei ihnen einen Begriff; er ist das Merkzeichen irgend einer einzelnen Sache. Die Menge dieser Charaktere geht daher ins Unendliche, da sie mit der ganzen Menge von Gegenständen zusammenstimmt, die sie auszudrücken hat, das ist, mit der ganzen Anzahl von Wörtern, deren man sich beim Sprechen bedient, ja sie muß selbst noch größer seyn, als die Zahl der Wörter, weil ein und dasselbe Wort durch Abänderung des Tons, womit es ausgesprochen wird, mancherlei bedeuten kann. Sie sollen siebzig- bis achtzig tausend solcher Schriftzüge haben, welche, vollkommen zu schreiben und zu lesen, das Studium eines ganzen Lebens ausmachen sollen. Dieses macht bei diesem Volke die gelehrten Kenntnisse nicht nur höchst mühsam, sondern hemmt auch den Fortgang aller Wissenschaften. Ueber den Ursprung der Chinesischen Schriftzüge ist man verschiedener Meinung gewesen, und hat sich bis jetzt darüber nicht vereinigen können. Nach den wahrscheinlichsten Nachrichten fing die Schreibekunst bei diesem Volke, wie bei den Aegyptern, mit Abbildungen und hieroglyphischen Figuren an. Da man diese in der Folge abkürzte, um sie leichter schreiben zu können, und ihre Anzahl sehr vermehrte, so gingen sie zuletzt in diejenigen Züge oder Charaktere über, deren sie sich jetzt bedienen, und die sich unter verschiedene Morgenländische Völkerschaften verbreitet haben. So sollen sich die Japaner, Tunkineser und andere

Asiatische Nationen, die ganz verschiedene Sprachen reden, und hierin auch ganz von der Chinesischen Sprache abgehen, doch der nämlichen Schriftzeichen bedienen, und auf diese Art sich schriftlich miteinander verständlich machen können, wenn gleich die eine Nation die Sprache der andern nicht versteht; dieses giebt einen Beweis, daß die Chinesischen Schriftzüge, gleich den Hieroglyphen, nichts mit der Sprache zu thun haben, daß sie Bezeichnungen der Dinge selbst und nicht der Worte sind. Eine Probe dieser Schriftart bei uns in Europa, sind die Zahlen, Ziffern oder arithmetischen Figuren: 1. 2. 3. 4. ꝛc., die wir von den Arabern erhalten haben. Diese Zahlzeichen beziehen sich auf keine Wörter, sondern jede Figur stellt eine Sache vor, nämlich die Zahl, deren Stelle sie vertritt, und sobald man sie sucht, wird sie eben so gut von allen den Völkern verstanden, bei denen sie eingeführt sind, von den Spaniern, Italienern, Franzosen, Engländern, Deutschen ꝛc., so verschieden auch die Sprachen dieser Nationen von einander sind, und so verschieden sie auch in ihrer Sprache jedes Zahlzeichen benennen. Bis jetzt haben wir es nur bloß mit Charaktere zu thun gehabt, die mit unsern Buchstaben gar keine Aehnlichkeit haben, oder die im eigentlichen Verstande Schrift heißen könnten. Die Unvollkommenheiten, Vieldeutigkeiten und das Beschwerliche jener Charaktere leuchtete bald den Völkern ein, und man fing an einzusehen, daß nur durch den Gebrauch solcher Zeichen, die nicht die Dinge selbst, sondern die Wörter andeuten, deren man sich in der Sprache zur Benennung dieser Dinge bediente, einen großen Vortheil erhalten könne; denn man gewahrte ferner, daß zwar die Anzahl der Wörter in jeder Sprache sehr groß, die Anzahl der artikulirten Laute aber, deren man sich zur Zusammensetzung dieser Wörter bedient, vergleichungsweise nur klein sey, indem die einfachen Laute beständig wiederholt und auf

mancherlei Weise mit einander verbunden werden, um alle die mannigfaltigen Worte zu bilden, die wir aussprechen. Man fiel also darauf Zeichen nicht für jedes Wort an sich selbst zu erfinden, sondern für jeden der einfachen Laute, deren wir uns bei der Bildung der Wörter bedienen, und durch die Verbindung einiger weniger von diesen Zeichen gewahrte man, daß sich im Schreiben alle die Verbindungen der Töne ausdrücken ließen, welche die Worte in unserer Sprache erfordern. Der erste Schritt dieser neuen Verbesserung war die Erfindung eines Alphabets von Sylben, welches wahrscheinlich vor der Erfindung eines Alphabets von Buchstaben bei einigen alten Völkern vorherging, und dergleichen man noch in Aethiopien und in einigen Indischen Ländern haben soll. Man setzte ein besonderes Merkmal oder Zeichen für jede Sylbe der Sprache hin, und so wurde die Anzahl der beim Schreiben zu brauchenden Charaktere weit geringer in Menge, als die Zahl der Worte in der Sprache; und dennoch war die Anzahl der Charaktere sehr groß; und Lesen und Schreiben muß hierbei noch eine sehr mühsame Kunst gewesen seyn. Endlich, nachdem schon so viel in diesen Zeichen vorgearbeitet worden, verfiel ein sinreicher oder scharfsinniger Kopf darauf, die Töne der menschlichen Stimme auf ihre einfachsten Bestandtheile zurückzubringen, nämlich auf einige wenige Selbstlaute und Mitlaute. Für jeden derselben bestimmte er nun die Zeichen, die wir Buchstaben nennen, und lehrte dadurch die Menschen die verschiedenen Wörter oder Verbindungen der Laute niederzuschreiben, deren sie sich im Sprechen bedienten. Durch Zurückführung der Wort- und Sylbenzeichen auf diese Einfachheit, wurde die Schreibekunst zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und in diesem Zustande bedienen wir uns derselben gegenwärtig in ganz Europa. Wem wir diese Entdekkung verdanken, wissen wir nicht mit Bestimmtheit an-

zugeben. In das geheime Dunkel des fernsten Alterthums verhüllt, sagt Blair, ist der große Enfinder aller der Ehre beraubt, die noch jetzt seinem Andenken von allen Wissenschaftern erwiesen werden würde. Aus den Mosaischen Schriften gewahrt man, daß unter den Juden, und wahrscheinlich auch unter den Aegyptern, die Buchstaben schon vor der Zeit dieses Schriftstellers sind erfunden worden. Bei den Alten war die Sage, daß Cadmus die Schrift zuerst aus Phönizien nach Griechenland gebracht habe, s. unter Schrift (Buchstaben-), Th. 148, S. 482; er selbst soll aber nach dem Zeugnisse verschiedner alter Schriftsteller ein Thebaner aus Aegypten gewesen seyn, so wie man überhaupt annimmt, daß die Buchstaben ihren Ursprung in Aegypten haben, dem ersten uns bekannten aufgeklärten Reiche, der Quell der Künste und Kultur bei den Alten. Daß Taout, mit dem Her'mes oder Merkur der Griechen einerlei Person, der Erfinder der Buchstaben nach dem Plato gewesen seyn soll, ist schon in dem oben erwähnten Theile an den bezeichneten Orten angeführt worden. Man vermuthete auch das Moses oder das Jsraelitische Volk die Buchstaben aus dem gelobten Lande gebracht haben, von woaus sie von den Phöniziern aufgenommen worden sind, die einen Theil dieses Landes bewohnten, und von diesen sind sie dann nach Griechenland gebracht worden. Das erste nach Griechenland gebrachte Alphabet bestand nur aus sechzehn Buchstaben, die übrigen kamen späterhin dazu, als man fand, daß es an Zeichen für gewisse Laute noch fehlte. Es ist merkwürdig, daß sich die Buchstaben, deren wir uns jetzt noch bedienen, bis zu den Zeiten des Cadmus hinaufführen lassen. Das Römische Alphabet, welches bei den meisten Europäischen Nationen gebräuchlich ist, wurde mit einigen wenigen Abänderungen, nach dem Griechischen gebildet. Und alle Gelehrten vermuthen, besonders

diejenigen, welche auf den ältesten Inschriften vorkommen, eine große Aehnlichkeit mit dem Hebräischen oder Samaritanischen haben, die größtentheils mit den Phönizischen Buchstaben, dem Kadmuschen Alphabete, einerlei sind. Wenn mau die Griechischen Buchstaben von der Linken nach der Rechten, nach der Hebräischen und Phönizischen Weise, zukehrt, so sind sie beinahe dieselben. Ausserdem stimmen auch die Benennungen der Griechischen Buchstaben: Alpha, Beta, Gamma, Delta ꝛc., in allen den verschiedenen Alphabeten, dem Phönizischen, Hebräischen und Römischen, dergestalt überein, daß es sich beinahe daraus völlig beweisen läßt, daß sie alle ursprünglich aus einer Quelle entstanden sind. Eine so nützliche Erfindung wurde daher von allen Völkern mit Begierde aufgenommen, wodurch es sich schnell verbreiten mußte. Was nun das Schreiben oder Setzen der Buchstaben anbetrifft, so geschah solches anfangs von der Rechten zur Linken, welche Schreibordnung bei den Assyriern, Phöniziern, Arabern und Hebräern gebräuchlich war; auch bei den Griechen soll sie üblich gewesen seyn, wie man aus einigen sehr alten Inschriften wahrgenommen hat. In der Folge schrieben die Griechen ihre Zahlen wechselweise von der Rechten zur Linken, wovon noch einige Beispiele übrig sind, besonders die berühmte sigäische Inschrift. Diese Art zu schreiben blieb noch bis auf das Zeitalter Solons. Man fand aber zuletzt die Bewegung von der Linken zur Rechten natürlicher und bequemer, welche Art zu schreiben sich durch alle Europäische Länder verbreitete. S. auch unter Schrift, Th. 148, S. 422. Das Schreiben war lange eine Art Bildgraberey, Steine, von Säulen und Tafel wurden anfänglich dazu gebraucht, und in der Folge Tafeln von weicherem Metalle, z. B. von Bley. Je gewöhnlicher die Schreibekunst wurde, desto leichtere und tragbarere Materien brauchte man dazu. So z. B.

in einigen Ländern Blätter und Rinden gewisser Bäume, und in andern hölzerne Tafeln, mit einer dünnen Bedekkung von weißem Wachse, in welche man mit einem eisernen Griffel schrieb. In spätern Zeiten bereitete man Thierhäute zu diesem Zwecke zu, welchen zubereiteten Häuten man den Namen Pergament gab. S. den Art. Manuscript, Th. 84, S. 231. u. f. Unsere jetzige Gewohnheit auf Papier zu schreiben, ist erst im vierzehnten Jahrhunderte eingeführt worden. Die Schrift hat vor der Sprache den Vorzug, daß sie eine ausgebreitetere und dauerhaftere Art der Mittheilung ist. Ausgebreiteter ist sie, indem sie nicht auf den engen Umfang derer eingeschlossen ist, die uns reden hören, sondern vermittelst der Schriftzüge können wir unsere Gedanken auch in die Ferne senden, und sie durch die ganze Welt fortpflanzen. Wir können hierdurch in dem fernsten Winkel der Erde gehört oder vernommen werden. Auch ist sie dauerhafter, weil unsere Gedanken bis zu den spätesten Zeiten in dem Tone, worin wir sie geschrieben, fortwähren, und wir selbst dadurch in den Stand gesetzt werden, unsere Gedanken der Zukunft mitzutheilen, und das lehrreiche Andenken vergangener Begebenheiten aufzubewahren. Sie gewährt auch noch den Hörenden den großen Vortheil, daß sie den Sinn des Schriftstellers in den geschriebenen Buchstaben länger vor Augen behalten können. Man kann hier einhalten, wiederholen, und eine Stelle nach Gefallen mit der andern vergleichen; da hingegen die Stimme flüchtig und vorübergehend ist, und man hier gleichsam die Worte im Fluge erhaschen muß, indem sie den Lippen entgleiten, wenn man sie nicht auf immer verlieren will. Von der andern Seite betrachtet, hat die gesprochene Rede wieder einen großen Vorzug vor der geschriebenen in Ansehung des Gewichts und Nachdrucks voraus. Die Stimme des Sprechenden macht einen weit stärkern Eindruck auf die Seele, als die Le-

sung irgend einer Schrift darauf machen kann. Die Töne der Stimme, das Mienenspiel, die Geberden, welche die Rede begleiten, und sich schriftlich nicht ausdrücken lassen, machen eine gut vorgetragene Rede unendlich deutlicher und ausdrucksvoller, als der genaueste schriftliche Vortrag; denn Töne, Blicke und Geberden sind die natürlichsten Dolmetscher der Gedanken; sie entfernen alles Zweideutige; sie verstärken die Ausdrücke; sie wirken auf uns vermittelst der Sympathie, die eins von den stärksten Mitteln der Ueberredung ist. Unser Mitgefühl wird allemal stärker angeregt, wenn wir Jemanden reden hören, als wenn wir seine Schriften in unsern Zimmern lesen. Wenn daher die Schrift gleich mehr den Zweck des Unterrichts befördern kann, so müssen doch alle ausgehende Wirkungen der Beredsamkeit nicht vermittelst der schriftlichen, sondern der natürlichen Rede hervorgebracht werden.

Betrachten wir nun die Buchstaben, nachdem wir ihre Entstehung und Wirkung in der Schriftsprache haben vorher gehen lassen, in der Sprache und Sprachkunst, in der künstlichen Art zu sprechen, so theilen sie sich in Selbstlaute oder Vokale (Vocales) und in Mitlaute oder Konsonante (Consonantes). Die Selbstlaute, die man auch Hülfslaute nennt, weil ohne ihre Hülfe keine Wörter aus den Mitlaute gebildet werden können, tönen für sich allein, können allein eine Sylbe ausmachen, daher sind sie auch der Schlüssel der Sprachtöne in der Wortbildung und Abstoßung oder Aushauchung der Wörter, ohne sie kann kein Wort von den Mitlauten gebildet werden. Sie sind aus den ersten natürlichen Sprachtönen, den Interjectionen, entstanden, entweder allein, oder in Verbindung, wodurch die Doppellaute, Diphthongen (Diphthongi), gebildet worden sind. So bildete sich aus

den Lauten der Freude, der Bewunderung, des Staunens, der Warnung: h a! und dem Trauerlaute: ach! (ah!) das a; aus dem Laute des Rufens, Anrufens: he! das e; aus den Lauten der Liebkosung, des Eckels und Abscheues: e i oder e y! f i, p f u i oder p h u i! das i; aus den Lauten der Verwunderung: o h oder o! h o! das o, und aus den Lauten des Schmerzes, der Furcht und der Bangigkeit: a u! h u! das u. Mit den g e b r o c h e n e n oder S c h i l l e r v o k a l e n ä, ö, ü, g i e b t es a c h t S e l b s t l a u t e r, w e l c h e s i c h n a c h d e r S p r a c h r e g e l a u f f o l g e n d e W e i s e s t e l l e n: a, ä, e, i, o, ö, u, ü; nach den Tönen, der Tonleiter aber: u, als der tiefste Ton, o, a, ö, ä, e, ü, und i, als der höchste Ton. Die Doppellaute sind: a i, a u, äu, e i, o i, u i das y, welches für i, auch i i steht, sucht man in mehreren Sprachen, so auch in der Deutschen, jetzt zu verbannen, und gebraucht es höchstens nur noch als Anfangsbuchstaben eines Wortes, z. B. in der Deutschen Sprache bei Y g e l, Y s o p, Y o r k, ꝛc., obgleich man die beiden ersten Wörter auch mit einem J schreibt, und dann hin und wieder am Schlusse eines, besonders einsylbigen, Wortes, wie E y ꝛc. — Die M i t l a u t e, die man auch H a u p t l a u t e nennt, weil ohne dieselben keine Bezeichnung der Gegenstände durch Worte Statt findet, und sie den Stamm eines jeden Wortes ausmachen, dem die Vokale Leben geben, haben gar keinen Klang, indem sie nicht wie die Vokale durch einen sanften Hauch, Luftzug, herausgestoßen werden, sondern durch einen Druck der Sprachwerkzeuge. Es giebt z w a n z i g Haupt- oder Mitlaute, welche sich nach der Sprachregel auf folgende Weise stellen: b, c, d, f, g, h, j, k, l, m, n, p, q, r, s, (ß), t, v, w, x, z. Man hat nun im Deutschen noch die zusammengesetzten Mitlaute: ch, ck, (kk), ff, ll, mm, nn, pp, rr, ss, ß, sch, und th, die man auch H a u p t d o p p e l l a u t e nennt. Nach dem Drucke, oder der größeren oder geringeren Beschäftigung der Sprachwerkzeuge, giebt es

von den Mitlauten: 1) einen Lungenlaut, h; 2) einen Zischlaut, x; 3) einen Gaumenlaut, j; 4) einen Hauchlaut, q; 5) drei Gurgellaute, wenn nämlich der Stoß durch die verengende Gurgel verstärkt wird, ch, g, k; 6) sechs Lippenlaute, welche durch den stärkern oder schwächern Druck der Lippen und durch Hauchen entstehen, w, b, f, (ff) v, p, m; 7) fünf Zungenlaute, d, t, (th), l, n. r; und 8) vier Zahnlaute, wobei jedoch die Zunge mit beschäftiget ist: s, ß, z, (c), sch. Man findet nun noch in den Sprachlehren mancherlei Benennungen der einzelnen Mitlaute, so wie auch mancherlei Eintheilungen, z. B. in Bebelaute: b und p; Blaselaute: q, w, v, f; Hauchlaute: h, ch; Gacklaute: j, g, k; Stotterlaute: d, t, th; Sauselaute: s, ß, z; Lalllaute: l, ll; Zitter- oder Schnarrlaute: r, rr (dieser Laut ist der schwerste von allen Mitlauten, daher fehlt er auch in mehrern Asiatischen Sprachen); Nennlaute: n, nn; Mampflaute: m, mm, ꝛc. Ueber die Aussprache aller dieser Haupt- oder Mitlaute findet man das Nöthige in den Sprachlehren. Hier ist nun noch zu bemerken, daß man in einigen Sprachen noch gewisse Hauchzeichen und Betonungszeichen, Akzente, hat, wodurch einzelne Buchstaben heller oder dumpfer, oder schärfer und minder scharf betont, oder gedehnt, gezogen, und die Sylben der Wörter betont werden. Bei den alten Sprachen hat die Hebräische 27 Akzente, deren Bedeutung sehr verschieden ist, wie man in den Hebräischen Sprachlehren nachsehen kann. Unter diesen Akzenten sind 19 Distinctivi oder Regii Accentus, die eine Abtheilung ihres Wortes anzeigen. Sie werden in vier Klassen eingetheilt. Zur ersten Klasse gehören die sogenannten zwei Imperatores oder Kaiser: Silluk, mit den zwei Punkten Soph Pasuk, und Athnach; zur zweiten die vier Reges oder Könige: Segolta, Sakeph katon, oder an dessen Stelle Sakeph gadol und Tiphcha; zur

drittendie drei Duces oder Fürsten: Rbhia, Sarka Paschta, Tbhir, Psik, Schalschelet, Jthibh, und Merka chphula; zur vierten die sechs Comites oder Grafen: Paser, und statt desselben sechzehn mal Karnephara, Tlischagdola, Geresch, oder statt desselben Geaschajim, und Psik Munachatum. Dann giebt es noch sieben Conjuntivi, Servi, Ministri, Knechte oder Diener, die eine Verbindung ihres Wortes anzeigen, als Merka, Munach, Mahpach, Darga, Jerach, Kadma, und Tlischaktanna. Die Zeichen selbst, so wie deren Bedeutung, sehe man in der Hebräischen Sprachlehre nach. Die Griechische Sprache hat an Hauch- oder Tonzeichen: den Spiritus asper (') dicken oder starken Hauch, und den Spiritus lenis (') dünnen oder gelinden Hauch. Einen von Beiden muß jedes Worte, das mit einem Vokale anfängt über demselben stehen haben. Der Spiritus asper gleicht unserm h, z. B., Ὅμηρος, Homeros; der Spiritus lenis ', ἐγὼ, ego. Beide Hauchzeichen haben aber nach den Griechischen Sprachlehren, so wie das Lateinische h, in der Grammatik oder Sprachlehre, und in der Prosodie oder Verskunst nicht den Einfluß eines Buchstabens. Der Spiritus asper steht auch auf jedem ε, womit ein Wort beginnt, und zwei ε in der Mitte werden ἑἑ bezeichnet; kommt ein Hauchzeichen auf einen Diphthongus zu stehen, so wird es, wie die unten folgenden Akzente, auf den zweiten Buchstaben gesetzt, wie Εὐριπίδης, Euripides ꝛc. — Die Griechische Sprache hat nun noch sogenannte Tonzeichen oder Akzente, welche nicht unmittelbar den Ton eines einzelnen Buchstabens in dieser Sprache bezeichnen, sondern den Wort- oder Sylbenton. Diese Zeichen sind: der Akutus (´) oder scharfe, helle Ton; der Gravis (`) oder schwere, niedersinkende Ton; der Zirkumflex (~) oder der gewundene oder geschleifte Ton. Das Tonzeichen kann

nur auf einer der drei letzten Sylben stehen, und zwar der Akutus auf jeder derselben, der Zirkumflex nur auf einer der beiden letzten, und der Gravis auf jeder, die keins der ersten beiden Tonzeichen hat; er ist also das Zeichen einer jeden unbetonten Sylbe. Man sehe über diese Akzente und ihre Anwendung das Weitere in der Griechischen Sprachlehre nach. — Von den neueren Sprachen haben die Akzente der Griechen: die Französische, Italienische und Englische Sprache; andere Sprachen, wie die Polnische, Spanische und Portugiesische, haben diese Akzente zwar auch, allein sie gebrauchen sie nicht immer als sichtbare Zeichen, sondern betonen nur darnach die Sylben ihrer Wörter. Die Französische Sprache hat an Akzenten, den Akutus (´), Gravis (`) und Zirkumflex (^) wie die Griechische, nur bezeichnen sie in dieser Sprache nicht bloß den Ton eines Wortes, sondern sie dienen auch, und hauptsächlich, die Selbstlaute verschiedentlich zu betonen. Unter den betonten Selbstlauten ist der Buchstabe e den meisten Tonveränderungen unterworfen. Das e ist z. B. stumm oder nicht hörbar in der Mitte, als auch am Ende vieler Wörter, z. B. in den Wörtern la mesure, le besoin, la plume, j'aime, je lise etc.; hell und scharf ist es mit dem Akutus (accent aigu) in la verité, la bonté, la générosité etc.; offen und wie ein ae wird es mit dem Gravis (accent grave) in père, mère, très, progrès etc. ausgesprochen; gedehnt oder gezogen aber mit dem Zirkumflex (accent circonflexe), in bête, tête, féte, etc. Von den andern Selbstlauten a, i, o, u, wird Ersterer mit dem Gravis und Zirkumflex, und Letzterer hauptsächlich mit dem Zirkumflex betont, wie z. B. à la campagne, à l'écart, wo à die Präpositon ist, la pâte, l'âne, la gêne, le gîte, la côte, la flûte, la chûte etc. wodurch diese Selbstlaute gedehnt werden und gleich-

sam doppelt lauten. Nach Wailly soll man den Gravis auch auf dem ù gebrauchen, wo man dieses scharf aussprechen soll, wie z. B. in aigù, aigùille, le Duc de Gùise etc. Die Italienische und die Englische Sprache haben von den Akzenten der Griechen nur den Akutus und Gravis, und brauchen sie hauptsächlich zur Betonung der Sylben und Wörter, weniger der Buchstaben, wie bei den Franzosen. Erstere gebrauchen den Gravis (`) bei den Wörtern, welche lauffender, und zu Ende, wo dieses Zeichen jederzeit gesetzt wird, stark ausgesprochen werden, wie parlerò, sanità. Alle einsylbige Verba oder Zeitwörter haben diesen Akzent, als vò, dò, stò, so auch die Nennwörter, welche in à und ù sich endigen, wie bontà, virtù; dann einige Personen der Zeitwörter, z. B. die dritte Person der einfachen Vergangenheit in ai ei, y, als amò von amai; die erste und dritte Person des Futuri oder der zukünftigen Zeit, in der Einheit, als amerò, amerà, wenn die Partikeln, mi, lo, ne si, gleich auf ein akzentuirtes Zeitwort folgen, so werden sie angehängt, der erste Mitlaut verdoppelt und der Akzent fortgelassen, als farallo, fammi, parlossif, statt, lo arò, fami, si parlò, diesen Akzent haben auch: dì, rè, lì, là, giù, sù, quì, quà, costì, costà, colà già, mà, trà, frà, sì, nò etc. Der Akutus wird in die Mitte der Wörter gesetzt, kommt aber selten vor. — Bei der Englischen Sprache kommt vieles darauf an, auf welchem Buchstaben oder auf welcher Sylbe der Akzent liegt. Der Gravis kommt besonders auf die Selbstlaute zu stehen, wenn sie lang oder gedehnt und hell ausgesprochen werden sollen; wie à in dànger, àngel, chàmbre, imità-tion, pàper, spectàtor, etc.; è, in èven, èqual, mè, hè, shè, bè, hère, thèse, lègal, dècency, sincère etc., ì, in ìron, ìvory, chìld, bìnd, bìble, tìtle etc., ò, in bòld, sòld, fòlk, pòrk, pòrt, fòrt,

spòrt etc., ù, in blùe, valùe, cùre, dùke etc. Der Akutus wird auf die Selbstlaute gesetzt, wenn sie gelinder, als bei dem Gravis ausgesprochen werden sollen, wie z. B. bei á in fáther, máster, wáter, áll, wálk, báld, wárm etc.; bei é, in whére, thére etc.; bei ó, in wórk, bróth, clóth, wróth, blóod, stóod etc.; bei ú, in gúild, búild etc. — Was das Akzentuiren der Wörter in der Englischen Sprache anbetrifft, so ist hier noch zu bemerken, daß wenn der Akzent auf einem Selbstlaute, z. B. in Fáther, hòly etc. steht, so ist die Sylbe lang, liegt solcher aber auf den Mitlauten, so ist die Sylbe kurz, z. B add, rod, bid etc. Das Ausführlichere über die Anwendung der Akzente in den oben angeführten Sprachen, findet man in den Sprachlehren oder Grammatiken. Einiges über die Akzente der übrigen lebenden Europäischen Sprachen findet man auch unten, im Register der Sprachen. — Man findet jetzt die Akzente in den oben angeführten Sprachen in den neuesten, besonders bellettristischen, Werken oft ausgelassen, besonders wird der Zirkumflex in der Französischen Sprache sehr häufig fortgelassen, welches auch die neuern Sprachlehrer wohl mit Recht tadeln, weil dadurch den Anfängern in einer fremden Sprache die richtige Betonung, sowohl der Selbstlaute, als auch der Wörter sehr erschwert wird. Der Eingeborne hört diese Betonung bei einiger Aufmerksamkeit schon von Jugend auf in seiner Sprache, und kann sie sich daher leichter und eher zu eigen machen, als er seine Muttersprache grammatikalisch erlernt; ganz anders ist es aber mit dem Fremden, ihm wird die Betonung der Buchstaben und Sylben am schwierigsten, besonders in Sprachen, wie die Französische und Englische, deren Aussprachen an sich schon große Schwierigkeiten haben, welche in der Betonung der Buchstaben und Sylben noch zunehmen. — In einigen der oben angeführten Spra-

chen, wie z. B. in der Französischen, Spanischen und Polnischen Sprache, kommen auch einige Hauchbuchstaben, oder mit einem Hauchzeichen bezeichnete Buchstaben vor, wie bei den Griechen. In der Französischen z. B. das ç und 'h, in der Spanischen das ç, in der Polnischen das ą. ę, ż. In der ersten klingt oder tönt das mit dem Hauchzeichen versehene ç wie ſ oder ß, çeçi, Ciçeron, garçon (ßeßi, Szißeron, garßon), das 'h (aspirirt) wird scharf ausgesprochen, wie hàle, haler, haleur, hameton, hazad, héraut, hérisson, Hongrie etc. Das nicht aspirirte h wird vor den Mitlauten nicht gehört, wie in homme (omme), l'habit (abit), thême (tême), Thomas (Tomas), huit (uit) etc. In der Spanischen Sprache wird das ç wie das Französische aspirirte gelesen, und in der Polnischen tönt das aspirirte ą wie an', z. B. Dąb (Danb), die Eiche, Mąka (Manka), das Mehl, etc., das ę wie mit einem angehängt u. z. B. Ręka (Reuka) die Hand, Weda (Weuda) die Fischangel etc.; das ż, wie sch nur etwas gelinder, z. B. Żàba (Schaba) der Frosch etc. Ein Mehreres hierüber, s. die Sprachlehren dieser Nation. Auch bei diesen Hauchzeichen, die gleichfalls eine Veränderung der Buchstaben anzeigen, worauf sie stehen, und nur zu oft in Schriften fortgelassen werden, ist das oben bei den Tonzeichen Bemerkte gleichfalls anzuwenden.

Da die Sprache als das Haupt aller Wissenschaften, aller Künste dasteht, da ohne dieselbe, nämlich als etwas schon Gebildetes, wohl Handthierung, aber noch kein geistiges Wissen möglich war, so hat man auch schon früh darauf gedacht, die aus dem Bedürfnisse der sinnlichen Gegenstände, wie auch schon oben angeführt worden, nach und nach entstandene Sprache, in gewisse Formen zu bringen, und sie nach Regeln zu studieren, so daß sie ein künstlich-wissenschaftliches Lehrgebäude geworden ist, nach welchem man alle Sprachen

kultivirter Nationen erlernen kann, ohne jemals in ihren Ländern gewesen zu seyn. Wer eigentlich zuerst die Sprache, nach der Erfindung der Buchstaben, in eine wissentschaftliche Form gebracht hat, ist uns eben so wenig aufbehalten worden, wie der eigentliche Erfinder der Buchstaben. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie nach und nach entstanden; denn sie enthielt in den ersten oder ältesten Zeiten wohl nur die Kenntnisse der Buchstaben, das Lesen und Schreiben. Man nannte die so weit gediehene Kunst: Grammatistik, Literatio, prima elementa, und diejenigen, welche diese Kunst lehrten, Grammatistae, Literatores, Literiones, Magistri ad prima elementa. Man ging dann weiter und verband damit das Mechanische und Elementarische der Sprache selbst, oder die eingentliche Sprachlehre, und nannte diese Lehrer, zum Unterschiede der vorhergehenden, Grammatiker, Grammatici, und die Kunst, die sie lehrten, Grammatik, Grammatica. In Rom übten diese Kunst anfangs nur Sclaven oder Leibeigene aus, welche von ihren Herren wegen der Geschicklichkeit die Kinder derselben zu unterrichten, und auch als eine Art von Belohnung dieses Verdienstes, waren frei gelassen worden; sie gaben dann in den angelegten öffentlichen Schulen der Jugend der Republik in den Sprachen Unterricht. Einige dieser Lehrer ließen es dabei auf die Erkenntlichkeit der Schüler ankommen, und forderten kein Honorar, und sie betrogen sich darin nicht, wie solches das Beispiel des M. Antonius Gnipho beweiset; Andere, wie Remmius Palémon, bestimmten das Honorar, und brachten ihren Verdienst im Unterrichten auf 1200 bis 1300 Thaler. Der Grammatiker Verrius Flaccus erhielt eine freie Wohnung im Palatium, und bekam noch jährlich vom August über 3000 Thaler, als ein Honorar für seine Bemühungen, die Jugend zu unterrichten. Welcher Abstand gegen unsere öffentliche oder Volks-

Schullehrer. In dieser glücklichen Lage sahen sich die Sprachlehrer in Rom im Stande, Bibliotheken zu sammeln. So sollen Epaphrodit von Chäronea, und Tyrannion, Jeder bis 30,000 Volumina gesammelt haben. Die Grammatiker wurden zu Rom zugleich die Aufseher der öffentlichen Bibliotheken; so wie C. Melissus bei der Bibliothek in der Porticu Octavia; Julius Hyginus bei der Palatina. Zuweilen wurden sie sogar zu Gesandschaften gebraucht, wie Dionysius Alexandrinus, Crates Malleotes ꝛc.; auch genossen sie zuweilen die Ehre, daß ihnen Bildsäulen errichtet wurden. — Man unterschied aber bei den Alten, wie man in mehreren Stellen ihrer Schriften gewahrt, die Grammatistiker von den Grammatikern, oder die Elementarlehrer von den Sprachlehrern. So sagt Capitolinus in dem Leben des Kaisers Antoninus: usus est magistris ad prima elementa. Euphorione litteratore et grammaticis Apro et Pollione. Die alten Grammatiker blieben aber nicht blos bei der Sprache selbst stehen, sondern sie verbanden das Lesen und Erklären der alten Dichter damit, wodurch das Gebiet der Sprachlehre so sehr erweitert wurde, daß es die gesammten schönen und philosophischen Wissenschaften in sich begriff. Wenn die verschiedenen Theile der gesammten Grammatik der Alten bei ihnen unterschieden werden sollten, so pflegten sie gewisse Unterscheidungszeichen oder Worte hinzuzusetzen. So nannte man sie Grammatica technica, wenn sie sich mit den Elementen und Regeln der Sprache beschäftigte; exegetica und historica, wenn sie die Dichter erklärte; critica, wenn sie über die Richtigkeit der Lesearten, Schönheiten des Ausdrucks ꝛc. urtheilte. Die Erste nannten die Griechen auch ατιλεστεραν, die unvollkommene oder gemeine, die andere τελειοτεραν, die vollkommenere Grammatik. In der neuern

Zeit hat die Grammatik oder Sprachkunst, Sprachlehre, eine größere Einschränkung erlitten, indem man nur darunter den Inbegriff der Regeln von den Veränderungen einer Sprache versteht. Im Deutschen gebrauchen wir dafür die Benennungen: Sprachkunde, Sprachkunst und Sprachwissenschaft, obgleich diese drei Benennungen nicht ein und dasselbe ausdrücken, sondern sehr von einander verschieden sind; denn unter der ersten wird die Grammatik nur subjectivisch verstanden; sie ist nur der Inbegriff klarer und deutlicher Vorstellungen, die man von den Regeln einer Sprache hat, und dann das Verstehen derselben in ihren Theilen. Sprachkunst, Sprachlehre, ist der Inbegriff der abgeleiteten Regeln aus einer Sprache, und die Fertigkeit in der Anwendung derselben im Sprechen und Schreiben. Sprachwissenschaft bedeutet sowohl die Fertigkeit, die Sprachregeln aus Gründen darzuthun, als auch den Inbegriff der erwiesenen Sprachregeln. Mit der Sprachkunst oder Sprachlehre haben wir es hier eigentlich zu thun, da über die Sprache, als bloße Töne und Aus- oder Abstoßung von Worten, schon das Nöthige Th. 159 und oben angeführt worden ist. Wie die Bildung der Wörter aus den Interjectionen und dann durch Bezeichnung der sämmtlichen Gegenstände entstanden ist, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, sondern bloß vermuthen. Nimmt man an, daß eine jede Sprache eines Volks einen rohen, kulturlosen Anfang gehabt hat, so kann sie auch nicht aus deutlichen Gründen oder durch Vernunftschlüsse entstanden seyn, sondern nur aus dunklen Vorstellungen, durch das Ansprechen der Sprachtöne, und durch den Reiz der Umgebungen der Natur, die sich den Sinnen auf mannigfaltige Weise kenntlich machten; hieraus entstand nach und nach ein gleichförmiges Verfahren in ähnlichen Fällen, welches die Sprach-

ähnlichkeit ausmachte. Einer bezeichnete z. B. mehrere Dinge einer Art dadurch, daß er am Ende einen Buchstaben oder eine Sylbe anhängte, Andere ahmten dieses in ähnlichen Fällen nach, woraus nach und nach die Gewohnheit entstand, die Mehrzahl solcher Dinge auf diese Art zu bezeichnen. So heißt z. B. der Hebräer die Sylbe ים im, der Deutsche er, n, eo, an, nachdem der Laut des Wortes der einen oder der andern Art näher kam. Da sie dieses nun nicht aus deutlichen Gründen, sondern aus dunklen Vorstellungen thaten, so mußten auch eine Menge Fälle vorkommen, worauf die bisher beobachtete Aehnlichkeit nicht paßte; daher finden wir so vieles Willkührliche in jeder Sprache, und die ersten Erfinder der Sprache drückten oft einerlei Veränderung auf verschiedene Art aus. Die Verschiedenheit des Plurals oder der Mehrheit in allen Sprachen, giebt davon einen deutlichen Beweis. Diese Abweichungen von der Aehnlichkeit werden immer größer, je weiter sich ein Volk von seinem ersten Ursprunge entfernt und sich mehr ausbildet. Manche Abänderungen der Worte in spätern Zeiten sehen denen aus den ältern Zeiten gar nicht mehr ähnlich, und doch sind jene mit dem Stammworte näher verwandt. Hier einige Beispiele aus dem Gesetze der zwölf Tafeln in der Lateinischen Sprache: Quod sub raptum escit (quod surreptum erit), nei ita pacont (nisi ita paciscuntur), sei aliquis capsit (si quis ceperit), sei membrum rupsit (ruperit); eben so viele Veränderungen findet man auch in der Deutschen, Englischen, Französischen und in andern Sprachen, wenn man die ältern roheren, mit den jüngern und ausgebildetern oder cultivirten Sprachen vergleicht, welcher Unterschied bei uns mit dem Plattdeutschen zum Hochdeutschen, bei den Engländern durch die vielen Perioden der Sprache von dem Brittisch-Sächsischen an, bis zur Französisch-

Sächsischen oder Engländischen Periode; bei den Franzosen nur zur Zeit der Provinzial-Dichtungen, und zur Zeit ihrer klassischen Dichter und Prosaisten ꝛc. Die beobachtete Aehnlichkeit in einer Sprache legt den Grund zu den Regeln, und die Abweichung davon zu den Ausnahmen. Von jenen kann man größtentheils keinen andern Grund angeben, als den Gebrauch, der an und für sich wohl nicht willkührlich gewesen ist; denn der erste Erfinder kann dazu wohl einen Grund gehabt haben; allein er ist für uns in jetziger Zeit gänzlich verhüllt, wenigstens können wir ihn bei der jetzigen so großen Veränderung der Sprache nicht auffinden. Auch kann, nach der Meinung einiger Schriftsteller, wohl Manches in den Sprachen nur aus dunkler Empfindung erfunden worden seyn, welches man nachher, als der Verstand einwirkte, beibehalten hat, indem sich für dessen Beibehaltung Gründe auffinden ließen. Hat sich nun einmal eine Sprache nach gewissen Regeln gebildet, so ist es auch Pflicht der Gebildeten eines Volks, sich den Gesetzen der Sprache zu unterwerfen, und in so fern ist es daher Regel, sich von dem eingeführten Sprachgebrauche nicht zu entfernen. Man könnte hier freilich einwenden: ob ein solches Sprachgebäude auf so festen Gründen beruhe, daß, wenn man auch Unrichtigkeiten und Ungleichheiten darin bemerke, man solche nicht verbessern und ändern könne? Dieser Einwand oder diese Frage wird von den meisten dahin entschieden und beantwortet, daß es wohl erlaubt sey, hin und wieder Verbesserungen vorzunehmen, aber nicht unbedingt; denn sonst würde des Aenderns und Besserns kein Ende seyn, und eine Sprache würde von den vielen Sprachverbesserern, Grammatikern, Sprachkundigen und Puristen, so umgeschaffen werden, daß man sie beinahe nicht wieder erkennte, und sie dem ganzen Volke unverständlich würde;

man darf hier nur in neueſter Zeit an ſo manche Umwandlung ſogenannter Fremdwörter, von denen aber die meiſten es nicht waren, ſondern ihren Urſprung in der Deutſchen Sprache hatten, erinnern, was nur bloß auf Rechnung der Sprachreinigung kam, wodurch eine Menge neuer Wörter erſchienen, die aber das Bürgerrecht in der Sprache nicht erhielten, und eben ſo wieder verſchwanden, wie ſie die augenblickliche Aufregung eines mißverſtandenen Zeitgeiſtes hervorgerufen hatte. Wenden wir uns aber zu den Eigenthümlichkeiten in der Sprache ſelbſt, ſo dürfen wir hier nur das Geſchlecht der Hauptwörter annehmen, oder anführen. Daß die erſte Erfindung hierzu ihren Grund hatte, läßt ſich wohl nicht in Zweifel ziehen; allein für uns iſt er in den meiſten Fällen verloren gegangen; daher iſt auch dieſer Theil der Sprachlehre einer der ſchwerſten; und wollte man auch neue Regeln feſtſetzen, ſagt ein Schriftſteller, ſo würden ſie doch eben ſo willkührlich werden, als der erſte Gebrauch, und wir würden dadurch nicht gebeſſert ſeyn. Wenn ſich der Gebrauch ändern ſoll, ſo kann es nicht durch die Geſetze einzelner Perſonen geſchehen, ſelbſt Monarchen würden dies nicht durchſetzen; daher ſagte Einer zum Cäſar: Hominibus civitatem dare potes, verbis non potes. Erſt nach und nach kann ſich bei einem Volke der Sprachgebrauch durch Wachsthum, Kenntniß, Geſchmack und Sitten ändern. Wenn der gebildetere Theil einer Nation es im Geſchmacke bis zur feinſten Empfindung des Regelmäßigen, Wohlklingenden und Verſtändlichen bringt, ſo wird er manche Unrichtigkeiten, die ſich in den Gebrauch eingeſchlichen haben, von ſelbſt ablegen. Alles, was die Sprachlehrer zur Verfeinerung der Sprachen thun können, beſteht darin, daß ſie den Gebrauch unter gewiſſe Formeln bringen, und das Volk auf die Ungleichheiten aufmerkſam machen, damit es, wenn der Ge-

schmack verfeinert ist, solche empfinde und von selbst ablege. Auf diese Art haben sich alle Sprachen verfeinert und verfeinern sich noch täglich mehr; alles Uebrige, was bloß von der Willkühr der Grammatiker abhängt, hat seinen Zweck verfehlt. — Eine jede Sprache hat ihre besonderen Töne, woran sich das Ohr gewöhnt, daher muß man diesen Tönen größtentheils folgen und darnach die Sprachregeln bilden. Man darf daher nicht sklavisch im Ausbilden einer Sprache einer andern folgen, wenn die Nachbildung nicht hölzern werden und so klingen soll, als wenn man einen Polterabend mit alten Töpfen feiert, oder eine Katzenmusik macht. Eine jede Sprache muß dem Ohre angenehm und wohltönend klingen; man wird dieses aber weniger bei denjenigen Sprachen finden, die, wie schon bemerkt, einer andern sklavisch nachgebildet worden sind; denn immer wird man in denselben den Zwang erblicken, der den Worten angethan worden, um sie an dieselben Regeln zu knüpfen, in dieselbe Form zu bringen. Wir finden dieses selbst in unserer, der Deutschen, Sprache, die nach den Regeln der Lateinischen Grammatik gebildet worden, daß sie einen gewissen Zwang erlitten hat, und mitunter sehr breit, schleppend und holpricht geworden ist, da sie dagegen mehr Rundung, Biegsamkeit und Klang erhalten haben würde, wenn man sie nicht, gleichsam gewaltsam, nach fremden Regeln gebildet hätte. Auch ist die höhere Ausbildung einer Sprache sehr oft ihrem Klange, ihrer Rundung und Weiche nachtheilig, und macht sie hart und klanglos. So z. B. hat in der Deutschen Sprache das Plattdeutsche: Piper pip up! einen reinern, schönern Klang, als das Hochdeutsche: Pfeifer pfeif auf! Ersteres tönt hell und rein von den Lippen, es sind bloß Lippentöne, die durch das Hervorhauchen jedes Tones im Zusammenschlage der Lippen gebildet werden; Letzteres wird durch

die Lippen, Zähne und das Verziehen des Mundes gebildet, und tönt hart, hölzern, überhaupt unmelodisch, und so findet man auch viele Beispiele in andern Sprachen, welche beweisen, daß die höhere Ausbildung derselben sehr oft auf Kosten ihrer Biegsamkeit und ihres Klanges geschehen ist.

Das erste Grundgesetz in der Grammatik ist der Sprachgebrauch; denn die Worte in einer jeden Sprache sind unglaublich vielen Veränderungen unterworfen, wodurch die verschiedenen Verhältnisse, in welche sie mit andern gesetzt werden können, ausgedrückt werden. Diese Veränderungen geschehen nach einer gewissen Aehnlichkeit, wie schon oben bemerkt worden. Die Regeln, welche solche ausdrücken, sind daher nur Erfahrungssätze. Man kann aber nicht gut dergleichen Sätze willkührlich ändern, und derselbe Fall ist es auch mit den Sprachgesetzen. Es kommt nur darauf an, daß die Erfahrungssätze richtig sind, das ist, daß sie wirklich bei einem Volke angetroffen werden, und daß in deren Beobachtung sich nichts Fremdes einschleicht. Indessen darf man nicht für gewiß annehmen, daß alle Fälle durch den Gebrauch und durch Regeln bestimmt wären; denn die Erfahrung lehrt, daß der Beobachtungsgeist, wenn er nur nach dunklen Gründen handelt, unvermerkt von einer Aehnlichkeit zur andern fortschreitet. Es giebt also in allen Sprachen Fälle, die auch der aufmerksamste Beobachter aus dem bloßen Gebrauche nicht entscheiden kann, besonders wo derselbe getheilt ist. Ausnahmen sind daher in einer jeden Sprache anzutreffen; allein es ist oft nicht zu ermitteln, ob es wahre Ausnahmen von den Regeln oder Fehler einzelner Personen sind. Wie es überall Mißvergnügte mit den bestehenden Gebräuchen gegeben hat und giebt, so gab es deren auch in der Sprache oder Sprachkunst, die sich dem bestehenden Gebrauche nicht

in allen Stücken unterwerfen wollten, ja, die sogar seine Herrschaft für eine unerträgliche Tyrannei ausgaben und nur ihre Ansichten für Sprachgesetze ausgeben wollten. So war es bei uns mit Gottsched, der auch nur das, was er in der Sprache als Dictator gab, gelten lassen wollte; allein dessen ungeachtet hat Gottsched viele Verdienste um unsere Sprache und Literatur durch den Federkrieg, den er dieserhalb mit vielen der ausgezeichnetsten Literatoren seiner Zeit veranlaßte; auch gebührt ihm das Verdienst, daß er den Arlequin feierlich von unserer Bühne verjagte. — Alles, was gegen den Sprachgebrauch ist, muß man als einen Fehler ansehen, wenn sich auch noch so viel zu seiner Entschuldigung sagen ließe. Dies gewahren wir auch bei uns in der neuen Orthographie, die man uns aufdringen wollte, und waran Wolke und Andere mit so vielem Fleiße und Eifer arbeiteten; allein vergebens; denn alle Sprachlehren, die in diesem Sinne erschienen, gingen unter, weil diese Neuerung dem Sprachgebrauche gänzlich widerstrebte, und wirklich auch bei vielem Guten, wodurch die Sprache mehr Klang bekommen hätte, viel, sehr viel Gezwungenes und Hölzernes hatte, und so ging es auch mit der Verdeutschung vieler sogenannter Fremdwörter, was auch schon oben angeführt worden ist. Alle diese Reformatoren der Sprache haben nicht viel ausgerichtet; denn die Sprache will keine Dictatur, will keinen Zwang; was gefällt oder anspricht von neu gebildeten Wörtern, von einer neuen Orthographie, das wird eingeführt und erhält das Bürgerrecht, ohne viele Federkriege und Gewaltschritte. Ein Schriftsteller sagt, wie viele schwankende und unbestimmte Grillen werden nicht von den Sprachreformatoren in die Welt geschickt; und wenn es bloß dabei bliebe, so wäre es gut; allein dabei bleibt es nicht. Sie wollen zwar nicht den Namen haben,

daß sie dem allgemeinen Sprachgebrauche ungehorsam wären, sondern sie nehmen sich nur in einem Stücke, in dem Schreibgebrauche, die Freiheit, von der allgemeinen Gewohnheit abzugehen. Haben sie nun einen Schritt in der Verbesserung vorwärts gethan, so kommt dann die Reihe auch an die Aussprache, an die Bildung der Wörter, an ihre Verbindung ꝛc., bis man dann nicht mehr weiß, was richtig oder unrichtig ist. Der allgemeine Sprachgebrauch ist daher keine Chimäre, sondern etwas Mögliches. Daß sich einzelne Personen davon entfernen, ist noch kein Beweis gegen seine Allgemeinheit. Man kann hier zwar einwenden, daß der Gebrauch noch kein fester Grundsatz der Sprachlehre genannt werden könne, weil es in einer jeden Sprache mehrere Mundarten gebe, die oft sowohl unter sich, als auch von dem gemeinen Sprachgebrauche abwichen; daß selbst in den verschiedenen Provinzen eines Landes, wo eine Sprache gesprochen wird, eine große Verschiedenheit, sowohl in der Aussprache, als Biegung der Worte, angetroffen werde. Dieses ist alles wahr; allein man muß diese Verschiedenheiten in den Mundarten einer Sprache zu geben, ohne der Allgemeinheit des Sprachgebrauchs etwas zu vergeben; denn Abweichungen von der gewöhnlichen Regel finden in allen Verhältnissen des Lebens Statt. Noch Niemand hat aus der Verschiedenheit der Gesichter und Körper die allgemeine Sätze der Proportion von beiden geläugnet. Je mehr nun diese Provinzialismen und Idiotismen von dem gemeinen Sprachgebrauche abweichen, um so fehlerhafter sind sie. Die Grammatik bestimmt die Regeln der Sprache, mit Vorbeigehung der Eigenheiten. Außer dem Sprachgebrauche muß auch die Analogie mit in Rechnung kommen; denn oft entscheidet das Eine, was das Andere unentschieden läßt. Die eine Hälfte von Deutschland spricht ohngefähr,

und die andere ungefähr; die eine ohnmöglich, die andere unmöglich. Wer von Beiden hat Recht? Hier entscheidet die Analogie; denn ich sage nicht ohnglücklich, sondern unglücklich, und diese Analogie entscheidet für das Letzte. Nach der Analogie soll Bedienter derjenige seyn, der bedient wird, nach dem Sprachgebrauche ist es aber derjenige, der einen Andern bedient. Aus dem eben Gesagten läßt sich nun die Beschaffenheit der grammatikalischen Regeln im Allgemeinen herleiten. Man muß sie, nach einem Schriftsteller, 1) in jeder Sprache durch Bemerkung der Uebereinstimmungen selbst aufsuchen; denn Sprachlehrer sind keine Gesetzgeber, sondern nur Sammler der Gesetze einer Sprache, die der Gebrauch eingeführt und geheiliget hat. Hiernach muß auch die Sprachlehre in jeder Sprache gebildet werden. Es ist daher ein großer Fehler, daß man bisher, wie auch schon oben angeführt worden ist, die Sprachlehren fast aller Europäischen und auch anderer Sprachen nach der Lateinischen eingerichtet hat, als wenn alle Sprachen dieselben Eigenschaften hätten, wie die Lateinische. — 2) Die Sprachregeln können nur aus einzelnen Erfahrungen erwiesen werden, und daher ist auch eine allgemeine Grammatik, die sich auf alle Sprachen bezieht, unmöglich. Eine eigentliche philosophische Sprachlehre giebt es nicht, das heißt, nicht in dem Sinne, daß von den Regeln allgemeine Gründe angegeben werden können; versteht man aber unter einer solchen Sprachlehre, daß man den Regeln den höchsten nur möglichsten Grad der Deutlichkeit und Bestimmtheit gebe und die Gründe aller Erscheinungen so tief aufsuche, als die Natur der Sache es gestattet, so kann diese Benennung allenfalls gelten. — 3) Da die Sprache mit der Erkenntniß und Kultur eines Volkes steigt und fällt, so müssen auch die Sprachregeln dem jedesmaligen Zustande einer Sprache und

ihrem Gebrauche auf das Genaueste angemessen seyn; folglich darf der Sprachlehrer sie nicht um halbe oder ganze Jahrhunderte zurücksetzen; er darf aber auch derselben nicht vorgreifen, weil man nicht wissen kann, welchen Gang die Kultur und folglich auch die Sprache in der Zukunft nehmen wird. — 4) Müssen daher die Sprachregeln aus der allgemeinen Schriftsprache genommen werden, und zwar aus den Schriften der besten und aufgeklärtesten Schriftsteller, die bei einer Nation beliebt geworden sind. Eine Sprache, die nur im gemeinen Leben gesprochen wird, ist sehr vielen Veränderungen unterworfen; denn die Menschen entfernen sich bald auf diese, bald auf jene Art von dem allgemeinen Sprachgebrauche. Die Sucht, sich schnell auszudrücken, besondere Einrichtungen der Sprachwerkzeuge, Gewohnheiten, Nachahmungen, Eigensinn und dergleichen Einwirkungen können bei einzelnen Menschen solche Verschiedenheiten hervorbringen. Wenn man nach den Eigenheiten eines jeden Menschen im Sprechen gehen wollte, so müßten so viele Sprachlehren erscheinen, oder vielmehr so viele abweichende Regeln in denselben, als Menschen sind. Daher kann der Sprachgebrauch nur durch die Schrift festgestellt werden, die Veränderungen sind dann bei weiten nicht mehr so groß, als wenn sie bloß gesprochen wird. Diejenigen Schriftsteller, auf deren Ansehen die Sprachlehre gebauet werden soll, müssen nicht nur hinlängliche Kenntniß der Sachen, sondern auch eine gründliche Kenntniß ihrer Sprache haben, und zugleich die Geschicklichkeit besitzen, sich in allen Fällen auf die richtigste und edelste Art auszudrücken, die also klassisch sind, und bei allen kultivirten Nationen angetroffen werden. — 5) Vergleicht man die grammatikalischen Regeln mehrerer Sprachen mit einander, so kann man verschiedene derselben leicht in allgemeine Formen bringen,

und sich dadurch eine Art einer allgemeinen Grammatik abstrahiren. Sucht man nun noch die Gründe davon auf, so entsteht diejenige Sprachlehre, welche die Franzosen grammaire raisonnée nennen. Sie leistet besonders bei den Dialekten und verwandten Sprachen einen großen Nutzen. Man muß dabei sowohl auf die Bedeutung der Worte, als auch auf ihre äußere Gestalt sehen. Der Nutzen davon ist entschieden; denn seitdem man die Arabische, Syrische und andere Orientalische Sprachen mit der Hebräischen verglichen hat, haben die Hebräischen Sprachlehren eine ganz andere Gestalt bekommen, als vorher. Die Verwandtschaft in den Sprachen und der daraus für die Sprachlehre zu erwartende Nutzen ist mehrerer Stufen fähig. Je näher zwei Sprachen mit einander verwandt sind, um so mehr können ihre Regeln in einem allgemeinen Satze ausgedrückt werden, und desto mehr Festigkeit bekommen dann die besondern Regeln. Dabei muß aber 6) der Sprachlehrer die Sprache so vorstellen, wie sie ist, und sich nicht durch Vorurtheile oder Eigenliebe verleiten lassen, seine eigene Grillen für Sprachgesetze auszugeben. — Es giebt gewisse Fundamentalgesetze der Sprachlehre, welche allen Sprachen gemein sind; es sind diejenigen, welche sich auf die Natur der Sache gründen. Die Worte sind, wie schon oben angeführt worden, der Ausdruck der Gedanken, sie liefern daher eine Zeichnung von demjenigen, was in der Seele vorgeht. Was demnach die Logik in Absicht auf die bloßen Vorstellungen leistet, das leistet die Sprachlehre in Adsicht auf die Worte. Logikalische Regeln auf die Sprache angewendet, geben allgemeine Grundgesetze der Grammatik, jene ist der Grund von dieser. Ein Volk mag gesittet oder kultivirt, oder ungesittet oder roh seyn, so besitzt es Vorstellungen und Urtheile, die es Andern durch Hülfe der Sprache mittheilt. Die

durch die Noth erfundenen Worte sucht ein rohes Volk eben so gut mit einander zu verbinden, wie ein kultivirtes, woraus eine conventionelle Art der Gedankenbezeichnung entsteht; daher kann ein Volk noch so weit in der Sprache zurück seyn, so hat es schon eine Sprachkunst, die, wenn die gehörigen Formen hinzu kommen, in eine Sprachlehre übergehen. Die Sprachlehren können daher wohl nicht eher entstehen, als bis die Sprache erst zu einer gewissen Gleichförmigkeit und Ausdehnung gekommen ist. Bei den Griechen und Römern stand sie zwar nicht anfangs, aber späterhin in hohen Ehren, wie auch schon oben, S. 49, angeführt worden ist; denn sie gesellten sie den schönen Wissenschaften zu; nur erst die neuern Völker trennten sie davon, indem man sie bloß als ein Werk des Gedächtnisses ansah, bei welchem der Verstand nichts zu thun habe; man wies sie daher in die niedern Schulen, als eine Gedächtnißsache, die nicht Nachdenken, wohl aber ein gutes Gedächtniß erfordere; daher waren auch die Lehrer derselben mit der Beurtheilung ihrer Regeln ꝛc. wenig vertraut, weil ihnen die ganze Art des Vortrages wenig Stoff zum Nachdenken gab. Hier blieb die Grammatik lange Zeit in den dürftigsten Umständen. Nur erst in den neuern Zeiten, als man über den Geist der Sprache wieder zu forschen anfing, erhob sie sich wieder aus ihrem Schlummer, worin sie der Barbarismus gestürzt hatte. Man wies ihr wieder einen ansehnlichern Platz unter den Wissenschaften an; durchging die alten Sprachen kritisch, indem man die Griechischen und Lateinischen Dichter und Prosaisten erklärte, und verpflanzte dadurch diese kritische Behandlungsart der alten Sprachen auch auf die neuern; deren Grammatiken nun auch, mit Bezug auf die vorzüglichsten Schriftsteller in diesen Sprachen, kritisch bearbeitet wurden, und so schritt man nun mit der Grammatik, unter

dem Verbessern mit der kritischen Feder, bis auf die neueste Zeit fort.

Die Grammatik oder Sprachlehre, Sprachkunst, hat also den Zweck, eine Sprache recht reden und schreiben zu lehren. Sie zerfällt daher in zwei Haupttheile, in die Rechtsprechung oder Orthologie, und in die Rechtschreibung oder Orthographie. Der erste zerfällt wieder in zwei Abtheilungen, indem man entweder die Worte einzeln oder in Verbindung mit andern behandelt. Im ersten Falle behandelt man die Worte a) nach ihrer Abstammung; b) nach ihrer Aussprache; c) nach ihrer Bedeutung; d) nach ihrer Bildung; e) nach ihrer Biegung. Dieses zusammen macht die Etymologie oder Wortforschung nach ihrem ganzen Umfange. Im andern Falle in ihrer Verbindung, das heißt, in Verbindung der Wörter zusammen zur Rede, der Syntax oder die Wortfügung. Der zweite Haupttheil oder die Rechtschreibung, beschäftiget sich a) mit einzelnen Buchstaben; b) mit Wörtern; c) mit ganzen Sätzen. Zu diesem Haupttheile gehören auch die im Schreiben gebräuchlichen Zeichen. — Ehe wir nun zur kurzen Auseinandersetzung der beiden Haupttheile der Grammatik, im Allgemeinen auf alle Sprachen bezogen, übergehen, wollen wir erst folgende zwei Fragen beleuchten: 1) Ob man aus der bloßen Grammatik eine Sprache erlernen kann? und 2) ob die Sprachlehre zur Erlernung derselben durchaus nothwendig ist? — Was die erste Frage anbetrifft, so wird sie wohl Niemand zu bejahen getrauen; denn man hat eine Menge von Beispielen, daß Leute eine Sprachlehre bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten im Kopfe gehabt haben, und sie doch nur wenige Zeilen eines mittelmäßig schweren Schriftstellers haben verstehen können. Die Regeln der Sprachlehren sind viel zu abstrakt, als daß sie allein hinreichend wären,

Jemanden eine Kenntniß von einer Sprache beizubringen, sie dienen nur als Leitfaden zur Erlernung derselben, besonders aber der todten Sprachen, um sich als ein Kultivirter im Volke, sowohl mündlich, als schriftlich, gleich verständlich und richtig auszudrücken; keinesweges erlernt man aber durch sie die Sprache selbst, diese kann man nur, wenn es eine alte Sprache ist, durch fleißiges Lesen und Erklären der alten Schriftsteller, und ist es eine neuere, durch fleißiges Conversiren, fleißiges Unterhalten mit denjenigen Personen eines fremden Volkes, deren Sprache man erlernen will. — Die zweite Frage heißt: Ob die Grammatik durchaus nöthig sei, oder ob man ohne dieselbe zur Kenntniß einer Sprache gelangen kann? Es gab und giebt unter den neuern Reformatoren in der Sprache nicht wenige, welche die Sprachlehre ganz aus den Schulen verbannt wissen und die Sprachen bloß durch den Gebrauch gelernt haben wollen, indem solche weit leichter durch Lesen und Reden, mit Anwendung der Regeln darauf, als durch die Sprachlehre erlernt würden; man soll nämlich jede einzelne Veränderung der Worte bemerken, und sich daraus selbst eine Sprachlehre bilden. Erfahrene und vorurtheilsfreie Sprachlehrer verwerfen aber diese Lehrmethode, weil sie nicht nur viele Mühe erfordern würde, sondern man würde auch darin nie eine gewisse Festigkeit erlangen, auch immer hin und her, bald zwischen diesem, bald zwischen jenem Satze schwanken, und nur durch viele Uebungen zu einer deutlichen Kenntniß der Regeln kommen. Bei einer lebenden Sprache kann man allenfalls dahin gelangen, wo einerlei Veränderung in verschiedenen Fällen vorkommt; aber bei den ausgestorbenen Sprachen hat es zu viele Schwierigkeiten. Man wird leichter zu seinem Zwecke gelangen, wenn man Grammatik, Lektüre und eigene Uebung mit einander verbindet.

Man darf nur eine vernünftige Methode beobachten, die leicht über das Stoppelfeld der Grammatik, das Mechanische der Regeln fortführt. Man muß vom Leichten zum Schweren übergehen, von dem Concreten zum Abstracten; man lehre die Sprache methodisch, sagt ein Schriftsteller, aber nicht pedantisch, so wird man die Vorurtheile der Grammatik leicht einsehen. Wenden wir uns nun wieder zur Grammatik. Was die Etymologie oder Wortforschung anbetrifft, so theilt sich dieselbe in acht Klassen oder Theile der Rede, Redetheile (Partes Orationis) in der Lateinischen, in andern Sprachen in neun und zehn Theile. Diese Theile sind in der Lateinischen Sprache 1) das Nomen oder Nennwort, welches die Personen und Sachen, von denen die Rede ist, oder ihre Eigenschaft anzeigt, und also Substantiv oder Hauptwort, und Adjectiv oder Beiwort, Eigenschaftswort, seyn kann, beide machen daher das Nomen bei den Lateinern aus; 2) das Pronomen oder Fürwort; 3) das Verbum oder Zeitwort; 4) das Participium oder Mittelwort; 5) das Adverbium oder Nebenwort; 6) die Präposition oder das Vorwort; 7) die Conjunction oder das Bindewort, und 8) die Interjection oder das Empfindungswort. In andern Sprachen, wie z. B. in der Griechischen, Deutschen, Englischen, Französischen ꝛc., hat man nun noch den Artikel. So werden die Wörter in den neuern Sprachen auch in Klassen getheilt, und zehn besondere Klassen daraus gemacht. Hier wird das Nennwort in Hauptwort und Beiwort getheilt; dann hat man noch das Zahlwort; und so würden die Redetheile in den neuern Sprachen also folgen: 1) Artikel, 2) Hauptwort, 3) Eigenschaftswort, 4) Zahlwort, 5) Fürwort, 6) Zeitwort, 7) Nebenwort, welches im Deutschen in Beschaffenheits- und Umstands-

wort getheilt wird, 8) Vorwort, 9) Verbindungswort, und 10) Empfindungswort. Diese letzte Klassificirung der Redetheile ist wohl die angemessendste; denn daß man aus dem Nennworte zwei Redetheile, das Hauptwort und das Bey- oder Eigenschaftswort gebildet, und das Zahlwort auch als einen besonderen Redetheil eingeführt hat, ist gewiß sehr zu billigen; so auch, daß man das Mittelwort oder Partizipium als keinen besondern Redetheil ansieht, sondern dasselbe zu den Eigenschaftswörtern zählt. Die letztern vier Redetheile sind unbiegsam (inflexibiles), lassen sich gar nicht biegen oder abändern. Die andern sind dagegen mehr oder minder biegsam (flexibiles). — Man nennt Stammwörter (primitiva) in einer Sprache alle diejenigen Wörter, welche von keinem andern Worte abgeleitet werden können; dagegen abgeleitete (derivativa), die von andern Wörtern herkommen oder davon ihre Ableitung haben. Alle primitive oder Stammwörter sind von dem ersten Bezeichnen der Gegenstände in der Sprache herzuleiten; es sind Wurzelwörter, größtentheils einsylbige, auch zweisylbige, welche letztere Worte doch schon ein späteres Entstehen haben. Alle Stamm- oder Wurzelwörter sind wohl anfangs mit einem Laute, also durch einen Hauch abgestoßen worden, es waren also, wie schon oben angeführt worden, Interjectionen, woraus sich dann Grundwörter bildeten, als vir, Rex, mons, pars, mus, sus, flos, urbs etc. im Lateinischen; im Deutschen: Baum, Wald, Bär, Mann, Bach, Blitz, Glanz, Gold, Thier, Thron, Stein rc.; im Englischen: Friend, man, maid, balm, ram, milk, hand etc.; im Französischen: vin, or, Roi, eau, pot, jeu, feu, ver etc., und so auch in andern Sprachen, welche Wörter man auch einfache (simplicia) nennt, um sie von den zu-

sammengesetzten (compositis), als Duumvir, Baumöl, Friendship, vinaigre etc. zu unterscheiden. Abgeleitete Wörter sind z. B. virilius, von vir, Regina, von Rex; Bäumchen, von Baum, Wäldlein oder Wäldchen, von Wald, thierisch, von Thier ꝛc.; maiden, von maid, honourable, von honour, joyous, von joy etc.; vineux, von vin, potée, poterie, von pot, vermine, vermisseau, von ver etc. Daß man alle Stamm- oder Grundwörter, die man jetzt als die Grundlage der Etymologie in der Sprachkunst ansieht, wohl nicht als die ersten Stämme ansehen kann, ist gewiß; denn sie haben durch die stufenweise Ausbildung der verschiedenen Sprachen mancherlei Veränderungen erlitten, so daß sie oft ihrer Urwurzel, die man nämlich dafür ausgiebt, nicht mehr ähnlich sind. Ueberhaupt ist die Sprachforschung eine zwar an sich sehr lobenswerthe, aber gewiß schlecht lohnende Arbeit, weil sie größtentheils nur auf Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten beruht, und nur zu oft auf Abwege führt, wodurch Irrthümer veranlaßt werden, die dem eigentlichen Werthe der Forschungen schaden, sie in Mißcredit bringen. Das Weitere über die Abstammung der Wörter, findet man in den Sprachlehren und kritischen Wörterbüchern. — Der Ton der gebildeten Wörter in der Rede, geht schon aus den oben angeführten Hauptlauten und Mitlauten, und aus den Hauchzeichen und Akzenten hervor. Die Erhebung und Senkung der Stimme, welches in der Willkühr des Sprechenden liegt, heißt der Redeton, und dasjenige, welches nicht darin liegt, sondern in dem Worte selbst gegründet ist, der Wortton. Der Redeton hat eigentlich keine bestimmten Regeln, er ist mehr denn zu oft der Mode unterworfen, wie diese sich im Tone des Tages gestaltet, so gestaltet sich auch dieser. Bald ist er sentimental oder weinerlich, wim-

mernd, bald gedehnt oder gereckt, bald affectvoll, bald übersprudelnd, gleich dem Champagner, bald geziert, indem man den Ton bald hebt, bald senkt, bald schnarrt, bald lispelt, bald die Worte bricht oder halbirt, das heißt, sie nur halb tönen läßt und halb verschluckt, gleichsam den Ton quält, welches auch bei dem Worttone der Fall ist, wo auch bald der einen Sylbe mehr Schärfe gegeben wird, so daß die andere sinkt oder zu sehr in Schatten tritt, bald hebt sich wieder die Letztere gegen die Erstere, und die Mittelste wird verschluckt, die doch auch tönen sollte; bald erhält diese wieder einen vollen Ton und die andern halbe Töne. Am mannigfaltigsten ist der Rede- und Wortton in der Deutschen Sprache, weil sie am volltönendsten und biegsamsten ist, welches man daraus gewahrt, daß der Deutsche mit großer Leichtigkeit die Töne aller andern Sprachen ohne Schwierigkeiten erlernt, selbst noch in spätern Jahren, so daß man ihn für einen Eingebornen jener Länder hält, deren Sprache er erlernt hat und spricht, besonders wenn er sie in dem Lande selbst erlernt; dieses ist aber nicht der Fall mit andern Nationen. Man wird den Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Polen ꝛc. leicht im Deutschsprechen erkennen, und wenn sie die Deutsche Sprache auch in unserm Lande erlernt und lange unter Deutschen gelebt haben, wird man immer am Rede- und Worttone den Ausländer erkennen. Auch haben sie bei weiten nicht die Variationen in ihrer Sprache (die Italienische Sprache in einigen Punkten ausgenommen) als der Deutsche in der seinigen. Dieses beweiset, daß ihre Sprache im Tone mehr Bestimmtes, mehr Abgeschlossenes hat, wodurch ihre Sprachorgane, Sprachwerkzeuge beschränkter sind, mehr beengt werden, nicht mehr die Freiheit einer vollkommenen Modulation besitzen, deren sich die Deutsche Sprache rühmen kann; denn durch das Zwanglose im Rede- und Worttone ist

der Deutsche fähig, alle Sprachtöne ohne Zwang nachzuahmen, so, als wenn sie ihm eigenthümlich wären, seiner Sprache angehörten. Es läßt sich daher auch in der Deutschen Sprache schwer Regeln für den Sprachton angeben, wie es in andern Sprachen mehr der Fall ist, die eine genaue Akzentuirung haben. Ueberhaupt läßt sich der Rede- und Wortton einer Sprache nur aus der Uebung und der Conversation oder Unterhaltung erlernen; denn alle Kunstregeln der Grammatik können nie die Hauch- und Tonzeichen so bemerkbar machen oder angeben, daß man danach, wie in der Musik, den Ton trifft, indem man ihn entweder zu weich oder zu hart, oder zu gedehnt, zu schnarrend, zu lispelnd hervorbringt, so wie überhaupt hierin viel Willkühr herrscht, welche die Sprachlehre nicht besiegen kann, weil der Ton auch nach dem Gehöre sich bildet. Wer daher ein feines Gehör hat, wird den Rede- und Wortton anders geben, als derjenige mit einem nicht so feinen Gehöre; denn nur nach dem Klange im Ohre oder im Gehöre modulirt der Sprecher den Rede- und Wortton, hart, weich, gedehnt, wie er ihm nach dem Klange richtig zu seyn scheint, ihm angenehm klingt. Die Sprache ist daher Musik, und eben so, wie auch schon oben bemerkt worden, der Mode unterworfen, wie jene, nach den schon oben angeführten Tonveränderungen. S. die Sprachlehren, so auch in Allem, was die Aussprache anbetrifft.

Was nun die einzelnen Redetheile anbetrifft, so kann man sie als das Haupt der Sprachkunst, Sprachlehre, ansehen; denn nur durch dieselben wird es möglich, in einer Sprache eine zusammenhängende Rede nach einer gewissen Ordnung und nach gleichen Gesetzen zu führen, welches ohne sie ganz unmöglich ist, weil jeder Mensch nur seiner Idee und seinen sich gebildeten Regeln im Sprechen und Schreiben folgen

würde; es würde daher ein unzusammenhängendes Gemisch von Wortfügungen und Sprachregeln entstehen, welche nur eine grenzenlose Verwirrung anrichten würden. Daher sind die Redetheile von großer Wichtigkeit in der Sprachkunst, indem man dadurch eine Reihe von Vorstellungen der Seele durch Worte in einer Ordnung ausdrücken kann, die nicht nur Jedem verständlich, sondern auch Jedem eigen ist, der die Sprache darnach erlernt; ja sie wirkt dadurch auch auf diejenigen, welche eine Sprache nicht grammatikalisch erlernen können, weil es ihnen dazu an Unterweisung fehlt, auf die niedern Klassen des Volkes, indem sie die Sptachkunst durch den Umgang mit den gebildetern Klassen auffassen und sich so viel davon zu eigen machen, daß sie in den Verhältnissen, worin sie leben, mit durchkommen, und den großen Abstand nicht fühlbar machen; und wenn sie auch noch so häufig gegen den Sprachgebrauch und gegen die Regeln sündigen, so werden ihnen diese Fehler nicht angerechnet, weil sie zur Verwirrung der Sprache keine Veranlassung geben. — Das Erste, was uns in den Redetheilen gleich entgegen tritt, ist das Hauptwort oder Substantivum, der wichtigste Theil der Rede, auf welchen sich alle übrigen beziehen. Es bezeichnet eine Subsianz, eineu für sich bestehenden Gegenstand, welcher lebendig und leblos seyn kann. Zu den ersteren Gegenständen zählt man alle Körper, welche nicht nur durch ein rein-geistiges Prinzip belebt werden, wie der Mensch und alle thierischen Körper, sondern auch durch ein intensives, geistloses Leben, welches sich nur durch den Wachsthum und durch die Blüthe- und Fruchterzeugung veroffenbart, wie die Pflanzen, oder bloß seinen Wachsthum durch die Anschichtung, wie die Steine, hat. Zu den leblosen Gegenständen rechnet man, außer den Elementen, alle Produkte der Natur, welche im Schooße der Erde oder auf derselben er-

zeugt werden, und nicht zu den Erstern gehören, und diejenigen der Kunst, sie mögen mit den Händen, mit Maschinen oder auf sonst eine Weise verfertiget werden; hierzu kommen nun noch die Gegenstände, welche nicht wirklich existiren, sondern nur idealisch als existirend oder bestehend angenommen werden, und dadurch eine Selbstständigkeit erhalten, z. B. die Benennungen der Tugenden und Laster, der Leidenschaften ꝛc. ꝛc. Diese letztere Klasse der Hauptwörter ist sehr groß bei einem in der Kultur fortschreitenden Volke, weil die Einbildungskraft, durch den Verstand geleitet, immer rege im Erfinden dergleichen unkörperliche Gegenstände ist. — Da die Sprachkunst, als Kunst oder Wissenschaft, Lehre, erst da entstand, als sich schon Gesellschaften gebildet hatten, deren Glieder sich durch eine Sprache gegenseitig verständlich machen und unterhalten konnten; sie also schon als eine, nur noch regellose, Kunst dastand, so waren auch die ersten Verbesserer derselben darauf bedacht, die große Anzahl von Benennungen selbstständiger Dinge aus dem Chaos der Wörter zu ziehen und daraus den ersten Redetheil, die Hauptwörter zu bilden, weil sie das Vornehmste im Leben, alle sichtbare und fühlbare Gegenstände, durch die Sprache bezeichneten. In der Ausbildung der Sprachkunst sah man aber bald ein, daß nicht ein jedes Ding selbstständig seyn könne, sondern daß viele, Vielen gemein seyn müßten, und so entstanden Gattungsnamen (Nomina appellativa), von welchen diejenigen Benennungen geschieden wurden, die wirklich für sich bestehende Dinge bezeichneten, nämlich die Eigennamen (Nomina propria) Späterhin theilte man die Gattungsnamen in mehreren Sprachen wieder in zwei Klassen, in eigentliche Gattungsnamen oder Appellativa, und in Sammelnamen oder Collectiva, welche Letztere eine unbestimmte Menge

einzelner Dinge bezeichnen, z. B. Wasser, Wein, Obst, Volk ꝛc. Auch theilte man die Appellativa, wie auch schon oben bemerkt worden, in sichtbare oder wirklich vorhandene Dinge, und in unsichtbare nur idealisch vorhandene Gegenstände, wie die Gerechtigkeit, Tapferkeit, Weisheit, das Glück, Unglück, der Adel, die Liebe, Armuth, Seligkeit, das Schöne, Gute ꝛc. Die letztere Klasse oder Abtheilung der Hauptwörter gehört schon einer höheren Kultur in der Sprache an, als nämlich die Philosophie eine Pflegerin derselben ward, und der Einbildungskraft, welche die Hauptwörter mit einer Menge von Eigenschaften überschüttete, engere Grenzen steckte.

Am gewöhnlichsten bringt man alle Hauptwörter in zwei Abtheilungen, und benennt diese: Concreta oder wirklich vorhandene selbstständige Dinge, und Abstracta oder unselbstständige, abgezogene Dinge. Die Concreta zerfallen in drei Klassen: a) in eigene Namen oder Eigennamen (Nomina propria), b) in Gattungsnamen (Nomina appellativa), und c) in Sammelnamen (Nomina collectiva). Die Abstracta werden von den Sprachlehrern nicht im allgemeinen klassificirt, oder doch in keine Hauptklassen gebracht, obgleich man es auch könnte, z. B. in Nomina adjectiva, als die Größe, das Roth; Nomina verbalia, das Schlagen, Lesen ꝛc. ꝛc. — Die Eigennamen (Nomina propria), bezeichnen ein für sich bestehendes Ding, welches nur ein einziges Mal vorhanden ist; sie gehören daher in der Sprachkunst zu den ältesten Hauptwörtern; indem man in der ersten Periode der Sprache alle Hauptwörter als für sich bestehend betrachtete, und nur erst späterhin die Klassen- oder Gattungswörter, als mehreren Dingen zukommend, davon schied. Die

Eigennamen blieben nun als Bezeichnungen derjenigen Gegenstände übrig, deren Eigenschaften und Fähigkeiten auch als selbstständig zu betrachten sind, und von denen keine mit einer andern vertauscht oder verwechselt werden kann, ohne daß nicht der Gegenstand aufhörte derselbe zu seyn. Wenn gleich ein Individuum schon durch sich selbst hinlänglich bestimmt und von allen Dingen abgesondert ist, so kann man doch seinen Namen nicht eben so bestimmt geben; denn sonst müßte derselbe alle die Merkmale ausdrücken, welche den Gegenstand zu einem Individuum machten; dieses kann aber in keiner Sprache geschehen. Man begnügte sich daher mit einem allgemeinen Namen, und wandte ihn auf einzelne Dinge so an, daß sie keinem andern beigelegt wurden. So hieß z. B. Karl, ein tapferer Mann, Friedrich, ein friedfertiger Mann ꝛc. Mit diesen Worten benannte man nun einerlei Dinge, welche dann Eigennamen wurden. Viele von diesen ehemals allgemeinen Namen haben sich in der spätern Zeit verloren, und sind nur noch als Eigennamen übrig geblieben; aber auch diese sind in der stufenweisen Ausbildung der Sprache nach und nach so verändert worden, daß man ihren Ursprung nicht mehr kennt. Wenn man gleich die ursprüngliche Bedeutung der in alten Deutschen Schriften vorkommenden Namen Hartomund, Huldegast, Rosemunde, Jesanhart, Deuderick, Sigemund ꝛc. leicht finden kann, so wird es gewiß schwer, die Bedeutungen von Mallobaud, Chlodebaud, Eberulf, Chunsena, Glosina, Chimmi, Pilitrudis ꝛc. zu finden. Einige dieser Namen sind auch jetzt mit kleinen Veränderungen üblich, z. B. Cunthar, in Günther, Hununc, in Hennig, Armin, in Herrmann, und so mehrere, deren Urstamm sich verloren hat, aus denen aber hervorgeht, daß sie von ähnlichen Namen abgeleitet

worden sind. Die Uebertragung dieser Namen in fremde Sprachen hat sie noch unkenntlicher gemacht, weil sie nur nach dem Gehöre wieder gegeben werden konnten, da man nichts Schriftliches von ihnen besaß, wie solches die Deutschen Fürstennamen beweisen, welche man in Römischen Schriftstellern, z. B. im Cäsar, Strabo, Tacitus und Andern findet. Dieser Eigennamen giebt es so viele, als es Individuen giebt; auch sind sie von verschiedener Gattung. Es gehören hierher die Namen der Personen, der Völker, Welttheile, Ländertheile, Städte, Dörfer und Wohnorte, der Flüsse, Berge ꝛc. Wenn mehrere einzelne Dinge einerlei Namen haben, so braucht man verschiedene Bestimmungen, um die Verwirrung zu verhüten; hierher gehören die Tauf-, Vor-, Geschlechts- und Zunamen. Wie die noch bis jetzt als Eigennamen sich erhaltenen Wörter ihren Ursprung genommen haben, läßt sich nur aus den Namen selbst vermuthen, so viel ist gewiß, daß sowohl zufällige Umstände, als auch die Gewerbe, die man betrieb, die Stadt oder das Dorf, in welchem man geboren worden, oder das Haus, welches man bewohnte, auch ein körperlicher Schaden oder Fehler, angehängter Spitznamen, oder wenn ein Kind irgendwo ausgesetzt gefunden wurde ꝛc., dazu Veranlassung gegeben haben. Auf diese Weise erhielten nicht nur einzelne Personen, sondern auch ganze Geschlechter mit der Zeit ihren Namen, wenn gleich die dazu Veranlassung gebenden Umstände nicht mehr waren. So hat Piso bei den Römern den Namen wahrscheinlich daher bekommen, weil er zuerst eine Art Erbsen, pisa, pflanzte, eben so Cicero, Lentulus, Fabius, von gewissen Feldfrüchten, Ovidius, von Schafen, weil vielleicht sein Stammvater ein Schäfer oder ein Liebhaber von Schafen war; Asinus, von Eseln, Florus, von Blumen, wahrscheinlich ein guter Blumenpfleger und

Veredler; Seneca, von dem Alter seiner Familie ꝛc. ꝛc. — So hat man im Deutschen die Namen: Jäger, Fischer, Bauer oder Landmann, Ackermann, auch Baumann, Feldmann, Schäfer, Schütze, Berger oder Bergmann, Krieger, Köhler, Krüger, Schreiber, Richter, Reuter, Gärtner, Koch, Müller, Schulze, Schmid, Schlosser, Zimmermann, Maurer, Weber, Schröter oder Schröder (vom Schroten des Getreides in der Mühle), Drechsler, Böttcher, auch Büttner, Kiefner, Schäfler; Fleischer, auch Knochenhauer, Metzger; Wagner oder Rademacher, Färber, Töpfer, Schneider, Schuster oder Schuhmacher, Bäcker (Bekker, Beck), Brauer, Sänger, Träger, Laufer, Teichmann, Wollschläger, Gerber, Kästner, Kistner (Kistenmacher), Spengler (Klempner), Küchler (Kuchenbäcker), Löffler, Mahler, Knappe, Bürger, Hübner (von Hub oder Hufe), Vogt, Schliesser, Springer, Spieler, Fiedler (von Fiddel, Geige), Oelschläger, Kaufmann, Mayer (Meyer), Schüler ꝛc. ꝛc., von den Gewerben und Beschäftigungen, welche diejenigen betrieben, denen man diese Namen beilegte, ein Beweis von dem hohen Alter dieser Gewerbe, zum Unterschiede von der spätern Erfindung und Einführung anderer Gewerbe, deren Namen man nicht als Eigennamen findet. — Von Körpertheilen findet man: Fuß, Leib, Herz, Haupt, auch Kopf, Hals, Kreuz, Mund, Zahn, Bart ꝛc. ꝛc., wahrscheinlich von etwas Unnatürlichem oder Auffallendem in der Bildung dieser Körpertheile, welches z. B. Gelegenheit gab, demjenigen, der einen etwas großen Fuß hatte, den Namen Fuß, einen starken Leib, den Namen Leib zu geben, um ihn dadurch von Andern, die mit ihm gleichen Vornameu führten, auszuzeichnen; also Karl oder Heinrich Fuß, Leib ꝛc. Späterhin bezeichnete man diese Gegenstände näher und setzte auch die Eigenschaft hinzu, woraus denn die Eigennamen: Großfuß,

Großkopf, Breitkopf, Schwarzkopf, Rothbart ꝛc. entstanden. Von den körperlichen Eigenschaften und Verhältnissen findet man die Eigennamen: Kahl, Kahle, Groß, Große, Großmann, Klein, Kleinhans (kleiner Hans), Kleiner, Kurz, Kurze, Kurzmann, Kurzrock, Stark, Starke, Lang, Lange, Langhans, Langheinrich, Langfuß, Langbein, Weißhaar ꝛc. ꝛc. Eigennamen, welche durch geistige Eigenschaften, durch Mimik, Geberden, Bewegungen ꝛc. entstanden sind, z. B. Ernst, Scherzer, Fröhlich, Munter, Lachmann, Flink, Grimm, Greiner (von greinen, ein weinerliches Gesicht machen, den Mund im Weinen verzerren, auch wohl im Lachen), Frey oder Frank, Franke, Freimuth, Schnellfuß ꝛc. Namen von Tugenden und Laster, als: Fromm, Heil, Heilig, Treu, Treumann, Redlich, Schlemmer, Spieler, Schleicher ꝛc. ꝛc. Eigennamen, von Ländern, Städten, Dörfern und Burgen entlehnt, findet man in großer Anzahl, als: Preuß, Preuße, Brandenburg, Berlin, Berlinike, Berliner, Lübeck, Bremer, Nürnberg, Leipziger, Hamburger, Schweitzer, Salzwedel, Müncheberg, Straßburg, Bamberg, Bamberger, Westphal, Bayer, Beyer, Schwabe, Würtemberg, Schmiedeberg, Schaumberg, Frankenberg, Schlaberndorf, Möllendorf, Schulzendorf, Hohendorf, Knobelsdorf, Reimersdorf, Neuendorf, Woltersdorf, Langendorf, Schönfeld, Buchholz, Rosenthal, Münchhausen, Lüdersdorf, Hermsdorf, Schulenburg, Blankenburg, Rothenburg, Warburg, Wittenburg ꝛc. ꝛc. Die meisten Namen kommen aber von den ehemaligen Zeichen der Häuser in den Städten her, wie man sie auch noch jetzt hin und wieder in den Städten einiger Länder Deutschlands über den Hausthüren findet, und bei uns in Berlin über den Thüren der Gasthäuser, Apotheken ꝛc. Von diesen Zeichen kommen die Würden- und meisten Thiernamen, die man den Besitzern

der Häuser beilegte, wie Kaiser, König, Fürst, Prinz, Herzog, Markgraf, Graf, Engel, Teufel, Mönch, Pabst, Probst, Pfaffe, Geist, Todt, Türke, Mohr, Löwe, Wolff, Schimmel, Roß, Fuchs, Hund, Hirsch, Bock, Rehbock, Hase, Ochs, Lamm oder Schöps, Maus, Moll, Vogel, Straus, Adler, Geyer, Schwan, Reiher, Storch, Falk, Specht, Habicht, Gans, Hahn, Huhn, Taube, Rabe, Krähe, Nachtigall, Stieglitz, Fink, Sperling, Schwalbe, Fisch, Wallfisch, Stöhr, Lachs, Hecht, Barsch, Zander, Plötz, Schley, Wels, Häring, Bückling, Stockfisch, Bratfisch, Krebs, Käfer, Wurm, Blume, Rose, Nelke, Baum, Strauch, Obst, Mahn und Mohn, Mohnhaupt, Feige, Knoblauch, Kalmus, Gurke, Bohne, Mandel, Korn, Brennessel, Petersilie ꝛc. ꝛc. Viele dieser Namen können auch auf eine andere Art entstanden seyn; so z. B. hat man einen Furchtsamen, Hase, einen Geduldigen, Lamm, einen Dummen, Schaf, Schöps oder Ochs, einen Listigen, Fuchs, einen Starken, Löwe, einen Gierigen, Wolf, einen Langbeinigen, Reiher oder Storch, einen Habsüchtigen, Rabe, einen Schnellfüßigen, Straus, einen Großen, Baum ꝛc. ꝛc. genannt. Mehrere Namen sind auch von körperlichen Fehlern oder Schäden, Gebrechen, hergenommen worden oder entstanden, wie Hinkepeter, Kurzbein, Ziegenfuß, Hasenbein, Großkopf, Spitznas, Breitkopf, Steinkopf ꝛc. Viele Eigennamen haben auch ihr Entstehen den angehängten Spitznamen zu verdanken, wie: Habersatt, Habersang, Susewitz, Trockenbrod, Zimmerling, Jungfermann, Liebesknecht, Spitzbart, Liebergeld, Liebernickel, Liebeskind, Wunderlich, Frauenlieb, Frauendiener, Nickmann, Tiefstrunk, Beschorner, Gansauge, Hasenritter, Nothnagel, Roddelkopf, Huzelmann, Jungnickel, Kapphahn, Kapphengst, Knippfinger, Pille, Säuberlich, Schnuphnase, Süßmilch, Frauenlob, Lachmund ꝛc. — Eigennamen,

welche wahrscheinlich Findlingen gegeben worden, als: Brücke, Marktscheffel, Schönwetter, Aufschlußhof, Haubensack, Windel, Bindseil, Vaterlos, Beutel, Treppe, Wagenhaus, Seidenschnur, Weinling, Theuerkauf, Theuerfund, Thürhof, Merkstein, Waise, Platz ꝛc. Hierher kann man auch die Eigennamen von Wochentagen rechnen, an welchen ein Kind vielleicht gefunden worden, wie Sonntag, Montag, Freitag, welche am häufigsten gefunden werden; auch die übrigen Wochentage, welche als Eigennamen vorkommen. Alle diese Namen können aber auch andere Entstehungsarten haben, z. B. die Namen der Wochentage können Kindern auch bei der Geburt oder bei sonst einer festlichen Gelegenheit, welche an einem dieser Tage vorgenommen worden, gegeben worden seyn. Auch bei Taufen von Erwachsenen, welche von einer andern Religion zur christlichen übergegangen sind. Auch haben die Israeliten oder Juden in vielen Staaten, so auch bei uns in Preußen, sich eigene Zunamen wählen müssen, die ihnen auf die Folge als Familiennamen bleiben, wodurch viele eigenthümliche und auffallende Namen entstanden sind. Ueberhaupt kann man annehmen, daß alle Namen, welche etwas Auffallendes haben, was sich mit dem gewöhnlichen Herkommen und den verschiedenen Ableitungen nicht verträgt, ihr Entstehen auf die oben angeführte Weise haben. Eine große Anzahl Eigennamen sind dadurch entstanden, daß man mit dem Gattungsnamen Mann das Gewerbe, welches ein Individuum betrieb, oder diejenige Eigenschaft, welche ihm vorzüglich eigen war, oder auch sonst eine Begebenheit, welche auf ihn Bezug hatte, verband, z. B. Ackermann, Baumann, Kunstmann, Bergmann, Fuhrmann, Lehmann (wahrscheinlich von Lehen, Lehnsmann), Neumann, Weidemann, Freudemann, Mohrmann, Mahlmann, Ostermann, Wittmann, Salzmann, Schaumann, Schwerd-

mann, Mühlmann, Lachmann, Hoffmann, Lindemann, Herrmann, Jagemann, Jagdmann, Landmann, Wintermann, Schuhmann, Rennemann, Wachsmann, Trautmann, Eichmann, Engelmann, Friedemann, Edelmann, Erdmann, Hartmann, Worthmann, Reichmann, Schönemann, Platzmann, Hagemann, Brummmann, Bornemann, Großmann, Goßmann, Winkelmann ꝛc. ꝛc. Eine große Anzahl Vornamen sind auch zu Zunamen erhoben worden, worunter am meisten vorkommen: Conrad, Walter, Karl, Philipp, Philippi, Ulrich, Rudolph, Rudolphi, Siegmund, Siegfried, Friedrich, auch Fritz, Fritze, Ludwig, Jakob, Abraham, Salomon, Georg, Martin, Gotthold, Otto, Albrecht, Lorenz, Gerhard, Dietrich, Leopold, Leonhard, Reichard, Matthias, Heinrich, Hartwig, Eberhard, John, Johannes, Wilhelm, Wilhelmi, Urban ꝛc. ꝛc. Von den Namen der Metalle sind auch viele Eigennamen entstanden, als: Gold, Silber, Kupfer ꝛc.; auch von Erden und Steinen, als: Stein, Sand, Lehm, Thon, Kreide, Kieselstein, Eckstein, Kalkstein ꝛc. ꝛc. Viele Namen sind sehr allgemein geworden und auch überall durch ganz Deutschland verbreitet, ohne ihren Ursprung genau angeben zu können, wie Krause, Gericke, Schubert oder Schubart, Petzold, Kersten ꝛc. ꝛc. Die vier Jahreszeiten: Sommer, Winter, Frühling, Herbst, kommen auch als Eigennamen vor, besonders häufig Sommer und Winter. Auch von den Namen der Farben sind viele Eigennamen gebildet worden oder entstanden, als Roth, Rother, Rothenbach, Rothenberg, Rothenburg, Rothfuß, Rothreich ꝛc.; Weiß, Weiße, Weißer, Weißbach, Weißbeck ꝛc.; Schwarz, Schwarze, Schwarzburg, Schwarzenau, Schwarzenberg, Schwarzloff, Schwarzlos ꝛc.; Blau, Blauer, Blaumann ꝛc.; Grün, Grüne, Grünbaum, Grünberg, Grüner ꝛc.; Grau, Grauer, Graumann, Graulich,

Braun, Carmoisin ꝛc. ꝛc. — Viele bloße Gattungsnamen sind durch irgend eine Beziehung auf ein Individuum zu Eigennamen geworden, als: Keil, Held, Maaß, Kranz, Krug, Siegel, Baum, Rauch, Lenz, Licht, Sauer, Süß, Horn, Reich, Degen, Block, Blut, Brand, Sack, Schall, Schmalz, Spieß, Stoff, Streit, Vater, Vetter, Bruder ꝛc. ꝛc. Viele Eigennamen rühren von Hofbedienungen her, als: Schenkl, Truchseß, Marschall, Kanzler, Schatzmeister, Kämmerling, Page ꝛc. Viele Familiennamen, welche sich auf ow endigen und worunter mehrere adlichen Familien angehören, stammen aus dem Wendischen, als: Waldow, Rochow, Jagow, Treskow, Quitzow, Lettow, Bandow, Lützow, Paalzow, Levezow, Malzow, Ranzow, Rathenow, Bütow, Bülow, Bredow, Münchow, Sydow, Gussow, Messow, Below, Plothow, Zastrow, Brunnow ꝛc. ꝛc.; eben so alte Namen sind diejenigen, welche sich mit witz, itz endigen, als: Pannewitz, Marwitz, Rochlitz, Prittwitz, Pritzelwitz, Beulwitz, Kottwitz, Reisewitz, Drewitz, Hauchwitz, Carlowitz, Zitzwitz, Strachwitz, Clausewitz, Mauschwitz, Prillwitz, Czettritz, Wilknitz, Oelsnitz, Seydlitz, Schweinitz, Putlitz, Nostitz, Maltitz, Miltitz, Köckritz, Pöllnitz, Canitz, Sanitz, Delitz, Zedlitz ꝛc. ꝛc. Alt in der Sprache sind auch die Plattdeutschen Eigennamen Voß (Fuchs), Hagen (Zaun, Hecke), Hansen, von Hans, Jürgen, Hülsen, Wulfen, Janson, Heede, Arnim, Hutten, Piper (Pfeifer), Knesebeck, Malstave, Golz, Kaufungen ꝛc. Eine Anzahl, besonders romantischer, Eigennamen, ist mit der Ertheilung der Adelswürde in Briefen, dem Briefadel, erschienen; denn bei der Ertheilung der Adelsbriefe oder Diplome, wurde dem Neugeadelten, wenn nicht ein neuer Name, doch eine neue Endung dem seinigen gegeben, und wo der alte Name blieb, da wurde ihm auch wohl das Wörtchen Edler vorge-

setzt, z. B. Edler von Born ꝛc. Die Endsylben der neuen und abgeänderten Namen waren in au, eck, thal, bach, fels, heim, hayn, stein, see, feld, hof, berg, leben, als: Rabenau, Schwarzenau, Rosenau ꝛc.; Löweneck, Viereck, Felseneck, Taubeneck ꝛc.; Wilhelmsthal, Blumenthal, Rosenthal ꝛc.; Schlippenbach, Aschenbach, Reichenbach, Schwanenbach, Massenbach ꝛc.; Treuenfels, Starkenfels, Waldenfels, Trübenfels, Hohenfels ꝛc.; Strahlenheim, Werthheim, Windheim, Stutterheim, Taubenheim, Wangenheim, Griesheim, Thalheim ꝛc.; Greifenhayn, Blumenhayn, Falkenhayn ꝛc.; Biberstein, Finkenstein, Falkenstein, Hessenstein, Egloffstein, Wittgenstein ꝛc.; Blankensee, Tiefensee ꝛc.; Stolzenfeld, Winterfeld, Sommerfeld, Blankenfeld, Hirschfeld ꝛc.; Richthof, Berghof, Dähnhof ꝛc.; Wartenberg, Hardenberg, Sternberg, Frankenberg, Plettenberg, Herzberg, Gottberg ꝛc.; Alvensleben, Wartensleben, Ingersleben, Alsleben ꝛc. ꝛc. Einige von den genannten Namen gehören auch adlichen Familien von einem weit höhern Alter an, als der Briefadel eigentlich entstanden seyn soll, so wie auch alle diejenigen Namen, welche sich mit burg endigen, wie Schulenburg, Stolzenburg, Isenburg, Eulenburg, Ilburg ꝛc., welche von alten Rittersitzen herrühren; so wie auch der Briefadel Dörfer anlegte oder erbauete, und sie nach seinem erhaltenen Namen nannte. So wie man nun die Eigennamen in der Deutschen Sprache herleiten kann, so ist dieses auch der Fall, mit wenigen Ausnahmen, in den andern Sprachen, überall wurden sie von den Gewerben und Handthierungen, Hofbedienungen, Zeichen, Städten, Dörfern, Schlössern, Ländern, von zufällige Eigenschaften der Körper oder von andern Gegenständen hergeleitet. Die Geschlechtsnamen des niedern Adels reichen nicht viel über das zwölfte Jahrhundert hinaus, um welche

Zeit ihre Lehen erst erblich wurden, von welchen sie den Zu- und Geschlechtsnamen größtentheils erhielten. Man findet zwar, jedoch sparsam, unter den Zeugen der Urkunden in der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts schon Zu- und Geschlechtsnamen; allein diese Urkunden sind öfters schlecht abgeschrieben worden und verdächtig, oder es sind schon Dynasten oder Herren, die Erbgüter besaßen. Dieses betrifft aber nur die Eigennamen von den Lehngütern, wovon oben mehrere angeführt worden. Andere Geschlechtsnamen rühren daher, daß die Lehnsleute die Namen ihrer Landes- und Lehnsherren annahmen, wie die Herrn von Brandenburg, von Nassau, von Lüneburg, von Braunschweig ꝛc. Einige waren natürliche Kinder der großen Fürsten. Einige nahmen auch die Namen von wilden Thieren, Vögeln ꝛc., deren Jagd sie am liebsten begingen, an, daher kommen die Namen: von Bär, von Fuchs, von Wolf, Gans von Putlitz (ein uraltes Geschlecht in der Mark Brandenburg), von Sperling, von Falk ꝛc. ꝛc. Ein großer Theil des Adels hat seinen Zu- und Geschlechtsnamen von seinem Wohnsitze, seinen Gütern erhalten; denn man findet noch Beispiele genug, daß im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte die Söhne des Vaters Zunamen aufgaben, sobald sie andere Wohnsitze bekamen, nach denen sie sich dann nannten. Die Bildung der schon oben erwähnten romantischen Namen gehört aber größtentheils dem Briefadel an. Diese Namen stammen aus dem 14ten Jahrhunderte oder fangen seit dem genannten Jahrhunderte an; denn die sichersten Beispiele von der Ertheilung des Briefadels rühren vom Kaiser Karl dem Vierten her; allein die große Anzahl der von diesem Kaiser ertheilten Adelsbriefe läßt vermuthen, daß das Ertheilen dieser Briefe damals schon eine sehr übliche Sache gewesen ist, und daher können sie auch

wohl noch vor diesem Kaiser ihren Ursprung genommen haben. Daß aber diese Briefe oder Diplome schon zu Kaiser Heinrichs des Ersten, Ottos des Dritten, Conrads des Dritten, Heinrichs des Sechsten, und Rudolphs des Ersten Zeiten ihren Ursprung genommen haben, wie verschiedene Schriftsteller anführen, wird von vielen Geschichtsforschern in Zweifel gezogen, indem diese vermeinten Adelsbriefe meistentheils nur Privilegien seyn sollen, welche die Befreiung von dem Stande der Ministerialen zur Absicht hatten, es seien also keine Adelsbriefe. Die Veranlassung, den Adel durch Privilegien zu ertheilen, will man in den Kreuzzügen finden, indem dadurch der Adel sehr geschwächt und zusammengeschmolzen worden, die Bürger dagegen zu großen Reichthümern durch den Handel und auch durch den verschiedenen Ankauf adlicher Güter gelangten, daß also die Kaiser darauf verfallen mußten, aus ihnen den Adel wieder zu vermehren; und so ist der Adel immer wieder aus dem Bürgerstande rekrutirt worden. Ein Mehreres über die Gewohnheit der adelichen, bürgerlichen und Bauerfamilien, Zu- und Geschlechtsnamen anzunehmen, findet man in dem Artikel Nahme, Th. 100, S. 744 u. f. — Eine große Anzahl von Eigennamen machen ein unverständliches Gemisch aus, und haben sich wahrscheinlich durch allerlei Versetzungen der Buchstaben und Sylben, oder auch durch Einschiebung von Sylben aus fremden Sprachen gebildet. Mehrere davon sind aus Fremdwörtern, fremden Namen von Individuen entstanden, die sich aus Frankreich, England, Holland ꝛc. bei uns in Deutschland zu einer Zeit niedergelassen haben, wo es mit unserer Kultur noch etwas mißlich stand; und da viele von diesen Individuen, ja wohl die meisten, nicht schreiben konnten, so wurden ihre Namen größtentheils mündlich fortgepflanzt, und dadurch auf eine

merkwürdige Weise verstümmelt; und dann auch im Schreiben, da man sie nach der Aussprache auch ganz falsch schrieb, so daß die ersten Namenträger, die den Namen als Geschlechts- oder Familiennamen angenommen, ihn schwerlich wieder erkennen würden. So z. B. hat sich aus den Französischen Namen: Moncorps, Munkert, Pluchar, Plüchart, Drège, Dreſe, Naville, Naffel, Nain, Neins, Neige, Nese, Troussel, Trütschel, Trosselle, Troschel, Cousin, Cusig, Canard, Kunard, Guiremand, Giermann, Corps, Kors, Guichard, Kischang ꝛc. ꝛc. gebildet, und eben dergleichen Verstümmelungen findet man auch von Namen aus der Englischen und andern Sprachen, welche man auf diese Weise zu Deutschen Eigennamen wider Willen durch falsche Aussprache, falsche Schreibart, gestempelt hat. Besonders findet man dergleichen Namen in den untern Volksklassen, oder vielmehr haben sie sich in den untern Volksklassen gebildet, welche die Fremdnamen weder richtig aussprechen, noch schreiben können; und so haben sie sich denn auch mit der Zeit auf die höhern fortgepflanzt, wodurch es gewiß jedem Sprachforscher jetzt schwer werden soll, das Stamm- oder Grundwort zu finden. Zu dem Mischmasch der Deutschen Eigennamen haben auch die Gelehrten in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte das Ihrige redlich beigetragen, indem sie ihren Namen nicht nur eine Lateinische oder Griechische Endigung gaben, sondern sie auch in diese Sprachen, sobald sie übertragbar waren, übersetzten. Daher kommen die vielen Endigungen der Eigennamen in us, es, um, or, Rohrarius, Flamminius, Securius, Steffelius, Lezius, Appelius, Tarnovius, Prätorius, Musäus, Suppius, Marius, Pistorius, Timanus, Sixtus, Fabricius, Servus, Streccius, Dictus, Brandes, Andres, Berges, Perthes, Bokkum, Sisum, Kortum, Sutor ꝛc. ꝛc. Von dieser seltsamen

Mode, die in eine förmliche Sucht ausartete, waren selbst Männer von großer Gelehrsamkeit nicht frei. Eben so hat auch die Mode im siebzehnten Jahrhunderte den Deutschen Eigennamen, Französische oder Italienische Endungen gegeben, sie Französisch oder Italienisch zugestutzt; und so mußten sich denn unsere guten Deutschen, wenn gleich mitunter etwas schwerfälligen, aber doch kraft- und ausdrucksvollen Namen, auch in diese Sklaverey, in dieses Joch des Fremdthums schmiegen und dessen Fesseln tragen. Welche Nation kommt hierin wohl der Deutschen gleich! welche die Nachahmungssucht nicht bloß auf die Kleider, Möbel und die Art zu leben, sondern auch bis auf die Eigennamen erstreckt. —

Da nun durch die eigenen Namen die Selbstständigkeit eines Dinges genau bestimmt ist, so durfte diese auch nicht erst durch ein anderes Zeichen bestimmt werden, mithin war der Artikel zur näheren Bezeichnung des Eigennamens überflüssig; eben so die Mehrheit, der Plural; denn wo diese gebraucht wird, hört die Selbstständigkeit des Eigennamens auf; er wird dann ein Gattungsname. Die Mehrheit ist zwar auch bei den Eigennamen eingeführt worden, allein nur bei folgenden Fällen: wenn 1) man darunter den Inbegriff von Eigenschaften versteht, wodurch sich ein Individuum vorzüglich ausgezeichnet hat, z. B. die Ciceronen, die Virgile, die Platone unserer Zeit, die Redner, Dichter und Philosophen damit zu bezeichnen, also anstatt dieser. 2) Wenn ein Eigenname von Vielen in einer hohen Staatswürde, z. B. von Regenten, geführt wird: Die Heinriche oder Heinrichs in der Kaisergeschichte, die Ludwige oder Ludwigs in der Französischen Geschichte ꝛc.; so auch von hohen Staatsdienern, wenn sich Mehrere aus einer Familie im Dienste ausgezeichnet haben, wie die Dankelmanns in der Preußi-

schen, die Pitt's in der Englischen, die Kiuprilis in der Osmanischen Geschichte ꝛc. Da die Eigennamen die Selbstständigkeit schon vollkommen bestimmen, so können sie auch nie durch Angebung eines selbstständigen Dinges bestimmt werden, das heißt, man kann sie nicht mit dem zweiten Fall (Genitiv) construiren, und in den Orientalischen Sprachen können sie nicht in den statum constructum gesetzt werden. Bei den Griechen war es aber sehr gewöhnlich, daß auf einen Eigennamen, der Genitiv eines andern folgte, wenn es das Verhältniß eines Sohnes gegen seinen Vater anzeigte, z. B. Αλεξανδρος ὁ φιλυππυ, oder auch umgekehrt ὁ φιλυππυ Αλεξανδρος. Hierdurch wurde eben dasjenige bestimmt, was man sonst patronimica nannte. So sagte der Grieche eben so wohl Ἕκτως ὁ Πριαμυ, als Ἕκτως ὁ Πριαμιδης. Das Gattungswort, wozu der Eigenname gehört, kann zwar dazu gesetzt werden; allein es erhält nicht den zweiten Fall oder Genitiv; denn man kann wohl sagen: la ville de Paris, oder im Griechischen: πολις Αθηνων, aber nicht: Paris de la ville, oder: Αθηναι της πολεος. Im Deutschen wird der Eigenname dem Gattungsworte nachgesetzt, z. B. die Stadt Berlin, nicht: Berlin, die Stadt, oder das letztere Wort, Gattungswort, müßte ein Eigenschaftswort bei sich haben, z. B. groß, schön ꝛc. Berlin, die große oder die schöne Stadt ꝛc.

Die Gattungs- oder Klassenwörter (Nomina appellativa), die anfangs gleichfalls eigene Hauptwörter waren, kommen mehreren Dingen zu, und dieserhalb hat man sie von den eigentlichen Eigennamen, die bestimmte Personen und Sachen bezeichnen, und für sich als abgeschossen dastehen, getrennt; denn welches Gedächtniß würde nicht dazu gehören, wenn jedes vorhandene Ding mit einem eigenen Namen benennt werden sollte, wenn z. B. ein jeder Baum,

Strauch, Wagen, Tisch, Stuhl, Topf, eine jede einzelne Frucht, jedes einzelne Thier, Haus ꝛc. ꝛc. einen eigenen Namen haben sollte; man würde unter der Last dieser Eigennamen erliegen, wie die Chinesen unter der Menge ihrer Schriftzeichen. Man würde, um nur seine Muttersprache zu erlernen, mit einem Lebensalter nicht ausgereicht haben, und welches Alter würde dazu erforderlich gewesen seyn, bei den immer neuen Entdeckungen und Erfindungen? Ja Letztere würden in der Folge, so wie alle Wissenschaften und Künste, ganz ins Stocken gerathen seyn, weil man nur allein mit der Sprache zu thun gehabt hätte, um diese in irgend ein System zu bringen, und wie viel Zeit würde dieses System gekostet haben, bei einem gewissen Stillstande der Wissenschaften? — Um nun diese große Anzahl Wörter zu vermindern, hat man diejenigen Gegenstände oder Dinge, die das Interesse der Menschen nicht genau von einander zu unterscheiden braucht, in Klassen eingetheilt, und alle diejenigen zu einer Klasse gerechnet, die in den mehrsten Eigenschaften mit einander übereinstimmen; man hat sie mit einem Namen benennt, der gerade so viele Eigenschaften bezeichnet, welche die Individuen mit einander gemein haben. Diese gefundenen Klassen hat man nun wieder mit einander verglichen, und diejenigen unter eine höhere Klasse zusammen genommen, die in Ansehung der mehrsten Eigenschaften einander am ähnlichsten waren. So z. B. haben alle Bäume eine Eigenschaft, die sie von den Sträuchern und Kräutern unterscheiden, dieses ist ihr mit einer starken Rinde umgebener, verhältnißmäßig nach der Baumgattung starker Stamm, der erst in einer gewissen Höhe seine Zweige austreibt; Wurzeln, Blätter ꝛc. hat er mit dem Strauche gemein; nur das oben angeführte Kennzeichen macht ihn zu einer besondern Klasse in dem Pflanzenreiche, die man Bäume nennt;

also alle Bäume ohne Unterschied machen eine Klasse aus, die mit dem gemeinschaftlichen Gattungsnamen Baum belegt wird. Wenn ich daher in einem Walde, oder an sonst einem mit verschiedenen Bäumen besetztem Orte in der Natur ausrufe: Wie schön sind diese Bäume! so werde ich von Allen, die mir nahe stehen und meinen Ausruf hören, verstanden, indem ich die ganze Klasse bezeichne und nicht eine besondere Art derselben, z. B. Eichen, Buchen, Fichten ꝛc. Wenn ich daher unter den Bäumen die Eigenthümlichkeit der Blätter, Blüthen und Früchte unterscheide, so entstehen daraus Gattungen oder untere Klassen, die von der Hauptklasse nur in dem eben Angeführten abweichen. Alle Bäume, die daher als besondere Kennzeichen längliche, tief eingeschnittene glänzend grüne Blätter haben, und Eicheln als Früchte tragen, machen eine besondere Gattung von der Hauptklasse aus, und werden Eichen genannt, führen daher diesen Namen als Gattungsnamen; und so werden alle besondere Gattungen von der Hauptklasse der Bäume abgeschieden und bilden Unterabtheilungen oder Unterklassen in der Sprachkunst, die dann wieder ihre Abtheilungen oder Arten enthalten, aber immer mit dem Stammnamen Eiche, nur werden ihre Eigenschaften, wodurch sie sich von der Hauptgattung, dem Geschlechte, unterscheiden, durch ein zweites hinzugefügtes Hauptwort, oder durch Eigenschaftswörter ausgedrückt, z. B. Weideneiche, Korkeiche, Sommer- und Wintereiche, weiße Eiche ꝛc. So wie es nun hier als ein Beispiel mit den Bäumen aufgestellt worden ist, so findet es auch bei allen Gegenständen oder Dingen der Natur und Kunst Statt, überhaupt bei Allem, was sich in Geschlechter, Klassen, Arten ꝛc. theilen läßt. Es können also einem jeden Dinge so viele Namen beigelegt werden, als durch so viele Klassen es

durchgeführt werden kann. Da nun alle Gattungsnamen ihre Selbstständigkeit verlieren, so wird dieser Mangel durch den Artikel ersetzt. Da auch bald von einem dieser Dinge, bald von mehreren zugleich die Rede seyn kann, so müssen sie auch dieses Verhältniß der Zahl an sich ausdrücken können, folglich auch solches durch gewisse Veränderungen an dem Worte selbst oder durch beigefügte Bestimmungen angezeigt werden, ob entweder die ganze Klasse, oder nur ein einziges Individuum angezeigt werden soll. Dieses Letztere ist nun entweder durch die vorhergehenden und nachfolgenden Worte so bestimmt und kenntbar, daß man weiß, welches Individuum von der ganzen Klasse gemeint sei, oder es ist unbestimmt. Jenes zeigt man durch den bestimmenden, dieses durch den nicht bestimmenden Artikel an. Zum Beispiel der Baum, den du gesehen hast, ist abgehauen worden, und ein Baum ist abgehauen worden. Ist das Individuum genau bestimmt, so versteht man es entweder ganz oder nur zum Theil; z. B. giebt mir das Brod — und gieb mir Brod. Ein gleiches gilt auch von der Mehrzahl, indem ich entweder alle Individuen, die zur Klasse gehören, oder nur einige verstehe, z. B. die Menschen sind sterblich, das ist, alle; einige Menschen sind reich.

Die Sammelwörter (Nomina collectiva) sind eine Abtheilung der Gattungswörter, welche gleich anfangs durch eine unbestimmte Menge solcher Dinge veranlaßt worden, in welchen man nicht Einzelnes unterscheiden wollte und auch nicht konnte; z. B. Wasser, Sand, Obst, Korn, Volk, Heer ꝛc. Sie haben den Charakter, den ihnen die ersten Sprachlehrer beilegten, nämlich eine bestimmte, untheilbare Menge zu bezeichnen, behalten, und können daher nie eins oder mehrere Individuen von ihrer Art bezeichnen, weil der Begriff der Menge von ihnen unzertrennlich

ist. Sie sind daher auch des Plurals so eigentlich nicht fähig, weil dieser schon in ihnen steckt, und mit der Einheit zugleich die Mehrheit ausgedrückt wird; denn wenn ich sage: das Wasser oder das Heer, so drücke ich bei dieser Bestimmung durch den Singular zugleich den Plural aus, weil die Menge, die Mehrheit im Worte steckt und ich mir nicht Wasser, noch Heer ohne Menge denken kann; allein da viele von ihnen zugleich eine unbestimmte Menge als ein Individuum bezeichnen können, so können diese auch einen Plural haben, z. B. die mineralischen Wasser, süßen Weine, viele Heere von verschiedenen Völkern oder Nationen ꝛc. Im Deutschen werden einige dieser Wörter durch Ansetzung der Sylbe Ge gebildet, z. B. das Gewässer, das Getreide, das Gebüsch ꝛc.; es bezeichnet hier die ganze Menge. Die Sprachlehrer sind mit der Klassification dieser Gattungswörter immer noch nicht aufs Reine. Man kann füglich die Sammelwörter in zwei Abtheilungen bringen, in trennbare Sammelwörter (Nomina collectiva separabilia) und in untrennbare Sammelwörter (Nomina collectiva inseparabilia). Zu den trennbaren Sammelwörtern gehören diejenigen, die zwar nach den Begriffen des Worts ein Ganzes ausmachen, aber doch aus sichtbar getrennten Theilen bestehen, als Obst, Getreide oder Korn, wenn darunter Getreide verstanden wird, und nicht bloß der Rocken, Volk, Wein ꝛc.; denn wenn ich z. B. Birnen, Aepfel, Pflaumen, Kirschen ꝛc. auf einer Schüssel vor mir liegen habe, so bezeichne ich das Ganze mit dem Sammelnamen Obst, und wenn ich es Einem überreichte, so würde ich sagen: Hier hast Du eine Schüssel mit Obst; ich kann aber alle Gattungen davon trennen oder scheiden, theilen, und jede besonders benennen; eben so ist es mit dem Getreide, Weine, Volke ꝛc.; denn wenn ich Weizen, Rocken, Gerste,

Hafer ꝛc. in Säcken untereinander auf einem Boden oder in einer Kammer stehen habe, so macht doch jede Gattung für sich ein Ganzes aus, ich kann sie selbst sortiren, wenn sie unter einander geschüttet würden; eben so kann ich die Gefäße mit süßem und saurem, rothem und weißem Wein trennen, obgleich das Ganze mit dem Sammelnamen Wein belegt wird; dieses kann ich aber nicht mit den untrennbaren Sammelnamen, wie Wasser, Sand, Blut ꝛc.; denn ich kann das Wasser, wenn es aus mehreren Flüssen zusammengegossen wird, nicht wieder trennen, ja überhaupt aus dem Wasser keine Theile sichtbar sondern, eben so wenig aus dem Sande, Blute ꝛc., und wenn ich auch das Wasser in mehrere Gefäße füllte, nämlich Spree-, Havel-, Oder-, Elb- ꝛc. Wasser, jedes besonders, so hat es doch immer dieselben Eigenschaften, wenigstens ist sicht- und schmeckbar darin kein großer Unterschied, wie es mit dem Weine der Fall ist, wo sich der rothe vom weißen, und der süße vom sauren merklich unterscheiden, so wie überhaupt die verschiedenen Sorten im Geschmacke. Die mineralischen, so wie die gebrannten Wasser kann man nicht hierher rechnen, weil diese zwar collectiva, aber anderer Art sind. Was man noch bei der chemischen Zerlegung an Bestandtheilen findet, kann auch nicht hierher gerechnet werden. — Die Hülser oder Hülsenfrüchte, als Erbsen, Bohnen, Linsen, gehören auch zu den trennbaren Sammelwörtern, wir betrachten sie aber auch als für sich bestehend, unter ihrem Gattungsnamen, sie werden nur im Plural gebraucht, so auch ihr Klassenname: Hülser. — Eine besondere Gattung von Wörtern bilden diejenigen, welche die Materie anzeigen, ohne Rücksicht auf die aus denselben bestehenden einzelnen Dinge. Diese verlieren ihre Selbstständigkeit noch mehr, als die vorgehenden Hauptwörter, und haben keinen Plural; z. B. Eisen, Bley,

Zinn, Kupfer, Silber, Gold, Speck, Butter, Milch, Honig ꝛc. Einige leiden eine Mehrheit, wie Stein, Brod, Holz ꝛc., weil sie Theile enthalten, die eine Verschiedenheit haben, oder vielmehr, weil es verschiedene Steine, Brode und Hölzer giebt, die doch alle den Charakter der Gattung haben, wie Sand-, Kiesel-, Marmor-, Kalk-, Edel-ꝛc. Stein; sie sind zwar ungleich in ihren Bestandtheilen, haben aber alle den Charakter der Härte mehr oder weniger. Eben so ist es mit dem Brode, einiges wird aus Weizen und einiges aus Rocken gebacken, jenes ist weißer, dieses brauner; das Holz variirt in der Farbe und Härte ꝛc. Wenn man sie mit dem Artikel gebraucht, so werden sie wieder Gattungswörter, z. B. der Serpentin-, Marmel-, Feld-, Kalk-, Sand- und Feuerstein, der Schieferstein; das große, das kleine Brod; das Eben-, Buchsbaum-, Nußbaum-, Mahagony-, Birken-, Cedern- und Pappelholz ꝛc. ꝛc. Alle diese Wortabtheilungen gehören zu den Gattungswörtern, welche man Concreta nennt.

Die zweite Gattung von Hauptwörtern sind die Abstracta, das heißt, die einzelne Eigenschaften, sowohl natürliche, als moralische, als selbstständig vorstellen; wie auch schon oben, S. 72, ist angeführt worden. Aus dieser Ursache haben sie auch den bestimmten Artikel bei sich, wie die eigentlichen Gattungsnamen. Da sie aber keine ganze Klasse von Individuen vorstellen, sondern nur eine einzelne Eigenschaft bezeichnen, so können sie auch keine Mehrheit haben. Findet man sie aber in der Mehrheit, so zeigt dieses entweder verschiedene Grade oder Arten der Eigenschaften an, z. B. die Größen, die Tugenden. Diese Hauptwörter stellen sowohl die wirkende Ursache, als auch die Wirkung als etwas Selbstständiges vor; ferner den Uebergang des unselbstständigen Prädikats in das Selbstständige; z. B. der Schlag, das

Schlagen; auch die Veränderung, besonders eine Handlung, wird als selbstständig vorgestellt, sowohl indem sie noch vollbracht wird, als auch wenn sie vollbracht ist. Auch eine bloße Beschaffenheit, ohne Rücksicht auf den Gegenstand, woran sie sich findet, eine Eigenschaft, ein Zustand ꝛc. wird oft selbstständig vorgestellt; z. B. das Roth, das Große, Edle, Kühne; die Menschheit, die Armuth, der Reichthum, Fleiß ꝛc., wie auch schon oben, S. 72 angeführt worden ist. — Diese abstracten Hauptwörter sind eine Frucht des Verstandes, des reifen Nachdenkens; sie entstanden daher zu einer Zeit, als die Sprache schon eine gewisse Ausbildung hatte, und die Glut der Phantasie, die früher bei dem nomadischen Schäferleben, bei Jagd und Fischerei ꝛc., nur Bilder des Feenreichs träumend schuf, durch Ackerbau, Handel und Gewerbe so ziemlich verglommen war. Die kalte Vernunft maaß und erwog jetzt das Reich des Idealen, und so entstanden nach und nach die Abstracta, die jetzt den Grund unserer gelehrten Erkenntnisse ausmachen.

Was die Bildung der Hauptwörter als Gattungswörter anbetrifft, so findet man das Nöthige darüber in jeder Sprachlehre, und Manches wird auch davon unter jeder Sprache besonders, unten im Register vorkommen. Nachdem man mit der Klassificierung der Hauptwörter so weit in Richtigkeit war, fand man auch nöthig, sie in Geschlechter einzutheilen, wozu wahrscheinlich der Unterschied der Geschlechter beim Menschen und den Thieren Veranlassung gab, da die Natur überall der Kunst als Vorbild diente und dient. Die Eintheilung der Hauptwörter in das männliche und weibliche Geschlecht war daher wohl die natürlichste, welche gleich anfangs beim Aufkeimen dieser Abtheilungsidee entstehen mußte. Man gesellte nun zu dem männlichen Geschlechte, außer den männlichen Geschöpfen aller Art, den eigenen Namen ꝛc., auch

Alles, was einen männlichen Charakter und männliche Eigenschaften besaß, oder überhaupt, worunter man sich etwas Männliches dachte; daher auch die Winde, Flüsse, Monate ꝛc. dieses Geschlecht erhielten, weil die Alten die Winde und Flüsse personificirten, sie in ihrer Götterlehre als männliche Wesen darstellten. Zu dem weiblichen Geschlechte fügte man, außer den weiblichen Geschöpfen aller Art, den eigenen Namen der Weiber ꝛc., auch Alles, was einen mehr weichen, weiblichen Charakter, weibliche Eigenschaften an sich hatte, auch die Namen der Länder, Inseln, Städte und Bäume ꝛc. Da man nun aber fand, daß man mit diesen beiden Geschlechtern doch nicht alle Gegenstände bezeichnen könne, sondern noch viele Wörter übrig blieben, die sich unter keins von den beiden Geschlechtern bringen ließen, so entstand nun das sächliche Geschlecht oder Neutrum, worunter man nun alle diese Wörter brachte, die man unter die oben angeführten beiden Geschlechter nicht bringen konnte. Aber auch dieses genügte den Sprachlehrern der Alten noch nicht, indem man Wörter fand, welche männlich und weiblich zugleich seyn können und sind, als adolescens, auctor, infans, nemo etc.; um nun diese zu bezeichnen, führte man das gemeinschaftliche Geschlechtswort oder das Commune ein. Diejenigen Wörter aber, die alle drei Geschlechtswörter besitzen, bezeichneten die Lateiner mit einem besonderen Geschlechtsnamen, den sie Generis omnis nannten. In den neuern Sprachen nehmen die Lehrer derselben diese Geschlechtsbezeichnungen der Hauptwörter gleichfalls an, jedoch beschränkten sie solche nur auf die drei zuerst oben angeführten Geschlechter, nur mit einiger Abweichung in der Bezeichnung. So z. B. bezeichneten bei den Alten die Griechen die Geschlechter durch den Artikel ὁ, der, ἡ, die und τὸ, das; die Lateiner an den Endungen in den Deklinationen

oder Beugungen der Wörter, wobei jedoch mehrere Abweichung von der Regel vorkommen, die der Gebrauch und die Uebung kennen lehren. In den neuern Sprachen bezeichnet der Deutsche die Geschlechter durch den Artikel der, die und das, wobei jedoch einige Wörter bei verschiedenem Geschlecht auch verschiedene Bedeutungen haben, so auch im Griechischen und in andern neuen Sprachen. Der Franzose bezeichnet die Geschlechter durch den Artikel le und la, der Engländer alle drei Geschlechter durch the u. s. w. So wie überhaupt in der Sprachkunst die Lateinische Sprachlehre zur Bildung der Regeln den neuern Sprachen zum Grunde gelegt wurde, so nahmen sie auch größtentheils die Klassification in den Geschlechtern der Hauptwörter von derselben an, banden sich an die oben angeführte Eintheilung der Wörter zu den verschiedenen Geschlechtern, nur die Englische, welche das Geschlecht nur durch den Artikel, nicht durch die Endungen der Wörter ausdrückt, macht hierin eine Ausnahme, indem sie bloß bei lebendigen Dingen das Geschlecht, männlich, weiblich, unterscheidet, alle leblose Gegenstände, mit einigen Ausnahmen, welche man aus der Grammatik ersieht, aber zum sächlichen Geschlechte rechnet. Daß man auch in den neuern Sprachen das gemeinschaftliche Geschlecht (Commune) der Griechen und Lateiner constituiren könnte, da den Neuern eben so viel Gegenstände vorliegen, die sowohl männlich, als weiblich seyn können, wie z. B. Kind, Jugend, Mensch, Thier ꝛc. ꝛc.; allein man strebt lieber dahin, die Klassificierungen und die Regeln der neuern Sprachen so viel, als möglich, zu vermindern, als sie zu vermehren, und dadurch das Erlernen einer Sprache zu erschweren. Schon unsere Deutsche Sprache wird daher dem Ausländer schwer zu erlernen, weil fast ein jeder Redetheil, besonders aber die Hauptredetheile, eine Menge von

Abtheilungen und Unterabtheilungen, von Regeln und Abweichungen von der Regel hat. — Es war nun nicht genug, die Geschlechter der Hauptwörter zu bezeichnen, sondern man mußte auch die einzeln dastehenden Dinge einer Art zu einem Ganzen vereinen, und so entstand der Plural oder die Mehrzahl, Mehrheit in der Sprachlehre; man unterschied nun die Einheit oder einfache Zahl (Singular) von der Mehrheit oder vielfachen Zahl (Plural) und nannte sie in der Grammatik oder Sprachlehre: Numeros oder Zahlen. Bei den Alten hatten die Griechen einen Numerus mehr in ihrer Sprache, nämlich den Dualis, wenn von zweien die Rede war; allein er wurde, wie ans ihren Schriften erhellt, nicht immer, und von mehreren Schriftstellern gar nicht gebraucht. Welchen Grundsätzen die ersten Spracherfinder, Sprachlehrer, bei der Bildung des Plurals gefolgt seyn mögen, oder welche Ursachen sie bei der Bildung geleitet haben, läßt sich nicht mehr ermitteln; auf jeden Fall war es nur ein dunkles Gefühl im Hörbaren durch Abweichung eines Buchstabens, einer Sylbe, Verbindung zweier Selbstlauter, welches sie bei der Bildung der Mehrheit geleitet hat; indessen wollen wir jetzt einen klaren Begriff von der Bildung desselben haben, obgleich dieser wohl nur in der Idee liegt; denn sonst ließen sich bestimmtere Regeln von der Bildung desselben geben, die sich aber nicht geben lassen, sondern das Ganze liegt immer noch im Gefühl, wodurch uns bei der Veränderung oder Zusetzung einiger Buchstaben zum Hauptworte die Mehrheit wird; warum sie uns aber so, und nicht anders wird, können wir mit Gründen nicht beweisen. Ueber die Bildung der Mehrheit in den verschiedenen Sprachen, s. unten, das Register. — Die Deklination oder Abwandlung der Wörter entstand wahrscheinlich aus dem Verkehr im Geschäftsleben,

durch genaues Aufmerken auf jedes Gespräch und auf die Wendung des Dialogs; auf die verschiedenen Beziehungen und Richtungen des Gesprächs im Gesellschaftsverbande, welches die verschiedenen Benennungen der Beugungsfälle, Casus, in den Sprachen der alten Völker, beweisen. Wenn man z. B. von einem Gegenstande sprach, diesen also zuerst benannte, so, als gehe von ihm die Rede aus, so wurde derselbe durch den Nominativ oder Nennfall bezeichnet. Wurde durch das Hauptwort der Besitz oder die Eigenschaft einer Sache angezeigt, oder vielmehr das Recht darauf, so nannte man es den Genitiv oder den Besitz-, Eigenthums- und Beschaffenheitsfall. Geschah etwas zum Nutzen oder zum Schaden einer Person oder Sache, oder wurde etwas derselben gegeben oder zugeeignet, so, daß die Person oder Sache, zu deren Zweck etwas geschah, sich nur passiv dabei verhielt, so nannte man es den Dativ oder Gebe-, Zweckfall. War eine Person oder Sache das Ziel, nach dem eine Handlung gerichtet war, oder worauf sich eine Handlung bezog, also gleichsam das betreffende Ding, so gab man dieser den Namen Accusativ oder Anklage-, Beschuldigungsfall, wir nennen ihn Objectivfall, auch den Fall des leidenden Gegenstandes, weil derjenige, der einer Sache wegen angeklagt oder beschuldigt wird, der Leidende ist. Da bei den Römern die gewöhnlichen Bürger sich einen Patricier zu ihrem Patron erwählten, von dem sie sowohl vor Gericht, als auch sonst bei andern Gelegenheiten, wo ihnen zu viel geschah, vertreten wurden, der sich ihrer annahm, sie gleichsam beschützte, so erklärt sich daraus die Benennung dieses Falls. Eine Anrede oder Zuruf nannte man Vocativ oder Ruffall, und wenn man das Verhältniß einer Sache zu der andern, vermittelst einer Präposition, eines Vorworts, ausdrückte,

die entweder dabei stand oder dabei verstanden ward, so nannte man es Ablativ oder Bestimmungsfall. Der Nominativ und Vocativ werden Casus recti genannt, weil sie eine Sache geradehin anzeigen, die übrigen heißen Casus obliqui, weil sie sich auf ein anderes Wort beziehen. Auch die neuern Sprachen haben die Deklination oder Abwandlung, Veränderung der Hauptwörter angenommen, nur mit Ausnahme der Deutschen, die ganz ein Zögling der Lateinischen geworden ist, verändern sich die Wörter nicht selbst in den Endsylben, z. B. wie im Lateinischen, pater, patris, patri, patrem, wie schon oben, S. 26, angeführt worden, sondern die Artikel und Vorwörter bestimmen hier den Fall, drücken die verschiedenen Verhältnisse der Wörter aus, z. B. the father, of the father, to the father; la femme, de la femme, à la femme. Bald ändert man bloß das Geschlechtswort ab, als die Frau, der Frau ꝛc., bald beides, Geschlechtswort und Hauptwort, als ὁ πατηρ, τϑ πατρος, τῳ πατρι, der Vater, des Vaters, dem Vater ꝛc. Wenn daher in der Lateinischen Sprache auch das Geschlecht (Genus) an den Endungen der Wörter erkannt wird, so ist dieses, außer der Deutschen, bei den andern Sprachen nicht der Fall, sondern der Artikel bestimmt entweder das Geschlecht, oder man erlernt es durch den Gebrauch, wenn nicht die bestimmten Regeln, wie oben, S. 95, bei der Englischen Sprache, angeführt worden, solches scheiden. Es würde übrigens eine nutzlose Mühe seyn, nachzuforschen oder zu ergrübeln, wie bei den Alten eigentlich die Abänderung der Wörter nach den verschiedenen Fällen entstanden ist, oder wie man gerade darauf gefallen ist, die Wörter durch alle Fälle hindurch, sowohl in der Einheit, als in der Mehrheit, zu verändern oder in den Endungen umzuwandeln, da uns Aufschlüsse hierüber aus Sprachlehren der Alten ganz

fehlen. Man gewahrt aber hieraus, daß das Gebäude der alten Sprachen sehr künstlich aufgeführt worden ist, und jetzt den Lernenden derselben manche Schwierigkeiten darbietet, und besonders ist dieses der Fall mit den Deklinationen. In den neuern Sprachen, außer der Deutschen, die auch hierin ihre Schwierigkeiten hat, heben sich dieselben, weil sich die Hauptwörter nicht verändern, sondern durch alle Fälle unverändert bleiben. So viel geht indessen aus den Schriften der Alten hervor, daß declinare ehemals von der Abänderung aller veränderlichen Theile einer Rede gebraucht worden, deswegen sagt Varro: Legi declinatum est a lego. Späterhin brauchte man dieses Wort bloß von der Abänderung der Nennwörter, und die Veränderung der Zeitwörter bezeichnete man mit dem Worte conjugare. Je näher eine Sprache an ihren Ursprung gränzt, desto sparsamer sind diese Veränderungen angebracht. In der Hebräischen Sprache findet man dergleichen Veränderungen der Nennwörter nicht, den sogenannten statum constructum ausgenommen; es werden daher die übrigen Verhältnisse eines Nennwortes entweder durch gewisse Vorwörter oder Partikeln angezeigt, oder sie müssen aus der ganzen Einrichtung der Rede geschlossen werden. Man findet aber diese Sprachen, in Ansehung der Menge der Sachen, wovon geredet wird, genau bestimmt. — Die verschiedenen Veränderungen in den Endsylben, sowohl der Griechischen und Lateinischen, als auch der Deutschen Sprache, und deren Abweichungen von der allgemeinen Regel, findet man in den Sprachlehren; denn die Sprachlehrer sind in der Klassification der Form der Abänderung nicht einig, indem Einige mehrere, Andere weniger Formen angeben. Dieses Schicksal hat besonders die Griechische und Deutsche Sprache; in jener reden die ältern Sprachlehrer von zehn Deklinationen, die sie

in simplices und contractas eintheilen, und von einer jeden fünf Gattungen machen; die neuern haben sie auf drei zusammengezogen. In der Sache selbst ist kein Unterschied; es betrifft bloß die Lehrart. Die Lateinischen Deklinationen sind größtentheils aus den Griechischen entstanden, welches man an den Beugungen gewahrt. — In der Deutschen Sprache setzte Gottsched die Anzahl der Deklinationen oder Abwandlungen der Hauptwörter auf fünf, und bestimmte sie nach den Veränderungen, die mit dem Hauptworte vorgehen, wenn von vielen die Rede ist. Einige neuere Sprachlehrer setzen neun Deklinationen fest; sie sehen dabei sowohl auf die Form der Mehrzahl, als auch auf die Veränderung der Vocale in der Mehrzahl und im Genitiv. Adelung setzt in seiner Deutschen Sprachlehre acht Deklinationen fest, von welchen die sechs ersten größtentheils männliche und sächliche Wörter, bei beiden letzten weibliche allein enthalten. Die meisten Sprachlehrer entscheiden hauptsächlich die Beugung der Wörter nach dem zweiten Falle der Einheit und dem ersten der Mehrheit ꝛc. — Auch der Artikel wird als ein besonderer Redetheil angenommen, obgleich er eigentlich mit zur näheren Bestimmung der Gattungswörter eingeführt ist; er schließt sich daher an diese an. Die Griechen hatten ihn, wie schon S. 94 angeführt worden ist, gleichfalls, nur nicht die Römer. Aber auch die neuern Völker drücken dadurch nicht alle Geschlechter der Hauptwörter besonders aus, oder bestimmen dadurch näher das Geschlecht eines Hauptwortes; denn er ist nicht bloß ein Bestimmer des Geschlechts, sondern er ist auch ein näherer Bezeichner des Gattungsnamens, auf welchen sich das Prädikat beziehen soll. Der Deutsche kann z. B. die drei Geschlechter der Hauptwörter durch den Artikel: der, die, das, und den Artikel ein näher bezeichnen, nicht so der Franzose, und noch

weniger der Engländer, welcher Letztere nur den Artikel the für die eben angeführten drei Artikel in der Deutschen Sprache und a für den Einheitsartikel: ein setzt. Der Franzose hat le und la für die drei Geschlechter, und un für ein. Aus diesen letzten beiden Sprachen wird man gewahren, daß die eigentliche Bestimmung des Artikels dem Gattungsworte gilt. Der, wird als der bestimmte und ein, als der unbestimmte Artikel betrachtet. Nach Adelung sind beide Artikel Wurzelwörter, nur hat man sie nicht ursprünglich zu Artikeln bestimmt gehabt, weil der Begriff der Selbstständigkeit für die ersten Spracherfinder zu fein gewesen seyn soll, als daß sie ihn hätten bemerken und bezeichnen können, daher auch viele Sprachen keinen Artikel, oder ihn doch nur unvollständig haben. Beide Artikel, sowohl der bestimmte, als der unbestimmte, sind erst in den spätern Zeiten, jedoch noch vor dem Anfange der Kultur, eingeführt worden, indem man den bestimmten Artikel von dem Pronomen oder Fürworte der, und den unbestimmten von dem Zahlworte ein entlehnte. In der Deutschen Sprache wird der Artikel gleich dem Hauptworte, welches er näher bestimmt, abgewandelt, eben so im Griechischen; beide Sprachen kommen daher, in Hinsicht des Artikels, sehr mit einander überein, beide dekliniren ihn durch besondere Endigungen in der einfachen und Mehrzahl; bei beiden findet man ihn häufig den eigenthümlichen Nennwörtern vorgesetzt. Der Morgenländer kommt dagegen in Ansehung seines Artikels mehr mit dem Engländer, Franzosen und Italiener überein, indem bei den Letztern, wie bei den Morgenländern, die Fälle, Casus, durch Präpositionen gemacht werden. — Der Haupt- und wichtigste Zweck beim Gebrauche des Artikels zeigt sich deutlich in den ältesten Sprachen, daß er nämlich dazu bestimmt ist, die allgemeine Bedeutung eines Nennwortes auf einen bestimmten Gegen-

stand einzuschränken, und durch ihn das zu ersetzen, was der Redende in der Geberdensprache durch die auf einen gewissen Gegenstand hinweisende Hand ausdrückt. — Es wird durch denselben das Kennzeichen von der individuellen Bedeutung eines Wortes, das ohne ihn einen allgemeinen Begriff ausdrücken würde, bestimmt; z. B. der General griff den Feind an; hier wird das Wort, der General, in einer individuellen Bedeutung genommen; steht aber vor dem Nennworte das unbestimmte Fürwort oder vielmehr das Zahlwort ein, welches, wie schon oben bemerkt worden, den unbestimmten oder Einheitsartikel ausmacht, so hat es die allgemeine Bedeutung nicht mehr, wie in dem ersten Falle, sondern es tritt hierdurch eine besondere ein; z. B. ein General drang bei Nacht in das feindliche Lager. Bei den Hebräern und Arabern ist der Artikel ein Ansatz an den Anfang des Wortes, der den Schall Ha, A, Al, mit oder vor dem Anfangsbuchstaben des Wortes ausdrückt; beim Chaldäer und Syrer besteht aber das Zeichen des Artikels in einem Zusatze am Ende, mit dem Schalle a oder o, welchem der Samaritaner größtentheils folgt, jedoch zuweilen den Artikel des Hebräers beibehält. Der Hebräer und Araber setzt ihn ohne Rücksicht auf die Zahl oder das Geschlecht; im Syrischen und Chaldäischen leiden zwar diese Punkte einige Veränderungen, die aber ihren Grund in den vorhergehenden Worten haben. Auch in Rücksicht auf den Fall nimmt der Morgenländer bei seinem Artikel keine Veränderungen vor, die mit den Endbeugungen eine Aehnlichkeit hätten.

Die Eigenschaftswörter, Beiwörter (Nomina adjectiva) machen die dritte Abtheilung oder den dritten Theil der Redetheile in der Etymologie der Sprache aus, und dienen, die Eigenschaften der Hauptwörter zu bestimmen. Sie sind daher ihre Be-

gleiter, gehen ihnen entweder vor oder nach, und in einigen Sprachen, z. B. in der Deutschen, und mit einigen Ausnahmen auch in der Englischen, gehen sie ihnen immer vor. Sie sind in der Sprachkunst erst später entstanden, als die Hauptwörter, welches sich auch natürlich erklären läßt, weil man erst die verschiedenen Gegenstände in der Natur kennen lernen mußte, ehe man gewisse Eigenschaften von ihnen abziehen und herauswählen konnte, um sie damit zu schmücken; denn ich mußte erst den Namen Blatt von einer Pflanze haben, um sagen zu können, daß es breit, lang und spitz sey, oder daß es eine grüne Farbe habe; also das breite, lange, spitze und grüne Blatt, wodurch die sichtbaren Eigenschaften des Blattes jetzt bestimmt worden sind. Da nun die Beiwörter zunächst den Zweck haben, gewisse Eigenschaften von Hauptwörtern auszudrücken, so war es auch natürlich, daß man auf diese nicht eher achten oder fallen konnte, als bis man Benennungen für die Hauptwörter selbst hatte, und nun an ihnen den Mangel entdeckte, daß sie nicht Alles sagten, was man doch an dem Gegenstande Bemerkenswerthes fand und sagen oder ausdrücken wollte. Die Eigenschaftswörter stehen daher jederzeit bei den Hauptwörtern, und niemals ohne sie, und wenn diese auch nicht ausdrücklich genannt werden, so müssen sie doch nothwendig verstanden werden; denn wenn die Adjectiva auch als Hauptwörter gebraucht werden, so verlieren sie dadurch doch nicht die Zeichen ihrer eigentlichen Bestimmung; denn wenn ich auch sage: das Große, Schöne und Edle in der Natur, so haben diese Substantiva immer eine Beziehung auf etwas wirklich Selbständiges, von dem sie nur abgezogen worden, und dessen Eigenschaften sie sind; denn ich denke mir dazu das Weltgebäude selbst, oder irgend einen Theil in demselben, einzelne Schöpfungen, z. B. das Pflanzenreich, Thierreich ꝛc.; also sind die Eigen-

schaftswörter, selbst als Hauptwörter gebraucht, nicht ohne Beziehung. Dagegen können aber manche Hauptwörter in vielen Fällen ohne diese Eigenschaftswörter stehen, wenn sie nämlich durch ihre eigene Bedeutung völlig dasjenige ausdrücken, was sie nach der Absicht des Redenden anzeigen sollen. Hieraus geht nicht nur die wahre Selbstständigkeit der Hauptwörter hervor, weil dieses bei den als Beiwörter gebrauchten Hauptwörtern nicht der Fall ist, wie oben gezeigt worden, sondern es zeigt auch die untergeordnete Stelle der Adjectiven an, indem sie in vielen Fällen entbehrt und durch andere Substantiva und Handlungs- oder Bindewörter ersetzt werden können; denn auch in dem Falle, wenn der in dem Hauptworte liegende Gedanke nicht alles erschöpft, was gesagt werden soll, so kann man eine Erörterung durch die eben angezeigten Wörter geben. Beiwörter können aber durchaus nicht ohne ein darunter verstandenes Hauptwort gebraucht werden, ohne ihre ganze Natur zu ändern und Hauptwörter zu werden; aber auch in diesem Falle bleibt ihnen immer noch, wie schon oben bemerkt worden, dasjenige übrig, was ihre wahre Natur bezeichnet und von dem sie gleichsam abhängig sind. Ein Schriftsteller sagt: Man kann wohl in kultivirten Sprachen einen Unterschied zwischen den Adjectivis überhaupt machen, und sie in physische und metaphysische, oder in natürliche und bloß vorgestellte oder beziehende Adjectiva theilen, je nachdem sie Eigenschaften anzeigen, die entweder geradezu durch die sämmtlichen Eindrücke uns von den äußeren Gegenständen zugeführt werden, oder die wir uns unter einem gewissen Gesichtspunkte von ihnen gedacht haben; zu jenen rechnet man die unmittelbar physischen Eigenschaften, schwarz, weiß, süß, bitter ꝛc., und zu diesen, den metaphysischen, groß, klein, gut, bös ꝛc. ꝛc. Diesen Unterschied könnte man hier allerdings machen, so wie

man ihn bei den Hauptwörtern machen kann; allein er ändert nichts in Beziehung auf das Hauptwort, noch in der Beziehung der Eigenschaft ab, mithin ist dieses bloß ein philosophischer Sprachsatz, der nur einen Unterschied vom Wirklichen zum Idealen bezeichnet, in der Praktik der Sprache aber von geringer Bedeutung ist. — Da nun die Beiwörter zum Vortheil der Hauptwörter erfunden worden sind, und ihnen beigesellt werden, so leiden sie auch alle Veränderungen derselben, das heißt, sie kommen mit denselben in der Zahl, dem Fall oder Casus, dem Geschlechte und in Allem überein, wo sie auf einerlei Art verändert werden können. Was daher von den Hauptwörtern in dieser Beziehung gesagt worden, findet auch auf sie Anwendung. —

Je weiter man in den Sprachen zurückgeht, das heißt, in das Alterthum derselben, je weniger Beiwörter trifft man darin an, deren doch die neuern Sprachen so viele haben. Der Morgenländer, besonders der Hebräer hat deren verhältnißmäßig nur sehr wenige; er weiß aber diesen Mangel durch andere Wörter zu ersetzen; er braucht dafür entweder seine Zeitwörter oder Verba, oder andere Hauptwörter; so z. B. heißt bei ihm friedfertiger Mann, Mann des Friedens; besonders kann er mit gewissen Wörtern, als Sohn, Herr, Mensch ꝛc., viele Eigenschaftswörter durch Zusammensetzung der Hauptwörter machen; z. B. Söhne der Stärke, der Bosheit, sind starke, boshafte Menschen; der Sohn der Morgenröthe, ist der Morgenstern. Er sagt: ein Lamm, ein Sohn des Jahres, für — ein jähriges Lamm; Herr der Laster, für lasterhafter Mensch; Herr des Zorns, für zorniger Mensch; Mann des Ackers, für Ackermann; Mann Gottes, für göttlicher Abgesandter oder Prophet. Auch mit Zeitwörtern können die Hebräer die Eigenschafts-

wörter umschreiben; z. B. der, den er über sein ganzes Haus gesetzt hat, für sein ältester oder erster Sklave. Ein Gedicht, das zum Lehren, zum Erinnern, zur Mitfreude dient oder bestimmt ist, für ein Lehr-, Erinnerungs- und Glückwunsch-Gedicht, wo andere Nationen, z. B. der Lateiner, lauter Eigenschaftswörter gebrauchen. Man findet aber auch Beispiele bei diesen Nationen von Umschreibungen, z. B. Canis ad venandum, Jagdhund, argumentorum plaustra, viele Gründe. Eben so bei den Griechen: ὁ μετ' ἐυκλείας θάνατος, der Tod mit Ruhm, für den rühmlichen Tod; ὁ ἐυκλεὴς θάνατος, oder υἱος τῆς ὀργῆς, Sohn des Zorns oder der Strafe, für strafwürdiger oder sträflicher Mensch. Eben so setzen die Morgenländer zuweilen zwei durch ein Bindewort neben einander gestellte Hauptwörter, wovon das Eine die Stelle eines Eigenschaftsworts vertritt, z. B. Unglück und Schmerz kam über ihn, das ist, ein schmerzhaftes Unglück traf ihn. Auch bei den Griechen und Lateinern findet man diesen Gebrauch; z. B. θανατος και μοιρα, Tod und Schicksal, für tödtliches Schicksal; pateris libamus et auro, statt pateris aureis. Man findet diesen Gebrauch in der Poesie, die auch besonders die Schöpferin vieler Beiwörter geworden ist, so wie sie früher in den obigen Umschreibungen reich war. Den Beweis davon geben uns die Dichter jeder Nation. Der Morgenländer braucht auch zum Ausdrucke des Adjectivs ein Substantiv, welches er durch eine Präposition mit dem andern verbindet, z. B. ein Rathgeber mit Einsicht und Klugheit, für ein kluger und einsichtsvoller Rathgeber, so der Römer mit Mercenarius a villa, aper de sylva, oder vicini e proximo, für proximi. — Da das Beiwort die Bestimmung hat, daß die Bedeutung des Hauptworts, welchem es beigesetzt wird, kenntlicher und deutlicher angezeigt und einge-

schränkt werde, und da dieses ebenfalls die Bestimmung des Adverbiums bei dem Zeitworte ist, so läßt sich hieraus schon vermuthen, daß in einer Sprache, in welcher die verschiedenen Redetheile noch nicht so genau von einander abgesondert sind, auch zuweilen eins von diesen beiden für das andere gesetzt worden seyn mag. Daß das Adjectiv bei dem Substantiv steht, stimmt mit dem allgemeinen Sprachgesetze um so mehr überein, da das Zeitwort immer ein Hauptwort, ein Subject der Handlung oder des Leidens in sich schließt. Man findet daher auch in alten Sprachen Beispiele der Art, besonders in der Mehrzahl im Neutrum, und in den Vergleichungsstufen. Noch gewöhnlicher sind aber die Fälle, wo das Adjectiv, als ein Bestimmungszeichen mit der Idee des Zeitwortes, ohne durch dasselbe regiert zu werden, verbunden wird, besonders bei Zeitwörtern, die mehr eine gewisse Eigenschaft, als Handlung, oder eigentliches Leiden ausdrücken. Die Vergleichungsstufen (Comparationen) sind gleichfalls wichtig bei dem Eigenschaftsworte, nur sind die drei Vergleichungsgrade, die man dabei annimmt, wohl unrichtig, weil der Positiv nicht vergleicht; und ein Schriftsteller sagt sehr richtig: der Comparativ ist die Eigenschaft des Adjectivs, wodurch ein Vorzug vor mehreren, oder auch zuweilen nur vor einem angezeigt wird: größer als sie oder als er; und der Superlativ zeigt entweder den Vorzug vor Allen an, oder er schließt doch jedes Höhere der Art aus, z. B. der größte Mann, an dessen Größe keine reicht; die größte gerade Linie durch den Zirkel der Diameter, über deren Größe keine hinausgeht, obgleich viele so große Linien da seyn können. Man bildet sie in den neuern und in den bekanntesten älteren Sprachen durch Veränderung der Endsylben oder durch gewisse beigefügte Partikeln und Nebenwörter. In den Morgenländischen Spra-

chen wird das Wort zuweilen verdoppelt oder es wird eine Präposition nachgesetzt. Die Comparation fängt daher mit dem Comparativ an, indem ich in der Beschaffenheit zweier verglichenen Sachen eine Ungleichheit bemerke, so daß ich der Einen vor der Andern einen Vorzug oder dessen Gegentheil zuschreibe. Der Superlativ kann doppelt seyn, indem ich 1) einem Gegenstande, in Absicht auf ein beigelegtes Beiwort, den Vorzug absolut, ohne alle Einschränkung, zuschreibe, oder 2) nur in einer gewissen Beziehung. Im ersten Falle kann man es den absoluten Superlativ, im zweiten den relativen nennen, z. B. Cajus ist der gelehrteste, und Cajus ist der gelehrteste unter seinen Brüdern. Es können aber nur diejenigen Beiwörter gesteigert werden, deren Bedeutung eine Vermehrung oder Verminderung fähig ist; so z. B. kann die Bedeutung von omnes, solus, totus, nicht geändert werden, sie ist immer einerlei, und ist daher auch keiner Vergleichung fähig. Einige Beiwörter können zwar, ihrer Bedeutung nach, comparirt werden, allein wir finden davon kein Beispiel bei den Alten, daher läßt man bei denselben die Steigerung fort. Die Veränderung in den Endsylben bei der Comparation findet man in der Griechischen, Lateinischen, Deutschen u. Englischen Sprache; z. B. σοφος, σοφοτερος, σοφοτατος, doctus, doctior, doctissimus, gelehrt, gelehrter, am gelehrtesten; great, greater, greatest; die Veränderung durch Versetzung einiger Partikeln u. durch die Umschreibung, findet man, Erstens in der Französischen und zum Theil in der Italienischen Sprache, als: savant, plus savant, le plus savant, caro, piu caro, carissimo; das Letztere in der Hebräischen und andern Morgenländischen Sprachen. In denjenigen Sprachen, worin die Comparation durch die Veränderung der Endsylben geschieht, hat man gewisse Regeln festgesetzt, wie

diese Veränderung geschehen soll; geschieht sie in derselben gewiß, so nennt man es die regelmäßige Comparation, im entgegengesetzten Falle die unregelmäßige. Sowohl diese Regeln, als auch die Abweichungen von der Regel findet man in den Sprachlehren. — Man theilt auch die Eigenschaftswörter in Nominalia, Verbalia, Numeralia, Personalia. Die Nominalia drücken eine gewisse beständige, bleibende Eigenschaft aus, die von der Natur der Sache, der Form oder ihrer Lage herrührt, oder mit einem Worte, eine Eigenschaft der Art oder Gattung gewisser Dinge: schwarz, weiß, gut, bös, gleich, ungleich. Die Verbalia drücken eine zufällige Eigenschaft aus, die das Ansehen der Handlung oder einer Folge davon hat — verschönernd, schmerzend, kriechend, schmeichelnd, lächelnd ꝛc. Sie sind oft, ihrem Ursprunge nach, Partizipien, oder stammen von ihnen und dem Gerundium her, sie unterscheiden sich aber durch die Bedeutung. Sie drücken Eigenschaften (nicht wie jene Handlungen, bestimmte Art der Handlung oder Vorstellung des Erfolges einer Handlung) aus, jedoch giebt es Fälle, besonders bei Dichtern, wo man diesen Unterschied nicht beobachtet findet. — Die Numeralia zeigen die Eigenschaft der Zahlordnung an, der Sechste, der Zehnte. — Die Personalia sind bloße Anzeichnungswörter von Individuen in Rücksicht auf die persönlichen Eigenschaften und die Ordnung der Personen: ich, du, er, sie; wir, ihr, sie. Sie vertreten am häufigsten die Stelle der Hauptwörter, wenn sie allein stehen. Der Morgenländer wiederholt gern seine Hauptwörter; auch macht er von diesen Personalien noch den Gebrauch, daß er sie statt eines substantiven Zeitwortes setzt; z. B. so du, für du bist, er thuend, das ist, er thut.

Die Zahlwörter machen nur in einigen Spra-

chen der neuern Völker einen besondern Redetheil aus, z. B. in der Deutschen und Englischen Sprache, in andern werden sie zu den Eigenschaftswörtern oder Adjektiven gezogen. In den alten Sprachen, z. B. der Lateinischen, werden sie gleichfalls zu den Adjektiven gezogen. Auf welche Art und zu welcher Zeit eigentlich die Zahlwörter entstanden sind, läßt sich nicht ermitteln, es läßt sich nur vermuthen, daß sie bei der Erfindung der Wörter zugleich mit entstanden sind, indem man, um mehrere Dinge einer Art zu bestimmen, doch ein Wort dafür haben mußte. Wenn man z. B. drei einzelne Dinge einer Art besaß, und wollte diese Einzelnheiten in Summa ausdrücken, so mußte man dafür ein Wort erfinden, und so zu den übrigen Einzelnheiten, so hoch sie sich von einer Art oder Gattung vorfanden; daher scheinen die Zahlwörter sich von der Entstehung der Sprache an fortgebildet zu haben. Die ersten Zahlwörter waren gewiß die Grund- oder Hauptzahlen (Cardinalia s. Cardinales), wie eins, zwei, drei ꝛc. Hierauf folgten die Ordnungszahlen (Ordinalia s. Ordinales), wie der Erste, Zweite, Dritte ꝛc. Diesen folgten die Distributiva oder Austheilungszahlen, die Multiplicativa oder Vervielfältigungszahlen, die Proportionalia oder Verhältnißzahlen, die Partitiva oder Theilungszahlen, die Temporalia oder Zeitzahlen, und die Ponderalia oder Gewichtszahlen. Hierzu kommen nun noch die Zahladverbia (Adverbia numeri). Diese letztern Zahlwörter fingen erst an sich zu bilden, als die Mathematik schon einige Bedeutsamkeit erlangt hatte, sie gehören daher schon einer spätern Epoche der Sprachbildung an, so wie die Grund- oder Haupt- und die Ordnungszahlen, zu den frühern oder ersten Epochen gehören. Die Deklinationen der Zahlwörter, in so weit sie solche

in denjenigen Sprachen annehmen, worin die Beiwörter, gleich den Hauptwörtern, abgewandelt werden, findet man in den Sprachlehren. Sie stehen in denselben Verhältnissen zu den Hauptwörtern, wie die Beiwörter, und gehen in den neuern Sprachen den Hauptwörtern voran.

Die Fürwörter, Pronomen (Pronomina), machen den fünften Redetheil aus. Man gebraucht sie statt der Nennwörter, daher sie auch sowohl im Lateinischen, als auch im Deutschen den oben angeführten Namen haben. Man findet sie in allen Sprachen und kann sie auch nicht gut entbehren, wenn man nicht das Hauptwort in der Rede jedesmal wiederholen will; sie gehören daher mit zu den ältesten Wörtern der Rede. Wie sie übrigens entstanden seyn können oder sind, geht wohl aus dem Bedürfnisse hervor, welches man bei dem steten Wiederholen der Hauptwörter in der Rede fühlte, besonders gilt dieses vom Subjecte der Rede; sie drängten sich daher gewiß ganz unwillkührlich ein, oder man wurde darauf ohne vieles Grübeln ganz natürlich geleitet, besonders bei den persönlichen Fürwörtern, weil man sein Ich doch bezeichnen mußte, und so bezeichnete man nachher auch die übrigen, sowohl in der Einheit, als Mehrheit. Nach ihrer Bedeutung werden sie folgendermaßen eingetheilt: 1) In persönliche (Personalia); 2) in besitzende (Possessiva); 3) in hindeutende oder anzeigende (Demonstrativa); 4) in bestimmende (Determinativa); 5) in rückwärtsdeutende oder beziehende (Relativa); und 6) in fragende (Interrogativa). Betrachtet man die Pronomina oder Fürwörter von einer andern Seite, so kann man sie in Substantiva und in Adjectiva theilen. Jene können für sich allein stehen und sind Namen der Dinge in Ansehung ihres persönlichen Verhältnisses, als ich, du,

er, die Meinigen; diese erfordern ein Hauptwort, und gleichen dann den Adjectiven. Viele können auf beiderlei Art gebraucht werden, und heißen dann, wenn sie ohne Hauptwort stehen, Absoluta, und wenn sie dasselbe bei sich haben, Conjunctiva. — Die persönlichen Fürwörter, Personenwörter (Personalia), dienen die Person entweder des Redenden oder desjenigen, zu welchem man redet, oder von welchem man redet, sowohl in der einfachen, als in der Mehrzahl, als ich, du, er, wir, ihr, sie, auszudrücken. Man findet sie in allen Sprachen, auch bei den Alten, weil sie, wie auch schon oben bemerkt worden ist, ganz unentbehrlich sind. Denjenigen, welchen man anredete, nannte man Du, er mochte so vornehm seyn, als er wollte; als aber in den mittlern Zeiten die Longobarden, Franken und Gothen in dem westlichen Europa die Herrschaft bekamen, so führte man nach und nach eine Art von Höflichkeit ein, und nannte eine vornehme Person, wenn man mit derselben sprach, in der Mehrzahl Ihr. Dieses fand so allgemeinen Beifall, daß schon zur Zeit Kaiser Karls des Fünften die Leute des Mittelstandes unter sich auf diese Art sprachen. Die Franzosen und Engländer haben dieses in ihrer Sprache beibehalten, und sagen vous, you auch zu Standespersonen. In Italien ging man aber im siebzehnten Jahrhunderte weiter, und brauchte statt der zweiten Person die dritte. Die Deutschen gingen noch weiter und verwandelten die einfache Zahl in die Mehrzahl, z. B. Sie sind bei mir gewesen, anstatt die Alten sagten: Du bist bei mir gewesen. Man ging endlich noch weiter, und brauchte das Abstractum der Person, anstatt des persönlichen Fürworts, und verband es mit dem Zeitworte in der Mehrzahl, z. B. Euer Hochedelgeboren sind mir hundert Gulden schuldig, ich werde Hochdieselben verklagen ꝛc. Die neuere Art, die Per-

sonenwörter in der Deutschen Sprache zu gebrauchen, hat man sehr lakonisch in folgenden Vers gebracht:

Ich ist man, wenn man bei sich ist;
Du ist man, wenn man Mädchen küßt;
Er ist man, wenn man schuldig bleibt;
Wir ist man, wenn man Bücher schreibt;
Ihr ist man, wenn man Städtern nützt;
Sie ist man, wenn man Geld besitzt.

Die zueignenden Fürwörter (Possessiva), die den Besitz einer Sache anzeigen, wie dein, sein, unser, euer, ihr, haben dieselben Veränderungen im Deutschen erlitten, wie die persönlichen. Statt derselben braucht man in einigen Sprachen entweder die persönlichen Fürwörter, die man im Genitiv zu der Sache, deren Besitz angezeigt wird, setzt, z. B. πατηρ μȣ οἰκοσ. σȣ, Vater mein ꝛc., oder man hängt sie verkürzt hinten an das Hauptwort, wie im Hebräischen. — Die anzeigenden oder hindeutenden Fürwörter (Demonstrativa), da man gleichsam mit Fingern auf die Person oder Sache, von der die Rede ist, zeigt, sind in großer Anzahl in allen Sprachen vorhanden, z. B. dieser oder derjenige. — Die bestimmenden Fürwörter (Determinativa), machen mit den folgenden relativen Pronomen ein Subject zweien Sätzen gemein, nur mit dem Unterschiede, daß die Determinativa dieses Subject bestimmen, die Relativa aber den zweiten Satz auf dasselbe zurückführen; daher nennt man die Erstern auch Demonstrativa-relativa, oder Pronomina identitatis. Sie heißen: der, derjenige, derselbe, selbiger und solcher. Man gebraucht sie alle sowohl conjunctiv, als auch absolut, und sie erfordern ein Relativ nach sich, z. B. welcher. — Die rückwärts deutenden Personenwörter (Relativa) welcher, der, wer, was und so; qui, quae, quod etc., führen einen Satz auf das vorher-

gehende und von den Determinativen angekündigte Subject zurück. Unter diesen relativen Fürwörtern ist welcher das vollständigste, und weil es ein Prädikat und ein Subject zurückführt, so bedarf es nebst den übrigen Relativen keines Hauptwortes, obgleich solches, wenn es zu weit entfernt ist, zuweilen wiederholt wird, z. B. welcher Mann tugendhaft war. Für den Genitiv in beiden Zahlen, welches und welcher, sagt man lieber dessen und deren, der Freund, dessen du erwähntest, für welches ꝛc. — Die fragenden Fürwörter (Interrogativa), wer? was? welcher? quis? quae? quid? fragen nach Personen und nach Sachen. Die Deutsche und einige andere Abendländische Sprachen haben mit der Hebräischen hierin diese Aehnlichkeit, daß sie unter dem männlichen Geschlechte zugleich das weibliche mit begreifen, mit Ausnahme des fragenden Fürwortes welcher? bei den Deutschen, und des oben angeführten Lateinischen quis? und haben, also nur das männliche und ungewisse Geschlecht: wer? was? und daß sie nur in der einfachen Zahl vorkommen, da sie in dem übrigen, sowohl dem Geschlechte, als der Zahl nach, veränderlich sind. — Man findet in einigen Sprachlehren nun noch eine Abtheilung Fürwörter, welche uneigentliche Fürwörter genannt werden, wie: Jemand, Niemand, Jeder, Einer, Keiner ꝛc. Diese Fürwörter rechnen andere Sprachlehrer wieder zu den Personenwörtern, wohin sie auch gehören, und also zu diesen gezählt werden müssen, weil sie immer für Personen stehen, oder doch solche anzeigen. Sie sind, mit den oben angeführten Personenwörtern, die eigentlichen substantiven Fürwörter, Substantiva, wie oben erwähnt worden. Die Pronomen werden gleich den Adjectiven deklinirt oder abgewandelt, so wie sich auch die meisten nach dem Geschlechte derjenigen Person

richten, welche sie bezeichnen, oder desjenigen Hauptworts, mit welchem sie verbunden werden. Daß viele der Fürwörter erst später entstanden sind, geht aus ihrer Art der Abwandlung, so wie aus ihren verschiedenen Bestimmungen hervor; ob aber diejenigen Fürwörter, die als Artikel dem Hauptworte, zu dessen näherer Bestimmung, beigesellt worden, und worunter auch der bestimmte und unbestimmte Artikel gehört, ursprünglich Artikel waren, und auch zum Fürworte umgewandelt worden sind, oder ob man den Artikel aus den Fürwörtern genommen hat, ist schwer zu bestimmen; doch möchte man das Letztere glauben, da sich mehrere Fürwörter als Artikel eignen und auch gebraucht werden, z. B. dieser Mann, diese Frau, dieses Haus ꝛc. Ein Mehreres über die Natur dieser Fürwörter findet man in den Sprachlehren.

Die Zeitwörter (Verba) machen den sechsten und einen sehr wichtigen, ja mit den Hauptwörtern den wichtigsten Redetheil aus, vermittelst dessen, nach Adelung, einem selbstständigen Dinge etwas Unselbstständiges in einem und eben demselben Worte beigelegt, oder vermittelst dessen demselben in einem und eben demselben Worte ein Prädikat einverleibt wird, z. B. die Sonne scheint, wir schliefen, Karl sitzt. Daß die Zeitwörter zu den ältesten Wörtern in der Sprache gehören, bezeugt ihr Wesen und ihre Bestimmung, indem sie den thätigen, leidenden oder mittleren Zustand eines Individuums ausdrücken, und gleichsam der Hebel sind, wodurch eine Person ꝛc. etwas verrichtet; daher sind die thätigen Zeitwörter (Verba activa) die Wurzelwörter aller andern Redetheile. Man denke sich den Naturmenschen, oder vielmehr den Menschen im Zustande des Nomadenlebens, in welchem er, durch die äußern Gegenstände aufmerksam gemacht, seine Sprache zu bilden anfing. Alle Empfindungen, die er von den

Theilen seines Körpers hatte, alle Gedanken, die ihm seine Sinne, von den Gegenständen, die ihn umgaben, zuführen mußten, waren Handlungen, oder vielmehr Alles, was er erblickte, bezog sich auf ein Handeln, Thun ꝛc., Alles deutete auf Bewegung, auf Leben; seine Gedanken waren daher immer mit diesen Handlungen beschäftiget, und so mußten sich diejenigen Wörter finden, die wir Zeitwörter nennen, weil sie immer in der Zeit lagen. Trennung der Eigenschaft, von dem Gegenstande, den sie hatte, erforderte schon viel Abstraction. — Es konnten ihm daher keine Gedanken leichter aufkeimen, als diejenigen, welche Handlungen von den mancherlei Gegenständen seiner Sinne ausdrückten. Er blickte um sich in der freien Natur, sah die sich bewegenden Zweige der Bäume, hörte die Blätter, vom Winde erschüttert, rauschen, sah Thiere vor sich vorbeilaufen, rennen, jagen, oder über sich hinfliegen oder ziehen; sah die Wolken von einem Orte zum andern ziehen, sah Nacht auf Tag, Dunkel auf Licht folgen, sah die Sonne auf- und niedergehen, den Mond und die Gestirne ihren Ort verändern; die Wolken sich in Regen, Schnee und Hagel auflösen; sah den Blitz und hörte den Donner rollen, knastern, prasseln und krachen; sah die Thiere sich zusammengesellen und Herden bilden, auch Eins das Andere verfolgen und vor dem andern fliehen. Sein Ohr hörte den Fluß rauschen; unter den Thieren die Vierfüßer brüllen, wiehern, blöken, bellen, grunzen, miauen, schreien; die Vögel singen, die jungen Vögel pipen, die Tauben kurren, die Hähne krähen, die Gänse gackern, die Frösche quaken, die Heimchen zirpen, die Käfer schwirren, die Fliegen summen; sah die Mükken spielen ꝛc. Er sah daher ein, zog daraus die Lehre, daß Alles, was er sah, hörte, überhaupt was er durch die Sinne empfand, nur Handlung sei, also war Alles in der Natur für ihn handelnder Gegen-

stand; seine ersten Begriffe, sagt ein Schriftsteller, mußten daher Handlungen seyn, und sein Gespräch konnte nur Erzählung dieser geschehenen Handlung seyn, mit dem damit verbundenen ersten Urheber derselben. Hieraus gewahrt man nun, wie das handelnde Zeitwort, und zwar die dritte Person oder der Ausdruck der Handlung eines äußeren Gegenstandes, die erste Grundlage der Sprache werden mußte, wie nach und nach durch mancherlei Modifikationen das Zeitwort so vielerlei Bestimmungen zugleich bekam, wozu die schon ausgebildeten Sprachen mehrere Wörter in Verbindung mit dem Zeitworte brauchen. Aus dem handelnden Zeitworte haben sich nun nach und nach im Fortbilden der Sprache verschiedene Gattungen der Zeitwörter gebildet; nachdem man fand, daß das Subject, welches die Handlung begehen sollte, thätig oder leidend war, oder sich in einem Zustande der Ruhe befand, oder thätig und leidend zugleich war. Man theilt daher die verschiedenen Zeitwörter in den neuern Sprachen in fünf Klassen: 1) in zielende (Transitiva), welche, der Gattung nach, entweder thätig (activ) oder leidend (passiv) sind; 2) in nichtzielende (Intransitiva oder Neutra); 3) in zurückzielende (Reciproca); 4) in unpersönliche (Impersonalia), und 5) in Hülfszeitwörter (Auxiliaria), und geht man nach ihrer Stellung in den Sprachlehren, so folgen sie sich auf folgende Weise: 1) Auxiliaria, 2) Activa, 3) Passiva, 4) Reciproca, 5) Neutra und 6) Impersonalia. Wie nun die Bildung dieser Zeitwörter, überhaupt des Zeitworts, aus den Grundwörtern in Rücksicht der Sprachkunst geschehen ist, darüber findet man in den Sprachlehren und kritischen Wörterbüchern das Nöthige. — Die zielenden Zeitwörter oder Transitiven sind in allen, sowohl neuen Abendländischen, als alten Morgenländischen

Sprachen, diejenigen, welche sich auf einen, von den Handelnden verschiedenen, Gegenstand beziehen, welchem der Handelnde seine Handlung oder eine davon entstehende Bewegung ꝛc. auf eine nähere oder auf eine entferntere Art mittheilt. Diese Zeitwörter zeigen daher eine Handlung an, welche von demjenigen, der sie verrichtet, auf einen andern Gegenstand übergeht oder durch welche der Handelnde auf einen andern Gegenstand wirkt, z. B. ich stoße, schlage, liebe ꝛc. Hier verhalten sich also gewisse Gegenstände leidend gegen den Handelnden, diese Zeitwörter sind also activ. Bei den passiven Zeitwörtern ist dieser Fall umgekehrt, indem der Handelnde im activen Zustande, hier in den passiven tritt, also der Leidende wird; leidet, daß ihm etwas zugefügt wird, ihm etwas geschieht, z. B. ich werde gestoßen, geschlagen und geliebt, obgleich das Zeitwort ein Transitivum bleibt. Sieht man auf die Art, wie in verschiedenen Sprachen das handelnde Zeitwort von dem leidenden, das Activum von dem Passivum unterschieden wird, so geschieht solches in den bekanntesten ältern Sprachen durch gewisse Endbeugungen. So wird bei den Griechen und Lateinern, z. B. duco, ἄγω, ich führe, von ducor, ἄγομαι, ich werde geführt, unterschieden; immer wird das Passivum durch eine veränderte Endbeugung von dem Activum ausgezeichnet. In den neuern Sprachen hat man diese Endbeugungen nicht, man macht hier den Unterschied durch die Hülfszeitwörter seyn oder werden, wozu die ausdrückliche Beifügung der Personen, die handeln oder leiden, in den Fürwörtern kommt. Der Deutsche, Engländer, Franzose und Italiener nimmt ein Partizipium von dem activen Zeitworte und verbindet damit das Zeitwort seyn oder werden, um das passive Zeitwort zu bilden; so z. B. für ducor sagt der Deutsche: ich werde geführt, der Engländer nimmt gleichfalls das

Partizipium und sagt: I am led; der Franzose: je suis mené; der Italiener: jo sono menàto. Hierin stimmen also alle neuern Sprachen mit einander überein, daß sie beim Passiv nicht neue Endbeugungen erfinden oder brauchen, um es von dem Activ zu unterscheiden, wie der Grieche und Lateiner, sondern gewisse Hülfszeitwörter mit dem Partizipium des Activs verbinden. Auch drücken sie zuweilen durch ein bestimmtes oder unbestimmtes Fürwort, das sie mit dem Activ verbinden, das Passivum aus, z. B. statt ich werde geführt, können sie sagen: Er führt mich oder man führt mich. Die Morgenländer kommen zwar mit den neuen Europäern darin überein, daß sie das Passiv nicht durch Endbeugungen von dem Activ unterscheiden; denn sie setzen auf einerlei Art die Zeichen der Personen, des Geschlechts und der Zahl an den Anfang und an das Ende des Wurzelwortes; sie haben aber nicht das Mittel durch Hülfszeitwörter den Unterschied anzuzeigen, sondern dieses geschieht bei ihnen entweder durch einen Ansatz beim Anfange, oder, welches der häufigere Fall ist, dadurch, daß sie das Passiv anders aussprechen, als das Wort im Activ ausgesprochen wird oder daß sie andere Vokale brauchen; ein Unterschied der dem Zuhörer verständlich genug seyn mußte; z. B. Katal, ich tödte, Niktal, ich werde getödtet, Hifkid, ich setze vor, Huffkad, ich werde vorgesetzt. Wenn der Grieche und Lateiner eine Art Zeitwörter hat, die ihrer Gestalt nach zum Theil Passiva sind, die er als Activa brauchen kann, wie das Verbum deponens, so hat der Morgenländer ebenfalls Wörter von passiver Form, die er als Activa braucht, besonders bei Handlungen, die zugleich ein Leiden in sich schließen; z. B. streiten, Krieg führen, berathschlagen, weissagen, sind bei dem Hebräer Worte von passiver Form, aber von activer Bedeutung, in Rücksicht auf unsere Sprache von activer Form. Nach einem

Schriftsteller soll auch noch eine gewisse Genauigkeit des Morgenländers in seinen Zeitwörtern bemerkt zu werden verdienen, die ihm einen Vorzug vor den neuern Sprachen hierin giebt. So z. B. sind die Zeitwörter, die einen sinnlichen Eindruck, einen Affect, oder eine gewisse Beschaffenheit ausdrücken, in den neuern Sprachen, und auch in der Griechischen und Lateinischen, in Rücksicht auf ihre Form activa, obgleich sie eigentlich, da sie mehr Leiden, als Handlung ausdrükken, von jenen unterschieden werden. Dieser Unterschied soll nur in allen Morgenländischen Sprachen allein beobachtet worden seyn; begehren, lieben, können, hören, sich schämen, sich freuen, hassen, vergessen, dürsten, hungern, sich fürchten, verschmachten, sich ergötzen, aufhören, veraltern, sterben ꝛc. werden durch die Aussprache mit philosophischer Genauigkeit bei den Morgenländern von den eigentlichen activen Zeitwörtern unterschieden. Auch braucht der Morgenländer sein Activum an die Stelle der Impersonalien oder unpersönlichen Zeitwörter in andern Sprachen; so sagt er z. B. für wenn man geht, wenn du gehst, oder wenn er geht, mit darunter verstandenem Partizipium desselben Zeitworts, der Gehende, wenn der Gehende geht, wovon sich jedoch auch Spuren in andern Sprachen finden, z. B. der Gebrauch der zweiten Person bei dem Lateiner für das Impersonale. — Die nichtzielenden Zeitwörter oder Intransitiva, welche die zweite Klasse der Zeitwörter ausmachen, bezeichnen eine Handlung oder Beschaffenheit, die keine äußere Sache zum Gegenstande hat, sondern die sich auf den, dem die Handlung oder Beschaffenheit zukommt, selbst beziehen, z. B. ich lebe, ich denke, ich gehe, ich reite, ich schlafe ꝛc.; sie gehen also nicht auf andere Gegenstände über, sind also nichtzielend. Sie liegen eigent-

lich in der Mitte zwischen den eigentlichen Zeitwörtern der Handlung und denen des Leidens, zwischen den Activen und Passiven, und daher heißen sie auch Neutra. Es sind also Zeitwörter, die einem Subjecte etwas beilegen, das in ihm allein vorgeht, es mag nun entweder eine Beschaffenheit, oder ein Zustand, oder eine Handlung seyn. Wenn der Begriff des transitiven Zeitworts zwischen zwei Dingen gedacht werden kann, wovon sich das eine thätig, das andere leidend verhält, z. B. der Vater liebt den Sohn, der Sohn wird vom Vater geliebt, so braucht das Intransitivum nur eins, z. B. der Vater geht, der Sohn sitzt ꝛc. Diese Zeitwörter nennt man auch Absoluta, weil sie keinen leidenden Gegenstand bei sich haben. Wie aber nichts in der Welt ohne Ausnahme ist, so ist es auch, und hauptsächlich, in der Sprache, besonders da der Uebergang von einer Analogie zur andern nur durch unmerkliche Stufen geschieht; es giebt daher auch bei diesem Zeitworte Fälle, wo dasselbe nicht nur mit dem Accusativ oder dem Zielfalle verbunden werden kann, sondern auch, wo es eines Passivi fähig ist. Wahre Intransitiva haben in der Lateinischen Sprache eigentlich keinen Zielfall bei sich, wenn er aber dabei steht, so wird er durch eine ausdrücklich dazu gesetzte und darunter verstandene Präposition regiert. So findet man: ire viam, für ire per viam, wie man es auch findet; doleo casum tuum, für ob casum tuum; Coridon ardet Alexin, das ist, propter Alexin. Es kann ein Intransitivum durch einen kleinen Zusatz leicht in ein thätiges Verhältniß gesetzt werden, z. B. für vale, kann ich sagen fac ut valeas. Was den Gebrauch dieser Zeitwörter im Passiv betrifft, so werden sie in der dritten Person als Impersonalia gebraucht; curritur, man läuft, vivitur, man lebt. Auch in der Deutschen Sprache können die Intran-

sitiva mit einem Accusativ verbunden werden: 1) wenn die Zeit, der Raum, der Werth, die Art und Weise durch ein Substantiv ausgedrückt wird, z. B.: es donnert den ganzen Tag, eine Meile gehen; 2) wenn das Subject selbst als der leidende Gegenstand betrachtet wird, wo dann das Intransitivum in ein Reciprokum verwandelt wird, z. B. ich habe mich müde gegangen; ich habe mich entsetzt; 3) in solchen Worten, die eine völlige active Form haben, nur daß sie kein Passivum leiden, z. B. ich habe die Sache vor; denn ich kann nicht sagen: die Sache wird vorgehabt. Auch das Passivum kann im Deutschen, wie im Lateinischen, dem Intransitivum beiwohnen, wenn das Subject unbestimmt ausgedrückt wird; es gilt dann so viel, als ein unpersönliches Zeitwort; z. B. es wird gelaufen; es wird gelacht. Auch gilt hier eben der Unterschied, wie im Lateinischen, daß einige Zeitwörter ihrer Natur nach intransitiva sind; setzen und liegen, werden aber sowohl intransitiv, als mit Bezeichnung des leidenden Gegenstandes transitiv seyn können. Z. B. schlagen ist in den Worten: die Uhr schlägt, der Gärtner säet, intransitiv; in: er hat mich geschlagen, er säet Korn, aber transitiv. Wie es scheint, so hat man im Anfange der Sprachkunst die transitiven und intransitiven Zeitwörter nicht unterschieden, wenigstens scheint man keinen deutlichen Begriff von denselben gehabt zuhaben, welches daraus hervorgeht, daß man sie fast in keiner Sprache in der Conjugation von einander unterschieden hat; nur die Deutsche macht hierin einen Unterschied, indem sie einige derselben im Perfecto, mit dem Hülfszeitworte haben, andere mit seyn bildet; andere wieder mit haben und seyn zugleich formirt. In Ansehung des Gebrauchs dieser beiden Hülfszeitwörter und der Regel, worauf sie sich gründen, fehlt es unsern Sprach-

lehren noch sehr an Vollkommenheit. Man hat zwar einige Regeln, allein sie bilden so viele Ausnahmen, die in der Zahl beinahe den Regeln gleich sind. Die Hauptregel bei diesen nichtzielenden oder intransitiven Zeitwörtern ist, daß alle diejenigen Zeitwörter, welche eine Bewegung von oder nach einem Orte, oder den Zweck anzeigen, mit seyn, wenn aber der Ort und Zweck der Bewegung nicht angezeigt wird, mit haben gebogen oder conjugirt werden, z. B. ich bin nach Nürnberg, Augsburg ꝛc. gereiset, nach Potsdam geritten, und ich habe einen Schimmel geritten, habe viel gereiset ꝛc. Es finden sich jedoch bei Anwendung dieser Regel mancherlei Schwierigkeiten, indem es bei manchen Zeitwörtern nicht bestimmt genug ist, ob ihre Bedeutung leidend oder thätig ist. Einerlei Wort wird manchmal thätig, manchmal leidend gebraucht, und in dieser Rücksicht sowohl mit seyn, als haben conjugirt, z. B. es hat geplatzt, und die Blase ist geplatzt. Andere Wörter, die thätig sind, werden auf beiderlei Art gebildet, z. B. gehen, laufen, ich bin gegangen, ich bin gelaufen, und ich habe mich müde gelaufen, ich habe mich aus dem Athem gelaufen. Wiederum andere, welche leidend sind, indem sie einen Zustand bedeuten, haben das Zeitwort haben bei sich, z. B. ich habe den ganzen Tag hier gesessen, ich habe im Bette gelegen. Indessen bleibt die oben angeführte Regel doch richtig, wenn sie gleich ihre Ausnahmen hat. In den Sprachlehren findet man das Nöthige über diese Regeln. Siehe auch weiter unten, im Syntax.

Die dritte Klasse der Zeitwörter machen die zurückzielenden, zurückwirkenden (Reciproca) aus, welche ein Handeln und Leiden zugleich oder ein wechselseitiges Handeln ausdrücken, z. B. ich grämе mich; ich schlage mich mit Jemanden; ich

gehe mich müde, welche Letzteren aus den zielenden und nicht zielenden Zeitwörtern gebildet worden sind; es giebt aber Zeitwörter, welche ihrer Natur nach zurückzielend sind, und nicht anders gebraucht werden können, wie in der Deutschen Sprache: sich anmaßen, sich anschicken, sich balgen, sich berühmen ꝛc. Man nennt diese Zeitwörter daher Reciproka, weil sie eine Veränderung ausdrücken, welche von dem Handelnden auf einen äußeren Gegenstand und von diesem wieder zurück auf den Handelnden gehen; weil aber diese Klasse in ihrer Form gewöhnlich etwas von den thätigen Zeitwörtern abweicht, so werden sie auch nicht in jeder Sprache zu ihnen gezählt. Man kann übrigens alle zielende und viele nicht zielende Zeitwörter in zurückzielende verwandeln, wie ein Paar Beispiele davon oben angeführt worden sind. Nach Adelung sollen sie nur der Form nach Activa, der Bedeutung nach aber wahre Neutra oder Intransitiva seyn; allein dieses Letztere sind sie weder in der Deutschen, noch in andern Sprachen ganz, indem die meisten einen Zielfall bei sich führen, und wenn er nicht unmittelbar ausgedrückt wird, so wird er doch dabei gedacht; wird er aber ausgedrückt, so geschieht es mittelst einer Präposition; denn wenn ich z. B. sage: ich grâme mich, so kann dieses doch nicht anders geschehen, als mittelst einer Beziehung auf irgend einen Gegenstand, worüber ich Gram empfinde, z. B. über die Zertrümmerung meines Glücks, über mein Mißgeschick, über den Tod eines geliebten Angehörigen, eines Freundes ꝛc., so auch: ich schlage mich mit Jemanden; schlage ich mich aber selbst, liebe ich mich selbst, so ist mein eigenes Ich der Gegenstand von dem die Handlung ausgeht, und auch das Ziel, welches sie aufnimmt, nachdem sie wirkt; hier ist also der Thätige und Leidende eine Person, und keine Beziehung nach

einem äußern Gegenstande, mithin ist ihre Bedeutung auch mehr intransitiv, statt sie bei den Ersteren transitiv war. Alle Reciproka sind daher, wenn sie sich auf einen äußern Gegenstand beziehen, sey er auch wirklich vorhanden, oder denkt man sich ihn nur dabei, der Bedeutung nach, activ, ist dieser aber nicht vorhanden, so sind sie mehr als Neutra zu betrachten. Die Franzosen unterscheiden in der jetzigen Ausbildung ihrer Sprache zweierlei Reciproka, die eine Art nennen sie Verbe réfléchi, und bezeichnen damit diejenigen Zeitwörter, welche eine Handlung ausdrücken, worin das Subject selbst der Gegenstand ist, oder welcher auf das Subject, von welchem sie verrichtet wird, zurückfällt; z. B. je me loue, ich lobe mich, je me trompe, ich irre mich. Die andere Art führt den Namen Verbe réciproque; sie drückt eine Handlung aus, der zwei oder mehreren, nicht gegen sich selbst, sondern wechselseitig gegen einander handelnden Subjecten gemeinschaftlich ist, so, daß das Subject entweder Regime oder Object der Handlung des Andern, und dieser Andere Object der Handlung jenes ist; z. B. Rien n'est plus beau que deux frères qui s'aiment, es giebt nichts Schöners, als zwei Brüder, die sich einander lieben. De bons amis mettent tout leur plaisir à se rendre service, gute Freunde finden ihr größtes Vergnügen darin, einander zu dienen. Man nennt diese beiden Arten der Zeitwörter auch Verbes pronominaux, weil sie mit zwei Fürwörtern der nämlichen Person conjugirt werden. Um bei den Verbes réciproques keine Zweideutigkeit zu veranlassen, ist es oft nöthig, die Wörter: l'un l'autre, les uns les autres, mutuellement, réciproquement, entre, hinzuzusetzen; z. B. Ce Monsieur et cette Dame se louent mutuellement, s'entre louent, dieser Herr und diese Dame loben einander; denn ohne den Zu-

saß mutuellement könnte es heißen: Dieser Herr lobt sich selbst, und auch diese Frau. Man gewahrt übrigens, daß diese Theilung des eigentlichen zurückzielenden Zeitworts bei den Franzosen eben nicht wesentlich nöthig ist, sondern daß es bloß der Accusativ des Plurals ist, der hier von Mehreren gebraucht oder auf Mehrere angewendet, getrennt wird, wofür man im Deutschen auch einander setzt, z. B. sie lieben sich einander; sie sind sich alle einander gleich ꝛc. Man sehe das Weitere hierüber sowohl in den Französischen, als Deutschen Sprachlehren nach. Im Englischen kann man fast alle thätige Zeitwörter auch zu zurückzielenden gebrauchen, wenn man die Fürwörter myself, thyself, himself, ourselfs, yonrselves, themselves, nachsetzt, z. B. J dress myself, ich kleide mich an; J love myself, ich liebe mich ꝛc. —

Die unpersönlichen Zeitwörter oder Impersonalia, machen die vierte Klasse der Zeitwörter aus; sie drücken das Subject, dessen Prädikat sie anzeigen, so unbestimmt aus, daß es unentschieden bleibt, ob es eine Sache oder eine Person ist. Da nun das unbestimmte Subject nur in der dritten Person Statt finden kann, weil die erste und zweite schon an und für sich genau bestimmt sind, so kann ein solches Zeitwort auch nur die dritte Person haben, weil diese nur die Unbestimmtheit enthält; wird aber bei solchen Zeitwörtern das Subject bestimmt ausgedrückt, so hören sie auf, unpersönliche zu seyn. So ist z. B. scribitur unpersönlich, aber epistola scribitur persönlich; es donnert, ist unpersönlich, Jupiter, oder der Gott des Olymps donnert, ist dagegen persönlich. Im Deutschen wird dieses Zeitwort durch alle Zeiten in der Einheit mit dem unbestimmten Fürworte es ausgedrückt, z. B. es donnert, es hat gedonnert, es wird donnern ꝛc.,

worin das donnernde Wesen immer unbestimmt ist. Da die Deutschen oft ein bestimmtes Subject unbestimmt ausdrücken, so brauchen sie dann persönliche Zeitwörter als unpersönliche, und in diesem Falle findet davon auch die Mehrheit (Plural) Statt, z. B. es kommt ein Mann; es kommen Menschen. Ein Schriftsteller macht bei den unpersönlichen Zeitwörtern die Bemerkung: daß man solche Ausdrücke, wie z. B. der vorher angeführte, nur im ganz uneigentlichen Verstande unpersönlich nennen kann, weil das Subject wirklich bestimmt ist, wenn es gleich nur unbestimmt ausgedrückt wird. Der Grund davon liegt in der Deutschen Constructionsordnung, indem der Deutsche zwar gewohnt ist, von dem Unbestimmten zu dem Bestimmten fortzugehen; allein oft erfordert es der Nachdruck, die ganze Aufmerksamkeit auf das Subject zu richten, und daher stellen sie es an das Ende des Satzes, welches nicht anders, als durch eine unbestimmte Ankündigung des nachfolgenden bestimmten Subjectes geschehen kann; wenn man z. B. folgende Ausdrücke: Menschen kommen, und es kommen Menschen, betrachtet, so wird man darin finden, daß beide Ausdrücke einerlei sagen; so auch: es sagt es ein Jeder, es kennt ihn Niemand ꝛc. ꝛc. Die Benennung unpersönlich, ist eben nicht die passendste, weil hier keine völlige Abwesenheit der Person, sondern nur eine unbestimmte Anzeige derselben Statt findet; eher müßte der Infinitiv unpersönlich genannt werden, weil dieser die Person unbestimmt lasse, da wir aber keinen bequemeren Namen für diese Art von Zeitwörtern haben, so behalten wir ihn bei, und es kommt nur darauf an, daß man den rechten Begriff damit verbindet. — Die unpersönlichen Verba reichen sehr hoch in dem Ursprunge der Sprache hinauf, ja man kann sie als die Begründer der übrigen Zeitwörter betrachten; denn in dem noch rohen Zu-

stande der Sprache, wie die ersten sich bilden Gesellschaften sie fortpflanzten, wurde Alles, was sich der Mensch als eine Handlung dachte, Alles, was handelnd sich ihm darstellte, sowohl in der Natur, als in dem Kreise des aufkeimenden Gesellschaftslebens, durch das unbestimmt tönende es, den Wurzellaut des Deutschen es, ausgedrückt, welches Wörtchen sich in einigen Sprachen noch bis auf die neueste Zeit erhalten hat, wie z. B. im Englschen, he love-s. Man dachte sich dabei ein wirkendes, unbekanntes Wesen, welches die Handlung errege. Als nun späterhin, bei der Vergrößerung der Familien, auch in den Begriff der Sprache mehr Licht kam, gingen nach und nach diese ursprünglich unpersönlichen Zeitwörter in persönliche über. Man muß sich hierbei nur in Acht nehmen, daß man den leidenden Gegenstand nicht in die Stelle des Subjectes setzt, z. B. es hungert mich, weil dieses sonst so viel heißen würde, als: ein unbekanntes Wesen erregt mir Hunger; wenn ich aber sage: ich hungere, so setzt man voraus, daß dieses Wort zugleich transitiv und auch intransitiv ist, weil es im letztern Falle so viel sagen will, als ich empfinde Hunger. Dergleichen Fälle sind nun in der Deutschen Sprache nicht selten, daher muß man sie auch nicht wider den Sprachgebrauch vermehren; ich kann wohl sagen: es gereut mich, aber nicht: ich gereue, so viel als: ich habe Reue. — Nachdem die Sprache auf einer gewissen Stufe der Ausbildung stand, so gewahrte man, daß im eigentlichen Verstande nur solche Wörter unpersönlch sind, deren Prädikat nur von einem sehr unbestimmten Subjecte gesagt werden kann, obgleich es in einigen Fällen erlaubt ist, dieses unbestimmte Subject in ein bestimmtes zu verwandeln; diese leiden dann auch kein Passivum, weil sie nur allein von einem wirkenden, obgleich unbestimmten Subjecte gebraucht werden; ist

der leidende Gegenstand unbestimmt, so kann man sie auch im Passiv gebrauchen, z. B. es schießt, es wird geschossen; sie haben auch keinen Imperativ, weil dieser, seiner Natur nach, ein bestimmtes Subject in der zweiten Person erfordert. Oft werden auch, besonders in der vertraulichen Sprechart, persönliche Zeitwörter, als unpersönliche im Passiv gebraucht; z. B. es wird heute spazieren gegangen, geritten oder gefahren; gereiset, gedonnert ꝛc. Im uneigentlichen Verstande sind folgende Ausdrücke, nach einem Schriftsteller, impersonal: 1) diejenigen, welche die dritte Person ohne Bezeichnung des Geschlechts und der Zahl ausdrücken, welches durch das Wörtchen man mit der dritten Person geschieht, z. B. man sagt, man schreibt, man wirthschaftet; 2) wenn das Zeitwort, seiner Natur nach, nur in der dritten Person gebraucht werden kann, oder von der Art ist, daß es nur von Sachen, nicht aber von Personen gesagt werden kann, deren es im Deutschen eine große Anzahl giebt, z. B. deuchten, gereuen, verdrießen ꝛc.; 3) in solchen Fällen, wo ein Gegenstand im unbestimmten Geschlechte durch das bestimmte Pronomen es ausgedrückt wird, welches aber mit dem unbestimmten es nicht verwechselt werden darf, z. B. es ist noch nicht genug. Diese hier angeführten allgemeinen Bemerkungen, die Deutsche Sprache betreffend, gelten zum Theil auch von andern Sprachen. Unter den alten Sprachen hat die Lateinische verschiedene Gattungen von unpersönlichen Zeitwörtern; 1) solche, welche nur in der dritten Person gebraucht werden, z. B. tonat, oportet, libet, decet, piget, pudet, accidit, evenit etc.; 2) solche, die ohne Nennung des Subjects in der dritten Person gebraucht werden, die aber aufhören Impersonalia zu seyn, wenn das Subject genannt wird, wie man sie auch im

Deutschen hat, z. B. man glaubt, man spricht ꝛc. und im Lateinischen: delectat, juvat, vacat, constat etc. Einige sind bloß in der activen, andere in der passiven Form üblich, z. B. pudet, cantatur, sedetur, scribitur, itur, etc. Diese Impersonalia haben hier, wie im Deutschen, keinen Imperativ; wenn sie ihn aber ausdrücken wollen, so umschreiben sie ihn durch den Conjunctiv, pudeat te, so viel als opto, ut poeniteat te. Im Griechischen hat es dieselbe Beschaffenheit; denn auch hier giebt es zweierlei Impersonalia, von denen einige von Zeitwörtern der Mittelgattung in der dritten Person gemacht worden sind; z. B. αιηχει, es geziemt sich, δει, es muß, χρη, es ist nöthig; andere sind von Passivis, z. B. ειμαρται, es ist verhängt, und λεγεται, man sagt ꝛc. — Im Englischen sind die Impersonalia entweder Activa oder Passiva. Die Erstern werden mit dem vorgesetzten Fürworte it, es, gebildet, z. B. it seems, es scheint, it follóws, es folget, it appears, es scheint, it begins, es fängt an ꝛc., und die Letztern, die Passiva, die wir im Deutschen durch man ausdrücken, giebt der Engländer verschieden, z. B. They téll mè, man sagt mir, oder J àm tóld that, man sagt mir daß ꝛc.; What múst a bódy sày? was muß oder soll man dazu sagen? Bút what shoúld a mán dó? aber was soll man thun? ꝛc. — In der Französischen Sprache haben die Impersonalia weiter keinen Unterschied, als daß man hierzu diejenigen rechnet, welche in der dritten Person gebräuchlich sind, z. B. il faut, il pleut, il tonne, il neige etc. Man kann die eigentlichen Impersonalia unter die defectiven Zeitwörter bringen, von denen nur die dritte Person gebräuchlich ist. Wie sie construirt werden, lehrt die Grammatik.

Die Hülfszeitwörter, Hülfswörter (Auxiliaria), machen die fünfte Klasse der Zeitwörter oder Verben aus. Sie scheinen, wenn nicht

ein späteres Entstehen in der Sprache, wie die übrigen Zeitwörter, doch eine weit spätere Anwendung als Hülfswörter der Zeitwörter erhalten zu haben, da nicht alle Sprachen sich derselbeu bedienen, wenigstens nicht die Morgenländischen in dem Grade, als die Abendländischen; daher scheinen sie auch nicht so absolut nöthig zur Bestimmung des Zeitwortes zu seyn. Unter den Abendländischen Sprachen hat die Lateinische Sprache sie am wenigsten. Man kann in einer Sprache auch durch die bloße Endigung eben dasjenige ausdrücken, wozu man in andern besondere Hülfswörter braucht. Der Lateiner und Grieche braucht das einzige Wort amor, φιλεομαι, der Franzose dagegen gebraucht hier ein Hülfswort, und sagt: je suis aimé, braucht also drei Wörter, eben so der Deutsche: ich werde geliebt, und der Engländer: I am loved; der Spanier braucht nur zwei: soy amado, und so auch der Italiener: sono amato etc. Man darf also von der Natur dieser Wörter nur Beziehungsweise auf die Sprache, in welcher sie üblich sind, nicht aber auf ander Sprachen urtheilen. Sie sind nichts anders, als eine Umschreibnng eines einzelnen Wortes anzusehen, und enthalten größtentheils einen logischen Satz. Z. B.: ich bin gekommen, ist die erste Person in der vergangenen Zeit; untersucht man es aber genauer, so ist das Wort ich das Subject, bin, zeigt ein gegenwärtiges seyn an, und gekommen ist entweder das Partizipium oder ein Beiwort; und wollte man das durch Hülfswörter zusammengesetzte Zeitwort auflösen, sagt ein Schriftsteller, so würde es folgendermaßen ausgedrückt werden müssen: ich bin derjenige wirklich, der gekommen ist. Eben so könnte der Lateiner auch eo und habeo unter die Hülfswörter rechnen; denn er sagt doch: ire deliberatum habeo persuasum etc. Die Grammatiker hätten

daher der Hülfswörter und der Weitläuftigkeiten, die daraus entstehen, überhoben seyn können, wenn sie nur das Zeitwort von dem Nennworte, das sie dazu setzten, unterschieden, und das zusammengesetzte Tempus hätten für dasjenige ausgeben wollen, was es ist, nämlich eine Umschreibung; sie würden dann mehrere Regeln haben ersparen können. Da man aber die neuern Sprachen nach der Lateinischen ausbilden wollte, so sah man sich in die Nothwendigkeit versetzt, viele unnöthige Regeln einzuführen, die weggefallen seyn würden, wenn man eine jede Sprache nach ihrem eigenthümlichen Genius studirt hätte. In den neueren Sprachen hat die Deutsche drei Hülfszeitwörter: haben, seyn und werden, welche sämmtlich intransitiv sind; die Franzosen haben zwei: avoir und être; die Engländer dieselben: to have und to be; dann haben sie aber auch noch die Hülfszeitwörter: may, mögen, shall, sollen, will, wollen, can, können, must, müssen, let, lassen ꝛc. Diese Hülfszeitwörter haben zwar auch ein vollständiges Prädikat; allein sie bezeichnen als Hülfszeitwort nur einen allgemeinen Nebenumstand, und erhalten ihre völlige Bestimmung erst durch das Partizipium oder den Infinitiv desjenigen Zeitwortes, zu dessen Ergänzung sie dienen.

Man hat nun noch einige andere Eintheilungen der Zeitwörter, die sich aber mehr auf ihre äußere Form, als auf ihr inneres Wesen beziehen, wodurch sie eigentlich ihre Bestimmung erfüllen. Man theilt die Zeitwörter noch: 1) in Stamm- oder abstammende Wörter (Primitiva, Derivata). Die Stammwörter können von keinen andern Redetheilen abgeleitet werden, wohl aber die abstammenden. So z. B. kommen die abgeleiteten Zeitwörter her: von Substantiven oder Hauptwörtern, als im Lateinischen: numero, ich zähle, von nume-

rus, die Zahl; servo, ich diene, von servitus, die Dienstbarkeit; im Deutschen: thronen, von Thron, meistern, von Meister, fingern, von Finger ꝛc.; im Französischen: inventer, erfinden, von inventeur, Erfinder; espionner, kundschaften, von espion, Kundschafter, Spion; enfanter, gebären, von enfant, Kind, und so auch in andern Sprachen. Von Zeitwörtern: z. B. lectitio, von lego, pulso, von pello, clamito, von clamo, calesco, von caleo etc.; entschlafen, von schlafen, gebrauchen, von brauchen, verlieben, von lieben ꝛc.; surmonter, von monter, rechercher, von chercher etc. Auch von den Adjectiven oder Eigenschaftswörtern bildet der Lateiner Zeitwörter; z. B. von liber, frei, libero, ich befreie; so auch der Franzose von public, publier, je publie, von poli, polir, je poli etc. Im Deutschen bildet man von den Eigenschaftswörtern, nach Adelung, keine Zeitwörter, weil solches unmöglich ist, indem etwas, was dem Dinge schon als einverleibt gedacht werden muß, von demselben nicht erst prädicirt werden kann, wohl aber bildet man Zeitwörter von den Adverbien oder Beiwörtern, welche im Deutschen das eigentliche Stammwort der Zeitwörter ist, z. B. von lieb, lieben, von trübe, trüben, von fern, fernen, von bange, bangen ꝛc. — 2) Sind die Zeitwörter entweder einfache (simplicia), wie lego, amo, im Deutschen: loben, lieben, kosen; im Französischen: chercher, mener, oder zusammengesetzte (composita), wie perlego, recognosco; im Deutschen: argwöhnen, frohlocken, liebkosen, handhaben, verloben, verlieben, anketten ꝛc.; im Französischen: rechercher, amener, transplanter, transporter etc. Die zusammengesetzten Zeitwörter

sind eine spätere Erfindung in der Sprachkunst, als nämlich die Sprache schon einen höheren Grad der Ausbildung erhalten hatte, und man gewahrte, daß sich die einfachen Zeitwörter durch Verbindung irgend eines auf dasselbe Beziehung habenden Haupt-, Bei-, oder Vorwortes zu neuen Zeitwörtern gestalten ließen, welche die Bedeutung beider Wörter in der Zusammensetzung machen; z. B. hohnlachen. Man hatte das Zeitwort lachen, da man nun gewahrte, daß beim Höhnen oder Verspotten einer Person auch die Lachmienen dieses ausdrückten, auch sie den verwundenden Scherz zu erkennen gaben, so verband man das Hauptwort Hohn mit dem Zeitworte lachen, und so entstand ein neues Zeitwort: hohnlachen, und so auch radebrechen, tagewerken, liebäugeln, liekosen ꝛc.; eben so in andern Sprachen. Man gewahrt hieraus, daß diese Zusammensetzungen schon mehr im Nachdenken über die Sprache ihren Grund haben, und wenn sie auch der Zufälligkeit ihr Daseyn verdanken, wie gewiß die meisten Wörter, so mußte doch die Sprache an und für sich schon eine gewisse Höhe erreicht haben. — 3) Theilt man die Zeitwörter auch in vollständige (Jntegra, Perfecta), wenn nämlich ein Zeitwort in allen den Verhältnissen üblich ist, in welche das Prädikat gegen das Subject gesetzt werden kann; und in mangelhafte (Defectiva), wenn man ein Zeitwort nur in einigen Verhältnissen gebrauchen kann, oder solches nur darin gebraucht wird. Nach einigen Schriftstellern sollen diese Art Zeitwörter nicht von ihrem Beginnen an mangelhaft gewesen seyn, wenigstens sind die Vermuthungen dafür, daß sie zu gewissen Zeiten ganz vollständig in Uebung gewesen seyn können, wir haben sie nur darum mangelhaft genannt und als solche in der Sprachkunst aufgeführt, weil man die ihnen fehlenden Stücke in den besten Schriftstellern nicht aufgeführt

findet, daß dieses also nicht geschehen, sey noch kein Grund, anzunehmen, daß sie wirklich ursprünglich nur als mangelhaft seien gebraucht worden; indessen kann es doch wohl möglich seyn, daß sie bei dem ersten Bilden der Zeitwörter unausgebildet in den Zeiten und Personen geblieben sind, indem man sie bloß in den Zeiten und Personen gebraucht hat, worin wir sie bei den Schriftstellern finden. Die Unvollständigkeit besteht in deren Arten, Zeiten und Personen, die man nicht alle in guten Schriftstellern findet. In der Lateinischen Sprache gehören aio, inquam, nemini, odi, coepi, cedo, etc. zu den mangelhaften Zeitwörtern; im Deutschen giebt es deren auch, von denen nur der Infinitiv oder das Partizipium oder eine andere Zeit üblich ist, als: abfolgen lassen, behangen bleiben, abwesend, anwesend ꝛc. Man lernt die mangelhaften Zeitwörter in allen Sprachen aus den Sprachlehren kennen. — Andere Benennungen oder Eintheilungen der Zeitwörter scheinen mehr künstliche Formen oder vielmehr mehr gesuchte Abtheilungen zu seyn. Hierher gehören: a) diejenigen Zeitwörter, welche ein Verlangen oder Wollen von derjenigen Handlung anzeigen, die das Stammwort bedeutet (Desiderativa). Sie werden von dem Supinum abgeleitet, indem man die Endung um in urio verwandelt, z. B. von esum wird esurio, ich begehre zu essen; von emtum, emturio, ich begehre zu kaufen, gebildet. So hat z. B. Cicero von Sylla, syllaturio, und Laberius von adolescens, adolescenturio, welches letzte Wort er durch nescio quid nugarum facere. Es sind aber nicht alle Zeitwörter in urio Desiderativa; nur diejenigen, welche vom Supinum herkommen; auch ist das kurze u in urio ein Unterscheidungszeichen, daher sind scaturio und ligurio etc. keine Desiderativa. —

b) Die Verba factitiva, welche einen Zustand oder eine Handlung an dem leidenden Gegenstande bewirken, der dadurch zugleich als thätig vorgestellt wird; z. B. beizen, beissen machen, flößen, fließen machen, tränken, trinken machen ꝛc. — c) Die Verba frequentativa oder iterativa sind diejenigen Zeitwörter, welche, außer der Handlung, noch eine öftere Wiederholung derselben anzeigen. Im Lateinischen bildet man sie gewöhnlich von dem Supinum, wozu die Endung o oder ito gesetz wird, z. B.: cano, cantum, canto, scribo, scriptum, scriptito. Sie gehen alle nach der ersten Conjugation. Im Griechischen endigen sie sich gewöhnlich auf αζω, z. B. τροχαζω. Im Französischen werden sie durch Hinzusetzung der Endsylbe oter gebildet, z. B. crachoter, elignoter etc.; im Deutschen setzt man die Sylbe zer vor und macht aus dem Zeitworte ein rückwirkendes (Reciprocum), z. B. ich zerlaufe mich, ich zerarbeite mich, ich zerreiße mich ꝛc. — d) Die Verba intensiva sind diejenigen Zeitwörter, welche durch eine kleine Veränderung ihrer Bildung die Grundbedeutung des Stammwortes verstärken. Die Sprachen bekommen hierdurch, sagt ein Schriftsteller, eine große Mannigfaltigkeit von Worten, ohne daß man nöthig hat neue Töne zu erfinden. Die Hebräische und die damit verwandten Sprachen, haben hierzu eine eigene Conjugation, Piel, wo sie entweder den zweiten Radikalbuchstaben durch ein Dagesch forte, oder den dritten ausdrücklich verdoppeln. Die Griechen bedienen sich hierzu besonders der Endsylben αζω, z. B. von τρεχω, ich laufe, machen sie τροχαζω. Die Lateiner bilden aus dem Supinum neue Wörter, z. B. von pello machen sie pulso, oder sie setzen zum Stammworte die Sylbe ito, z. B. von clamo, clamito, oder sie vermehren die Grundbedeutung einer Präposition, z. B. tendo,

pertendo, frango, infringo. Die Deutschen verstärken den Grundbegriff auf mancherlei Art. Erstlich durch Veränderung in dem Worte selbst, z. B. aus bitten machen sie betteln, welches so viel bedeutet, als dringend bitten, sehr bitten; aus hören, horchen, das ist, genau hören. Zweitens durch Vorsetzung gewisser Sylben, z. B. be, in befahren, oft fahren, besehen, genau sehen, bedenken, genau denken, eine Sache überlegen; ver, in verharren, standhaft harren, oder auf etwas bestehen. Drittens, durch Anhängung einiger Nachsylben, z. B. chen, in schnarchen, sehr schnarren; igen, in besichtigen, genau sehen, beherzigen; men, in zermalmen, ganz zermalmen; schen, in knirschen, von knirren; sen, schlucksen, von schlukken; ten, in flüchten, von fliehen. Aus den eben angeführten intensiven Zeitwörtern werden wieder Nennwörter gemacht, die gleichfalls die Bedeutung des Wortes verstärken. — e) Die Verba imitativa bezeichnen eine Nachahmung eines gewissen Gegenstandes und dann auch den natürlichen Laut einer Sache. Sie haben also eine doppelte Bedeutung. Die erste Art bildet man durch Zusätze oder Veränderungen aus Nennwörtern, um eine Nachahmung derselben, oder vielmehr der Sache anzuzeigen. So wird z. B. von pater, patrissare, dem Vater nachahmen, von Αττικος wird αττικιζειν, den Athenienſern nachahmen, von Kalb wird kälbern, muthwillig seyn, wie ein Kalb ꝛc. gebildet. Viele dieser abgeleiteten Wörter sind bloß in der niedern Schreibart üblich. Die zweite Art ist eine Nachbildung der Naturtöne zu Zeitwörtern. Diese Art Zeitwörter sind die ältesten in der Sprache, sie sind die Urtöne in der Kindheit derselben, und man findet sie auch noch in übergroßer Zahl in allen noch rohen Sprachen der kulturlosen Völker. Man findet sie auch in denen

der gebildeten Völker, nur verstecken sie sich bei denselben immer mehr und mehr, indem sie durch neue Bedeutungen verdrängt werden, oder indem man Buchstaben mit Buchstaben verwechselt, und dadurch dem Worte eine andere Gestalt giebt. Ein Schriftsteller macht die sehr richtige Bemerkung, daß Kinder in Absicht auf den Ursprung dergleichen Worte unsere Lehrmeister abgeben, indem sie, ehe sie recht sprechen gelernt haben, die Sachen nach dem Schalle benennen, den sie von sich geben. So z. B. benennen sie den Ochsen nach seinem Brüllen, mit dem nachgeahmten Tone muh oder buh, das Schaf nach seinem Blöcken, bäh, die Ziege nach ihrem Meckern, mek ꝛc.; so haben die Lateiner in ihrer Sprache das Zeitwort mugire, brüllen, welches dem oben angeführten Ton nachahmt, so drückt der Grieche dasselbe Wort mit βοαω aus, und so finden wir eine große Anzahl Zeitwörter in unsrer Plattdeutschen Sprache, welche nach natürlichen Tönen gebildet worden sind, und die in der Hochdeutschen Sprache im Ausbilden der Wörter ihre Natürlichkeit gänzlich verloren haben. Die Dichter machen von diesen nachgeahmten Naturtönen einen guten Gebrauch, besonders hat dieses bei uns Bürger mit Glück gethan; nur leider haben seine Nachahmer, die das Ding nicht beim rechten Ende anzugreifen wußten oder verstanden, uns so viel vor geschnurrt, gehurrt und gehopp-hoppt, daß wir am Ende alle Naturtöne herzlich satt bekamen; und so ist dadurch der guten Sache sehr geschadet worden, indem nicht selten diese Naturtöne zur Bildung neuer Wörter dienten. Man hat nun noch Verba inschoativa, deminutiva ꝛc., die aber hier übergangen werden müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Denn wie man aus den oben angeführten Zeitwörtern gewahrt, so kann man im Abtheilen oder Klassificiren derselben so weit fortgehen,

als sich nur neue noch nicht berührte Seiten an ihnen auffinden lassen; und wenn dieses von der einen Seite als eine Bereicherung der Sprachkunst angesehen werden kann, so muß man doch von der andern gestehen, daß so viele Haupt- und Unterabtheilungen der Zeitwörter nur das Erlernen einer Sprache erschweren. Zum Glück wird bei der Erlernung einer Sprache von den Unterabtheilungen eben keine große Notiz von den Lernenden genommen; man überläßt dieses Fach den Philologen, um daraus noch ersprießlichere Früchte für die Hauptheile zu ziehen, um diesen die höchste Vollendung zu geben, und sie da, wo es möglich ist, auch zugleich von manchem Ueberflüssigen zu befreien, welches nur die Lernenden einer Sprache aufhält, ja ihnen oft einen Widerwillen gegen solche beibringt, indem sie sehr oft mit einer Legion von Regeln gequält werden.

Nach der Uebersicht der verschiedenen Zeitwörter und ihrer Eintheilung, kommen wir nun zu der Conjugation, Biegung, Abänderung oder Abwandlung derselben. Die Conjugation drückt die verschiedenen Verhältnisse eines Zeitwortes aus, welche sind: 1) das Geschlecht (Genus), in so fern sich das Zeitwort entweder unmittelbar auf das Object oder Subject der Handlung bezieht. 2) Die Person (Persona), von welcher die Rede ist; 3) die Zahl (Numerus); 4) die Bestimmung der Zeit (Tempus), wenn die Handlung geschieht, und 5) die Art (Modus), wie die Handlung ausgedrückt wird. Das Zeitwort hat vier Modi, einige Sprachlehrer nehmen fünf an, indem sie das Mittelwort (Participium) hinzurechnen. Es sind daher, außer dem Partizipium, 1) der bestimmte Modus (Indicativus), welcher dem Subjecte das Prädikat bestimmt und gewiß beilegt, z. B. ich lobe dich; er drückt also durch ich lobe, laudo, die

Sache als gewiß aus. 2) Der bedingende Modus (Conjunctivus), welcher dem Subjecte das Prädikat bedingungsweise beilegt, z. B. ich würde dich loben, aber ꝛc., er drückt also die Sache nur bedingungsweise durch: ich möchte loben, laudem, aus. 3) Der befehlende Modus (Imperativus), welcher dem Subjecte das Prädikat befehlsweise beilegt, z. B. lobe du; er drückt also durch: lobe, lauda, die Sache befehlend aus. 4) Der unbestimmte Modus ((Infinitivus), welcher das Prädikat angiebt, ohne das Subject zu nennen, folglich keine Person bei sich hat, z. B. loben, laudare. — Der Indikativ, welcher, wie schon oben angeführt worden ist, dem Subjecte das Prädikat bestimmt und gleichsam geradezu beilegt, kann dieserhalb auch der direkte Modus genannt werden. — Der Conjunctiv, den man sonst auch Subjunctiv nannte, und der diesen Namen auch noch in mehreren Sprachen, z. B. in der Französischen, Englischen ꝛc. führt, weil er gewöhnlich einem vorhergehenden Worte untergeordnet oder beigefügt wird, wie Priscian sagt: quod alteri verbo omni modo subjungitur, kommt in den Morgenländischen Sprachen nicht vor und ist also bloß ein Eigenthum der Abendländischen, und daher ein Produkt einer schon höheren Kultur der Sprache. Er schließt, außer seiner oben schon angeführten Eigenschaft, auch diejenigen Arten, da man wunsch- oder zugebungsweise spricht, mit ein, weshalb man ihn auch zuweilen den modum optativum, potentialem und concessivum nennt. Die Morgenländer gebrauchen statt seiner gemeiniglich das Futurum mit einer vorhergehenden Patikel. — Der Imperativ, oder der befehlende Modus gehört allen Sprachen an, oder man findet ihn in allen Sprachen. Der Hebräer setzt den Imperativ zuweilen zu einem Futur, und so gebraucht er

umgekehrt zuweilen dieses statt jenes. Die Griechen haben auch in der vergangenen Zeit einen Imperativ, womit sie gleichsam andeuten wollen, daß die Handlung schon längst hätte geschehen sollen, da denn z. B. λελεχῆ so viel heißt, als: Du solltest schon längst gesagt haben, welches der Lateiner durch die zweite Person im Perfecto Conjunctivi ausdrückt; dagegen geben sie dem Futur keinen Imperativ, weil Letzterer schon an sich etwas Zukünftiges anzeigt. Auch die Lateiner haben ihren Imperativ, sowohl in der gegenwärtigen, als vergangenen Zeit; daher, sagt ein Schriftsteller, haben einige Sprachlehrer auch Verschiedenheit in der Bedeutung gesucht, und geglaubt, das Letztere gehe auf eine entferntere Zeit, als das Erste; allein, diese Bemerkung scheint ohne Grund zu seyn, weil man beide Arten des Ausdrucks in einerlei Stellen in gleicher Bedeutung findet; z. B. beim Properz: aut si est dura, nega, sin non est dura venito; und beim Virgil: et potum pastas age, Tityre, et inter agendum occursare capro cornu ferit ille, caveto. Hier sei aber gewiß kein Unterschied der Zeit angezeigt; jedoch sei es nicht unwahrscheinlich, daß durch die Veränderung des Ausdruckes gewisse andere Verhältnisse, als die der Zeit, angezeigt werden. Man könne daher sagen, daß der Imperativ im Präsens eine bloße Anzeige der Willensmeinung bedeute, z. B. Wunsch, Ermahnung, Bitte; dagegen im Futur einen ausdrücklichen Befehl mit einem gewissen Nachdrucke verbunden; daher auch die letzte Art besonders bei Gesetzen gebraucht werde. Im Deutschen liegt im Imperativ gemeiniglich die Wurzel des Zeitwortes; auch bei der weitern Ausbildung der Sprache liegt die Form des Imperativs überall zum Grunde. Man darf z. B. im Deutschen nur die Biegungssylben wegnehmen, so bleibt der Imperativ als Wurzel üb-

rig. Nimmt man z. B. von dem Worte lieb-en, lieb-te, ge-liebt, die genannten Flexionssylben en, te, weg, so bleibt lieb übrig, welches die wahre Wurzel des Wortes ist. Man setzt nun zwar bei einigen Worten, des Wohllautes wegen, das e hinzu, z. B. liebe, gehe, doch sagt man auch ohne diesen Zusatz, geh, komm ꝛc. Auch unterscheidet sich der Imperativ im Deutschen noch von dem Präsens darin, daß er das Fürwort oder Pronomen, welches die zweite Person, sowohl in der Einheit, als in der Mehrheit entbehren kann, nach sich hat, z. B. liebe du, liebet ihr. Der Plural im Deutschen scheint von der Zeit an üblich geworden zu seyn, da man eine einzelne Person in der Mehrzahl anfing anzureden. Wenn die angeredete Person schon durch die unmittelbare Anrede genug bestimmt ist, so fällt das Fürwort weg, z. B. gehe hin und thue desgleichen; ist dieses aber nicht der Fall, oder will man einen besondern Nachdruck anzeigen, so setzt man es hinzu. Man hat nun noch die Frage aufgeworfen: ob der Imperativ im Passiv Statt fände, weil dasjenige, was wir lieben, uns von Niemanden befohlen werden kann. Man findet nun zwar in unsern Deutschen Conjugationen: werde sie geliebt, welche Art zu reden aber ganz ungewöhnlich ist. Kommt er in andern Sprachen vor, so zeigt er so viel an, daß wir durch nähere Einwilligung oder auch Handlung so viel beitragen sollen, daß die Sache, wodurch wir uns leidend verhalten, an uns wirklich werde, z. B. mache, daß du geliebet werdest ꝛc. — Der Infinitiv, der auch sonst nur das Verbum infinitum genannt wird, drückt das Prädikat ohne Bestimmung des Subjects, sogar ohne Beziehung auf dasselbe aus, wie auch schon oben bemerkt worden ist. Einige Sprachlehrer haben diesen Modus gar nicht für einen Theil der Abänderungen eines Zeitwortes gelten lassen wollen, welches

daher rührt, weil er in vielen Fällen als ein Nennwort gebraucht wird. Es giebt aber keine der bekannten Sprachen, die den Infinitiv nicht hätte, ob sie gleich in dem wirklichen Gebrauche desselben sehr von einander verschieden sind; s. den Syntax, weiter unten. Die Deutsche Sprache bildet den Infinitiv, indem sie an das Wurzelwort die Sylbe en anhängt, als lieb-en, hör-en ꝛc., und dasselbe findet man auch in der Lateinischen Sprache, welche zu dem Wurzelworte die Sylbe re hinzusetzt, wie ama-re, doce-re, lege-re, audi-re etc. — Was nun den Modus anbetrifft, so hat dieser drei Zeiten (Tempora): die Gegenwart (Praesens), die Vergangenheit (Perfectum), und die Zukunft (Futurum), ich schreibe, ich habe geschrieben und ich werde schreiben. Diese drei Zeiten haben wieder jede eine beziehende Zeit, nämlich: die beziehende Gegenwart (Imperfectum), man könnte sie auch die in die Vergangenheit übergehende Gegenwart nennen, die also eine unvollendete Handlung andeutet oder bezeichnet, während welcher eine andere vorfallen oder vorgehen kann und auch geht, die daher ihren weitern Uebergang zur Vergangenheit hemmt, z. B. ich schrieb einen Brief, als das Gewitter heraufkam. Die beziehende Vergangenheit (Plusquamperfectum); z. B. ich hatte schon den Brief geschrieben, als die Nachricht von ihrer Anstellung eintraf. Die beziehende Zukunft (Futurum exactum), z. B. ich würde geschrieben haben, wenn ich nicht daran verhindert worden wäre. Alles dreies Handlungen, die eine Beziehung auf irgend etwas haben, welches entweder während, nach oder vor der Handlung sich zugetragen hat, oder ein Hinderniß geworden ist. — Der Indicativ oder bestimmte Modus, und der Conjunc-

tiv oder bedingende Modus habe dieselben Zeiten, wie vorher angeführt worden, das heißt, drei bestimmte und drei beziehende Zeiten. Der Imperativ oder der befehlende Modus, hat nur die Gegenwart und die Zukunft, also zwei bestimmte Zeiten, und der Infinitiv oder der unbestimmte Modus, hat die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, also die drei Zeiten. Diesem zuletzt angeführten Modus hängt man noch das Partizip oder Mittelwort an, und im Lateinischen ꝛc. noch das Gerundium und Supinum. — Die Griechische Sprache, die äußerlich weit reicher ausgestattet ist, als die Lateinische, die nach derselben gebildet worden, hat, außer den gewöhnlichen Zeiten, noch einen Aorist, und im Passiv noch ein besonderes sogenanntes Paullo-postfuturum. Hierzu kommt nun noch, daß in der Grammatik einige Zeiten auch in einer doppelten Gestalt erscheinen, z. B. der Aorist 1 und 2, und daß die meisten Zeiten von sich selbst eigene Infinitiva, Imperativa, Partizipien ꝛc. bilden, und dann hat diese Sprache auch noch das Augment bei dem Zeitworte (Augmentum syllabicum). — Der Aorist, Aoristos, Chronos aoristos, χρόνος ἀόριστος, die unbestimmte Zeit, wird in der Griechischen Conjugation von zwei besondern Zeiten gebraucht, deren Bedeutung in Ansehung der Zeit unbestimmt ist. Um beide von einander selbst zu unterscheiden, benennt man sie nach ihrer activen Endigung oder nach der Ordnung, die sie in der Conjugation erhalten haben: Aoristos auf α, oder erster Aorist, und Aoristos auf ον, oder zweiter Aorist. Die Griechen brauchen beide nicht allein von der vergangenen Zeit, sondern auch von der gegenwärtigen und zukünftigen. Den letzten Fall findet man besonders bei Handlungen und Ereignissen, die selbst eine gegen-

wärtige und zukünftige Zeit in sich schließen, oder eine Fortdauer des Gegenwärtigen sind; so wenig die gegenwärtige und vergangene Zeit am häufigsten durch den Aorist auf α bei Handlungen angezeigt wird, die nicht bloß eine einzelne Handlung, sondern Wiederholung, Gewohnheit, Fertigkeit ꝛc. in sich begreifen; z. B. κάλλος ἢ χρόνος ἀνάλωσεν ἢ νόσος ἐμάρανε, schöne Wangen zerstört die Zeit, oder Krankheit macht sie welken. Hier steht der erste Aorist ἀνάλωσεν, und der zweite, ἐμάρανε, und beide so, daß sie vergangene und zukünftige Ereignisse zugleich ausdrücken, ob sie gleich im Deutschen durch das Präsens übersetzt werden ꝛc. Ein Schriftsteller macht hierbei die Bemerkung, daß wenn man mit diesen Zeiten das Perfectum und Futurum der Hebräer, Araber, Syrer und Chaldäer, und das Perfectum und Contingens der Aethiopier vergleiche, so werde man viel Uebereinstimmendes in ihrer Bedeutung mit dem Aorist der Griechen finden. So gebrauche man z. B. das Perfectum der Orientaler, sowohl von der zukünftigen, als auch von der vergangenen Zeit; auch das Futurum habe oft die Bedeutung einer vergangenen Handlung, besonders correspondire es oft, wie der Aorist in ον, den Deutschen Imperfect; und auf dieselbe Weise brauche auch der Aethiopier sein Contingens. Auch in andern Sprachen finden sich Aehnlichkeiten in dem Gebrauche der Zeiten mit dem Aorist der Griechen ꝛc. — Das dritte Futur oder Paullopostfuturum des Passivs, ist sowohl seiner Form, als seiner Bedeutung nach, aus dem Perfect und dem Futur zusammengesetzt; es versetzt das völlig Vergangene oder Vollendete in die Zukunft. — Das Augment ist die Hinzusetzung eines oder mehrerer Buchstaben an den Anfang der Zeitwörter, wodurch man die Zeiten derselben bestimmt. Es gehört eigenthümlich der Griechischen Sprache an, und wird zu den Perfektis, Aoristis und

dem Paullopostfuturum hinzugesetzt. Es wird in das syllabicum und temporale getheilt. Jenes besteht darin, daß ein Zeiwort, welches mit einem Mitlaute anfängt, vorne mit einer oder zwei Sylben vermehrt wird; z. B. τυπτω, ετυπτον, τετυφα, ετετυφειν; dieses ist, wenn der Selbstlaut, womit das Zeitwort anfängt, in einer langen verändert wird. Hier wächst das Zeitwort nicht um eine Sylbe, sondern nur an der prosodischen Quantität; da nun diese in der Griechischen Sprache χρονος, tempus, heißt, so ist die Benennung temporale davon hergekommen; z. B. εχω, ειχον, εχομαι, ηχομην etc. Die Griechische Sprache hat nun auch noch neben dem Conjunktiv den Optativ, als einen besondern Modus, der aber, nach Buttmann, in der Conjugationsform mit den historischen Zeiten übereiu kommt, so wie der Conjunctiv mit den Hauptzeiten, woraus sich also ergiebt, daß dieser Modus, nämlich der Optativ, ungefähr dasselbe ist, was im Lateinischen und Deutschen der Conjunctiv des Imperfectums und Plusquamperfectums ist, weil dieser wieder den Griechen fehlt ꝛc. — Ein Mehreres über diese den Griechischen Zeitwörtern zugetheilten Zusätze, sehe man in der Griechischen Grammatik nach. — Das Tempus hat zwei Zahlen (Numeri), wie bei dem Nennworte, den Singular oder die Einheit, und den Plural oder die Mehrheit. Jeder Numerus hat drei Personen, ich, du, er, wir, ihr, sie. In der Einheit für das weibliche Geschlecht ist — sie, für das sächliche — es. Das Genus oder Geschlecht ist männlich, weiblich, sächlich.

Was nun die Conjugation oder Biegung der Zeitwörter selbst anbetrifft, so geschieht solche in einer jeden Sprache verschieden, in einigen geschieht sie bloß durch die Hinzusetzung einiger Buchstaben oder Sylben zu Anfange und Ende des Wortes; bei an-

dern noch außerdem durch den Gebrauch einiger sogenannten Hülfszeitwörter. Von der ersten Art sind die Morgenländischen, von der andern die Abendländischen Sprachen. In einigen Sprachen werden alle diese Veränderungen durch einerlei Endigungen angezeigt, in andern durch verschiedene. Daher sagt man von einigen Sprachen, daß sie nur eine einzige Conjugation haben, von andern, daß sie mehrere davon haben, so viel nämlich solcher Endigungen nach einer gewissen Form gemacht werden. Von der ersten Gattung sind die Morgenländischen, von der andern alle Abendländischen Sprachen. Da die Morgenländer alle ihre regelmäßigen Zeitwörter nur nach einerlei Form abändern, so kann man sagen, daß sie nur eine Conjugation haben; allein sie bestimmen theils die Bedeutung eines jeden Zeitwortes nach verschiedenen Verhältnissen, theils drücken sie zugleich einige Nebenbegriffe durch einige charakterische Buchstaben oder andere Zeichen aus, und hiernach kann man sagen, daß sie gleichfalls mehrere Conjugationen haben. Einige Sprachlehrer wollen aber dieses in dem Umfange, wie es bei den Abendländischen Sprachen gebräuchlich ist, nicht gelten lassen, und schlagen daher vor, diese Abweichungen Klassen einer Conjugation zu nennen. So z. B. können die Hebräer, durch Hinzusetzung einiger Buchstaben oder Veränderung der Vokale, die Bedeutungen eines Wortes auf siebenfache Art verändern, woraus ihre sieben sogenannte Conjugationen: Kal, Niphal, Piel, Püal, Hiphil, Hophal und Hithphael, bestehen. Die Conjugation Kal enthält die Grundbedeutung des Zeitwortes und zeigt eine Handlung ohne weitere Nebenbegriffe an. Niphal ist das Passivum von der vorigen Conjugation. Piel verstärkt entweder die Grundbedeutung des Wortes oder sie macht aus einem nicht zielenden Zeitworte ein zielendes, oder aus einem zielenden ein

anderes zielendes, das ist, sie hat die Bedeutung zu machen, daß dasjenige geschehe, was in der ersten Conjugation angezeigt worden ist. Z. B. in Kal hieße das Hebräische Wort gehen, so würde es in Piel, stark gehen, auf und nieder gehen heißen; Püal ist das Passivum davon. Hiphil zeigt so viel als machen an, daß Einer so handle, wie es die Bedeutung des Zeitworts in Kal erfordert, oder dasjenige leide, was dieses mit sich bringe. Hophal ist das Passivum davon, und Hithphael ist mehr eine Art des zurückwirkenden Zeitwortes, wo also die Handlung auf das Subject selbst wieder zurückgeht. Oft vermehrt es nur bloß die Bedeutung. Mit der Hebräischen Sprache kommt die Syrische und Chaldäische größtentheils überein. Die Arabische hat dreizehn Conjugationen, deren jede, ausgenommen die neunte und eilfte, ihr Passivum hat. Die erste Conjugation, die mit dem Kal der Hebräer überein kommt, ist der Grund der übrigen; die zweite und die vierte ist das Piel und Hiphil der Hebräer, die dritte wird von solchen Handlungen gebraucht, die zwei Personen mit einander vornehmen, z. B. sie haben mit einander gefochten; die fünfte setzt vor die zweite ein Tau, th, und ist mit dem Hithphael der Hebräer einerlei; die sechste setzt dasselbe th vor die dritte, und zeigt gleichfalls die gemeinschaftliche Verrichtung der Handlung an; die siebente setzt vor die erste Sylbe an; die achte setzt zwischen den ersten und zweiten Stammbuchstaben ein th, und zu Anfange ein a; die neunte, welche bloß von Farben gebraucht wird, setzt einen Doppelpunkt oder Dagesch in den dritten Stammbuchstaben; die zehnte setzt die Sylbe tscha voran, und bedeutet einen Wunsch, ein Bitten oder Bemühen. Die eilfte setzt vor die dritte ein a, und wird nun die neunte, und bloß von der Erhöhung und Verstärkung der Farben gebraucht; die zwölfte und drei-

zehnte kommen selten vor. Außer diesen Nebenbegriffen haben die Conjugationen der Araber und Hebräer oft noch verschiedene Bedeutungen, die sowohl hiervon, als von den Stammbedeutungen gänzlich abgehen. Manche Bedeutungen sind von gewissen Partikeln, die den natürlichen Schall einer Sache ausdrücken, einige Bedeutungen sind aus andern Zeitwörtern, die eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben, hergekommen; einige sind von den derivatis wieder zurück auf das Stammwort gekommen ꝛc. Je tiefer man in die frühere Geschichte der Sprache zurückgeht, desto einfacher sind auch die Conjugationen. So haben z. B. die Hebräer und Araber nur zwei Zeiten, die Vergangenheit und die Zukunft (Perfectum und Futurum). Es scheint daher, daß man der Gegenwart, dem Präsens, als durchaus unentbehrlich bei jeder Handlung, auch darum keinen Platz in der Conjugation der Zeitwörter in den ältesten uns bekannten Morgenländischen Sprachen angewiesen hat; man achtete damals nicht auf das, was man that, sondern bloß auf dasjenige, was man gethan hatte und noch thun wollte. Dieses waren die Handlungen, welche die Menschen in den frühesten Zeiten beschäftigten, und da die alten Völker, besonders im Morgenlande, mehr handelten, als dachten, so mußte natürlich auch ihre Sprachkunst nur mit derjenigen Form des Zeitwortes bereichert werden, welche sie in ihren Beschäftigungen hauptsächlich als Handlung betrachteten, nämlich, was sie gethan oder abgemacht hatten, und was sie noch thun wolltrn; dieses nur beschäftigte sie ganz; denn wenn sie z. B. Waaren ein- und verkauften, so rechneten sie die Zeit des Ein- und Verkaufes nicht, das heißt, wo sie im Handel begriffen waren, sondern bloß diejenige nach Abmachung desselben; eben so geschah es bei andern Gewerben ꝛc.; nur erst dann erweiterten sich die Abänderungen einer Sprache, in Ansehung

der genauen Bestimmung ihrer Verhältnisse, wenn sie zu wissenschaftlichen, besonders philosophischen, Forschungen angewendet wurde. Nur erst als Wissenschaften und Künste aufblüheten, erhielten auch die Sprachen derjenigen Nationen, die sie betrieben, eine wissenschaftlich-künstliche Form. — Dieser Periode gehören auch die sogenannten historischen Zeiten (Tempora) in der Sprachlehre, wie das Imperfectum, Plusquamperfectum ꝛc. ꝛc. an, wogegen das Präsens, Perfectum und Futurum, Haupttempora genannt werden. Unter den Sprachen, deren Zeitwörter in verschiedene Conjugationen eingetheilt werden, steht die Griechische oben an. Diese theilt ihre Zeitwörter, in Beziehung auf die Conjugation, in drei verschiedene Formen, in sogenannte Verba barytona, circumflexa oder contracta, perispomena, und verba in μι. Alle drei Formen haben einige Veränderungen mit einander gemein, eine jede hat aber auch etwas Charakteristisches für sich eigen. Barytona werden diejenigen Zeitwörter genannt, die in der letzten Sylbe entweder den schweren Akzent oder tonum gravem, oder auch, nach Einigen, gar keinen ausgedrückten Akzent haben, das heißt, wo es in seiner natürlichen Gestalt erscheint, die letzte Sylbe gar nicht betont ist, als λέγω, τύπτω. Von dieser Abtheilung oder Klasse bilden die alten Sprachlehrer sechs besondere Conjugationen, die durch den Buchstaben, der vor der Endigung des Präsens ω hergeht, bezeichnet werden. Die erste hat im Präsens die Buchstaben: β, π, φ, πτ, und hat zu charakteristischen Buchstaben im Futur ψ, und im Perfectum φ, als: λειβω, λειψω, λελειφα, γραφω, γραψω, γεγραφα; die zweite hat im Präsens γ, κ, χ, κτ, im Futurum ξ, im Perfectum χ, als: λεγω, λεξω, λελεχα; die dritte hat im Präsens δ, θ, τ, im Futur σ, im Perfectum κ, als: πληθω, πλησω, πεπληκα; die vierte

hat im Präsens ζ, σσ, ττ, im Futur ξ, oder σ, und im Perfectum χ oder κ, ταττω, ταξω, τεταχκα, φραζω, φρασω, πεφρακα; die fünfte λ, μ, ν, ρ, hat im Futur ω̃, im Perfectum κ, als: κρίνω, κρινῶ κεκρικα, und die sechste hat im Präsens einen Vokal oder Diphthong vor dem ω, im Futur σ, im Perfectum κ, als: ψαύω, ψαύσω, ἔψαυκα, σεισω, σεισω, σεσεικα. Es giebt nun noch einige Zeitwörter, die unter keine von diesen Klassen gebracht werden können; es sind aber nur so wenige, auch gehen sie nicht in allen Zeiten nach der gewöhnlichen Regel, daß man es nicht für nöthig gefunden hat, eine besondere Klasse daraus zu machen. Die zweite Klasse machen die Verba circumflexa oder contracta aus; man erkennt sie daran, daß sie den vor dem ω im Präsens vorhergehenden Vokal mit demselben zusammenziehen, und solches mit einem Zirkumflex bezeichnen, als: ποιέω, ποιῶ, ὁραω, ὁρῶ. Hierunter gehören drei Gattungen, die sich ohne Contraction in αω, εω und οω endigen. Sie entstehen aus den Barytonen der sechsten Klasse, werden auch eben so behandelt, nur daß im Präsens und im Imperfectum die letzten Vokale oder Diphthonge zusammengezogen werden. — Die dritte Klasse machen die Zeitwörter in μι aus, nämlich diejenigen, die sich im Präsens statt auf ω in μι endigen. Sie stammen von den Zeitwörtern, die sich auf αω, εω, οω und νω endigen, her, so daß das ω in μι verwandelt wird; der vor dem ω hergehende kurze Vokal in einen langen, und wenn das Zeitwort mit einem einzelnen Consonanten anfängt, solcher mit einem ι, wenn es aber mit einem doppelten anfängt, nur ein ι vorgesetzt wird; z. B. aus θεω wird τιθημι, aus δοω, διδωμι, aus σαω, ἱστημι, aus κλυω, κικλυμι. Diese Wörter haben nur im Präsens, im Imperfectum und im zweiten Aorist ihre besondere Abänderung, im Uebrigen gehen sie aber nach der ordentlichen Form. Die Griechen haben nun noch, außer dem

Aetiv und Passiv, das Medium, welches ein eigenes Genus verbi ausmacht. Nach Buttmann soll man das Medium der Bedeutung von dem Medio der Form nach wohl unterscheiden, da der Sprachgebrauch die Bedeutung des Passivs und des Medii, selbst in den Zeiten, wo eine doppelte Form existirt, nicht so regelmäßig unter dieselben vertheilt hat, daß man bei der Benennung Medium stets Form und Bedeutung zugleich vor Augen haben könnte. Ueber den Werth, die eigentliche Bedeutung und die Abwandlung des Mediums sehe man die Griechische Sprachlehre nach. Was noch einige Neuerungen in den Conjugationen der Griechischen Sprache anbetrifft, besonders über die Anomalie in den Verben ꝛc., so findet man darüber das Nöthige in Buttmanns Griechischer Grammatik. — Die Conjugationen der Lateinischen Sprache werden zunächst durch den Infinitiv bestimmt. Man hat deren vier, welche sich endigen: die erste auf are, als: amare; die zweite auf ere mit langem e, als: monere, docere; die dritte auf ere, mit kurzem e, legere, colere; die vierte auf ire, mit langem i, als: audire. Dann sind hierbei auch die Perfecta und Supina zu berücksichtigen, welche in jeder Conjugation gewisse Endigungen haben, welche jedoch nicht als Unterscheidungsmerkmale gelten, weil sie in Ansehung ihrer Endung minder vielfach von der gemeinen Regel abweichen. Die gemeinschaftlichen Endungen sind jedoch im Perfectum und Supinum: in der ersten Conjugation avi, atum, als: amavi, amatum; in der zweiten ui, itum, als: monui, monitum, hier wird jedoch beim Supinum das i zuweilen herausgeworfen, als: doctum, statt docitum; in der dritten i, um, als: legi, lectum; in der vierten ivi, itum, audivi, auditum. Man lernt die Abweichungen am besten durch

den Gebrauch und durch Wörterbücher. Die Grundlage des ganzen Zeitwortes in der Conjugation ist das Präsens, Perfectum, Supinum und der Infinitiv, weil daraus die übrigen Tempora gebildet werden, und um zu zeigen, daß man ein Verbum conjugiren kann, sagt man bei der Analyse etnes Zeitwortes diese vier Theile her, als: amo, avi, atum, are. — Die Verba passiva, oder die Passiva der vorher genannten vier Conjugationen, haben im Präsens or und der Infinitivus endigt sich in ari, eri, oli (coli), iri. Das Perfectum bilden sie mit dem Hülfsworte sum, welches im Perfectum fui, und im Infinitiv esse hat; z. B. amatus sum, es, est, in der Einheit, und in der Mehrheit amati sumus, estis, sunt. Die Verba Deponentia oder ablegende Zeitwörter, welche Benennung daher rührt, daß sie die Bedeutung des Passivs und mit derselben zugleich ihre thätige Gestalt abgelegt haben, werden wie die Passiva durch alle vier Conjugationen behandelt; nur geht ihre ehemals active Form daraus hervor, daß sie noch das Futurum infinitivi, die Gerundia und Supina, nebst den Partizipien in us und urus beibehalten haben. Ein Mehreres hierüber, so wie über die umschreibende Beugung (Conjugatio periphrastica), wenn nämlich das Zeitwort sum mit den Partizipien in us zusammengesetzt wird; dann über die Conjugationen der unregelmäßigen oder abweichenden Zeitwörter (Verba anomalia, irregularia), der mangelhaften Zeitwörter (Verba defectiva), der unpersönlichen Zeitwörter (Verba impersonalia) sehe man in der Grammatik nach. — Unter den übrigen Europäischen Sprachen hat die Deutsche und so auch die Englische nur eine regelmäßige Conjugation; die Französische und Italienische vier, und die Spanische drei ꝛc., die durch die

Endigung des Infinitivs von einander unterschieden werden. Jede bildet ihre Abänderung auf eine ihr eigene Weise. Die Deutsche regelmäßige Conjugation erkennt man an dem Imperfectum und Perfectum, wo sich jenes ohne Veränderung der Vokale auf te, und dieses nebst dem Hülfsworte auf et endiget, z. B.: ich liebe, ich liebte, ich habe geliebt; um das e, als einen hohlen, oft schleppenden Vokal nicht so oft tönen zu lassen, so zieht man die Endsylben des Wohlklanges wegen oft zusammen, besonders in der Umgangs- oder Gesellschaftssprache, nicht so in der feierlichen Rede; indessen muß dieses Zusammenziehen auch keine Härte geben. Im Conjunctiv ist daher das Zusammenziehen, der Deutlichkeit wegen, lieber zu vermeiden. Die Zeitwörter auf eln und ern, werfen, wenn es seyn kann, lieber das letzte e weg, als das erste: ich sammele, du sammelst, nicht sammelest, er sammelt, ich sammelte, gesammelt; dauern, dauere, du dauerst, er dauert, dauere, gedauert ꝛc. Die Deutsche Sprache hat nun noch eine große Anzahl unregelmäßiger Zeitwörter, deren Beugung nicht auf einerlei Art geschieht. Aller Vermuthung nach waren die Zeitwörter im Anfange der Sprache wohl alle unregelmäßig, nur erst in der Fortbildung derselben suchte man die Zeitwörter nach und nach nach gewissen allgemeinen übereinstimmenden Regeln zu beugen, welches man auch in der Hochdeutschen Mundart gewahrt, worin die unregelmäßigen Zeitwörter immer mehr und mehr verschwinden, indem man sie regelmäßig zu beugen sucht, wie z. B. die Zeitwörter fragen, fürchten, jagen, klagen, spalten, speisen, werben, klimmen, backen, braten, dingen ꝛc. ꝛc. Man hat auch die nnregelmäßigen Zeitwörter in gewisse Regeln und Ordnungen zu bringen gesucht, hier nur einige derselben. Die erste

Regel ist diese: das Imperfectum endiget sich niemals auf ein e, wie bei den regelmäßigen, eben so der Imperativ oder die befehlende Art, sie schließen sich immer einsylbig, mit einem Consonanten, z. B. ich sehe, ich sah, ich komme, ich kam ꝛc. Die zweite Regel: Verwandeln die unregelmäßigen Zeitwörter in der zweiten und dritten Person des Präsens meistentheils den Vokal der ersten Person, entweder in einen Diphthongen oder andern Vokal, z. B. ich breche, du brichst, er bricht. Nach diesen Regeln werden nun die Biegungen selbst bestimmt. Die ersten sind diejenigen, welche im Imperfectum ein a, und im Imperativ ein i haben, z. B. ich befehle, ich befahl, befiehl; ich gebe, ich gab, gieb; die zweite nimmt im Imperfectum ein ie an, und behält im Imperativ den Vokal des Wortes, wie er im Präsens war, z. B. ich blase, ich blies, blas; ich bleibe, ich blieb, bleib; die dritte hat im Imperfectum ein gewöhnliches i, mit einem doppelten Consonanten, z. B. ich beiße, ich biß, beis; die vierte hat im Imperfectum ein o, z. B. ich gebiete, ich gebot, gebeut; die fünfte hat im Imperfectum ein u, z. B. ich grabe, ich grub. Andere begnügen sich nicht mit diesen fünf Conjugationen, sondern sie vermehren ihre Anzahl auf acht bis neun. Wenn man aber, sagt ein Schriftsteller, alle Unrichtigkeiten in einer jeden Sprache, in gewisse Klassen bringen wollte, so würde man die Conjugationen in einer jeden derselben sehr vermehren können; denn es giebt wohl keine Sprache, wo nicht in einzelnen Zeiten und Arten, ja sogar in den Personen, Abweichungen von der Regel vorkommen; daher hat man auch in allen Sprachen regelmäßige und unregelmäßige Conjugationen. Die Passiva aller thätigen Zeitwörter werden mit dem Hülfszeitworte werden conjugirt, z. B. ich werde geliebt, gelobt, geschätzt ꝛc. — Bei der Beu-

gung oder Conjugation der Englischen Zeitwörter ist nur wenig zu bemerken; denn diese Sprache, obgleich sie mannigfaltige Veränderungen erlitten hat, da mehrere Nationen auf die alte Brittische Sprache, als die Angelsachsen, Dänen, Norweger, Franzosen eingewirkt haben, hat sich, was ihre grammatikalische Bildung anbetrifft, am wenigsten von ihrem ursprünglichen Charakter entfernt; daher ist auch ihre Conjugation höchst einfach. An dem Zeitworte selbst wird wenig geändert, nur das Imperfectum wird bloß durch ed, und wenn schon ein e am Ende steht, durch Vorsetzung eines d gebildet, z. B., Präsens, I lóve, ich liebe, Imperfectum, I lóved, ich liebte, und dasselbe findet im Partizipium der vergangenen Zeit statt, wovon alle verflossene Zeiten und das Passivum gebildet werden, z. B. loved, geliebt. Die andern Zeiten bilden die Engländer, wie die Deutschen, durch die Hülfszeitwörter: háve, haben, shall, sollen, will, wollen, lét, lassen, máy, mögen, can, können, ꝛc. Noch ist zu bemerken, daß beim Conjugiren das Präsens und das Imperfectum noch folgende Abänderung erleiden: nämlich es erhält Ersteres so wie Letzteres in der zweiten Person der Einheit ein st, z. B. thou lovedt, du liebest, thou lovedst, du liebtest, und in der dritten Person der Einheit im Präsens ein s, he loves, oder ein th, he loveth. Die unregelmäßigen Zeitwörter in der Englischen Sprache werden alle von der alten Angelsächsischen Sprache hergeleitet; sie sind alle einsylbig oder doch von einsylbigen abgeleiteten Wörtern, sind meistens auch im Deutschen unregelmäßig, und werden fast immer denselben ähnlich gebildet. Man hat in der Englischen, wie in der Deutschen Sprache, eine große Anzahl unregelmäßiger Zeitwörter, die aber leicht zu erkennen sind, indem sie nie in einer Person abweichen, do und go etwa ausgenommen, welche in der dritten

Person der Einheit does und goes haben, sondern die ganze Unregelmäßigkeit besteht in der Bildung der zwei Zeiten, des Imperfectums und Partizipiums, und diese beiden kommen bei den meisten derselben, wie bei den regelmäßigen Zeitwörtern, überein. Mehreres über die Conjugationen, s. die Englische Grammatik. — Die Franzosen haben in ihrer Sprache vier regelmäßige Conjugationen, welche sich endigen: die erste auf er, wie aimer; die zweite auf ir, wie finir; die dritte auf oir, wie devoir und die vierte auf re, wie rendre. Diese vier Beugungen haben nun noch verschiedene Unterabtheilungen, so daß sie damit eilf regelmäßige Conjugationen bilden. Man erkennt die vier Conjugationen auch noch an dem Präsens, dem 2ten Imperfectum oder Defini, und den beiden Partizipien (présent und passé). Die erste Conjugation bildet ihre Stammzeiten nur auf eine einzige Art, z. B. aimer, Präsens: j'aime; Imperf.: j'aimai; Part. prés.: aimant; Part. passé: aimé. Die zweite bildet sie auf vier Arten. Die erste Art geht wie finir.

Infinitiv.	Präsens.	2tes Imperfect.
1ste Art wie finir	je finis	je finis
2te " " sentir	je sens	je sentis
3te " " ouvrir	j'ouvre	j'ouvris
4te " " tenir	je tiens	je tins

Part. prés.	Part. passé.
finissant	fini
sentant	senti
ouvrant	ouvert
tenant	tenu

Die dritte Conjugation bildet ihre Stammzeiten wie die erste auf eine einzige Art, z. B. devoir. Präs.: je dois; 2te Imperf.: je dus; Part. prés.: dévant; Part. passé: dû. — Die vierte Conjugation bildet sie auf fünf Arten:

Infinitiv.	Präsens.	2ts Imperfect.
1ste Art wie plaire	je plais	je plus
2te " " connoître	je comais	je connus
3te " " conduire	je conduis	je conduisis
4te " " plaindre	je plains	je plaignis
5te " " rendre	je rends	je rendis

Part. prés.	Part. passé.
plaisant	plu
connoissant	connu
conduisant	conduit
plaignant	plaint
rendant	rendu

Hier ist nun noch bei allen eilf Conjugationen (die sieben besondern gehen aus dem Vorhergehenden hervor) zu bemerken, daß, wenn die erste Person auf ein e ausgeht, so wird der zweiten Person ein s hinzugefügt; die dritte ist immer der ersten gleich, die dritte Person im Imparfait subjonctif ausgenommen, z. B. j'aime, tu aimes, il aime, que j'aimasse, que tu aimasses, qu'il aimât. Wenn die erste Person einer Zeit auf s oder se, ausgeht, so hat die zweite auch ein s oder se, und die dritte bekommt dann ein t statt der genannten beiden Buchstaben. Bei vielen Zeitwörtern der ersten Conjugation findet man noch manche Verschiedenheiten in den älteren Sprachlehren, die aber nach neueren Französischen Sprachlehrern, als: de Wailly, de Levizac, Doberten,

Moziu, de la Combe, Perrard und Andern größtentheils beseitiget worden sind. So z. B. hat man sechs Arten von Zeitwörtern der ersten Conjugation, die eine Veränderung erleiden. Die erste Art hat vor der letzten Sylbe ein stummes e, welches in mehreren Zeiten und Personen die Veränderung leidet, daß es einen accent grave bekommt, z. B. je mène, tu mènes, il mène, ils mènent; die erste und zweite Person des Plurals behält das stumme e, eben so ist es im Conjunctiv: que je mène etc. und im Imperativ: mène, qu'il mène, qu'ils menent. Auf diese Weise gehen poser, lever, achever, ramener etc. Die zweite Art unterscheidet sich von der ersten nur darin, daß das e des Infinitivs mit dem accent aigu oder auch mit dem Zirkumflex bezeichnet wird, z. B. céder, cédant, cédé, je cède, je cedai; mêler, mèlant, mêlé, je mêle, je mêlai; so auch empêcher. Die dritte Art betrifft diejenigen Zeitwörter, die auf ler, ter im Infinitiv ausgehen, wie appeller, atteller, niveller, achetter, jetter, regetter, welche Zeitwörter seit der neuen Umwälzung in der Französischen Sprache, seit dem letzten Decennium des verwichenen und dem ersten dieses Jahrhunderts, das zweite l und t verloren haben, man schreibt jetzt nur appeler, niveler, acheter etc.; man schreibt nur noch diejenigen Zeiten und Personen mit zwei ll oder mit zwei tt, welche den Laut des offenen e haben müssen, z. B. j'appelle, que j'appelle; appelle, so auch j'achette, que j'achette, achette, wofür man aber statt des zweiten l und t den accent grave eingeführt hat, z. B. j'appèle, j'achète etc., welcher Gebrauch aber noch nicht allgemein angenommen worden ist. Die vierte Art enthält die Zeitwörter, welche sich auf cer endigen, wo das c vor den Selbstlauten a, o, u, ein Cedille (ç) bekommt, z. B. placer, je place.

nous plaçons, je plaçois, je plaçai etc. Die fünfte Art enthält die Zeitwörter auf ger, welche nach dem g vor den Selbstlauten a, o, u immer ein stummes e annehmen, z. B. je gage, je gageois, je gageai etc. Die sechste Art sind die Zeitwörter, welche sich auf ayer, oyer, uyer im Infinitiv endigen, und das y in i verwandeln, z. B. essayer, j'assaie, que j'essaie, essaie etc. Das Passivum wird mit dem Hülfszeitworte être gemacht; Infinitiv être aimé; Präsens je suis aimé etc. — Ein Mehreres über die Conjugation oder Abwandlung der Zeitwörter, besonders der unregelmäßigen, der Hülfszeitwörter ꝛc. in den kultivirten Sprachen, findet man in den Sprachlehren. —

Was das Mittelwort (Participium) anbetrifft, so kann man dieses als ein Eigenschaftswort (Adjectivum) betrachten, welches die Natur des Zeit- und Nennwortes zugleich hat, und daher auch zwischen diesen beiden Redetheilen in der Mitte steht, woher auch der Deutsche Name Mittelwort entstanden ist; auch der Lateinische Name: Participium, von participare, Theil an etwas nehmen, sagt so ziemlich dasselbe, indem es so viel bedeutet, daß dieses Wort sowohl an der Eigenschaft des Zeitwortes, als auch des Nennwortes Theil nimmt. Einen besonderen Redetheil kann es daher nicht gut ausmachen, weil es in seinem Aeußern mit dem Eigenschaftsworte und dem Nebenworte überein kommt, dabei aber die Bedeutung der Zeit von seinem Zeitworte beibehält und den Fall desselben angiebt. Es ist also, seiner Natur nach, gleichsam ein Zwitter. In der Griechischen und Lateinischen Sprache werden die Partizipien förmlich als Eigenschaftswörter oder Adjectiva dreier Endungen deklinirt. Auch in der Deutschen, Englischen und in andern Sprachen werden sie deklinirt, jedoch betrachtet Adelung das Participium in der Deutschen

Sprache mehr als ein Adverbium. Er sagt nämlich in seiner Sprachlehre: „Daß das Deutsche Partizipium ein wahres Adverbium ist, erhellt nicht nur aus dem Begriffe, indem es eine Beschaffenheit für sich als unselbstständig und ohne Einverleibung bezeichnet, sondern auch aus seiner Stelle in dem Zusammenhange der Rede, weil es allemal dasteht, wo ein jedes andere Adverbium stehen würde, z. B. ich fand ihn schlafend, er verhielt sich leidend ꝛc.“ Indessen kann man sie doch wohl auch in unserer Sprache, der Deutschen, als Eigenschaftswörter betrachten, indem man sie mit dem Concretionslaute nach allen drei Deklinationen der Adjectiven abwandeln und sie auch zu Hauptwörtern gebrauchen kann, z. B. ein Gelehrter, ein Geliebter, eine Verlobte, ein Handelnder ꝛc. Sie leiden auch die Comparation oder Steigerung, z. B. reizend, reizender, reizendest; verhaßt, verhaßter, verhaßtest ꝛc. ꝛc. — Die Deutsche Sprache hat, wie die Englische, eigentlich nur zwei Mittelwörter oder Partizipien, das eine im Activ, welches eine gegenwärtige Zeit anzeigt, als: lobend, liebend, loving; das andere im Passiv, welches eine vergangene Zeit anzeigt, als: gelobt, geliebt, being loved. Die Lateinische hat gleichfalls diese beiden Partizipien, aber außerdem noch zwei andere, eins im Activ und eins im Passiv, welche eine künftige Zeit anzeigen. Ueber die Partizipien, deren Deklination ꝛc., sehe man die Sprachlehren nach. — Aus dem Ganzen des Zeitwortes, besonders aus seinem künstlichen Baue, wird man gewahren, daß es in der Sprachkunst zu den künstlichsterfonnenen Redetheilen gehört, und daher gewiß Bewunderung verdient, indem dabei auch nicht ein Fall, im Handeln und im Zustande der Ruhe, kurz in allen Verhältnissen eines handelnden, leidenden und ruhenden Wesens in der Zeit unberücksichtiget geblieben ist.

Dieser künstliche Bau und diese durchdachte Verhältnißbestimmung des Subjects ꝛc. gehören aber einer höheren Kultur in der Sprache an, als die Philosophie eine Pflegerin derselben ward. Man gewahrt dieses auch in den künstlichen Beziehungen und in der Schärfe, womit die Verhältnisse bestimmt worden sind, die dabei dennoch dem Geiste einen freien Spielraum zu mehrern Feinheiten übrig lassen, die der scharfsinnigste Denker nicht erschöpfen konnte.

Die Nebenwörter (Adverbia) machen die siebente Klasse der Wörter in der Rede oder den siebenten Redetheil aus, und mit ihnen fangen, der Reihe nach, die unbeugsamen oder unveränderlichen Redetheile (inflexibiles) an, die man auch Partikeln nennt. Man gebraucht diese Wörter nicht nur und hauptsächlich zur näheren Bestimmung der Zeitwörter, und gesellt sie ihnen bei, sondern man setzt sie auch zu den Haupt- und Eigenschaftswörtern, auch zu andern Nebenwörtern, um in deren Bedeutung einen gewissen Umstand zu bestimmen, woher sie auch den Namen Umstandswörter erhalten haben. Ein Schriftsteller sagt: Die Adverbien dienen hauptsächlich dazu, Zweideutigkeiten und Schwierigkeiten wegzuräumen, die ohne sie in der Rede unvermeidlich seyn würden. — Indessen sind diese Wörter doch nur eine Frucht der Kultur; denn in den ältesten Morgenländischen Sprachen findet man nur wenige Wörter, die eigentlich zu Adverbien bestimmt sind, obgleich die wenigen eben zu diesem Zwecke angewendet werden, wie die große Zahl derselben in den neuern Sprachen. Die Morgenländer brauchen hauptsächlich ihre Nenn- und Zeitwörter um das Nebenwort anzuzeigen, woraus man deutlich die erste Idee des Adverbiums und seine Grundbedeutung, den Gegenstand der Rede näher zu bezeichnen, gewahrt, welches sowohl durch ein Zeitwort, als auch durch ein Nennwort häufig ge-

schehen kann; z. B. für: er stand eilends auf, kann man sagen mit dem Morgenländer: er stand auf und eilte, oder auch: er stand auf in, mit Eile. Dergleichen Arten sich ohne bestimmtes Hinzuthun eines Adverbiums auszudrücken, findet man auch zuweilen in den neuern Sprachen; statt: er ist neidisch, argwöhnisch gegen Jedermann, kann man auch sagen: er beneidet Jedermann oder: er hat gegen Jedermann einen Neid, einen Argwohn ꝛc. Besonders drückt man die Nebenwörter, die eine Vergrößerung anzeigen, mit einem zum Zeitworte gesetzten Nennworte aus, welches oft einerlei Ursprung oder Bedeutung mit ihm hat; z. B. er war sehr zornig, drückt der Hebräer so aus: er entbrannte mit großem Zorne, oder: er zürnte mit heftigem Zorne; auch setzt man in diesem Falle zwei Nebenwörter zusammen: sehr heftig. In andern Sprachen finden sich nicht nur ähnliche Redensarten, sondern auch eine Uebereinstimmung darin, daß sie oft in die Bedeutung des Zeitwortes Ideen gebracht haben, welche eigentliche Adverbien sind, und bei dem Hebräer auch durch Zeitwörter gegeben werden. So z. B. schließen die Desiderativa, Frequentativa, Inschoativa immer ein Adverbium in sich. Zuweilen setzt auch der Morgenländer zwei Zeitwörter zusammen. Das Eine steht dann entweder im Infinitiv, oder beide Verba sind Finita, besonders, wenn durch das Adverbium eine Fortdauer der Handlung angezeigt werden soll; z. B. ich will nicht mehr fortfahren dich zu schützen, statt: ich will dich ferner nicht mehr schützen. Oder daß beide Verba finita stehen. Er setzte hinzu und schickte einen Herold, das ist, er schickte wieder. Ihre Werke sind lasterhaft, abscheulich, sagt der Dichter, das ist, ihre Werke haben sie abscheulich gemacht, oder sie sind

verabscheuungswürdig. Als nahe war sein Kommen, für: als er nahe kam. Ihr thut wohl zu sehen, das ist, ihr sehet recht. Es kommen aber oft ähnliche Redensarten vor, wo das Adverbium, oder ein zum Adverbium gewordenes Nomen steht. Manchmal wird das Zeitwort in verschiedener Form doppelt gesetzt, und durch die eine das Nebenwort angezeigt: Gewiß wirst du sterben, wenn ꝛc., drückt es aus, das Sterben sollst du sterben. Oft steht das Nennwort doppelt und bedeutet in dem einen Falle ein Nebenwort. Das ist das Rothe, Rothe! das heißt: was ist das Rothe da. Es giebt auch Fälle, wo das Nennwort eine Präposition hat; z. B. Er kam in der Nacht und im Dunkeln, wovon man auch in andern Sprachen, besonders in Dichtern, Beispiele findet. Bei Zeitwörtern, die einen Zweck ꝛc. anzeigen, steht oft ein Nennwort mit beigesetzter Präposition als Nebenwort. Er thuts zur Nichtigkeit, das ist, vergeblich. Ihr bemüht euch nach Abscheulichkeit, das ist, abscheulich zu seyn. In der Griechischen Sprache findet man dafür oft das Neutrum vor dem Adjectiv, auch den Dativ vor Nennwörtern; z. B. Er redet böse Dinge, das ist, übel. Er sprach in der Versammlung, daß ist, öffentlich. Dasselbe thut auch der Römer: in publico für publice. Für: ich sterbe bald, sagt der Morgenländer: ich gehe stark zum Tode oder zum Sterben; der Grieche eben so: ἐγωπορεύομαι τελευτᾶν. Durch die negativen Adverbien, die der Morgenländer dem Futurum oder zweiten Aorist vorsetzt, bildet er auch seinen untersagenden Imperativ: thue dies nicht! Der Araber braucht zum Ausdrucke der Nebenwörter des Orts und der Beschaffenheit seinen Accusativ. — Da die Nebenwörter bei den Zeitwörtern, außer einem damit verbundenen Umstande, auch die Beschaffenheit einer Handlung anzeigen, so nennt man sie auch Beschaffenheits-

wörter. — Was die Entstehung und Bildung der Adverbien anbetrifft, so gewahrt man schon aus dem oben Angeführten, daß sie in die Sprachkunst in dem Grade der Ausdehnung, wie man sie jetzt antrifft, erst später eingeführt, und, außer den wenigen primitiven oder Stammwörtern, von Haupt- und Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern, Präpositionen oder Vorwörtern gebildet worden sind, wie man solches in den Sprachlehren aller cultivirten Nationen findet. Man hat einfache und zusammengesetzte Nebenwörter (simplicia und composita); die Letztern, z. B. nudius, von nunc dies, ilicet, von ire licet, videlicet, von videre licet etc. im Lateinischen; im Deutschen: anstatt, von an und statt, baumstark, grundfalsch, grasgrün, sinnreich, hinfällig, abgünstig ꝛc.; im Französischen: aujourd'hui, avant-hier, dedans, dehors, dorenavant etc. Man steigert oder comparirt auch viele der Nebenwörter, besonders diejenigen, welche von Adjectiven abgeleitet worden sind. Sie bilden im Lateinischen den Comparativ auf us, und den Superlativ auf e, als docte, doctius, doctissime; tute, tutius, tutissime etc. Auch diejenigen Nebenwörter, welche von keinen Eigenschaftswörtern herkommen, machen die Steigerung auf dieselbe Art, z. B. saepe, saepius, saepissime; diu, diutius, diutissime etc.; im Deutschen findet mit den Adverbien dieselbe Steigerung Statt, nur können nicht alle gesteigert werden, wie es auch im Lateinischen der Fall ist. So z. B. können im Deutschen die meisten Umstandswörter nicht gesteigert werden, als wohl, gern ꝛc. (bloß: oft, nahe, frühe, spät, ehe, nehmen die Comparation an); dann die Zahlwörter, einige bestimmte ausgenommen; die Beschaffenheitswörter, welche eine Materie bedeuten; jedoch kommen zuweilen die Grade bei ihnen im figürlichen Verstande vor, als: die eisernste Brust, das

ehernste Herz; allein man wird finden, daß diese Steigerungen sehr gezwungen sind und lieber auf eine andere Art durch Umschreibung gegeben werden müssen. Endlich nehmen alle diejenigen Adverbien, die schon durch sich selbst so bestimmt sind, daß sie einen höheren Grad ausschließen, die Comparation nicht an, als: blutfremd, baumstark, steinhart, schriftlich ꝛc.; und wenn man einige gesteigert findet, so ist es im Superlativ, z. B. der blutfremdeste Mensch, das steinharteste Herz, das vielgültigste Versprechen ꝛc. Bei den übrigen Nebenwörtern, welche die Steigerung leiden, wird sie im Comparativ durch er, und im Superlativ durch st oder est gemacht, z. B. theuer, theurer, theuerst; rauh, rauher, rauhest; rund, runder, rundest; matt, matter, matteſt; jung, jünger, jüngst; arm, ärmer, ärmst ꝛc. Die von der Comparation abweichenden Nebenwörter, als: hoch, höher, der höchste; viel, mehr, am meisten; gut, besser, am besten ꝛc., findet man in den Sprachlehren. Um die Grade im Steigern auch nach dem Verhältnisse zu vermindern, bedient man sich statt des Comparativs des weniger, und in der edlern Schreibart des minder, z. B. weniger oder minder mächtig, groß, schön, gelehrt ꝛc. Auf eben diese Art lassen sich der Comparativ und Superlativ durch mehr und am meisten umschreiben, z. B. sei immer mehr eingedenk, mehr traurig, als lustig. Man kann die gesteigerten Adverbien auch als Adjectiva gebrauchen. Wie es mit den Deutschen Adverbien ist, so ist es auch mit den Englischen. Man kan in dieser Sprache aus jedem Eigenschaftsworte ein Nebenwort machen, indem man Ersterem die Sylbe ly zusetzt, als: certain, certainly; und in der Steigerung dem Comparativ er, und dem Superlativ est giebt; z. B. often, oftener, oftenest;

soon, sooner, soonest etc. — In der Französischen Sprache geschieht dasselbe mit der Bildung der Nebenwörter von Eigenschaftswörtern, indem man zur weiblichen Form derselben, z. B. petite, grande, und dann zu denjenigen Adjectiven, welche sich auf i endigen, wie poli, ment hinzusetzt, als: petitement, grandement, poliment etc.; und zu denjenigen, die sich auf ent oder ant endigen, mment, als; obligeant, obligeamment, constant, constamment etc. Eben so kommen auch die Steigerungen oder Comparationen vor, z. B. joliment, plus joliment, le plus joliment; sagement, plus sagement, le plus sagement etc., und eben so geschieht es auch in andern neuern Sprachen. — Die Eintheilung der Nebenwörter in den neuern Sprachen in Hinsicht ihrer Eigenschaft und Bestimmung, kommt im Wesentlichen so ziemlich überein. Man kann die Nebenwörter in zwei Hauptklassen bringen, je nachdem sie sich entweder außer dem Gegenstande oder an dem Gegenstande selbst befinden. Im ersten Falle nennt man sie Umstände, und im andern Beschaffenheiten. Man theilt sie daher auch beide in Umstandswörter (Adverbia circumstantiae), und in Beschaffenheitswörter (Adverbia qualitatis). Zu den vornehmsten Umstandswörtern gehören die Nebenwörter der Zeit, des Orts, der Ordnung und der Zahl, des Bejahens und Verneinens, des Zweifelns und Versicherns, der Dauer, des Umfangs, der Art, der Gleichheit und der Vergleichung, des Beweises, des Grades der Stärke etc. — Zu den Beschaffenheitswörtern gehören eine große Anzahl Adverbien oder Nebenwörter, welche die Erstern an der Zahl weit übertreffen, und, nach den Hauptwörtern, den zahlreichsten Redetheil bilden, der, allem Vermuthen nach, den Interjectionen am nächsten steht.

Wenn man gleich in den ältesten Morgenländischen Sprachen, wie auch schon oben angeführt worden, wenige Adverbien antrifft; so sind hier aus denselben schon andere Wörter gebildet, oder solche darein umgeschaffen worden; denn wenn man die Bildung der Sprachen von den Interjectionen herleitet, so können auch wohl zunächst von denselben die Nebenwörter abgeleitet werden, nur gehört ihre Vermehrung in den neuern Abendländischen Sprachen der höhern Ausbildung derselben an. Zu dieser Abtheilung der Nebenwörter gehören z. B. die Adverbien, roth, schwarz, gut, böse, groß, klein, lieb, theuer ꝛc. ꝛc. Was das Uebrige der Nebenwörter anbetrifft, so sehe man solches in den verschiedenen Sprachlehren nach.

Die Vorwörter, Verhältnißwörter, Präpositionen (Praepositiones) machen die achte Klasse von Wörtern in der Rede, oder den achten unbiegsamen Redetheil aus. Diese Wörter sind in der Sprachkunst sehr wichtig geworden, obgleich sie ursprünglich nur bloße Nebenwörter oder Adverbien waren, und es auch noch sind, sobald sie das Verhältniß zwischen zwei Gegenständen nicht bezeichnen oder ausdrücken; z. B. Fritz kommt aus der Stadt, hier zeigt aus das Verhältniß an, und ist also Verhältnißwort; wenn ich aber sage: die Predigt ist aus, so ist hier aus das Nebenwort. Als Verhältniß- oder Vorwörter ist ihre Stellung, wie schon oben angeführt worden, sehr wichtig. Sie ersetzen, nach Adelung, das, was durch die Casus der Deklination oder Beugung nicht ausgedrückt werden kann, und werden daher in einer Sprache, deren Deklination mangelhaft und unvollkommen ist, wie z. B. die Deutsche, häufiger gebraucht, als in einer andern, welche vollständigere Deklinationen hat, wie z. B. die Lateinische. Sie führen den Namen Präpositionen, weil sie dem Gegenstande, mit welchem ein

anderer im Verhältnisse steht, gemeiniglich vorgesetzt werden. Der Casus des mit einem andern im Verhältnisse stehenden Gegenstandes rührt aber nicht von der Präposition, sondern von dem Verhältnisse selbst her, indem Sprachen, welche die Deklinationszeichen vollständig haben, dieses Verhältniß in vielen Fällen durch den bloßen Fall oder Casus ausdrücken, wo die Deutsche und andere Sprachen Präpositionen nöthig haben; daher kann man auch nur uneigentlich sagen, daß sie einen Fall zu sich nehmen oder regieren. Die Vorwörter oder Präpositionen sind daher besonders wichtig in denjenigen Sprachen, die keine vollständige Deklination haben, oder deren Nennwörter nicht abgewandelt werden, wie auch schon oben angeführt worden, weil sie hier die Casus anderer Sprachen ersetzen, dieses ist besonders auch in der Französischen und Englischen Sprache der Fall, welche sie zur Ersetzung der Casus, also zu näherer Bestimmung der Hauptwörter brauchen. — Die Präpositionen sind nun, als solche betrachtet, entweder untrennbar (inseparabiles) oder trennbar (separabiles). Die untrennbaren Vorwörter stehen in einigen Sprachen nie allein, in andern kann man sie wieder trennen, und wenn man sie auch oft von dem Worte nicht trennen kann, mit dem sie zusammengesetzt worden sind, so können sie doch für sich bestehen, und bestehen auch für sich als Verhältniß- oder Vorwörter. Im Lateinischen findet man sechs Vorwörter, welche man nie allein antrifft, sondern immer mit Zeitwörtern, auch mit Haupt- und Eigenschaftswörtern verbunden; es sind: amb, com, con oder co, di oder dis, re, se, ve; z. B. ambio, comedo, confundo, colligo, corruo, disrumpo, differo, revertor, resisto, sepono, vecors, vegrandis etc. In der Deutschen Sprache findet man zwar auch mit andern Wörtern zusammengesetzte Verhältnißwörter; allein

sie können auch für sich bestehen, wie man auch im Lateinischen die trennbaren oft mit andern Wörtern verbunden findet, z. B. umschreiben, umschlagen, umsehen, durchdenken, durchlaufen, durchführen, Durchgang, widerstehen, Widerstand, zuführen, Zufuhr, zureiten, zubereiten, Zubereitung, überlassen, überschwemmen, vorspielen, Vorspiel, Gegensatz, Gegenmittel, mitfahren, mitstimmen, überlassen, Ueberlassung, beispringen, Beilager ꝛc. ꝛc. Man kann die Vorwörter im Deutschen auch in einfache und zusammengesetzte (simplica und composita) theilen. Zu den einfachen gehören: an, auf, aus, mit, durch, von, nach, zu, bei ꝛc.; zu den zusammengesetzten werden gezählt: anstatt, zuwider, außerhalb, innerhalb, diesseits, jenseits, unweit ꝛc. Hierzu kann man nun noch diejenigen rechnen, welche von andern Redetheilen entlehnt worden sind, wie: laut, kraft, während, halber, zwischen, unter, hinter, gegen, neben, nächst ꝛc. — Die Griechen, Deutschen, Engländer und Franzosen haben Präpositionen, welche den Genitiv oder zweiten, den Dativ oder dritten, den Accusativ oder vierten, und auch den Dativ und Accusativ oder dritten und vierten Fall regieren; die Letztern, wenn nämlich das Subject sich im Zustande der Ruhe befindet, oder wenn es sich nach einem Ziele hinbegiebt oder hingebracht wird, oder sie haben auch, wie im Griechischen, den Genitiv und Accusativ, zweiten und vierten, oder den Genitiv, Dativ und Accusativ, den zweiten, dritten und vierten Fall. Auch im Deutschen hat man Präpositionen, welche mit dem Genitiv und Dativ zugleich verbunden werden können. Der Lateiner hat nur Vorwörter für den Accusativ und Ablativ, oder vierten und sechsten Fall, und für beide zugleich, nur

in den vorher schon angeführten Verhältnissen. Präpositionen bei den Griechen, die bloß den Genitiv regieren, sind: ἀντὶ, ἀπὸ, ἐξ (ἐκ), πρὸ; den Dativ: ἐν, σὺν; den Accusativ: ἀνὰ, εἰς, ὡς; den Genitiv und Accusativ: διὰ, κατὰ, ὑπὲρ; den Genitiv, Dativ und Accusativ: ἀμφὶ, ἐπὶ, μετὰ, παρὰ, περὶ, πρὸς, ὑπο etc. Auch die Nebenwörter des Orts und der Zeit regieren den Genitiv oder zweiten Fall, z. B.: ἐγγὺς, nahe, ἐγγὺς τινος, nahe an ꝛc. ꝛc. Man gewahrt hieraus, daß es im Griechischen, wie im Deutschen, Partikeln giebt, welche bald Nebenwörter, bald Präpositionen sind, je nachdem sie in dieses oder jenes Verhältniß zu den Nennwörtern treten. Zum Beispiel ὁμοῦ und ἅμα heißen beide als Adverbia, zusammen, häufig haben sie aber den Dativ bei sich, und heißen dann als Präposition sammt. Im Deutschen werden mit dem Genitiv verbunden: anstatt, statt, halb oder halber und dessen Zusammensetzungen außerhalb, innerhalb ꝛc., kraft, laut, mittelst, vermittelst, ungeachtet, vermöge, während, wegen ꝛc.; mit dem Dativ: aus, außer, bei, entgegen, mit, nach, nächst, nebst, sammt, seit, von, zu, zuwider ꝛc.; mit dem Accusativ: durch, für, gegen (gen), ohne, um und wider; mit dem Genitiv und Dativ, zufolge, längs; mit dem Dativ und Accusativ: an, auf, hinter, in, neben, über, unter, vor und zwischen. Die Französischen und Englischen Vorwörter sind nicht nach den Fällen der Deklination oder den Deklinationsfällen abgetheilt; man muß sie daher aus dem Gebrauche, nach den Verhältnissen und Beziehungen, worin sie zu dem Subjecte oder dem Gegenstande der Sache stehen, die sie regieren, kennen lernen. Die Franzosen bringen ihre Vorwörter in acht Klassen. 1) Um den Ort zu bezeichnen, als: loin, à coté, vis-à-vis, dans, de-

vant, derrière, à travers etc.; 2) die Ordnung zu bezeichnen, als: avant, après, entre, depuis etc.; 3) eine Verbindung zu bezeichnen, als: avec, pendant, suivant, durant etc.; 4) eine Trennung zu bezeichnen, als: sans, point, hors, excepté etc.; 5) einen Gegensatz zu bezeichnen, als: nonobstant, malgré, contre etc.; 6) einen Zweck zu bezeichnen, als: pour, touchant, envers etc.; 7) die Ursache und das Mittel zu bezeichnen, als: par, moyennant, à force, à cause etc.; 8) ein Verhältniß, einen Umstand anzuzeigen, als: de, à etc. Da sich die Präpositionen in der Englischen Sprache nur aus dem Gebrauche näher bestimmen lassen, da sie alle Beziehung auf den regierten Gegenstand, um ihn in dieses oder jenes Verhältniß zu setzen, machen, so lassen sie sich auch am wenigsten klassificiren, und wenn dieses geschehen sollte, so würde die Klassification derselben sehr weitläuftig werden; auch findet man sie in den neuern, selbst in ältern, Sprachlehren nicht klassificirt, noch weniger in Hinsicht des Falls, den sie regieren sollen, bestimmt. Nur durch die Anwendung derselben, wie sie der Syntax lehrt, kann man sie näher kennen lernen. Die vornehmsten sind: above, about, after, against, at, before, behind, between. beyond, by, beside, for, from, in, of, upon, our, over, throùgh, tò, with, within, without etc. Von den Vorwörtern in der Lateinischen Sprache regieren von den trennbaren dreißig den Accusativ, wovon am meisten vorkommen: ad, apud, ante, erga, contra, extra, inter, per, post, trans, supra, ultra etc.; von denen, die den Ablativ regieren, giebt es vierzehn, als: a, ab, abs, absque, clam. coram, cum, de, e, ex, prae, pro, sine, tenus; den Accusativ und Ablativ regieren vier: in, super, sub, subter. Man sehe das

Weitere über die Präpositionen, außer den Sprachlehren, im Syntax, weiter unten.

Die Bindewörter oder Conjunctionen (Conjunctiones) machen den neunten unabwandelbaren Redetheil aus. Diese Wörter bilden denjenigen kleinern Theil der Rede, welcher die Gedanken eines Satzes unter einander verbindet, oder auch die Beziehung derselben auf einander anzeigt. Nach Adelung sind es Umstandswörter, welche das Verhältniß zwischen ganzen Sätzen, oft auch zwischen den Gliedern eines und desselben Satzes bezeichnen, und in so fern sie dieses Verhältniß angeben, sind sie Conjunctionen, wenn nicht, so sind sie nur Umstandswörter. Sie dienen also hauptsächlich dazu, aus den verschiedenen Gliedern eines Redesatzes ein vollständiges Ganze zu bilden. Die Sprachlehrer haben sie in Absicht auf ihre Bedeutung in verschiedene Klassen gebracht, die hier nur kurz angezeigt werden sollen, da ihr Begriff selbst durch ihre Benennung angezeigt wird, oder er geht dadurch hervor. Es sind nun: 1) Verbindende (Copulativae), als: και; et, atque; und, auch, sowohl, als auch; et, aussi, tant, ni; and, but, also, even, likewise, neither etc. — 2) Trennende (Disjunctivae), wenn mögliche Bedingungen einander ausschließen, als: ητοι, η; sed, aut, sive; entweder, oder; ou, soit; or, either etc. — 3) Bedingende (Conditionales), ει, εαν; si, dummodo; wenn wenn nur, wo nicht, sonst; si, sinon; if, provided etc. — 4) Erläuternde (Explanativae), welche zur Erklärung dienen; ηγεν, ητοι; videlicet, nempe; als, nehmlich, wie denn, zumal da; savoir, c'est à dire, comme; for Instance, that is to say, for Example etc. — 5) Entgegenstellende (Adversativae), αλλα, δε; at, ast, autem; aber, doch, jedoch, sondern, al-

lein, hingegen; mais, néanmoins, cependant; but, but yet, but if, else, yet so, yet etc. — 6) Den Grund oder die Ursache angebende (Causales), oder welche das Verhältniß der Ursache gegen die Wirkung bezeichnen, γαρ, οτι; nam, enim; denn, weil, dieweil, darum, daher, mithin, folglich, nun, daß, damit; car, comme, parceque, puisque; that, since, because, thereupon etc. — 7) Beschließende, schließende (Conclusivae), αρ, αρα; ergo, ideo; nun, aber, dieserhalb, derohalben, weshalb; or, donc, par consequence, ainsi; therefore, wherefore, whereupon etc. — 8) Auf Zeit und Ordnung sich beziehende (Ordinativae), προρρω; insuper; überdies, während, indessen, so lange; pendant que, tandis que, du temps que, tantque, aussi longtemps que; besides etc. — 9) Eine Zeitfolge bezeichnende (Consecutivae), επει, εφιδη; postquam; nachdem, indem, ehe, ehe noch, kaum, sobald als, seit; après, cependant, à peine, depuis que, des que, aussitôt que etc. — 10) Einen Zweifel bezeichnende (Dubitativae), αρα; num; ob; si, savoir si, quoiqu'il en soit etc. — 11) Nachgebende (Concessivae), μεν, ρα, γε, καιτοι; quamvis; obschon, obgleich, wenn gleich, ungeachtet, wie wohl; however, though, be it so etc. — Außer diesen hier angeführten Conjunctionen in fünf Sprachen, die aber nicht als vollständig in jeder Abtheilung anzusehen sind, weil nur zu ihrer Bezeichnung einige aus jeder Abtheilung herausgehoben worden sind, giebt es nun noch einige Abtheilungen in dieser oder jener Sprache, z. B. führt Adelung noch in seiner Sprachlehre folgende an: Comparativä oder vergleichende: wie, gleich wie, gleich, als, so; ainsi que, aussi bien que, autant

que etc.; Proportionales, wenn zwei Sätze, in gleichem Verhältnisse steigen und fallen: je-je, desto ꝛc.; Illativä, eine Folge aus dem vorigen anzudeuten: daher, weswegen, deshalb ꝛc.; Exceptivä, eine Ausnahme bezeichnende: außer, außer daß, sonst; Restrictivä, einschränkende: als; Exclusivä, ausschließende: weder, noch; Circumscriptivä, umschreibende; daß du dich wohl befindest, ist mir angenehm; Continuativä, fortsetzende: erstlich, erstens, zweitens, endlich, zuletzt ꝛc. Dann findet man noch: Potentiales; immerhin; sane; ἄν, κε, und Optativae: ach daß! utinam; ὄφελον etc. Alle diese Conjunctionen oder Verbindungswörter sind in Ansehung ihres Gebrauches gleichfalls verschieden; indem man einige zu Anfange einer Rede setzt, andere dagegen setzt man einigen oder etlichen Worten nach; einige können allein stehen, andere beziehen sich auf einander, wiederum andere werden einem Redesatze nachgesetzt. Diejenigen, welche einen Redesatz aufangen, sind im Deutschen und auch in andern Sprachen: dieweil, obschon, nachdem, gleichwie, allein, aber, angesehen ꝛc. Einem Redesatze werden nachgesetzt: also, daher, dann, dennoch, demnach ꝛc. Im Deutschen ist besonders das Wörtchen so zu bemerken, mit welchem gemeiniglich die zweite Hälfte der Periode anfängt, wenn eins oder das andere Bindewort vorangegangen ist, z. B. weil, nachdem, obschon, wenn ꝛc., dann folgt — so. Man gewahrt aus dem Angeführten, daß die Conjunctionen, wie wir sie jetzt in den Sprachen finden, schon einer spätern Periode in der Sprachkunst angehören, als nämlich die Sprache schon mehrere Kulturstufen überstiegen hatte, und sie schon als ein, wenn nicht vollendet-ausgebildetes (denn als eine solche kann man keine Sprache

betrachten, weil eine Abgeschlossenheit hier nicht Statt findet) doch nach Kunstregeln verfeinertes Ganze dastand; denn in den alten Morgenländischen Sprachen findet man dergleichen Unterschiede in den Umstandswörtern nur sehr wenige, sie behelfen sich, wegen Mangel dieser Art von Wörtern, mit den Umschreibungen, wie auch schon oben bei den Eigenschaftswörtern, S. 105, angemerkt worden ist. In den ältesten Morgenländischen Sprachen sind die Conjunctionen und Präpositionen mit unter den Adverbien begriffen; daher findet man in den älteren Sprachen alle diese unabwandelbaren Wörterklassen sehr richtig unter dem Namen der Partikeln vereiniget, weil sie, obgleich in der Anwendung verschiedene Verhältnisse bezeichnend, doch auf eine und dieselbe Art, wie die Hauptklasse von ihnen, die Adverbien, gebraucht werden können, und sie nur ihren Klassennamen dann erhalten, wenn sie dessen anzeigende Wirksamkeit erfüllen.

Die Empfindungswörter, Interjectionen (Interjectiones), machen die zehnte und letzte Klasse der unabwandelbaren Redetheile aus. Sie sind die ältesten Wörter in der Sprache, wie auch schon oben, S. 8, angeführt worden ist; an ihnen erkennt man noch den rohen, den Urzustand derselben; sie sind das erste Element der Töne zur Bildung der Sprache; sie waren die Veranlassung zu derselben, und wenn sie sich gleich in der Fortbildung und Verfeinerung der Sprache zum Theil verloren oder sehr verändert haben, so können wir sie doch nicht ganz entbehren, weil sie am besten die weniger lautlosen und die heftigen Empfindungen ausdrücken, wo die Sprache wegen Ueberfüllung des Gefühls in Freude und Schmerz stockt, und nur eine einzige Sylbe, ein unartikulirter Laut dem gepreßten Busen, der gepreßten Brust, Luft macht. Daß die Empfindungswör-

ter keiner äußern Veranlassung ihre Entstehung verdanken, sondern, daß sie wirklich innere Empfindungen sind, geht daraus hervor, daß man sie fast in allen Sprachen einerlei findet, und sie sich nur durch kleine Nebenumstände unterscheiden. Der Hebräer hat sein ach! und hoi! eben so gut, als der Lateiner. Wie sich die verschiedenen innern Empfindungen durch die Interjectionen äußern, ist schon oben, S. 3, angeführt worden. Bei äußern Empfindungen drückt man sie durch einen Laut aus, der das, was man hört, nachahmt. Zum Beispiel: ich höre einen Laut gewisser Art, und drücke die Empfindung, die darüber in mir entstanden ist, durch einen Ton aus, der denselben nachahmt, als: platz! husch! knick! knack! kling! klang! pisch! plump! ꝛc. Diese außern hörbaren oder durch das Gehör mitgetheilten Empfindungen prägen sich in die Seele ein, und man gebraucht sie dann wieder bei allen ähnlichen Fällen, wo man Jemanden diese Eindrücke beschreiben will. Hieraus, wie man leicht sehen wird, bilden sich Wörter, die nun nicht mehr Interjectionen, sondern Ausdrücke klarer Vorstellungen sind, z. B. das Platzen, das Klingen, der Klang ꝛc. Man hat sehr oft, sagt ein Schriftsteller, die Frage aufgeworfen, ob man die Interjectionen unter die Redetheile rechnen könne, oder nicht? Hierauf kann geantwortet werden: Wenn man die Ausdrücke: Worte, Rede und Sprache, in ihrem weitesten Umfange nimmt, und dadurch jeden vernehmlichen Ausdruck, ohne Rücksicht auf den Grund der Klarheit, versteht, so kann man die bisherige Gewohnheit beibehalten, und sie als einen Theil der Rede betrachten; daß sie aber gerade den letzten Theil der Rede ausmachen, davon scheint dieses die Ursache zu seyn, weil sie jetzt in unsern kultivirten Sprachen nicht mehr Ausdruck bloßer Empfindungen, sondern klarer Vorstellungen sind. Gebraucht man sie aber

in Absicht auf ihre ursprüngliche Entstehung, als Ausdrücke dunkler Empfindungen, so sind sie bloß Wurzeltöne, aus denen die Rede entstanden ist, nicht aber eigentliche Theile der Rede, die aus klaren Begriffen entstanden sind; daher sind sie auch keiner eigentlichen Derivation und auch keiner Beugung fähig, welches Beides schon klare Vorstellungen voraussetzt. Eher kann man zwei dergleichen Interjectionen zusammensetzen, weil Ausdrücke von schnell auf einander folgenden Empfindungen in einen zusammengefaßt werden können. — Bei der jetzigen Ausbildung der Sprache, überhaupt bei allen kultivirten Sprachen, wenn auch einige darunter, wie die Griechische und Lateinische, zu den Abgeschlossenen gehören, weil ihre Fortbildung durch das Aufhören dieser Völker aufgehört hat (denn die Neugriechische hat doch den alten Typus verloren, sie ist ein anderes Gebilde) kann man nicht bloß Worte, sondern ganze Redensarten als Interjectionen gebrauchen; z. B. quid, malum, tibi vis? bos infandum! locuta esse dicitur! Hu, Unglück über Unglück thürmt sich auf den schon ankerlosen Boden seiner Hoffnungen! Dahin, dahin, fährt der Nachen seines Glücksterns! Wehe, wehe, dem Lande, dessen Boden von dem Blute der Erschlagenen raucht! Fort, fort, Schlangengezücht! Euch erwartet die Hölle! Heysa, wie schön schwingt sich diese Tänzerin! Ho, ho, das macht das Garaus nicht! Pfui, welches Fratzengesicht! welcher Austernschnirkel in der Sauce! Platz da! wo Wölfe aus dem Lammsfelle gucken! Auf, auf, ihr treuen Kämpen! Knaks, da brach die Brücke, und er fiel ins Wasser, daß es sagte: plump! ꝛc. ꝛc. Alle diese Redensarten haben den Ton der Interjection, diese mag nun am Anfange oder am Ende des Satzes stehen. Auch ist dieselbe so innig mit unsern Gefühlen verschwistert, daß sie uns durch den ganzen Rede-

satz begleitet, und wir sie gleichsam tief in jedem Worte empfinden. Alle dergleichen Redesätze, wie die angeführten, sind daher Interjectionssätze, die in der höhern Sprache, vorzüglich in der Dichtkunst, wohl gebraucht werden können, jedoch mit Vorsicht und am rechtn Orte, weil sie sonst gerade das Gegentheil von demjenigen bewirken, was man durch dieselben bewirken will; es sind dann Hyperbeln, welche man in der Prosa und Poesie so viel, als möglich, zu vermeiden sucht, weil sie, bei öfterer Wiederholung, den Genuß einer noch so gehaltvollen Rede, eines noch so schönen Gedichts stören. Ein Schriftsteller sagt: „Je mehr der Mensch bei der Kultur seines Verstandes dahin arbeitet, klare und deutliche Begriffe zu haben, und solche hörbar auszudrücken, um so mehr entlediget er sich aller dieser Ausdrücke als bloßer Empfindungen. Hat eine Sprache den höchsten möglichen Grad der Ausbildung und Verfeinerung erlangt, so wird sie auch den geringsten nur möglichsten Grad des Gebrauchs dieser Interjectionen haben, weil sie sich lieber nach klaren Begriffen, als nach dunklen Empfindungen ausdrückt; daher finden wir sie auch mehr da gebraucht, wo heftige Leidenschaften sich der Seele bemeistern, als da, wo deutliche Vorstellungen sind; mehr bei der ungebildeten und sinnlichen Klasse eines Volks, als bei dem aufgeklärten Theile desselben." — Hier muß man wohl die Interjectionen trennen oder überhaupt den Gebrauch oder die Anwendung derselben nicht mißverstehen, und sowohl zwischen den Interjectionen, so wie zwischen dem Anwenden derselben einen Unterschied machen. Diejenigen Interjectionen, welche bloß rohe Ausbrüche der Empfindungen enthalten, sind wohl von denjenigen zu trennen, welche durch ihren Ton das Gefühl in Anspruch nehmen, uud besonders die interjectionirten Redensarten, wie einige, als Beispiel, oben angeführt worden sind.

Der grobsinnliche, der rohe Mensch, kann sowohl seine Ausbrüche der Freude, wie des Schmerzes, nur auf eine mehr sinnlich-grobe Art ausdrücken. Er wägt nicht die Ausdrücke, sondern sein Mund sprudelt über, wenn Empfindungen sich seiner Seele bemeistern, und wenn die Heftigkeit des Affects auch den Gebildeten fortreißt, so sind, vermöge seiner Bildung, seine Empfindungen doch geregelter und zarter, als bei dem Ungebildeten, der bloß den Ausbrüchen seines Gefühls folgt, und die Empfindungen in Freude und Schmerz so giebt, als die Natur sie ihn lehrte. Es sind bloß Sylben, bloß einzelne unartikulirte Wörter, die er herausstößt; Redensarten im Tone der Interjectionen, wie die oben angeführten; völlig ausgebildete und gemein verständliche Wörter, als Interjectionen, entströmen nicht seinen Lippen, weil hierauf schon die Kunst, ein gebildeter Geist, Einfluß übt, also Natur und Kunst vereint wirken. Die Interjectionen bestehen daher nicht bloß in Empfindungswörtern, die nur durch die Empfindung, welche sie anzeigen, verstanden werden, wie, im Deutschen: ach, oh, weh, au weh, pfui, sa, juch, juchhey, ha, hallo! ꝛc.; im Griechischen: ιη, ιω, ἰᾶ, ἄ, ιϰ, οιμοι, ἰῶ βαβαι, ω ϰα, ωτᾶν! etc.; im Lateinischen: jo, hu, ju, vae, heu, proh, ehem, vah, papae, heus, eho, eja! etc.; im Französischen: ah, eh bien, ô, oh, ouf, helas, ha, ah, fi, fi donc, gare, place, hem, hola, halte! etc. etc.; sondern auch in förmlich ausgebildeten Worten, wie: still! kein Wort! haltet das Maul! ruhig, sag' ich! geschwiegen! wie hübsch! wer da! auf, auf! leider! Feuer! Feuer! Mord! Mord! zu Hülfe! Hol's der Henker! Kopf weg! i der Geyer! Holz her! Wunder über Wunder! Es lebe der König! O Himmel! Gerechter Himmel! Hilf Himmel! Gott

lob! Gott behüte! Gott erbarme sich! oder: daß Gott erbarm! Gott sei Dank! Gott Lob und Dank! Gütiger Gott! mein Gott! Heil dir! ꝛc. ꝛc., und so auch in andern Sprachen. Man kann nun diese Empfindungen, diese Empfindungswörter auch noch im Tone der Interjection fortführen, wie oben schon angeführt worden; z. B. Gottlob, es ist vollbracht! sie hat ausgelitten, ausgerungen! Gott erbarme sich über diese Sünder! Still, die Uhr schlägt! Leider, werde ich Alles verlieren! werde ich nichts retten aus dem Schiffbruche meines Vermögens! ꝛc. Man kann auch die Interjectionen in zwei Klassen bringen: 1) in eigentliche Interjectionen, die nur bestimmt sind, Empfindungen auszudrücken, und die weiter gar keine Bedeutung haben, wie die meisten der oben in mehreren Sprachen angeführten, und 2) in uneigentliche Interjectionen, die aus Wörtern mit einer klaren Bedeutung bestehen, und zur Bezeichnung einfacher Empfindungen gebraucht werden, wie oben Beispiele angeführt worden sind. Beide Arten der Interjectionen, sowohl die unartikulirten, als die artikulirten, drücken nur einzelne Empfindungen aus, welche keiner Verbindung fähig sind, daher können sie auch nicht in die Constructionsordnung gebracht werden, regieren weder etwas, noch können sie von einem andern regiert werden; denn die Interjections-Redensarten oder Sätze, führen bloß den Ton der Empfindung fort, das heißt, der Interjection, und werden übrigens, unabhängig von der Interjection, durch ihre Verhältnisse unter einander regiert. Wenn daher die Interjectionen einen Fall zu regieren scheinen, so rührt derselbe nicht von ihnen oder einem gewissen Verhältnisse her, in welches eine Sache durch die Empfindung gesetzt wurde, sondern bloß von dem

Verhältnisse, worin man sich dasselbe denkt. Man findet sie daher stets mit allen Fällen verbunden, z. B. mit dem Nominativ: οιμοι εγω δειλος, ach, ich armer Mensch! Ecce homo! Mit dem Genitiv: αι των κενων ελπιδων, ach, der eitlen Hoffnung! Mit dem Dativ: Heil dir! Pfui dem garstigen Menschen! Vae tibi misero! Mit dem Accusativ: ah, me miserum! Pfui dich an! ꝛc. Was nun ihre Stellung anbetrifft, die sie in der Rede einnehmen, so kommt es bloß darauf an, wie der Sprechende den Nachdruck seiner Rede geben will. Am häufigsten stehen sie zu Anfange der Rede, aber oft auch am Ende, wenn die Reihe der Rede mit einer einfachen Empfindung geschlossen wird. Obgleich die Empfindungswörter der zweiten Klasse, die uneigentlichen, in der Sprache sehr wichtig sind, so findet man sie in den neuesten Sprachlehren fast gar nicht erwähnt, oder wenn man sie berührt, so geschieht solches nur sehr oberflächlich, und doch kann man sie eben so wenig entbehren, als die eigentlichen in der Natur gegründeten. Wahrscheinlich rührt dieses daher, daß man sie mehr für rhetorische Figuren hält, die zwar den Ton der Interjection tragen, aber nicht lauter Empfindungen sind, sondern in den natürlichen Redeton aufgelöset werden können, wenn man die Interjection fortläßt.

Der Syntax (Syntaxis) oder die Wortfügung macht den zweiten Theil der Orthologie oder Rechtsprechung aus. Wenn uns die Etymologie das ganze Sprachgebäude in den einzelnen Theilen seiner künstlichen Aufführung zeigt, so macht uns der Syntax mit der Verbindung dieser einzelnen Theile zu einem wohlgeordneten und gefälligen Ganzen bekannt. Da oben in der Etymologie schon so Manches auf den Syntax Bezug habende gesagt worden ist, was sich, um so viel, als möglich, verständlich bei

den einzelnen Theilen zu seyn, nicht gut davon trennen ließ, so braucht das Wesentliche des Syntaxes hier nur herausgehoben zu werden, oder sich die Lehre desselben nur auf das Wesentliche zu beschränken. — Daß sowohl die Etymologie, als der Syntax im Urzustande der Sprachkunst gleichen Schritt gegangen sind, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit bestimmen oder behaupten, jedoch aus den ältesten Morgenländischen und den Sprachen noch kulturloser Völker vermuthen, in der weitern Fortbildung der Sprache ging aber Letzterer der Ersteren nach; denn noch bis jetzt ist die Wortfügung, besonders in den Zeitwörtern, mancher Verbesserungen fähig, oder sie leidet vielmehr noch manche Abänderungen in ihren Theilen, welches bei der Etymologie nicht so der Fall ist, die schon eher ein geschlossenes Ganze bildet, wenn man nämlich die Ableitung der Wörter ꝛc. abrechnet, und bloß den wirklich künstlichen Bau der einzelnen Redetheile betrachtet, wie sie oben angeführt worden sind. — Daß man im Anfange oder beim Beginnen der Sprache redete, wie Einem der Schnabel gewachsen war, und wie man es auch noch zum Theil thun sollte, das heißt, ohne alle Künsteley, ohne allen Zwang, ohne bestimmte Formen, ohne Ueberdenken der Rede und Aufmerken auf den Ton und auf die Fehler, die man machen könnte, wodurch das Sprechen ängstlich wird, einen Zwang erleidet, leidet wohl keinen Zweifel, mithin hat man erst späterhin, bei der Ausbildung der Sprache, die Regeln für den Syntax gebildet, und konnte sie auch erst da bilden, als man auf die Conversation aufmerksam wurde, und die Schriftsprache eingeführt ward, wodurch dasjenige Fehlerhafte in der Sprache der Correctur unterworfen werden konnte, was bei der Unterhaltung nur flüchtig vorüberging. — Man theilt gewöhnlich den Syntax oder Redesatz in drei Klassen; die erste handelt von der Verbindung

einzelner Wörter mit einander; die zweite von der Verbindung mehrerer Wörter zu einem Satze, oder von der Ordnung, in welcher die Wörter in einem Satze auf einander folgen, und die dritte von der Verbindung mehrerer Sätze zu einer Periode. Man theilt auch den Syntax in den einfachen oder gemeinen, schmucklosen (Syntaxis simplex, s. communis, s. recta) und in den zierlichen oder schmuckvollen (Syntaxis ornata). Die Art, wie die Wörter auf einander folgen müssen oder wie sie zusammengehören, nennt man die Constructionsordnung. Alle Sprachen kommen in der Zusammensetzung der Wörter zur Rede in vielen Stücken so ziemlich überein, am meisten aber die Deutsche mit der Lateinischen, weil Erstere ein Zögling der Letzteren ist, indem die ältesten Deutschen Gelehrten eher Lateinisch, als Deutsch schreiben lernten, und daher auch ihre Muttersprache nach der Lateinischen ausbildeten; indessen sind ihr doch noch manche Eigenheiten übrig geblieben. — Ehe wir nun zur Lehre des Syntaxes übergehen, wird es erst nöthig seyn, die Verhältnisse des Handelnden und der Handlung, so wie des Gegenstandes des Handelns in der Rede oder vielmehr in einem Redesatze, hier näher zu bestimmen oder auseinanderzusetzen. Bei der Verbindung von Worten zu einem Satze, muß man 1) das Subject berücksichtigen, worunter man die Person oder Sache versteht, von welcher etwas gesagt wird; 2) das Prädikat, womit man dasjenige bezeichnet, was von einer Person oder Sache gesagt wird; und 3) das Objekt oder den Gegenstand der Rede, womit man denjenigen Gegenstand bezeichnet, worauf die Handlung des Subjects gerichtet ist. Sage ich z. B. der Baum ist grün, so ist Baum das Subjekt und grün das Prädikat, welches ich dem Subjekte beilege; es ist also die Eigenschaft des Sub-

jectes. Sage ich nun: die Sonne erleuchtet die Erde, so ist Sonne das Subject, erleuchtet das Prädikat und Erde das Object, worauf sich die Erleuchtung bezieht, indem sie von dem Subjecte, der Sonne, ausgeht ꝛc. — Wie sich die Wörter der einzelnen oben angeführten Redetheile zu einander verhalten, gewahrt man am besten aus den Sprachlehren, weil solches ausführlich hier abzuhandeln nicht der Ort ist. Hier nur Einiges davon zur bessern Uebersicht des hier Vorzutragenden. Einige Sprachlehrer bringen die Lehre von der Verbindung der einzelnen Wörter der oben abgehandelten Redetheile, und wohl nicht unzweckmäßig, in drei Klassen, welche bestehen: 1) aus dem Nomen oder Nennworte, wozu nun das Hauptwort oder Substantiv, das Beiwort oder Adjectiv, nebst dem Partizipium, in so weit es als Adjectiv gebraucht wird, das Fürwort oder Pronomen, das Zahlwort oder der Numerus, und der Artikel gehören; 2) aus dem Zeitworte oder Verbum, wozu auch das Partizipium in einem andern Verhältnisse gezählt wird; 3) aus den Partikeln, wozu das Nebenwort oder Adverbium, das Verhältnißwort oder die Präposition, das Bindewort oder die Conjunction, und das Empfindungswort oder die Interjection gehören. — Da das Hauptwort, als das Haupt aller oben angeführten Nennwörter in der Wortfügung betrachtet wird, so folgen diese ihm auch, wenn sie mit ihm verbunden werden, oder sich auf dasselbe beziehen, im Geschlecht, der Zahl und dem Falle, das heißt, sie stehen mit demselben in gleichem Geschlecht, Numerus und Casus, z. B. ein neues, großes Haus, welches ꝛc. Hic est magnus animus, qui se Deo tradidit. Omnis subita mutatio periculosus est.; indessen kann der Casus oder Fall der rückwärts deutenden Fürwörter auch von einer Präposition, von

einem Zeitworte ꝛc. bestimmt oder regiert werden, z. B. das große Haus, von welchem, statt welches. Recipio miseros, quibus fortuna pepercit etc. Im Griechischen leidet diese Regel eine scheinbare Ausnahme, indem, wie bei den Attikern gewöhnlich geschieht, dem weiblichen Geschlechte im Dual die Beiwörter oder Adjectiven ꝛc. mit maskulinischer Endung beigefügt werden, z. B. ἄμφω τούτω τὼ μεγάλω πόλει, für αἵ ταύτα τά μεγάλα π. Da aber die Beiwörter auf ος, besonders bei den Attikern, häufig generis communis sind, so kann man annehmen, daß dieses im Dual gewöhnlich mit allen Beiwörtern ꝛc. der Fall ist. Wenn zwei oder mehrere Hauptwörter in gleichem Verhältnisse gegen das Subject oder gegen das Prädikat stehen, so stehen sie in gleichem Casus; z. B. Ruhm und Unsterblichkeit erwarten dich. Kerker, Block und Fesseln sind dem Unschuldsvollen, sind dem Weisen, nichts als Steine, Holz und Eisen. Wenn man einem Gegenstande mehrere Namen oder Titel beilegt, wodurch also ein Hauptwort das andere erklärt, so stehen die Erklärenden in der Apposition oder dem Zusatze, also auch in gleichem Falle, z. B. Pompejus Imperator; Athenae urbs Graeciae. Apud Herodotum, patrem historiae, sunt innumerabiles fabulae. Der Deutsche setzt hier das erklärende Hauptwort bei einem Eigennamen vor, z. B. der König Friedrich Wilhelm, die Stadt Berlin, der Schlaf, Freund des Müden, Trost des Unglücklichen, Labsal dem Schwachen, Stärkung dem Kinde und dem Greise. Die in der Apposition stehenden Hauptwörter sind daher immer Theile eines und desselben Subjects oder Prädikats in einem Satze. Man gebraucht auch die Eigenschaftswörter und Partizipien nach Art der Hauptwörter in der Apposition, z. B. Cato graecas litteras

senex didicit, Annibal, Italia profugas, pervenit ad Antiochum. Die Kaiserlich-Königlichen Gerechtsamen ꝛc. ꝛc. Der Artikel, s. oben, S. 100 u. f., den die meisten bekannten kultivirten Sprachen, außer der Lateinischen, besitzen, ist in der Zusammensetzung der Wörter gleichfalls wichtig, indem er die Hauptwörter genau bestimmt, ihnen gleichsam eine gewisse Selbstständigkeit giebt, welche die Eigennamen ohne ihn haben, jedoch mit Ausnahme derjenigen eigenen Namen der Völker, Länder, Berge, Wälder, Meere, Flüsse ꝛc., denen derselbe als eine gewisse Eigenthümlichkeit, die in dem Dunkel der Sprache liegt, geblieben ist, als z. B. die Elbe, die Donau, der Rhein, der Main, der Nil, der Missisippi ꝛc., das Mittelmeer, die Nordsee ꝛc., der Thüringer Wald ꝛc., der Vesuv, der Mont-blanc ꝛc., die Mark, die Lausitz, der Breisgau ꝛc., die Europäer, Asiaten, Afrikaner ꝛc., und so auch in andern Sprachen, z. B. le Rhin, le Mein, la Seine, la Meuse, l'Etna, le Caucase, le Jura, l'Asie, l'Afrique, l'Europe; in vielen Fällen braucht der Franzose Ländernamen mit dem Artikel, wo der Deutsche keinen vorsetzt, z. B. la Chine, China, la Caroline, la Jamaique, le Thibet etc. Carolina, Jamaika, Thibet ꝛc. Der Engländer folgt hierin größtentheils den Deutschen; der Grieche kommt in der Anwendung des Artikels mit dem Deutschen so ziemlich überein, nur in Hinsicht des unbestimmten Artikels in der Deutschen, überhaupt in den neuern Sprachen, weicht der Grieche mit dem bestimmten ab, weil er jenen nicht hat, oder doch nicht ausdrückt, und wenn solches geschieht, um die Unbestimmtheit bemerklich zu machen, so geschieht solches durch das Fürwort τὶς, τὶ, z. B. γυνὴ τὶς ὄρνιν εἶχεν, ein Weib hatte eine Henne. Im Griechischen bekommen auch gewöhnlich die Ei-

gennamen den Artikel, z. B. ὁ Σωκράτης, αἱ Ἀθῆναι, und er bleibt nur dann weg, wenn eine nähere Bestimmung mit dem Artikel darauf folgt, z. B. Σωκράτης ὁ φιλόσοφος. Im Deutschen werden, außer den oben angeführten Eigennamen, die übrigen nur mit dem bestimmten Artikel gegeben, wenn man Namen von Personen nur mit Geringschätzung und Verachtung nennt: der Ravaillac, der Clement, Mörder der beiden Heinriche in Frankreich; und dann, wenn sie wieder als Gattungsnamen gebraucht werden, z. B. er ist der Socrates, der Cicero und der Alexander unserer Zeit; der Horaz, der Virgil, der Homer werden erklärt; der Göthe, der Schiller, der Bürger, der Gellert werden gelesen; der Linné wird studirt, nämlich dessen Pflanzenkunde ꝛc. Ueberall, wo der Artikel eine Gattung als ein selbstständiges Ding bezeichnen soll, oder einen einzelnen Gegenstand aus der Gattung, als schon bekannt, oder doch leicht zu erkennend, heraushebt; also überhaupt bei allen Gattungswörtern, welche bezeichnend hervortreten, muß der Artikel stehen; z. B. die Musik ist entzückend; der Geiz ist ein abscheuliches Laster; der Mensch (nämlich der bewußte) ist wieder or; ich habe die Serenade gehört, welche bestellt haben ꝛc. Dagegen fällt derselbe weg, 1) wenn mehrere Hauptwörter auf einander folgen, z. B. Haus, Hof, Vermögen, Ehre, kurz Alles hat er verloren. Nous sommes tous égaux à la mort: dignités, grandeurs, richesses, honneurs, sceptres et couronnes, tout est confondu sous la même poussière etc. 2) Wenn dem Hauptworte bestimmte und auch allgemeine Zahlwörter, wie z. B. im Deutschen: all, einige, etliche, manche ꝛc. vorgehen; dann auch Fürwörter, mit Ausnahme der abstracten Possessiva, z. B. zehn Thaler,

tausend Soldaten, alle Menschen, einige Bücher; dix ecus, mille soldats, François prèmier, Frédéric second etc.; bei den letzten Namen braucht aber der Deutsche, so wie der Engländer, den Artikel, wie Franz der Erste, Friedrich der Zweite, Francis the first etc.; dann auch nach Präpositionen oder Vorwörtern, z. B. ohne Amt, ohne Freund, ohne Aussichten, ohne Vermögen. Ueber Wiesen und Felder zieht der Reif eine Decke; aus Versehen, aus Mangel an Gelde ꝛc. Sans emploi, sans ami, sans bien etc. 3) Vor den Titeln allgemein bekannter Personen, z. B. König Friedrich, Kaiser Joseph, Doktor Luther, Herr Schmidt, wo jedoch die Franzosen den bestimmten Artikel gebrauchen, z. B. le Roi Frédéric, l'Empereur Joseph, le Docteur Luther, nur bei Herr ausgenommen, brauchen sie ihn nicht, als Monsieur Schmid etc. 4) Bei einer oben angeführten Apposition. 5) Bei Aufschriften und Büchertiteln, z. B. Königliches Gymnasium, Börse, Münze, Griechische Sprachlehre, erster Theil, zweiter Band, erstes Kapitel; man findet aber auch hier in andern Fällen den Artikel, z. B. der erste Theil, die zweite Abtheilung des ersten Buches ꝛc. 6) Wenn weder die Gattung, als ein Individuum, noch einer oder der andere bekannte Gegenstand herausgehoben wird, sondern nur die Gattung, Art und Materie überhaupt angedeutet werden soll; z. B. Heißt das Glück, Ehre und Reichthum? Habe Geduld, es wird schon werden. Er geht auf Raub aus; er macht Beute. Gieb mir Brod, Zucker, Mandeln; es ist von Holz, Bley, Eisen ꝛc. ꝛc. 7) Noch in vielen andern, nicht leicht nach Regeln zu bestimmenden Fällen, die man aus den Sprachlehren und der Sprachanwendung erlernt,

z. B. in Fällen, wo mit dem Artikel auch die Biegungszeichen im Deutschen weggeworfen werden, als: mit Fleiß arbeiten, mit Blut bespritzt, aus Fleisch und Knochen bestehen, von Haus zu Haus gehen, mit Weib und Kind hungern, ꝛc.; dann in Fällen, wo der Artikel mit der Präposition verschmolzen wird, als: im Stande seyn, zum Ueberfluß, am Ende ꝛc.; dann auch nach weder, noch, verschieden, gewiß, unterschieden; ni, divers, different, certain etc., z. B. weder Freund, noch Feind, gewisse Personen, unterschiedene Waaren; ni humanité, divers motifs, differentes raisons, certains marchands etc. Sehr oft braucht der Franzose einen Artikel, wo ihn der Deutsche nicht braucht, und auch so umgekehrt. Der Engländer läßt den Artikel the öfter weg, als der Deutsche; z. B. die Jagd ist ein großes Vergnügen, Hunting is a great pleasure. Da der Artikel the in der Englischen Sprache in der Einheit und Mehrheit nicht verändert wird, so wird er, wenn mehrere Hauptwörter sich folgen, nicht wiederholt, wie es im Deutschen der Fall ist, z. B. the father, mother an children have been at home, der Vater, die Mutter und die Kinder sind zu Hause gewesen. Auch darf man im Deutschen, wenn die Hauptwörter, dem Geschlechte nach, verschieden sind, auch die verschiedenen Geschlechtsartikel nicht fehlen lassen, z. B. ihn verfolgen Beide, der Mann und die Frau, und nicht der Mann und Frau. In der Griechischen Sprache wird der Artikel oft da weggelassen, wo der Deutsche ihn setzt, jedoch geschieht dieses nur bei allgemeinen Begriffen, wo die Deutlichkeit nicht darunter leidet, und wo wir den Artikel auch weglassen könnten, z. B. θεῖον γὰρ ἀγαθόν που τιμὴ, die Ehe ist doch wohl ein göttliches Gut. Mehrere Abweichungen und Beson-

derheiten findet man in den Griechischen Sprachlehren bemerkt. Der unbestimte Artikel, ein, bezeichnet nur unbestimmt einen Gegenstand, z. B. ein Mensch, ein Vogel, ein Haus, eine Frau; un homme, une femme; a man, a woman. Die Griechen haben diesen Artikel nicht in ihrer Sprache, sie gebrauchen statt desselben das Fürwort τὶς, τὶ, wie auch schon oben bemerkt worden. Wenn die eigenen Namen als Gattungsnamen stehen, so erhalten sie auch diesen Artikel, z. B. ein Göthe, ein Schiller unserer Zeit; nur ein Friedrich konnte so handeln. Bezeichnet dieser Artikel die Gattung, so kann man ihn setzen, auch fortlassen, z. B. in Gedanken ist sie schon (eine) gnädige Frau, als er noch (ein) Regent war. Mein Bruder ist (ein) Arzt, Philosoph, Jurist. Hier ist (ein) guter alter Wein ꝛc. Die Franzosen gebrauchen ihn hier auf gleiche Weise, als: Monsieur est (un) médecin. Votre frère est (un) boulanger. Mon ami est (un) gentil-homme. Cette Dame est (une) Allemande etc. Dagegen gebraucht ihn hier der Engländer in vielen Fällen, z. B. His brother is a Physician, dagegen läßt der Engländer diesen Artikel fort, wo der Deutsche ihn braucht, z. B. What Man is he? was ist er für ein Mensch. O what fair Ladies are these; was ist dieses für ein schönes Frauenzimmer. It is fine Cloth, fine Gold, Silk etc.; es ist ein feines Tuch, feines Gold, eine feine Seide ꝛc. Noch mehrere Fälle, wo man ihn wegläßt, oder setzt, je nachdem es in dieser oder jener Sprache gebräuchlich oder fehlerhaft ist, findet man in den Sprachlehren.

Das Zeitwort oder Verbum, s. oben, S. 115 und f., richtet sich in der Zahl oder dem Numerus nach dem Nennworte oder Nomen, Hauptworte, ꝛc., worauf es sich bezieht, geht es dann auf mehrere

Hauptwörter oder Subjecte in einem Redesatze, so steht es in der Mehrzahl, dem Plural; daher kann ein Zeitwort, welches sich nur auf ein einzelnes Subject bezieht, nie in der Mehrzahl stehen; nur im Deutschen macht die Höflichkeitsformel, welche nicht nur alle Personen von gleichem und höherem Stande in der Mehrzahl anredet, sondern auch den Höhern die dritte Person in der Mehrzahl giebt, eine Ausnahme; z. B. Herr Müller, Herr von Müller besuchen Sie uns. Seine Durchlaucht haben befohlen ꝛc. Die Griechen und Lateiner verbinden dagegen gern ihre Collectiva oder Sammelwörter, s. oben, S. 89, welche in der Einheit eine Mehrheit ausdrücken, mit dem Plural des Zeitwortes, auch mit der Mehrheit des Beiwortes, welches im Deutschen, Französischen und in andern neuern Sprachen nicht der Fall ist; z. B. sagt der Grieche: ὡς φάσαν ἡ πληθὺς, so sprach die Menge; τὸ στρατόπεδον ἀνεχώρουν, das Heer ging zurück; der Lateiner: turba ruunt, der Haufen stürzt hervor; der Franzose sagt hier wie der Deutsche: l'armée a passé le Rhin, das Heer hat den Rhein passirt; la cavallerie a passé le fleuve à la nage, die Reiterei hat den Fluß im Schwimmen passirt ꝛc. Wenn im Griechischen das Adjektiv als Prädikat von dem Subjekte oder Hauptworte getrennt ist, so steht es oft im Neutrum, wenn jenes männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, jedoch nur von Sachen, nie von Personen, woher man sich jedesmal etwas dazu denken kann, z. B. ἡ ἀρετὴ ἐστιν ἐπαινετὸν, die Tugend ist lobenswerth. Am gewöhnlichsten ist der Gebrauch, wenn es sich auf mehrere einzeln genannte Gegenstände zugleich bezieht, oder wenn Personalbenennungen darunter sind. Man findet daher auch oft bei diesen einzelnen Gegenständen, weil sie als Neutra angesehen werden, das Zeitwort in

der Einheit stehen, welches auch im Lateinischen bei leblosen Dingen der Fall ist, wenn sie einzeln stehen und keine Mehrheit darunter ist, z. B. Casus et natura in nobis dominatur (auch dominantur). Mens et ratio et consilium in sensibus est (auch sunt). Im Deutschen, Französischen und in andern Sprachen steht hier immer die Mehrzahl des Zeitworts; z. B. das Haus und der Garten gehören ihm; Haß, Neid und Mißgunst kämpfen in ihm ꝛc. Eine Ausnahme macht hier nur die Rechenkunst, welche oftmals die Einheit, den Singular, gebraucht, z. B. eins und zwei ist drei, drei mal vier ist zwölf ꝛc. La beauté, le naturel, l'esprit et la douceur captivent bientôt nos coeurs. La jolousie et l'avarice sont deux maux qui ruinent la santé etc. Das Subjekt wird im Griechischen, wie im Lateinischen, wenn es aus der Verbindung und dem Zusammenhange deutlich zu erkennen ist, und kein Nachdruck darauf ruht, gewöhnlich weggelassen, wo der Deutsche immer die Fürwörter: ich, du, er, es ꝛc. setzt. Dieses rührt hauptsächlich in den genannten beiden Sprachen daher, weil der Nominativ oder Nennfall, schon in dem Zeitworte steckt, bei den neuern Sprachen aber zugesetzt werden muß, z. B. amo, ich liebe, j'aime, I love etc.; in amo steckt also schon ego, und so bei der weitern Conjugation in der Einheit und Mehrheit auch tu, nos, vos, z. B. dum spero, für ego spero; si vales, für tu vales etc. Einige Besonderheiten in der Griechischen Sprache, z. B. dem ausgelassenen Fürworte durch die Apposition etwas beizufügen ꝛc. ꝛc., findet man in der Grammatik. Bezieht sich ein Zeitwort auf verschiedene persönliche Fürwörter oder Subjekte, so richtet es sich nach der vorzüglichen Person des Satzes, nämlich nach der Ersten vor der Zweiten, und nach der Zweiten vor der Drit-

ten; z. B. Ego et tu sumus in periculo. Si tu et Tullia valetis, bene est; ego et Cicero valemus. Wir, ich und du, sind in Gefahr. Wenn du und Tullia sich wohl befinden, so ist es gut; wir, ich und Cicero, befinden uns wohl. Im Deutschen setzt man, wie so eben gezeigt worden, gern das Fürwort der Mehrheit voran, wenn es sich nämlich ohne Härte thun läßt, z. B. wir, ich und Fritz, haben dich lange gesucht; ihr Beide, du und Herrmann, werdet das nicht erfahren. Wenn das Zeitwort voransteht, so pflegt man es im gewöhnlichen Leben auch wohl nach dem nächsten Fürworte zu beugen; z. B. das muß er und sein Bruder wissen, oder das müssen sie, er und sein Bruder, wissen; wann wirst du und Leopold kommen? oder besser, wann werdet ihr, du und Leopold, kommen? oder wann wirst du mit dem Leopold kommen. Es versteht sich übrigens hier, daß alle Nominativa der Hauptwörter in der dritten Person stehen, z. B. pater amat, (er), der Vater liebt. Der Mann schneidet das Holz, nämlich: er schneidet, die dritte Person des Zeitwortes im Präsens, und so in allen andern Sprachen, z. B. l'homme mange de la viande (il mange). The man love the boy (he love) etc.

Was nun die Veränderung der Nennwörter oder Substantiven, und der Zeitwörter in den Fällen (Casus), Arten (Modi) rc., oder die Verbindung der Zeitwörter mit den Hauptwörtern (die Lehre von der Rection) anbetrifft, so ist dieses der wichtigste Theil der Wortfügung, weil hierdurch erst die wahre Verbindung der Sätze unter einander, oder vielmehr der Worte zu einem Satze Statt findet; erst die Worte unter sich eine künstliche Verbindung, mancherlei Beziehungen auf und unter-

einander erhalten. Wenn man ein Hauptwort mit einem Zeitworte verbindet, so können dadurch zwei Verhältnisse entstehen; entweder regiert Ersteres das Letztere, oder umgekehrt das Letztere das Erstere. Im ersten Falle wird das Hauptwort entweder mit dem Infinitiv des Zeitwortes, oder mit dessen bestimmtern Modus verbunden. Geschieht nun solches mit dem Infinitiv, so nimmt derselbe das Wörtchen zu im Deutschen vor sich, um den Gegenstand des Begriffes des Hauptwortes zu bezeichnen; z. B. der Befehl das zu thun, die Begierde empor zu kommen, sich auszuzeichnen; das Verlangen nützlich zu seyn; die Ehre vorgezogen zu werden; die Erlaubniß wegzugehen, die Gefahr zu sterben; die Macht Schaden zu thun ꝛc. ꝛc. Der Franzose setzt hier die Präposition de vor, z. B. la permission de s'enaller; le danger de mourir; le desir d'être ûtile; l'honneur d'être prèferer; il reçu la permission de vendre ses hardes. Der Engländer folgt hier dem Deutschen, und setzt das Wörtchen to, zu, vor, z. B. the power to love, die Macht zu lieben; the permission to yo away, die Erlaubniß wegzugehen ꝛc. Wenn ein Verbum finitum von einem Hauptworte regiert wird, so ist dieses stets das Subject, und das Zeitwort, als Prädikat, muß sich nach dessen Zahl und Person richten. Wird dagegen das Hauptwort von dem Zeitworte regiert, so wird dasselbe in mannigfaltige Verhältnisse gegen das Prädikat gesetzt, welche Verhältnisse durch die Casus oder Fälle an dem Hauptworte, und wo diese nicht zureichen, durch Präpositionen ausgedrückt werden; besonders ist dieses Letztere bei denjenigen Sprachen der Fall, deren Hauptwörter, Eigenschaftswörter ꝛc. nicht abgewandelt werden, wo dann die Präpositionen in die Stelle der Casus oder Fälle treten. — Die eigent-

liche Casus oder Fälle des Subjects sind der Nominativ und der Vocativ. Der Erste drückt beim Zeitworte das Subject der ersten und dritten und der Letzte der zweiten Person aus. Beide werden Casus recti genannt, weil sie eine Sache gerade zu anzeigen, wie auch schon oben, S. 98, angeführt worden ist. Der Nominativ zeigt die Person oder Sache in der Sprachkunst an, von der man redet, und steht bei jedem persönlichen Zeitworte (Verbum impersonalis) auf die Frage: wer und was? Zum Beispiel puer discit; aves volant; vir est doctus; omne principium est grave etc. Der Knabe spricht; die Vögel fliegen; der Mann ist gelehrt; aller Anfang ist schwer; ich schreibe Neuigkeiten; der König begnadiget; ich bitte Sie. l'Enfant parle; les oiseaux volent; l'homme est savant etc. The boy speaks; the birds flecs etc., und so auch in andern Sprachen. Bei den unpersönlichen Zeitwörtern wird das Subject durch das unbestimmte es im Deutschen vertreten, wenn es nicht ausdrücklich dabei steht, wie es doch häufig der Fall ist, z. B. es friert mich ꝛc. Im Deutschen können die Passivis nur dann im Nominativ stehen, wenn das Activum den Accusativ erfordert. Man sagt daher ganz richtig: ich werde gesucht, gerufen, genannt, weil man sagt: man sucht, ruft und nennt mich; aber unrichtig: ich werde berichtet, er ist übel begegnet worden, ich bin versichert, wir sind geholfen worden, weil man sagt: einem helfen, begegnen, versichern, etwas berichten ꝛc.; bei welchen Zeitwörtern es, es stehe nun ausdrücklich oder nicht, wieder die Stelle des Subjects vertritt, und der Casus des leidenden Gegenstandes bleibt; es ist mir berichtet worden; uns ist geholfen worden ꝛc. Die Zeit-

wörter mit unvollständigen Prädikaten erfordern einen doppelten Nominativ, einen des Subjects, und einen des vollständigen Prädikats; es sind hauptsächlich: seyn, werden, bleiben, heißen, scheinen; im Lateinischen sum, fio, forem, existo, moveor, nascor etc., und so auch in andern Sprachen. Zum Beispiel: Friedrich war ein großer König; Herrmann ist ein Feldherr geworden; er bleibt immer ein Kind; Alexander hieß der Große; er scheint ein ehrlicher Mann (nämlich zu seyn) ꝛc. Senecta ipsa est morbus. Nemo ignavia immortalis factus est. Brutus extitit vindex Romanae Libertatis etc. Il reste toujour enfant; il parait honnête homme. Brutus fut le défenseur de la liberté Romaine etc. Pitt was a great Men into the cabin etc. Auch die Passiva der Zeitwörter, welche im Lateinischen ein nennen, schätzen, verachten, erkennen, erwählen und tituliren bedeuten, z. B. nominor, appellor, dicor, vocor, eligor, invenior etc.; so auch im Deutschen: heißen, nennen, schelten, schimpfen ꝛc., haben einen doppelten Nominativ bei sich; z. B.: Augustus appellatus est pater patriae etc. Er ist ein Betrogener geheißen, genannt, geschimpft, gescholten ꝛc. geworden. Wenn ein Nominativ mit einem andern Hauptworte durch als verglichen, erklärt, erläutert oder eingeschränkt wird, so steht dieses gleichfalls im Nominativ; z. B. er blüht wie eine Rose, er fiel, als ein Held, oder als Held ꝛc. Hierher gehören auch die Zeitwörter im Lateinischen, mit welchen eine Beschaffenheit, ein Zustand oder eine Geberde beschrieben wird, und die gleichfalls einen doppelten Nominativ haben; z. B. Multi pauperes incedunt nudi etc. — Der Vokativ, wie schon oben an-

geführt worden, bezieht sich größtentheils auf die zweite Person eines Zeitwortes, und wird beim Anreden oder Zurufen gebraucht, und solches sowohl ohne, als mit den Partikeln o! ha! heus! z. B. Heus Syre! O magna vis veritatis! Im Deutschen weicht der Vokativ nur in einem Falle von dem Nominativ ab. Nämlich, da der dritte Fall der Adjective in der Einheit, der Natur der Sache nach, nicht Statt findet, so wird demnach der Vokativ, der wegen seiner eigenen genauen Bestimmung keines bestimmten Artikels bedarf und nur allein Pronomina Possessiva oder Adjectiva vor sich leidet, aus dieser dritten Form gemacht, und in diesem einzigen Falle lautet der Deutsche Vokativ anders, als der Nominativ, als Weiser! großer Gelehrter! Deutscher! ꝛc. Die oben angeführte Bestimmung des Vokativs hat er auch in andern Sprachen. Die jetzt folgenden vier Fälle oder Casus werden Casus obliqui genannt, weil sie sich auf einen andern Gegenstand beziehen, wie auch schon oben, S. 98, angeführt worden ist. Einige Sprachlehrer machen hier unter den genannten vier Fällen noch einen Unterschied, und theilen sie in unmittelbar und mittelbar regierte Fälle. Zu den Erstern rechnen sie bloß den Accusativ oder Zielfall; der auf die Frage wen? wenn von Personen, und auf die Frage was? wenn von Sachen die Rede ist, gesetzt wird; zu den andern: den Genitiv, Dativ und Ablativ auf die Frage: wessen? wem? womit, wodurch, woran? Diese Eintheilung ist gewiß sehr zweckmäßig und verständlich; da aber die gewöhnliche Eintheilung in Casus recti und obliqui schon oben, beim Nominativ und Vokativ, befolgt worden ist, so muß auch hier schon fortgefahren werden, jedoch mit Berücksichtigung der angeführten Eintheilung. — Die Bestimmung des Genitivs ist schon oben, S. 97, angeführt

worden. Er gehört zu den mittelbar regierten Fällen und steht auf die Frage: wessen? wenn? wie lange? Im Französischen auch auf die Frage: von wem? ꝛc., als Ablativ. In der Deklination oder Abwandlung der Wörter hat er die zweite Stelle, und zeigt an, daß dasjenige Wort, welches darin steht (nämlich im Genitiv), mit einem andern Hauptworte im Verhältnisse steht, ohne welches dasselbe nicht deutlich verstanden werden kann; z. B.: der Vater, der Sohn, die Mutter, die Tochter, müssen ihre völlige Deutlichkeit erst von einem andern Worte erhalten, welches sie in das rechte Verhältniß bringt, als: der Vater des Sohns, der Sohn des Vaters; die Tochter der Mutter ꝛc. Dieses Verhältniß ist aber nicht bloß dasjenige, welches sich auf die Zeugung oder wirkende Ursache gründet, obgleich die Benennung des Falls wohl daher genommen worden ist, sondern es giebt derselben unzählige, und daher gehört dieser Fall auch zu den schwierigsten, in Hinsicht der Beziehungen und Bestimmungen, die er veranlaßt, in der Sprachkunst; und Adelung erklärt dieses auch in seiner Sprachlehre, in Bezug auf den Deutschen Genitiv. Er sagt: „Dieser Fall war ehedem im Deutschen von einem weiten Umfange, und es scheint, als habe er alle Verhältnisse ausdrücken müssen, von welchen man nur dunkle Begriffe hatte, und sie daher auf keine bestimmtere Art auszudrücken wußte, oder von welchen man das Vorbild in der Lateinischen Sprache fand, die einen eben so weitläuftigen und oft unbestimmten Gebrauch von diesem Falle macht. Im Fortschreiten der Kultur suchte die hochdeutsche Mundart viele dieser Verhältnisse auf eine bestimmtere Art durch die Präposition auszudrücken, welche die Süddeutsche Sprache noch jetzt durch Genitive bezeichnet, welche die Hochdeutsche Schreibart nicht selten wieder von derselben entlehnt, und sich da-

durch das Ansehen der Neuheit und Kürze giebt. Daher sind diejenigen Fälle, in welchen die Hochdeutschen noch jetzt das Zeitwort mit einem Genitiv verbinden, bloße Ueberbleibsel von dem älteren Gebrauche dieses Falls; daher sich auch keine bestimmte Regeln darüber geben lassen, sondern man muß diese Fälle aus dem Gebrauche erlernen." — Die Anzeige des oben angeführten Verhältnisses geschieht nicht in allen Sprachen auf dieselbe Art; denn bald geht eine Veränderung mit dem Einen, bald mit dem Andern vor. Die erste Art ist in der Hebräischen Sprache, wo dasjenige Wort, auf welches sich das folgende bezieht, nnd welches in andern Sprachen den Genitiv regiert, verändert wird; man nennt dieses gewöhnlich den Statum constructum, in andern Sprachen geht dieses mit den folgenden vor. Da dieser Fall unter allen der verwickelste ist, so haben die Sprachlehrer auch eine Menge Regeln erfunden, die den Gebrauch desselben bestimmen sollen; allein sie sind nicht auf alle Fälle anwendbar, wenigstens reichen sie nicht aus, wie man diesen Fall in verschiedenen Verhältnissen von Schriftstellern angeführt findet. Hier nur einige dieser Verhältnisse. Man zeigt durch diesen Fall an: das Verhältniß einer Eigenschaft zu ihrem Subjekte; z. B. calliditas hominis, fortitudo regis; die Verschlagenheit des Menschen, die Stärke des Königs; la ruse de l'homme, la force du Roi; the craft of the man, the power of the King; oder umgekehrt, des Subjekts zu seiner Eigenschaft: puer bonae indolis; Meister der Kunst, Meister der Verstellung; maître de l'art etc.; der Form zur Materie: vas auri, une vase d'or; a vessel of gold; der Deutsche braucht hier entweder das Eigenschaftswort golden, eine goldene Vase, oder die Präposition von; eine Vase von Gold; oder umgekehrt der Materie zur

Form: aurum vasis. Hier werden bei andern Sprachen Eigenschaftswörter oder Präpositionen gebraucht, oder man umschreibt dieses Verhältniß oder es läßt sich gar nicht geben. Man gewahrt aber hieraus, daß vielerlei Worte in verschiedenen Verhältnissen, auch verschieden veeändert werden. So ist z. B. der Herr des Hauses etwas ganz anders, als das Haus des Herrn; der Schild des Ritters und der Ritter des Schildes; die Tasse des Kaffees, wofür man aber besser die Kaffeetasse sagt, und der Kaffee der Tasse, nämlich der eingeschenkte ꝛc. Dieserhalb haben auch einige Sprachlehrer, um diesen Fall in allen seinen Verhältnissen auszudrücken, dafür besondere Namen erfunden, z. B. Genitivus possessionis oder des Besitzes; Genitivus causae oder der Ursache; Genitivus objecti oder des Objects; Genitivus aggregatus, der angehängte oder letzte Genitiv, ꝛc. ꝛc. — Da der Genitiv in jeder Sprache seine Eigenthümlichkeiten hat, und der constructio genitivi überall die meisten Schwierigkeiten macht, obgleich man in neuester Zeit so viel, als möglich, in den kultivirten Sprachen sich bemühet hat, seine Verhältnisse näher zu bestimmen, so läßt sich hier, außer dem schon oben angeführten, nicht viel über ihn sagen, weil alle seine Besonderheiten hier nicht angeführt werden können, ohne nicht diesen Artikel der Sprache über die Gebühr auszudehnen; auch findet man die vielen Abweichungen von der Regel, in Hinsicht dieses Falles, in allen Sprachlehren. Nur Einiges wird hier noch am rechten Orte stehen. Im Deutschen steht der Genitiv auf die Frage: wessen? Die Länder des Fürsten, die Güter des Grafen, das Haus meines Nachbars, die Werkstatt des Künstlers, das Portrait des Königs, der Verein der Frauen oder Jungfrauen, der Ruhesitz der

Ausgedienten, der Befehl des Feldherrn, die Nachkommen Adams, die Reize des Frühlings, die Schönheit dieser Person ꝛc. Dann gewöhnlich auf die Frage: wann? z. B. wann werden wir reisen? des Morgens, des Mittags, des Abends, des Nachts. Wann geht die Post ab? des Sonntags, des Montags, auch bloß Sonntags, Montags, Dienstags ꝛc., heutiges Tages. Das Verhältniß des Orts und das Verhältniß der Art und Weise anzuzeigen, jedoch mit vielen Einschränkungen, wo man statt desselben Präpositionen gebraucht. So z. B. sagt man im Genitiv: Eine Sache höhern Orts melden, meines Wissens, meines Bedünkens, geraden Weges, stehenden Fußes, guten Theils, ich meines Theils, eines schmählichen Todes sterben, der Hoffnung, des Zutrauens, Jemandes Gnade leben; Willens, gutes Muthes, des Todes seyn; eines Geschlechts, eines Sinnes seyn; es ist so Herkommens ꝛc. ꝛc. Dann steht der Genitiv bei denjenigen Zeitwörtern, welche, außer dem Nominativ des thätigen und dem Accusativ des leidenden Gegenstandes, auch noch die Sache erwähnet wissen wollen, als: berauben, beschuldigen, entlassen, entledigen, entsetzen, gewähren, überführen, überheben, überzeugen, vermuthen, würdigen ꝛc. ꝛc. z. B. Jemanden einer Sache berauben, Jemanden des Landes verweisen ꝛc. Hierher gehören auch die Reziproka: sich einer Sache annehmen, anmaßen, äußern, bedienen, begeben, befahren, befleißigen, bemächtigen, bemeistern, bescheiden, entäußern, entbrechen, enthalten, entladen, entsinnen, entziehen, erinnern, rühmen, schämen, überheben,

untersagen, vermuthen, versehen, versichern, weigern ꝛc. Sich der Sünde fürchten, sich eines Bessern bedenken, Jemanden eines Bessern belehren, werden nicht immer mit dem Genitiv verbunden, z. B. sich vor Jemanden fürchten ꝛc. Die Präpositionen, die bloß den Genitiv regieren oder nach sich haben, sind schon oben, S. 171, erwähnt worden. In der höheren Schreibart setzt man den Genitiv gern voran, z. B. des Lebens Freuden, der Leidenden Trost; wie viele der Seligkeit Stunden sind mir in deinem Arme, o Liebe! dahin geschwunden ꝛc.; der Mitternacht Stunden haben oft in ihrem Gefolge manche Geheimnisse. — Wenn der Sinn des Genitivs nicht klar genug hervortritt, wenn das Verhältniß, worin er steht, wohl demjenigen, der ihn darein gesetzt hat, klar ist, doch aber im Gefühle für jeden Fremden noch etwas Dunkles, nicht klar Hervortretendes hat, dann wähle man lieber eine der Präpositionen von, in, an ꝛc. ꝛc. — Im Englischen wird der Genitiv, den man in dem Wörtchen of erkennt, welches ihm vorgeht, auch auf die Frage: wessen? gesetzt, jedoch öfterer, wie im Deutschen, und in ganz andern Verhältnissen. Z. B. nach einem Hauptworte, welches ein Gewicht, Maaß, Zahl oder einen Theil anzeigt, und dann überhaupt da, wo man im Deutschen zwei Hauptwörter neben einander stellt; z. B. a pouud of mèat, ein Pfund Fleisch, a glass of wàter, ein Glas Wasser. — Vor den Namen der Menschen, Königreiche, Länder, Inseln, Flüsse, Städte, Monate ꝛc.; als: He is the son of John; the Kingdom of great Britain; the City of Paris, die Stadt Paris; the Month of July, der Monat July. Nach dem Zeiworte I am, wo wir auch mit wessen? fragen, als: I am of opinion, ich bin der Meinung. Nach

vielen Adjectiven und Zeitwörtern, besonders solchen, welche eine Gemüthsbeschaffenheit anzeigen, und sie in dem Gerundium und Partizip stehen. Man bildet nun im Englischen auch noch den Genitiv, wie wir ihn bei Eigennamen in Verbindung mit Gattungsnamen bilden, z. B. Wilhelms Pferd, statt: das Pferd des Wilhelms. Der Engländer sagt dasselbe: Williams horse, statt: the horse of William. Man setzt daher das Wort, welches im Genitiv stehen sollte, demjenigen, wovon es regiert wird, vor, und an dasselbe ein s mit einem Apostroph (’). In der Mehrheit wird der Apostroph aber weggelassen, wenn sie sich auf ein s endiget, als: the sons dûty, der Söhne Pflicht. Wenn die Mehrheit aber nicht regelmäßig gebildet worden ist, so muß man das s anhängen, als: men’s property, der Männer Eigenthum. Wenn zwei Genitive in einem Satze zusammen stehen, so wird das s dem Letzten angehängt, als: in King Richard’s reign, welches auch im Deutschen Statt findet: unter König Richard’s Regierung, nur wird hier der Ausdruck des Genitivs dem Gattungsworte gegeben, wenn der Artikel vorsteht, z. B. unter des Königs Richard Regierung ꝛc. Gewöhnlich wird durch das apostrophirte s der Genitivus possessionis angezeigt, als: the child’s parents, des Kindes Aeltern; the Lady’s chambermaid, das Kammermädchen der Dame; the Subjects love is their Kings surest Guard, die Liebe der Unterthanen ist die sicherste Wache der Könige. Wo im Deutschen zwei Substantive zusammengesetzt werden, gebraucht der Engländer den Genitiv, z. B. the Master of the House, der Hausherr; a Master of Language, ein Sprachmeister ꝛc. — Im Französischen gebraucht man den Genitiv in vielen Fällen, wie im Deutschen, auf

die Frage: wessen? z. B. l'amour du père et de la mère; la justice du Roi; l'amitié de la soeur; l'humanité de la Princesse; le prix du jardin et de la maison; l'atelier du peintre, du sculpteur; le portrait du Roi et de la Reine etc. Wenn im Deutschen zwei Hauptwörter zusammengesetzt werden oder beisammen stehen, steht im Französischen der Genitiv, z. B. la robe de chambre, der Schlafrock; la ville de Paris, die Stadt Paris; une bouteille de vin, eine Flasche Wein ꝛc. Nach den Wörtern, die eine Vielheit oder Wenigkeit anzeigen, z. B. beaucoup de livres, peu d'argent etc. Wegen der Zeitwörter, die im Französischen einen Genitiv regieren, ist es sehr zweifelhaft; selbst die neuesten Sprachlehrer, ein Levizac, Mozin ꝛc. bestimmen hierüber nichts ausdrücklich, sondern empfehlen hier nur den Gebrauch, welcher die Lernenden mit den Besonderheiten dieses Zweiges der Französischen Sprachlehre, nämlich der Verbindung der Zeitwörter mit den Fällen der Hauptwörter, oder von dem Subjecte und den unmittelbar und mittelbar regierten Hauptwörtern durch Zeitwörter, am besten bekannt macht, weil sich hierüber keine bestimmten Regeln geben lassen, denn jede würde viele Abweichungen haben. In einigen Fällen regiert das Hülfswort être den Genitiv, z. B. il est de mon devoir, und dann regieren ihn, wie im Deutschen, viele zurückwirkende Zeitwörter (Verbes pronominaux), z. B. se venger de quelqu'un, se repentir de quelque chose etc. Die Präpositionen, so wie die Adverbien, welche den Genitiv regieren, welche Letzten dann als Präpositionen gelten, als: beaucoup, peu etc. z. B. beaucoup des livres, peu d'argent etc., lernt man aus den Sprachlehren kennen, weil es von Erstern eine große Anzahl giebt, besonders regieren die zusammengesetzten

Präpositionen den Genitiv, z. B. autour de la ville, de la table; au travers des ennemis, des dangers; auprès de cette arbre; à cause, j'ai été prié à cause de vous etc. In allen diesen Sprachen ist der Genitiv, außer den bestimmten Fällen, die oben angeführt worden sind, ein sehr unbestimmter Fall, der nur zu oft durch Präpositionen und andere Fälle umschrieben und gegeben werden kann, wie auch schon oben angeführt worden; man muß sich daher bei seinem Gebrauche in Fällen, wo er Unverständlichkeiten veranlassen könnte, sehr in Acht nehmen, und lieber ein Vorwort gebrauchen, als die Stelle im Satze dunkel lassen, welches besonders in der Deutschen Sprache leicht angeht, die an Hülfswörtern so reich ist; auch die Französische kann sich der Vorwörter oder Präpositionen bedienen, obgleich bei denselben dergleichen zweifelhafte Fälle, ob nämlich dieser Casus recht steht oder nicht, oder ob er Dunkelheiten oder Unverständlichkeiten veranlaßt, weniger vorkommen, besonders wenn man in die Sprachkunst eingedrungen ist; nur lassen sich Regeln hierüber schwer entwerfen, weil Vieles, ja das Meiste, auf die Constructionsordnung oder Stellung der Wörter in einem Satze ankommt, die doch sehr verschieden angetroffen wird, welche Verschiedenheit den Styl des Schriftstellers ausmacht.

Der Dativ, s. oben, S. 97, steht auf die Frage: wem? wozu? Er ist in der Deklination der dritte Fall oder Casus, und von den mittelbar regierten der zweite, und gehört daher zu denjenigen Fällen, die sich auf etwas beziehen (Casus obliqui); er bezeichnet daher die Sache oder Person, auf welche sich das damit verbundene Zeitwort bezieht. Man bezeichnet ihn entweder durch die bloße Endigung, wie im Lateinischen und Griechischen, oder durch Vorsetzung einer Partikel oder eines Vorworts, wie im He-

bräischen, Französischen und Englischen, oder durch den Artikel, wie im Deutschen. Den Namen Dativ hat er, wie auch schon oben bemerkt worden, von Geben, weil ihm etwas gegeben wird und er also dadurch den Gebefall bezeichnet, z. B. ich gebe dir ein Buch, eine Schrift, ein Gemälde ꝛc. Die Handlung des Gebens ist also bei diesem Falle die vorherrschende, obgleich der Gegensatz davon eben so häufig damit angezeigt wird, z. B. sagt man eben so gewöhnlich: dare alicui pecuniam, als: eripere alicui pecuniam, Jemanden Geld geben, als Jemanden Geld rauben, abnehmen; jedoch ist die erstere Beziehung auf seinen Namen wohl die richtigere, weil im Ganzen mehr gegeben, als genommen wird, also das Erstere auch der eigentliche Zweck der meisten Handlungen ist, woher er auch der Zweckfall genannt wird; denn ich muß erst geben, ehe Jemand nehmen kann, oder es muß erst gegeben worden seyn, ehe ich nehmen kann. Von dem gewaltsamen Nehmen, dem Rauben, kann hier nicht die Rede seyn, weil solches nach dem Begriffe aller civilisirten und kultivirten Nationen von dem Mein und Dein, eine ungerechte Handlung ist. Im Griechischen kommt der Dativ mit dem Deutschen so ziemlich überein, und begreift, wie dieser, mehrere Verhältnisse, die durch die Präpositionen an, für, gegen, zu, vollständiger ausgedrückt werden, und daher weiter keiner Erklärung bedürfen, als: δοῦναι τινι, Jemanden geben, ἐχθρὸς τινι, Jemanden feind ꝛc. Ferner folgt er im Griechischen auf den Begriff der Vereinigung, des Zusammentreffens, z. B. ὁμιλεῖν τινι, mit Jemanden umgehen; μάχεσθαι τινι, mit Jemanden kämpfen; ὅμοιός τινι, Jemanden gleich, ähnlich ꝛc. Dann zeigt er in dieser Sprache eine Handlung, die eine Richtung des Nutzens oder Schadens hat, an, und worin Butt-

mann ihn als Dativus Commodi et Incommodi bezeichnet, worüber man eine Erklärung in seiner Grammatik, 6te Aufl. (1811) S. 482 u. f. findet. Ferner zeigt derselbe noch das Werkzeug, die Ursache, die Art und Weise, und die bestimmte Zeit an, z. B. παταξσειν ῥάβδῳ, mit dem Stocke schlagen, σμιλῃ πεποιημένον, mit dem Schnitzmesser gemacht. Nach Buttmann kann man diesen Fall hier den Dativus instrumenti nennen, wie die Lateiner ihren Ablativus instrumenti haben. In Hinsicht der Ursache sagt man: φόβῳ ἔπραττον, ich that es aus Furcht; der Art und Weise: ταῦτα ἐγίνετο τῶδε τῷ τροπῳ, dies geschah auf diese Art; der bestimmenden Zeit: παρῆν τῇ τρίτῃ ἡμερᾳ, am dritten Tage war er da ꝛc. Man gebraucht auch den Dativ im Griechischen beim Passiv, besonders beim Perfectum Passivi, z. B. καλῶς λέλεκταί σοι, es ist schön von dir gesagt worden ꝛc. — Der Lateiner gebraucht den Dativ auf die Frage: wem? für wen? wozu? wem zum Nutzen? wem zum Schaden? z. B. Volenti non fit injuria. Malis displicere laus est. Heroum filii noxae. Non scholae, sed vitae discendum. Lupus est homo homini. Homo non sibi soli natus est, sed patriae. Da hoc amicis ac familiaribus tuis, da patriae. Nemo errat uni sibi, sed dementiam spargit in proximos etc. Die Adjective, die eine Bereitwilligkeit oder Tauglichkeit zu einer Sache anzeigen, stehen auf die Frage: wozu? und diejenigen, die eine Gleichheit, Aehnlichkeit, oder deren Gegentheil anzeigen, im Dativ. Erstere können aber auch den Accusativ mit der Präposition ad bei sich haben, z. B. Ingenium hominis ad res diversissimas habile est. Homo ad nullam rem utilis (idoneus), welches so viel bedeutet, als

ein Taugenichts. Das Zeitwort sum, wenn es haben bedeutet, setzt die Person in den Dativ, die Sache aber in den Nominativ, und es selbst nimmt die dritte Person; z. B. est mihi liber etc. Ferner steht der Dativ im Lateinischen bei den Zeitwörtern: parco, benedico, maledico, studeo, persuadeo, arrideo, supplico, excello etc., z. B. Plato persuasit Dionysio etc. Bei denjenigen Zeitwörtern, die so viel als gereichen, zurechnen bedeuten, als: duco, do, verto, tribuo, habeo, sum, fio, steht sowohl die Person, als die Sache im Dativ. Erstere auf die Frage: wem? und Letztere auf die Frage: wozu? z. B. cui bono est etc. Zuweilen wird auch die im Dativ stehende Person weggelassen, als: turpe est literas quaestui (sibi) habere etc. Der Dativ steht ferner bei vielen Zeitwörtern, die mit den Präpositionen: ad, ante, con (statt cum), de, e, in, inter, ob, post, prae, pro, re, sub und super verbunden sind, z. B. adesse, congruere, conjungere, imponere, inferre, injicere, obrepere, prospicere, supervenire etc. etc., z. B. Ego omnibus rebus tuis adero. Caesar Galliam Romano imperio conjunxit etc. Die Impersonalia: licet, libet, contingit, convenit, expedit, vacat etc., haben, wenn sie mit dem Infinitiv esse und fieri zusammen stehen, sowohl das Subject, als Prädikat des Satzes im Dativ bei sich; z. B. licet mihi esse otioso etc. Oft setzt man auch den Dativ, nach Art der Griechen, wo eine von den Präpositionen a, ad, apud, cum mit ihrem Falle stehen konnte; z. B. statt a: honesta bonis viris (statt a bonis viris) quaeruntur etc. Auch die Interjectionen: heu, hae, hem! können den Dativ bei sich haben, der aber öfters ausgelassen wird, z. B. Heu mihi! Heu mihi misero! etc. Diejenigen Zeitwörter, welche bald den Dativ der Person und

den Accusativ der Sache, oder bald die Person in den Accusativ und die Sache in den Ablativ setzen, so wie auch diejenigen Zeitwörter, welche, je nachdem sie in verschiedenen Bedeutungen genommen werden, bald den Dativ, bald einen andern Fall bei sich haben, findet man in den Lateinischen Sprachlehren, so wie auch mehrere andere Besonderheiten, welche sich auf den Dativ beziehen. — In der Deutschen Sprache steht der Dativ auf die Frage: wem? und wozu? z. B. wem gehört dieses Haus, dieser Pallast, dieses Schloß? Dem Kaufmanne, dem Grafen, dem Fürsten oder der Frau N., der Gräfin, der Fürstin. Wem zum Besten geschieht dieses? Es geschieht der Stadt, der Kirche, dem Waisenhause, dem Krankenhause, ꝛc. zum Besten. Wozu dient dieses? Es dient zum Nähen, Stricken, Sticken; zum Spielen, Singen, Tanzen ꝛc. Ferner steht der Dativ 1) als Gegenstand an dem der im Zeitworte liegende oder steckende Begriff versinnlicht wird, oder von dem die Handlung geschieht; z. B. Einem auf die Achsel klopfen; dem Vogel die Zunge lösen; dem Manne das Haar verschneiden; seinen Worten einen falschen Sinn geben; dem Kinde den Apfel aus dem Munde nehmen; dem Baume die Zweige abschneiden; ihm pocht, schlägt das Herz; ihr schlägt das Gewissen. Alle diese Fälle mit transitiven Zeitwörtern; aber auch mit intransitiven, z. B. die Haare stehen ihm zu Berge; mir friert das Gesicht, die Füße; der Kopf thut ihm weh: die Wunde in der Hand schmerzt mir; ihm blutet das Herz ꝛc. 2) Bei transitiven Zeitwörtern, wenn ihr Activum den leidenden Gegenstand im Accusativ, das Passivum denselben aber im Nominativ bei sich hat, als: Einem etwas abbitten, abfordern, abstreiten, anhaben, anpreisen, anrathen, aufkündigen, bedingen, befehlen, bringen, benehmen, berichten, bezahlen, borgen, entlassen, erwiedern,

erzählen, geben, gebiethen, geloben, gestatten, halten, glauben, gönnen, klagen, leihen, liefern, leisten, melden, machen, nehmen, nennen, rauben, offenbaren, opfern, rathen, reichen, sagen, schaffen, schenken, schicken, senden, schreiben, stehlen, thun, verweigern, verursachen, verbinden, verpflichten, wünschen, zeigen, zurechnen ꝛc.
3) Bei intranstiven oder nichtzielenden Zeitwörtern; als: Einem anliegen, angehören, ausweichen, begegnen, beifallen, danken, dienen, drohen, fluchen, folgen, fröhnen. Einem an die Hand gehen, gefallen, gehören, gehorchen, gelingen, gerathen, geschehen, geziemen, glauben, gleichen, leuchten, lohnen, nützen; einer Sache obliegen; sich einer Sache entziehen. Einem rathen, schaden, schmeicheln; sich einer Sache unterziehen. Einem trotzen, wehren, weichen, winken, wohl wollen, das wird mir zur Last; das ist mir zu hoch; wie wird mir. Hierher gehören auch die unpersönlichen Zeitwörter, z. B. es ahndet, ekelt, betrübt, gebührt, geziemt, gereut, träumt, schwindelt mir; es kommt mir vor, es fällt mir ein, es glückt mir, es fehlt mir, es gilt mir, mir ist warm, mir ist kalt, mir ist übel, mir ist wohl. — Man hat nun noch mehrere Zeitwörter, welche von einigen Schriftstellern mit dem dritten, von andern mit dem vierten Falle gebraucht werden, und worüber schon mancher Streit entstanden ist. Die vorzüglichsten darunter sind: ankommen, aufgeben, angehen, bezahlen, deuchten, gelten, getrauen, helfen, heißen, kosten, lassen, lehren, liebkosen, nennen, rufen, versichern. Bei allen diesen Zeitwörtern, so wie überhaupt bei allen transitiven, wenn der Fall des Gegenstandes, den sie regieren, zweifelhaft ist, darf man nur, um zu sehen, ob es im Dativ oder Accusativ stehen muß, die ganze Redensart in das Passivum versetzen, findet nun hier der Nominativ Statt, so muß im Activo der Accusativ stehen, muß aber der Dativ bleiben, so

steht solcher auch im Activo; z. B. sagt man: das Kind wird geliebkoset, also muß es auch heißen: Einen liebkosen; ich werde angegangen, also: Einen angehen; ich werde bezahlt, also auch: Einen bezahlen; mir wird geholfen, also auch: Einem helfen; mir ist berichtet, versichert worden, also auch: Einem berichten, versichern ꝛc. Aufgeben ist mit dem Dativ und Accusativ richtig, z. B. Einen Kranken aufgeben, heißt, ihm die Hoffnung der Wiederherstellung benehmen; und Einem etwas aufgeben, heißt, eine Vorschrift, nach der er handeln soll. Es gilt dein Leben und es gilt ihm das Leben. Ich lehre dich und ich lehre dir die Malerey; ich habe es ihm geheißen und ich habe ihn kommen heißen, und so in mehreren andern Fällen. — Andere Verhältnisse, z. B. des Mittels und des Werkzeuges, der Gesellschaft, Verbindung, der Zeit, des Ortes der Ruhe ꝛc., die dieser Casus ausdrückt, geschieht mittelst der Präpositionen, die oben, S. 170, angeführt worden sind. — In der Englischen Sprache wird der Dativ, der das Wörtchen to als Kennzeichen vor sich hat, wie in der Deutschen Sprache, auf die Frage: wem? oder wozu? gesetzt; es sind hierüber noch folgende Regeln zu beobachten. Einige Hauptwörter, die eine Freund- oder Feindschaft, Gemüthsbewegung oder ein Amt bezeichnen, haben hier den Dativ, und im Dentschen den Genitiv, als: He is a Friend to Wine, er ist ein Freund des Weines; dann auch die Hauptwörter, welche ein Recht, Anspruch ausdrücken, und wo wir dann im Deutschen das an oder auf gebrauchen, als: God is faitfuhl to his Word, Gott hält sein Wort. Das Wörtchen to, als Kennzeichen des Dativs, wird nach einigen vorzüglich einsylbigen Zeitwörtern, die ein Begehren und Verlangen ausdrücken, besonders wenn das persönliche Fürwort gleich darauf folgt, als: to tell, to give etc.,

so wie auch in kleinen Redesätzen nach einigen Adjectiven, z. B. nach like, gleich, ähnlich, near, nahe, each, every, no, one, nigh und next ausgelassen; ausgenommen von dieser Regel ist to say, welches immer to hinter sich stehen hat. Hier einige Beispiele von dem Angeführten. Tell me some News, sagt mir etwas Neues. Give me the book, gebt mir das Buch. Give each somewhat, gebt Jedem etwas. He shall make you no Presents, er soll euch keine Geschenke geben. To do one a pleásure, Einem einen Gefallen erzeigen. Nèar the city, nahe bei der Stadt ꝛc. Das Fürwort it hat immer den Dativ nach sich, nnd bei demselben kann der Dativ gesetzt oder ausgelassen werden, je nachdem es der Wohlklang erfordert; z. B. Give it to my Son, gebt es meinem Sohne. Tell it her, sagt es ihr ꝛc. — In der Französischen Sprache steht der Dativ auf die Frage: wem, zu wem, an wen, an was, zu was, wo, wohin, woran? ꝛc., z. B. la maison appartient à Mr. Weiss, oder à l'artiste, oder au père, oder à la mère, oder à la Comtesse; j'écris à l'oncle et à la tante, à Mr. N., au Ministre, au Roi; je m'adresse à l'Empereur et à l'Impératrice; je me plais à la ville, à la campagne, au jardin. Ces châteaux, ces palais appartiennent aux Princes et aux Princesses. Les Religueux pensent aux églises. Les chasseurs se trouvent à la chasse. Les Nobles et les Bourgeois se divertissent aux environs de la ville. Nous avons été à la comédie. Je me trouve au désespoir. Je préfère une conscience libre à l'honneur et aux richesses. Mon ami va à l'exposition des peintures et sculptures. Mon fils pense aux revers de la

fortune etc. Wenn gleich viele Französische Zeitwörter mit den Deutschen in Regierung des Dativs übereinkommen, so finden doch auch eben so viele Ausnahmen Statt, wo Französische Zeitwörter den Dativ und die Deutschen den Accusativ, und so umgekehrt haben; so z. B. haben accomoder, anstehen, assister, secourir, aider, helfen, beistehen, croire, glauben, braver, trotzen, éclairer, leuchten, flatter, schmeicheln, menacer, drohen, prévenir, zuvorkommen, rencontrer, begegnen, remercier, danken, servir, dienen ꝛc., den Accusativ oder régime directe im Französischen, und im Deutschen den Dativ oder régime indirecte. Ausgenommen von den genannten Zeitwörtern sind aider und croire, welche man auch mit dem Dativ antrifft; z. B. aidez à sa soeur; croire aux devins, aux songes, an Wahrsager, an Träume glauben. So hat jouer, spielen, im Deutschen den Accusativ, z. B. Schach, Karten, Kegel, Damen spielen, und im Fraazösischen den Dativ: jouer aux échecs, aux cartés, aux quilles, aux Dames etc. Wenn das Hülfswort être in der Bedeutung von c'est le devoir steht, so regiert es häufig den Dativ, z. B. C'est au général à commander, et c'est au soldat d'obeir; c'est aux gens de lettres á juger des ouvrages d'esprit, mais sans préjuge; c'est aux maîtres à parler et aux disciples d'écouter; quand un maître a donné ses ordres, c'est à l'inférieur de se conformer à sa volonté, afinque le désordre ne regne pas etc. Die Zeitwörter der Mittelgattung (Verba neutria), die weder ein Thun, noch ein Leiden, sondern bloß einen Zustand, auch wohl eine Handlung ausdrücken, die in der handelnden Person selbst vorgeht, also keinen äußeren Gegenstand hat,

regieren gewöhnlich den Dativ, auf die schon oben angeführten Fragen, wovon auch daselbst Beispiele angeführt worden sind, als: j'étais à la champagne, je suis souvent à la ville et aux environs de la ville; je réfléchis au temps passé, aux affaires dont vous m'avez parlé etc. Von den zurückwirkenden Zeitwörtern (Verba reciproca) haben auch mehrere den Dativ nach sich, z. B. se fier à quelqu'un etc. — Ein Mehreres über den Dativ in der Englischen und Französischen Sprache findet man in den Sprachlehren.

Der Accusativ oder Zielfall, Anklagungsfall, Thatfall, s. auch oben, S. 97, ist der vierte Casus in der Deklination, und der einzige unmittelbar regierte Fall (Régime direct) in der Sprachkunst. Er steht auf die Frage: wen? oder was? In der Griechischen und Lateinischen Sprache wird er durch seine Beugungen ausgedrückt, in der Englischen, Französischen, Italienischen und Deutschen Sprache durch gewisse Partikeln und den Artikel, die er zum Theil mit dem Nominativ oder Nennfall gemein hat. Er wird aber auch aus dem Zusammenhange erkannt, und am deutlichsten da, wo die Wörter der Ordnung der Natur nach folgen. Oefters aber zeigen in diesen Sprachen gewisse Partikeln, die dem Nominativ vorgesetzt werden, und die Affixa, welche den Wörtern nachstehen, den Accusativ an. So z. B. ist éth bei den Hebräern das Zeichen desselben; es steht immer vor und bedeutet ursprünglich ein Zeichen. Auch vor den Affixis zeigt diese Partikel denselben Fall an, wird aber dann oth geschrieben, z. B. er besuchte, oth-i, mich. Daß sie auch zuweilen vor den Nominativ in den ältesten Hebräischen Büchern gesetzt wird, beweiset, daß man beide Fälle nicht immer so ganz genau durch sie, mehr

aber durch die Verbindung unterschieden hat, gerade wie jetzt in den neuern Sprachen der Artikel in beiden Fällen gebraucht wird, nur mit dem Unterschiede, daß dieses hier der gewöhnliche, dort aber der seltenere Fall ist. Die übrigen Morgenländer sollen, nach einem Orientalisten, eben solche Merkmale gebrauchen. Die Samaritaner bezeichnen den Accusativ durch die Partikel jath, doch haben sie auch bisweilen eth. Die erste Partikel hat auch der Chaldäer. Der Syrer spricht sie nach seiner Mundart joth aus, er setzt jedoch häufiger L dafür. Hiermit kommt der Aethiopier überein. Er setzt dem Nomen, welches den Accusativ ausdrücken soll, La vor, welches jedoch auch als Zeichen des Dativs gebraucht wird, und hängt dem Eigennamen am Ende Ha an. Der Araber hat Casus durch Endbeugungen, welche sich auf drei beschränken, on, en, an, und wovon der dritte oder letzte Casus, Fall, der Accusativ ist. In der alten Arabischen Sprache soll man aber diese Abwandlungen der Wörter nicht finden, und auch jetzt sollen sie im gewöhnlichen Leben nicht vorkommen, sondern nur in Schriften, daher glauben viele Gelehrten, daß diese Endigungen eine Nachahmung der Europäischen Sprachen und das Werk eines Grammatikers seyen. Der Accusativ endiget sich also in der Arabischen Bücherspräche auf an, z. B. Asadon, der Löwe, hat im Accusativ Asadan, den Löwen. Er ist im männlichen und weiblichen Geschlechte einerlei; auch findet er sich nicht im Dual oder Plural, man setzt hier den Genitiv an seine Stelle. Er steht auch beim Zeitworte, um eine gewisse Beschaffenheit oder einen Zustand von einer Person anzuzeigen, wo man sonst den Nominativ oder einen andern Fall setzen würde. Zum Beispiel Saidkam, reitend oder zu Pferde. Hier wird der Accusativ Rakiban, reitend, von Rakibon, um den Zustand auszudrücken, gesetzt;

gehen aber gewisse Partikeln, z. B. aber, sicher, vielleicht, wenn doch wäre ꝛc. voran, so verwandeln sie nicht die Eigenschaft, sondern das Subject oder das Nennwort, von welchem eine gewisse Eigenschaft oder ein Zustand gesagt wird, in den Accusativ. Zum Beispiel, wäre doch Amron zu Hause, wird der Nominativ Amron in den Accusativ Amran gesetzt. Dieses Zeichen des Accusativs wird in dieser Sprache auch gebraucht, um die Nennwörter der Zeit in Nebenwörter zu verwandeln, wenn man dabei wann? oder wie lange? fragen kann: Früher überfiel er den Feind seines Stammes. — Sabachan, frühe, der Accusativ von dem Morgen. Dieser Fall, sagt die von gebornen Arabern geschriebene Grammatik, die Scharumija, steht statt des Genitivs mit ausgelassener Partikel in, statt Fi Sabachen, zu der Morgenzeit. Bei den Hebräern sollen sich, der Bedeutung nach, Aehnlichkeiten finden. Vor den Affixis soll der Araber aber wieder Orientaler seyn; denn ihnen setzt er, um den Accusativ auszudrücken, das dem Hebräischen correspondirende Ija vor, und sagt Ijaja, mich. — Den Accusativ erfordern alle Zeitwörter, welche einen Sinn oder einen Affect ausdrücken, z. B. sehen, hören, fühlen, lieben ꝛc. und dieser wird durch die Natur der Sache begründet, man trifft ihn auch bei den meisten Völkern an, wozu sie zum Theil noch einen andern, den Genitiv; der Grieche und der Hebräer den Ablativ, zu regieren gebrauchen. In mehreren Sprachen, z. B. in den Morgenländischen, in der Griechischen, Lateinischen ꝛc., wird oft zu einem Zeitworte, welches einen Accusativ regiert, ein Nennwort, das von ihm herstammt oder in der Bedeutung mit ihm verwandt ist, gesetzt, z. B. ἔπραξσε τὰ πραγματα, die Thaten hat er gethan; pugnavit pugnam, er hat einen Kampf gekämpft, Dan din, das Gericht hat

er gerichtet, das ist, gehalten. Hierdurch wird oft die Bedeutung des Zeitwortes erhöht und verstärkt. Die Griechen brauchen gern den Accusativ bei nichtzielenden Zeitwörtern (Intransitiva), z. B. bei Substantiven oder Hauptwörtern, welche den Sinn des Zeitwortes als Abstraktum darstellen, um noch eine Bestimmung hinzufügen zu können, z. B. κινδυνεύσω τοῦτον τὸν κινδυνον, ich werde mich dieser Gefahr unterziehen; ζῆ βιον ἥδιστον, er führt ein sehr angenehmes Leben ꝛc. Die Griechische Sprache vermeidet dadurch, sagt Buttmann, die kraftlose Häufung solcher Zeitwörter, wie unser machen, thun, haben, führen ꝛc. Die Griechen brauchen den Accusativ bei vielen Zeitwörtern, sowohl von den nähern, als entferntern Objekten, z. B. von ποιειν ist das nahe Objekt die That, von λέγειν, die Worte, entferntes Objekt ist von beiden die Person, welcher etwas gethan oder gesagt wird; dessenungeachtet sagen die Griechen immer: κακῶς ποιειν τινα, Jemanden Böses thun; κακῶς λεγειν τινα, Jemanden schmähen. Daher kommt es denn, daß diese und viele ähnliche Zeitwörter in der Griechischen Sprache häufig zwei Accusative, der Person und der Sache, zugleich regieren, welches auch im Lateinischen nicht selten, und auch im Deutschen der Fall bei einigen Zeitwörtern ist; z. B. docere aliquem artem, Jemanden eine Kunst lehren ꝛc. Ein noch entfernteres Object ist der Accusativ, wenn er, wie im Griechischen sehr gewöhnlich ist, nur den Theil, Umstand oder bestimmtern Gegenstand andeutet, worauf irgend ein allgemeiner Ausspruch eingeschränkt wird, in welchen Fällen wir Deutschen eine Präposition, wie an, in ꝛc. gebrauchen, z. B. καλός ἐσι το σῶμα, er ist schön von Körper. — Εὐρος τὴν πατρίδα, seines Vaterlandes ein Syrer ꝛc. Auch die Lateinischen Dichter ahmen diese Constructionsform nach, z. B.

os humerosque deo similis etc. Auch die Griechen brauchen bei dem oben angeführten Accusativ zuweilen eine Präposition, z. B. κατα. Zuweilen steht auch, wie bei den Arabern, der Accusativ für ein Adverbium, z. B. χρονον τινα, eine Zeitlang, welches man auch bei den Lateinern und in andern Sprachen findet, z. B. tempus aliquod etc., wobei man wieder einige Vorwörter versteht, z. B. das schon angedeutete κατα. Man findet auch zuweilen den Infinitiv als Accusativ bei den Adjectiven, besonders bei denjenigen, die ein Vermögen, eine Gleichheit ꝛc. bezeichnen, z. B. λέγειν τε και πραττειν δυνατωτατος, der Mächtigste im Reden und Handeln, welches man auch bei andern Nationen findet; z. B. bei den Lateinern: ambo cantare periti; bei den Hebräern Ohabe Lanum, die zu schlafen lieben. In diesen Fällen setzt auch der Araber seinen Accusativ. Was die Präpositionen, welche im Griechischen den Accusativ regieren, betrifft, so sind sie oben, S. 171, schon angeführt worden. Ein Mehreres über den Accusativ der Griechen sehe man in den Sprachlehren nach. — Bei den Lateinern steht der Accusativ auf die Frage wen? oder was? z. B. Occasio facit furem, Gelegenheit macht den Dieb; manus manum lavat, eine Hand wäscht die andere; veritas odium parit, die Wahrheit gebiert den Haß; Famam curant multi, pauci conscientiam, Viele sind um den Ruf bekümmert, aber Wenige sind sich seiner bewußt ꝛc. Der Accusativ steht ferner: 1) Auf die Frage wohin? z. B. abeo in Asiam, in Italiam; perveni ad Capuam; eo domum; proficiscor Syracusas. Man findet ihn hier mit einer Präposition, aber auch ohne dieselbe. — 2) Auf die Frage: wie hoch? wie weit, wie lang, breit, dick oder tief? z. B. Centum cubitos alta turris. Zama quinque dierum iter

ab Carthagine abest. Aedium fundamenta quinque pedes in terram demissa sunt. Scrobes tribus pedibus latas et octo pedibus longas facito. Man findet auf die Frage wie weit und wie lang? auch den Ablativ, welches man aus den Sprachlehren und Wörterbüchern näher ersehen kann. 3) Bei vielen zielenden und nicht zielenden Zeitwörtern und Verbis deponent., welche ihn sonst nicht haben, und ihn nur durch die mit denselben verbundenen Präpositionen: ad, ante, circum, in, inter, ob, praeter, sub, subter, trans, erhalten, welche Präpositionen auch oft ausdrücklich wiederholt werden, z. B. Pro patria, parentibus et amicis quodlibet adire periculum oportet. Drusus in Germania mortem obiit. Caesar primus exercitum trans Rhenum in Germaniam transduxit etc. Auch die Passiva behalten von diesen Activis den Accusativ bei. — 4) Bei mehreren Intransitivis, wenn sie ein Thun anzeigen, besonders bei Wörtern von einerlei Ursprung oder verwandter Bedeutung, z. B. Doleo (ob) vicem tuam. Vivo vitam jucundissimam etc. — 5) Bei den unpersönlichen Zeitwörtern (Impersonalia) decet, dedecet, oportet, juvat, delectat, fallit, praeterit, fugit, steht die Person im Accusativ, und bei oportet wird ut vor dem Conjunctiv allemal ausgelassen, oder statt dessen ein Accusativ cum infinitivo gesetzt, z. B. Candida pax homines, trux decet ira feras. Me justum esse gratis oportet etc. — 6) Die Zeitwörter, welche ein Bitten, Fragen, Erinnern, Fordern und Lehren bedeuten, so auch die thätigen Zeitwörter, deren Passiva einen Nominativ vor und nach sich haben, und die auch schon oben angeführt worden sind. Zu den Erstern gehören: rogo, oro, exero, precor, hortor, interrogo, con-

sulo, doceo, moneo, flagito, exigo, erudio etc. und dann die Activa, von den oben schon angeführten Passivis. Zum Beispiel: Hoc beneficium te rogo; Interrogavit s. rogavit me sententiam; me hanc rem consulit etc. Die oben angeführten Zeitwörter behalten den Accusativ der Sache auch im Passiv bei. — 7) Die Zeitwörter: sequor, imitor, sector, juvo, deficio, effugio, erubesco und deren Zusammensetzungen regieren, gleichfalls einen Accusativ, wenn gleich im Deutschen andere Fälle dabei stehen, z. B. mortem effugere nemo potest, dem Tode kann Niemand entfliehen. Tempus me deficit, es fehlt mir an Zeit. Nulla ars imitari solertium naturae potest. Keine Kunst kann die Geschicklichkeit der Natur nachahmen ꝛc. ꝛc. — 8) Stehen gewisse Interjectionen gern bei einem Accusativ, oder man findet sie wenigstens bei demselben, z. B. ah, vah, proh, o, en, ecce, hem und heu! Ah me miserum! O tempora, o mores! Ecce miserum hominem! etc. Es sind die schon oben, unter den Interjectionen, S. 178 und 180 u. f., angeführten Interjectionssätze. Ein Mehreres über manche Abweichungen von den oben angeführten Regeln, in Hinsicht des Accusativs, findet man in den Sprachlehren und Wörterbüchern. Was die Präpositionen, welche den Accusativ regieren, anbetrifft, so ist schon oben, S. 172, Manches darüber gesagt worden; auch wird weiter unten noch Einiges darüber vorkommen. — In der Deutschen Sprache steht der Accusativ auf die Frage wen? und was? z. B. ich suchte dich, ich sah ihn, ich fragte ihn ꝛc. Frage: Wen? Ich fand einen Schatz, ich hob einen Zettel auf ꝛc. Frage: Was? Ueberhaupt steht im Deutschen der Accusativ, so wie auch in den meisten lebenden Sprachen, bei einem

zielenden Zeitworte (Verbum activum), dessen Passivum einen Nominativ erfordert. Er ist also, als Person oder Sache, derjenige Gegenstand, auf den der Begriff des Zeitwortes unmittelbar wirkt, wie auch schon oben, bei den Fragen gezeigt worden ist. Der Sturm entblättert die Rose. Der Vater liebt den Sohn und auch die Tochter. Der Herr ruft seinen Knecht. Der Arme bittet dich um Almosen. Ich bitte den Monarchen nur um eine Gnade ꝛc. ꝛc. Hierher gehört auch das Zeitwort lassen, wenn dessen mangelhaftes Prädikat durch einen Infinitiv ergänzt wird, welcher gleichfalls den Accusativ der Person erfordert, z. B. laß mich diesen Tag vollenden; sie ließen ihn gehen; laß dich nichts merken. Es bekommt dann auch den Accusativ der Sache; z. B. ich ließ es ihn merken; laß ihn deinen Reichthum nicht merken, wo aber der zweite Accusativ von dem Infinitiv abhängt. — Die meisten Reciproka, welche wahre Activa sind, regieren daher gleichfalls den Accusativ; z. B. ich erinnere, unterstehe, besinne, befleißige, freue, beklage, schäme mich ꝛc.; nur einige machen darunter eine Ausnahme; z. B. ich getraue mir ꝛc. — Viele nichtzielende Zeitwörter oder Intransitiva regieren gleichfalls den Accusativ, wenn sie eine thätige Bedeutung annehmen; z. B. diesen oder jenen Weg gehen, diesen oder jenen Berg, Hügel hinaufsteigen; die Treppe auf- und abgehen; sich einen Buckel lachen; etwas nicht gewahren können; ein Amt abdanken; einen guten Kampf kämpfen; einen langen Schlaf schlafen; ein herrliches Leben leben ꝛc. — Die drei letzten hier angeführten Intransitiva mit dem Accusativ, verwirft zwar Adelung nicht ganz mit Unrecht; allein man

findet sie doch bei sonst guten Schriftstellern, und wenn sie keine Härte geben, z. B. wie bei leben, so kann man sie wohl gebrauchen, z. B. er kämpfte einen langen Kampf, ehe er heim zu seinen Vätern ging, enthält hier keine Härte. Man findet ferner viele unpersönliche Zeitwörter (Impersonalia), wenn sie eine thätige Bedeutung haben, gleichfalls mit dem Accusativ; als: es befiel ihn ein Schwindel, oder es schwindelt, gewahrt, gereut, kränkt, betrübt, dauert, schmerzt, schaudert, schwitzt, hungert, dürstet, schläfert, ergötzt, betrifft, wundert, verdrießt mich ꝛc.; es regnet Blut, es schneiet Flocken einer wälschen Nuß groß, es hagelt Steine ꝛc. auf die Frage: was? — Einige Zeitwörter regieren einen doppelten Accusativ, als: lehren, kosten, heißen, bezahlen, schimpfen, schelten und nennen; z. B.: er nennt mich seinen Freund; er schilt mich einen Betrüger; er lehrt mich die Malerey; er heißt mich einen Schelm; er bezahlt mich die Schuld; es kostet mich zehn Thaler ꝛc. ꝛc. Diese Zeitwörter nehmen auch leidend den Nominativ zweimal zu sich, z. B. ich werde sein Freund genannt ꝛc. Nach Adelung und einigen andern Sprachlehrern und Schriftstellern, soll man viele der genannten Zeitwörter auch mit dem Dativ der Person und den Accusativ der Sache gebrauchen, wie auch schon oben, S. 212, angeführt worden ist, z. B. er lehrt mir die Philosophie; er hat mir das geheißen; es kostet mir zehn Thaler ꝛc. — Wenn dieses auch der Deutschen Sprache analoger ist, so hat doch einmal bei den genannten Zeitwörtern der doppelte Accusativ bei den besten Schriftstellern das Bürgerrecht gewonnen. Der Accusativ steht ferner: 1) bei dem Verhältnisse der Zeit, auf die Frage wen? Es geschieht den dritten Tag, nach

unſerer Ankunft; die Woche dreimal; vorigen Sonnabend. — 2) Eine Zeitdauer zu bezeichnen, auf die Frage: wie lange? Warten ſie noch ein Paar Tage, noch einen Augenblick ꝛc. — 3) Eine Wiederholung anzuzeigen, auf die Frage: wie oft? Die Feinde ſind dreimal geſchlagtn worden; ich ſehe ihn alle Tage ꝛc. — 4) Das Verhältniß der Größe, Ausdehnung, des Gewichts, Alters, Werths und Preiſes anzuzeigen; z. B. es koſtet einen Thaler, es wiegt einen Centner; eine Elle lang, zwei Fuß breit, ſechs Zoll dick ꝛc. — 5) Das Verhältniß des Raums, in welchem eine Bewegung vor ſich geht; z. B. wir reiſen, gehen, fahren dieſen Weg ꝛc. Die Präpoſitionen, die den Accuſativ regieren und oft bei Verben ſtehen, ſind ſchon oben, S. 170, angeführt worden. — In der Franzöſiſchen Sprache ſteht, wie in der Deutſchen, der Accuſativ auf die Frage: wen? was? que, qu'est-ce que? und qui est-ce que? z. B. Je vois la maison; je loue la vertu; j'aime la lecture; je loue mes amis; je les loue souvent; j'aime Dieu et tout le monde. Aus dem hier Angeführten wird man gewahren, daß auch im Franzöſiſchen die thätigen Zeitwörter (Verba activa) den Accuſativ oder vierten Fall regieren, jedoch kommen ſie hierin nicht immer mit den Deutſchen überein, wie auch ſchon oben, S. 214, angeführt worden iſt; die Letztern werden oft durch eine Präpoſition ꝛc. erklärt, wo die Franzoſen auf die Frage: wie? was? den vierten Fall ohne eine ſolche ſtellen. Die Zeitwörter, die eine Seyn oder Werden und dergleichen bedeuten, nehmen gegen die Natur der Deutſchen Sprache den vierten Fall zu ſich, ungeachtet die Frage Wer? dabei Statt findet, welches beſonders wegen der Wort-

fügung in ganzen Sätzen zu bemerken ist, z. B.: Il n'est pas encore Conseiller, mais il le deviendra bientôt. Ausnahmen von dieser Regel machen die persönlichen Fürwörter; denn sonst könnte man nicht sagen je suis, il est etc.; auch dann nicht, wenn être ein bloßes Hülfszeitwort ist; auch kann letzteres Zeitwort wohl zuweilen den Genitiv regieren, wie auch schon oben, S. 205, angezeigt worden. — Ein Französisches Zeitwort kann nicht zwei Accusative, wie im Deutschen einige Zeitwörter, s. oben, S. 223, regieren; z. B. er läßt seine Kinder das Französische lernen; ich lasse meine Schüler Französische Bücher lesen, sagt der Franzose: Il fait apprendre le François a ses enfants; je fais lire des livres françois à mes écoliers. Die zurückzielenden Zeitwörter, oder die im Französischen sogenannten Verbes pronominaux, regieren den Accusativ auf die Frage: Wen? und den Dativ auf die Frage: Wem? Daher nennt man sie auch: Verbes pronominaux directes und Verbes pronominaux indirectes. Man kann diejenigen Zeitwörter dieser Art, welche den Accusativ, also das régime direct haben, leicht von denen, welche den Dativ, oder das régime indirect haben, unterscheiden. Man darf nur avoir statt être setzen; ist nun das Zeitwort ein Pronominal direct, so wird das Fürwort, welches das Zeitwort begleitet, mit moi, toi, soi, lui, elle, nous, vous, eux, elles erklärt werden können, ist das Zeitwort aber ein Pronominal indirect, so wird die Erklärung mit à moi, à toi, à lui, à elle, à nous, à vous, à eux, à elles Statt finden; hat aber keins von beiden Statt, wie bei se douter, s'apercevoir, s'imaginer, se souvenir etc., so folgen die Zeitwörter der Regel der Pronominaux directes, und haben gewöhnlich de nach sich; z. B.

ils se sont doutés, apercus, imaginés, souvenus de —; denn man kann nicht sagen: douter une personne, douter à une personne, sondern douter d'une chose, douter de quelque chose etc. Die unpersönlichen Zeitwörter (Impersonalia) regieren gewöhnlich den Accusativ, wenn gleich im Deutschen die Frage: Wen? oder Was? Statt haben könnte, z. B. que vous plait-il? nur gilt dieses nicht von den persönlichen Fürwörtern im Conjunctiv, weil man sonst nicht sagen könnte: il plait, sondern se plait etc. — Im Englischen ist der Accusativ äußerlich vom Nominativ gar nicht unterschieden, man muß daher aus dem Gebrauche kennen lernen, wo der Accusativ in dieser Sprache steht: 1) Steht der Accusativ gewöhnlich vor dem Dativ, als he has delivered the book to your brother, er hat das Buch eurem Bruder gegeben. Bezieht sich aber auf das Wort, welches im Accusativ steht, noch ein Satz, so wird der Accusativ, um ihn mit seinem Anhange genauer zu verbinden, hinten nach gesetzt, z. B. I have shewed to his wife the picture painted by the able hand of Hogarth; ich habe seiner Frau das Gemälde gezeigt, welches der geschickte Hogarth entworfen hat. — 2) Gebraucht man im Englischen auch häufig den Accusativ mit dem Infinitiv, wie im Lateinischen, wobei die Conjunction that ausgelassen ist. Das Subject, welches in den Accusativ zu stehen kommt, wird dann gleich nach dem ersten Zeitworte, und vor dasjenige, welches im Infinitiv steht, gesetzt. I know him to be an honest man; ich weiß, daß er ein ehrlicher Mann ist. Dann auf die schon oben, S. 219, in der Lateinischen Sprache angeführten Fragen: Wie lang? wie breit? wie hoch? wie tief? wie theuer? wie viel? wenn? wie alt? steht der Accusativ, z. B. It is seven

foot long, es ist sieben Fuß lang; an hand broad, eine Hand breit; ten foot wide, zehn Fuß weit; a foot higher, einen Fuß höher; thirty foot deep, dreißig Fuß tief; he is full ninety years old, er ist völlig neunzig Jahr alt ꝛc. ꝛc. Was die Präpositionen, die den Accusativ regieren, anbetrifft, so wird darüber noch unten Einiges vorkommen.

Der Ablativ, s. oben, S. 98, macht in der Deklination den sechsten und letzten Fall aus, und gehört zu den mittelbar regierten Wörtern, unter welchen er gleichfalls die dritte und letzte Stelle erhält. Er steht auf die Frage: Womit? wodurch? worin? wovon? woran? woraus? wonach? worauf? weswegen? wo? wofür? wie theuer? wie oder auf welche Weise? wann oder zu welcher Zeit? und wird von einer entweder ausdrücklich gesetzten oder ausgelassenen Präposition regiert. Dieser Fall zeigt das Verhältniß eines Nennwortes zu einem andern Nenn- oder Zeitworte an, wodurch Absonderung, Entfernung, Mangel, Beraubung, Verschiedenheit ꝛc. ꝛc., oder Verbindung, Verknüpfung, Abhängigkeit in gewissen Zuständen, Handlungen oder Leiden ausgedrückt werden. Zum Beispiel, Absonderung: Er that es außer mir. Entfernung: Er ging weg von mir. Mangel: Er ist von Allem entblößt. Beraubung (thätig und leidend): Er nahm es von ihm; von ihm ward es genommen. Verschiedenheit: Er ging vom Hohen zum Niedern ꝛc. ꝛc. — Die Benennung Ablativ, Wegnehmungsfall, hat er in der Lateinischen Sprache wahrscheinlich daher erhalten, sagt ein Schriftsteller, weil er häufig das Gegentheil vom Dativ anzeigt; wegen der Verschiedenheit aber, die er bei Vergleichungen ausdrückt, hat man ihn auch Vergleichungsfall genannt, und

weil er in der Lateinischen Sprache, nicht aber in der Griechischen, seine besondern Endbeugungen hat, so hat er auch den Namen Lateinischer Fall erhalten. Da dieser Fall, selbst in der Lateinischen Sprache (die Erfinderin eines eigenen Casus ablativi, welcher Ablativus absolutus genannt wird) in der Mehrheit, dem Plural, immer, und in der Einheit, dem Singular, häufig mit dem Dativ oder dritten Falle in der Endbeugung überein kommt, und er nur durch Vorwörter in allen Sprachen kenntlich gemacht wird, oder diese nur die Kennzeichen desselben abgeben, so gewahrt man daraus, wie ihn andere Sprachen, auch solche, die durch Endbeugungen ihre Casus bilden, entbehren, und seine Stelle durch den Gebrauch gewisser Partikeln ersetzen. — Die Griechische Sprache hat keinen besondern Ablativ in der Deklination, sie verbindet dafür mit dem Genitiv oder mit dem Dativ gewisse Vorwörter, die bald ausdrücklich gesetzt, bald aber dabei verstanden werden; z. B. ἐκ νηπιου, von Jugend auf; μεταλογου πάντα πραττειν, mit Vernunft alles thun; συν αἰσχύνη, mit Schande, τῶν φαύλων διαφ'ερειν, vom Schlimmen verschieden seyn ꝛc. — Auch die Morgenländische Sprache zeigt diesen Fall durch gewisse Vorwörter, welche dem Nennworte vorgesetzt werden, an. Der Hebräer setzt dem Ablativ haufig Partikeln vor, als B in Becha, in dir; dann vor, z. B. Min Hammelech, von dem König. Me-ir, aus der Stadt, und Eth und Im, mit. Der Morgenländer setzt auch oft den Ablativ statt eines Adjectivs, z. B. ein Rathgeber mit Verstand, das ist ein Verständiger. Das Wasser im Meere, das Meerwasser, das Thier aus dem Walde, das wilde ꝛc. Der Samaritaner, Chaldäer und der Syrer setzen gleichfalls gewisse Partikeln vor das Nennwort, um den Ablativ anzu-

zeigen. Auch der Aethiopier thut dieses. Der Araber hat auch seine Partikeln, die dem Ablativ beigefügt werden, oder denselben anzeigen, z. B. in, von ꝛc. Da er aber in der Bücherspracbe seine Fälle durch Endbeugungen bildet, so schließt bei ihm der Genitiv oder zweite Fall, auch den Dativ und Ablativ in sich; z. B. Birabben, durch oder in dem Herrn, wird schon aus dem Vorworte Bi als Ablativ erkannt, hat aber zum Ueberfluß noch die Endigung en erhalten. Oft setzt der Araber auch den Accusativ für den Ablativ; z. B. in der Nacht kann er ausdrücken: Athamatan, statt Fi Athamaten. Auch bei dem Hebräer findet man eben so das Nomen ohne Vorwort, bei Nacht. Dieser Fall tritt auch ein, wenn von dem Wesen oder von der Person, wie sich der Araber ausdrückt, etwas bestimmt wird, das zuvor unbestimmt war. Der Morgenländer braucht auch die Vorwörter des Ablativs, um andere Fälle auszudrücken, ja manchmal bloß dem Prädikate eine gewisse Stärke und einen Nachdruck zu geben, oder seine genaue Verbindung mit dem Subjecte anzuzeigen; z. B. Gott ist mein Helfer. Diese Redensart ist aber bei dem Hebräer nicht so gewöhnlich, als bei dem Araber. Man findet sie auch zuweilen in andern Sprachen, z. B. in der Lateinischen. In magnis viris non est habendus; für einen großen Mann halte man ihn nicht; im Griechischen: ἐν καλῷ, ἐν ἡδονῇ; er ist schön, ist angenehm; in pulchro, ingrato. Wenn der Deutsche den Ablativ mit einem Vorworte braucht, um einen gewissen Theil des Prädikats anzuzeigen, den wir dem Subjecte zuschreiben, so können andere Sprachen solches durch einen andern Fall ausdrücken, zum Beispiel: er ist gut von Gemüth, drückt der Lateiner zwar auch durch den Ablativ, de animo, aus, aber er braucht auch zuweilen den Accusativ mit einer Umschreibung oder einer Prä-

position, die aber auch fehlen kann, z. B. Quod ad animum attinet. Der Grieche setzt hier seinen Accusativ mit einer Präposition, z. B. Κατὰ την ψυχὴν, oder er versteht sie bloß darunter. Auch bei den Arabern findet man hier den Accusativ statt des Ablativs; auch bei dem Syrer. Der Hebräer drückt in solchen Fällen durch Präpositionen mit dem Dativ den Ablativ aus. Manchmal hat sein Nominativ absolutus eine ähnliche Bedeutung. — Bei dem Lateiner stehen die Namen der Länder und Inseln auf die Frage: Wo? und woher? im Ablativ, aber meistens mit einer Präposition, z. B. Mithridates rex tota Asia vagabatur. Die Namen der Städte nach der dritten Deklination stehen auf die Frage: Wo? im Ablativ, z. B. Alexander Babylone mortuus est. Die Namen der Städte, wie auch domus, rus, humus, stehen auf die Frage: Woher? im Ablativ, z. B. Dionysius Platonem Athenis arcessivit. Die Namen der Zeiten stehen auf die Frage: wann? oder zu welcher Zeit? im Ablativ, wenn in dabei verstanden werden kann, hingegen auf die Frage: Wie lange Zeit? sowohl im Ablativ, als im Accusativ. Wenn man im Deutschen den Ablativ nie ohne Präposition gebrauchen kann, so kann dieses der Lateiner in vielen Fällen. So z. B. auf die Frage: Womit? kann der Ablativ sowohl mit, als ohne die Präposition cum stehen. Mit derselben steht er, wenn eine Gesellschaft oder Begleitung angezeigt werden soll, z. B. ivi cum amico; pugnavi cum hoste etc., in jedem andern Falle, besonders wenn ein Werkzeug oder ein Hülfsmittel zu einer Sache angezeigt werden soll, wird cum weggelassen, z. B. Omnibus viribus laboravi. Nemo sua sorte contentus. Dann steht der Ablativ auf die Frage: Wodurch? wenn nicht von Personen und Thieren, sondern von Sachen die Rede ist. Doi providentia mundus ad-

ministratur etc. — Die Adjectiva dignus, indignus, fretus, praeditus, contentus, venalis, carus etc., regieren einen Ablativ, z. B. Excellentium hominum virtus imitatione non invidia digna est etc. Von Verben regieren einen Ablativ: 1) diejenigen, die einen Ueberfluß, Mangel oder eine Beraubung anzeigen, als: abundo, redundo, affluo, diffluo, careo, vaco, indigeo, spolio, privo, viduo, orbo etc., z. B. Abundarunt semper auro regna Asiae etc. — 2) Die Deponentia: utor, fruor, fungor, potior, nitor, dignor, vescor, dann auch: gaudeo, vivo, floreo, afficio etc. etc. nehmen gewöhnlich einen Ablativ ohne eine Präposition zu sich, z. B. virtute decet, non sanguine niti etc. — 3) Haben viele Zeitwörter, vermöge der Präpositionen a, ab, abs, de, e, ex, super, womit sie zusammengesetzt sind, den Ablativ bei sich, wobei oft die Präposition wiederholt wird; z. B. Sylla dictatura se abdicavit. Potest ex casa vir magnus exire. — Socrates primus Philosophiam devocavit e coelo etc. — 4) Die Zeitwörter, die ein schätzen, kaufen, verkaufen, miethen, ausleihen ꝛc. anzeigen; setzen den Werth der Sache auf die Frage: Wohin? und wie theuer? in den Ablativ; z. B. Haec domus magno aestimata est, etc. — 5) Alle Verba passiva, so auch die Neutra und Deponentia, wenn sie ein Leiden anzeigen, haben das Nomen, welches das Leiden verursacht, im Ablativ, mit der Präposition a oder ab, z. B. Amor a patre. — Laudatur ab his etc. Ein Mehreres über den Ablativ im Lateinischen sehe man in den Sprachlehren. — Unter den neuern kultivirten Sprachen kommt die Italienische der Lateinischen vielleicht darin am nächsten, daß sie den Ablativ durch ihre Artikel als Gegensatz des Dativs auszudrücken scheint; wenn

z. B. der Artikel des Dativs al ist, so ist der des Ablativs dal; durch das vorgesetzte d unterscheidet sich hier der Ablativ von dem Dativ. — In der Deutschen Sprache wird der Ablativ gewöhnlich als der Gegensatz des Dativs in der Deklination ausgedrückt, der sonst einerlei Endigung mit jenem hat, und daher in vielen neuern Sprachlehren in der Deklinationstabelle gar nicht mehr aufgeführt, sondern nur dabei bemerkt wird, daß er wie der Dativ abgewandelt wird; nur das ihm vorgesetzte Vorwort macht ihn zum Ablativ. Adelung erwähnt ihn in seiner Sprachlehre, sowohl unter der Deklination oder Abwandlung der Wörter, als auch unter dem Syntax, bei der Verbindung der Hauptwörter unter sich, und mit andern Redetheilen, gar nicht; er scheint also gleichsam den Dativ für ihn mit einer Präposition einzusetzen, wo nämlich diejenigen Fälle vorkommen, wo der Ablativ stehen soll. Neuere Sprachlehrer übergehen ihn nicht gänzlich in ihren Sprachlehren, sondern bemerken, daß man ihn in der Deutschen Sprache durch die Präposition von ꝛc., des Dativ in der Abwandlung der Nennwörter unterscheidet. Genau genommen, ist er in denjenigen Sprachen ganz überflüssig, wo er in der Deklination sich von dem Dativ gar nicht weiter unterscheidet, und nur die Präposition das Verhältniß desselben ausdrückt. Dieses kann daher eben so gut durch den Dativ geschehen, da in dem Verhältnisse des Ablativs nichts Besonderes liegt, was durch ihn bloß allein ausgedrückt wird, wie es in den andern Fällen geschieht, und daher findet man ihn auch bei den Franzosen und Engländern nicht durch den Artikel besonders ausgezeichnet. Der Unterschied dieses Casus in den genannten Sprachen in Bezug auf die Deutsche, besteht nur darin, daß er sowohl in der Französischen, wie in der Englischen, mit dem Geni-

tiv äußerlich überein kommt, also mit demselben einen gleichen Artikel hat, z. B. im Französischen du und de la für das männliche und weibliche Geschlecht in der Einheit, und des für beide Geschlechter in der Mehrheit, und im Englischen durch of, by und from in der Einheit und Mehrheit, welche, Letztere (by, from) jedoch im Genitiv nicht gebraucht werden. Zum Beispiel: Je viens du jardin et de la maison; il s'âgit des acteurs et des actrices. He came from London; he came out of England; from the Family of the Stuarts. Wenn daher im Deutschen der Dativ mit Vorwörtern die Stelle des Ablativs vertritt, so geschieht es im Französischen und Englischen durch den Genitiv. Daher finden alle oben bei dem Dativ im Deutschen, S. 210, angeführten Verhältnisse auch bei dem Ablativ mit Präpositionen Statt, so wie die oben, S. 203, angeführten Genitivs-Verhältnisse in der Französischen und Englischen Sprache, mit Berücksichtigung der Bedeutung auf den Ablativ. Die Englische Sprache setzt in Hinsicht des Ablativs noch fest. 1) Bei einer Bewegung von einem Orte nach dem andern, steht auf die Frage: Woher? from, wie schon vorher ein Beispiel angeführt worden ist; dann auch bei einer Bewegursache, als: from this motive, wegen dieses Beweggrundes; from the honour, wegen der Ehre. Ferner steht from, den Anfang einer Zeit anzuzeigen, als: from Frederick William the II'. time, von Friedrich Wilhelm des Zweiten Zeiten an. Dann eine Ordnung und den Ursprung oder die Abkunft zu bezeichnen, z. B. from first to last, vom Ersten bis zum Letzten; from the family of the Henrys. In diesen drei letzten Bedeutungen steht from auch als Adverbium, als: from thence, von da. — 2) By wird jederzeit zu dem Sub-

jekte gesetzt, das die leidende Bedeutung verursacht, wo die Deutschen von gebrauchen, z. B. he has been honoured by every one; er ist von Jedermann geehrt worden ꝛc. ꝛc.

Was von den übrigen oben, S. 185, angeführten Nennwörtern in Verbindung mit dem Hauptworte oder Substantiv hier noch außerdem, was schon oben, S. 102 u. f., S. 109 u. f. und S. 111 u. f. an verschiedenen Stellen, und dann oben, S. 185, angeführt worden ist, findet man in den verschiedenen Sprachlehren, weil dieses hier nicht wesentlich zum Zwecke dieses Artikels gehört. Hier nur Einiges, als Bemerkungen. Wenn in der Deutscheu Sprache das Eigenschaftswort immer vor dem Hauptworte hergeht, so geht im Lateinischen und Französischen, auch zum Theil im Englischen, dasselbe bald vor, bald nach; z. B. Vir doctus, bonus animal, virtus pulchra; un nouveau livre, une belle maison, la grande ville, le petit garçon, un homme aimable, un drap noir, un chemin ample, une couscience large, un habit noir, un juste prix; a gentleman so honoured, ein so geehrter Herr ꝛc.; gewöhnlich folgt aber der Engländer hierin dem Deutschen, als: the good Advice, der gute Rath, a great city, eine große Stadt, a fine Rose, eine schöne Rose, dear Friend, theurer Freund ꝛc. Werden die Beiwörter den Eigennamen hinzugesetzt, so stehen sie, nebst den Zahlwörtern, im Deutschen und so auch im Französischen und Englischen, hinter denselben; z. B. Alexander der Große, Ludwig der Ersehnte, Philipp der Schöne, Karl der Zwölfte, Ludwig der Vierzehnte, Joseph der Zweite; Alexandre le Grand, Louis le Désiré, Philippe le Bel, Charles douze, Joseph second; Alexandre the Great, Joseph the Second etc. Es scheint hier, da man die Bei-

wörter hinter den Eigennamen gewöhnlich mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibt, als wäre das Beiwort in ein concretes Hauptwort umgewandelt worden, allein es ist ein wahres Eigenschaftswort, man darf es nur vor das Hauptwort setzen, um es als ein solches gleich zu erkennen, z. B. der ersehnte Ludwig, der schöne Philipp ꝛc. Wird ein Eigenschaftswort als Beschaffenheitswort zur Erklärung gebraucht, so steht es gleichfalls hinter dem Hauptworte, z. B. ein Gesetzgeber, weise wie Sokrates, ein Held, groß wie Cäsar, ein Minister, hochherzig wie dieser ꝛc. Un legislateur, sage comme Socrates, un héros, grand comme Caesar; a Hero, great as Caesar etc. Im Englischen steht das Beiwort auch hinter dem Hauptworte, wenn etwas folgt, welches sich allein auf das Adjectiv bezieht, als: a Woman worthy of credit, eine glaubwürdige Frau. Das Beiwort wird auch im Deutschen und in andern Sprachen gleich einem relativen Fürworte gesetzt, z. B. die Rose, die schönste unter den Blumen; la rose, la plus belle parmi les fleurs; the Rose, the feinest under the flowers. Wenn es im Deutschen vor zusammengesetzten Hauptwörtern steht, so kann es sich, wie der Artikel, nur auf das bestimmte oder Grundwort beziehen, und nicht auf das bestimmende, z. B. ein seidener Strumpffabrikant, ein Französischer Zeitungsleser; es muß daher heißen: ein Fabrikant seidener Strümpfe, ein Leser Französischer Zeitungen ꝛc. Wenn mehrere Eigenschaften einem Subjecte beigelegt werden, so folgen die sie bezeichnenden Worte auf einander und werden mit, auch ohne und verbunden, z. B. die finstern, stillen Schatten des Todes; die ganze, lange und traurige Nacht; die bunten und blühenden Wiesen; der wolken-

lose, blaue Himmel, und so auch in andern Sprachen, bloß daß in einigen, wie in der Französischen, die Beiwörter dem Hauptworte vorgesetzt werden, auch mitunter nach; z. B. un homme vertueux, modeste; il est utile et cher à sa famille; il est beau et glorieux de mourir pour sa patrie et pour sa foi etc. — Die Zahlwörter richten sich nach den Beiwörten in den verschiedenen Sprachen und gehen den Vorwörtern bald vor, bald nach. — Was die Fürwörter oder Pronomen betrifft, so ist das Nöthige schon oben, S. 111 u. f., gesagt worden. Auch kommt das Hauptsächlichste von Ihnen sowohl bei den Hauptwörtern, als auch bei den Zeitwörtern vor.

Was die Zeitwörter (Verba) anbetrifft, so ist das Wesentliche darüber schon oben, S. 115 u. f., und S. 191 u. f., angeführt worden. Hier nun noch Einiges, welches die Zeitwörter insbesondere angeht. Das Zeitwort richtet sich gewöhnlich in der Zahl nach dem Nennworte oder Subjecte, worauf es sich bezieht; steht dieses einzeln, so steht auch das Zeitwort im Singular, bezieht sich Letzteres aber auf mehrere Subjecte, so steht es in der Mehrzahl oder Plural, wie auch schon oben, S. 192, angeführt worden ist. Die Handlungen oder Verrichtungen, die aus denselben hervorgehen, und in gewissen Zeiten geschehen, geschehen waren und geschehen werden, kann man aus dem oben, S. 115 u. f., Angeführten ersehen. Von den Arten (Modi) geht der Indikativ und der Imperativ, beide schon aus ihrer Bestimmung hervor, indem man bei dem Ersten mit Bestimmtheit und Gewißheit spricht, und bei dem Letzten befehlend und verbiethend, oder auch aufmunternd und ermahnend, ja sogar bittend spricht, auch damit anredet; s. oben, S. 140 u. f. Der Conjunctiv, s. daselbst, wird gesetzt, wenn das Prädikat vom

Subjecte nicht mit völliger Gewißheit gesagt werden kann oder soll; man setzt ihn daher nach allen Zeitwörtern und Partikeln, welche einen noch ungewissen und zweifelhaften Erfolg bedeuten, wohin alle Zeitwörter, welche ein Bitten, Rathen, Ermahnen, Wünschen, Scheinen, Befehlen, Wollen, Bedingen ꝛc. bezeichnen; auch sind gewöhnlich gewisse Conjunctionen mit ihm verbunden, als: daß, damit, wenn, als wenn ꝛc. im Deutschen, und im Lateinischen: si, sin, nisi, ni etsi, tametsi, etiamsi, autequam, posteaquam, quia, quando etc.; auch mehrere Adverbien, z. B. simulac, simulatque, ubi etc., nach welchen auch oft der Indikativ steht, je nachdem von einer Sache zweifelhaft oder mit Zuverläßigkeit geredet wird. In der Französischen Sprache steht der Conjunctiv, außer den oben angeführten Zeitwörtern, nach den relativen Pronomen: qui, que, dont, lequel, laquelle, où, d'où, par où; nach allen Fürwörtern, welche immer que nach sich haben. Nach den Redensarten: il n'y a personne, il n'y a rien, il n'est rien etc. Nach vielen Conjunctionen, als: afin que, puisque, à moins que, avant que, jusqu'a ce que etc. In der Englischen Sprache wird er auf eine gleiche Weise gebraucht. Der Conjunctiv steht überhaupt auch da, wenn man den Inhalt seiner Rede oder der Rede eines Andern anführt, in so fern dabei gleichfalls die Wahrheit unentschieden bleibt, die Anführung mag übrigens mit daß oder ohne dasselbe geschehen, und in vielen andern Fällen, welche die Sprachlehren näher bestimmen. — Der Infinitiv, s. oben, S. 142, ist einer der wichtigsten Arten der Zeitwörter in der Wortfügung oder dem Syntax. Dieser Modus kann sowohl in der gegenwärtigen, als auch in der vergangenen und zukünftigen Zeit ausgedrückt werden, und macht in allen Sprachen sehr viele Schwierigkei-

ten. Die Deutsche Sprache bildet ihren Infinitiv, indem sie an die Wurzelwörter die Sylbe en anhängt; s. oben, S. 148; sie drückt durch dasselbe den Begriff des Zeitwortes ohne Bestimmung der Zeit, der Person und der Zahl aus, z. B. lieben, bitten, scherzen ꝛc.; endigt sich das Wurzelwort auf l und r, so hängt sie ein bloßes n an, z. B. wandeln, ändern ꝛc.; endiget sich das Wurzelwort auf en, so wirft man zur Vermeidung zweier tonlosen Sylben das erste e weg, z. B. von Segen sage ich nicht segenen, sondern segnen, von Regen, nicht regenen, sondern regnen ꝛc. Man pflegt dem Infinitiv die gegenwärtige Zeit beizulegen, er bezeichnet aber im Deutschen eigentlich gar keine Zeit, diese muß, wenn sie bestimmt werden soll, besonders ausgedrückt werden; die gegenwärtige durch ein Adverbium der Zeit, die vergangene durch das Partizipium Perfectum, und den Infinitiv von den Hülfswörtern haben oder seyn; die künftige durch den Infinitiv des Hülfswortes werden. Bloß durch diese Zusätze werden die Zeiten bestimmt. Der Deutsche Infinitiv hat viele Besonderheiten, die wir zum Theil in andern Sprachen nicht antreffen. Man gebraucht ihn 1) zur Ergänzung des Prädikats, bei solchen Zeitwörtern, welche nur einen allgemeinen Umstand bedeuten; dergleichen Wörter sind: dürfen, können, lassen, mögen, müssen, sollen, werden, wollen ꝛc. Wenn ich z. B. sage: ich kann, ich mag, ich darf ꝛc., so weiß der Andere nicht, was ich kann, mag oder darf. Hier dient nun der Infinitiv zur Ergänzung des ganzen Zeitworts; z. B. ich kann gehen, ich mag nicht ausgehen, ich darf nicht daran denken ꝛc. Hierher gehören auch solche Worte, die zwar ein vollständiges Prädikat sind, wo aber der folgende Infinitiv entweder die Stelle eines Nominativs vertritt, oder wo zwei Sätze in einen verkürzt zusammengezogen

werden, z. B. ich heiße dich schlafen, ich lehre dich tanzen, wo der Infinitiv statt eines Nennwortes steht; oder: ich höre schießen, welches so viel sagen will: ich höre, daß man schießt; ich fühle den Puls schlagen, anstatt: ich fühle, daß der Puls schlägt. Dergleichen Verkürzungen mit dem Infinitiv verursachen aber oft Zweideutigkeiten. Denn z. B. sage ich: laß ihn rufen, so kann solches heißen: verstatte, daß er gerufen werde, und verstatte, daß er rufe; ich höre ihn rufen, kann heißen, ich höre, daß er ruft, und auch, daß er gerufen werde. Wo dergleichen Zweideutigkeiten Statt finden können, muß man sich der Verkürzungen mit dem Infinitiv enthalten. Zweitens brauchen die Deutschen den Infinitiv mit dem Wörtchen zu, wenn sie den Gegenstand der Handlung, oder eine Absicht, oder eine Nothwendigkeit bezeichnen wollen; z. B. es fängt an zu regnen; ich befehle dir zu kommen; ich komme, mit dir zu reden; es ist etwas Neues zu sehen; es ist noch viel zu sagen ꝛc. Alle diese Sätze können durch die Conjunctionen daß und wenn in zwei Sätze aufgelöset werden; z. B. ich befehle, daß du kommest; ich komme, daß ich mit dir rede. Diese Art zu reden, nennen einige Sprachlehrer das Gerundium; allein die Deutsche Sprache kennt dieses nicht, sondern es ist bloß aus der Lateinischen Sprache in die Deutsche übertragen worden. Wenn man sich nur ein wenig bestimmt ausdrücken will, so kann sie diesen Namen nicht führen; denn die Gerundia der Lateinischen Sprache sind eigentlich Nennwörter, und zwar die Casus des unbestimmten Partizipiums; allein dieser Infinitiv ist unbeugsam. Der Ausdruck des Infinitivs mit dem Wörtchen zu, dient auch nicht allein zur Umschreibung des Gerundiums, sondern auch des Supinums. Ein Schriftsteller sagt, wenn man dieser Art des Ausdruckes bloß um

der Kürze willen einen besonderen Namen geben will, so wäre es nicht zu tadeln, nur der Name des Gerundiums passe sich nicht für ihn. Man gebraucht diesen Infinitiv auch nach einigen Nennwörtern der Absicht, Mäßigkeit, Nothwendigkeit und dergleichen; zum Beispiel: es ist Pflicht, Gott zu dienen. Wende ich aber den Satz um, so muß ich sagen: Gott dienen, nicht aber Gott zu dienen, ist Pflicht, weil es dann als das Subject des Satzes und als ein Nennwort anzusehen ist. Drittens wird der Infinitiv als ein Nennwort gebraucht, und zwar auf doppelte Art: 1) ohne Bezeichnung der Selbstständigkeit, das heißt, ohne Artikel, in welchem Falle er nur im Nominativ gebraucht werden kann. Z. B. eine Gottheit glauben, ist der Anfang der Freude; 2) mit genauer Bestimmung der Selbstständigkeit, folglich mit dem Artikel oder einem andern Bestimmungsworte, in welchem Falle er doch weder mit dem unbestimmten Artikel, noch mit einem bestimmten Zahlworte, und nur allein in der einfachen Zahl gebraucht werden kann; z. B. das Trinken ist zur Gesundheit nöthig; alles Fleißes ungeachtet; von vielem Weinen blind werden. — Die Lateinische Sprache, die mit der Deutschen darin überein kommt, daß sie den Infinitiv gleichfalls von den Wurzelwörtern herleitet, durch Hinzusetzung der Sylbe re, s. oben, S. 148, kommt auch in Ansehung des Gebrauches zum Theil mit demselben überein, zum Theil weicht sie davon ab. Auch hier wird der Infinitiv 1) als ein Nennwort zum Subjecte des Satzes gebraucht, z. B. Errare humanum est. Scire tuum nihil est. Es wird in diesem Falle, so wie der ganze Satz, als ein Neutrm angesehen, daher muß auch das Adjectiv und das Pronomen, welches darauf folgt, im Neutrum stehen. 2) Zur Ergänzung des Prädikats bei solchen Zeitwörtern, die nur einen allgemei-

nen Umstand anzeigen, das heißt: ein Wollen oder Nichtwollen, ein Wünschen, Verbieten, Zulassen ꝛc., als: volo, nolo, cupio, paro, sino, studeo etc., z. B. Homines sese parare divitias optant. Die bekannte Regel in der Lateinischen Grammatik: wenn zwei Zeitwörter zusammenkommen, das Letztere im Infinitiv stehen müsse, muß nach diesem Grundsatze näher bestimmt werden, weil sonst Anfänger in dieser Sprache leicht verführt werden können. Eine Eigenheit der Lateinischen Sprache ist auch, daß sie zuweilen den Infinitiv mit dem Accusativ verbindet, und beide zusammen macheu dann das Subject der Rede aus; z. B. vivere patrem, utile est liberis, ist eben so viel als: vita patris est liberis utilis. Cajus audit patrem dixisse, ist eben so viel als: audit dictionem patris. Hier enthält der Ausdruck zwei Sätze, z. B. im gegenwärtigen Fall a) Cajus audit, b) Pater dixit; im letzten Fall wird dann das Subject in den Accusativ gesetzt. Dieses ist die bekannte grammatikalische Regel: Accusativus cum Infinitivo; man nennt sie sonst auch: Orationem infinitam. Die Lateiner verbinden bloß den Accusativ damit; die Griechen aber alle bei ihnen üblichen Fälle oder Casus mit und ohne Präposition, welche Art zu reden, nämlich den Infinitiv zum Subject der Rede zu machen, haben auch die Hebräer. Wenn wir dergleichen Ausdrücke in die Deutsche Sprache übertragen wollten, so kann solches nicht anders, als durch Hülfe der Partikeln geschehen, wodurch ein solcher Satz in mehrere aufgelöset wird, z. B. εν τω δικαιωθαι τον ανθρωπον, wenn der Mensch gerecht wird. — Die Franzosen gebrauchen den Infinitiv sehr häufig und zierlich: 1) wo im Deutschen ein Hauptwort steht; z. B. il n'a pas daigné le regarder; er hat ihn keines Blicks gewürdiget; 2) wo die Deutschen Conjunctionen ge-

brauchen; z. B. Un marchand de vin, accusé de falsifier son vin, se tira d'affaire, ein Weinhändler, welcher angeklagt war, daß er seinen Wein verfälsche, zog sich aus dieser Sache ꝛc. 3) Bei den Zeitwörtern aller, aller dire, venir dire, apprendre, informer etc., wo die Deutschen das Präsens oder eine andere Zeit zweimal gebrauchen; z. B. Allez instruire votre ami de ce fâcheux événement; gehen sie und unterrichten sie ihren Freund von dieser verdrießlichen Begebenheit. — In der Englischen Sprache wird der Infinitiv durch to bezeichnet, welches in der Wortfolge weit seltener ausgelassen wird, als in der Deutschen zu; z. B. will you learn to spèak English; wollt ihr Englisch sprechen lernen? Nach den Hülfszeitwörtern wird to ausgelassen, davon ist ought ausgenommen, wo es dann nach folgenden Zeitwörtern gesetzt wird; als: He ought to say it, er muß es sagen. Folgen mehrere Zeitwörter im Infinitiv aufeinander, so wird das to nur zum ersten gesetzt; als: he will yo to see and buy a horse; er will gehen, um ein Pferd zu sehen und zu kaufen. Nach bid, dare, need, make, see, hear, seel, perceive, observe, let, und auch oft nach have, wird to, als Zeichen des Infinitivs, weggelassen. Ferner ist beim Englischen Infinitiv noch zu bemerken: 1) Folgen alle Casus, der Nominativ ausgenommen, jederzeit nach dem Infinitiv, als; to pay a debt is just, eine Schuld zu bezahlen ist billig. 2) Wird der Infinitiv häufig als das Substantiv des Zeitwortes gebraucht; z. B. boy's love to play, Kinder lieben das Spiel. 3) Drückt der Engländer gewöhnlich das Deutsche um vor dem Infinitiv durch in order to, oder auch for to aus. 4) Gebraucht der Engländer statt unsers Deutschen Infinitivs oft das Partizipium ing, als: I saw him dancing, ich sah ihn

tanzen. 5) Wird in der Englischen Sprache das Deutsche Müssen mit dem Zeitworte I am und dem gleich darauf folgenden Infinitiv mit to ausgedrückt; z. B. I was to write, ich muß schreiben. 6) Wird der Infinitiv zuweilen in den Passiv gesetzt, wo im Deutschen das Activum steht, und es geschieht gewöhnlich da, wo eigentlich eine leidende Bedeutung zum Grunde liegt. 7) Hängt der Infinitiv mit to von einem andern regierenden Zeitworte ab, so kann er oft allein stehen, und das regierende Zeitwort kann unterdrückt werden; z. B. I dont know how to extricate myself, ich weiß nicht, wie ich mir heraushelfen soll.

Die Partizipien (Participia) können im Deutschen, und so auch in andern Sprachen, wie ein jedes Adverbium mit dem Zeitworte verbunden werden; z. B. Ich finde ihn ruhend oder schlafend. Die Freuden des Lebens sind sparsam gestreut. Hier nun diejenigen Fälle, wo sich das Partizipium Perf. noch von den Adverbien unterscheidet. Es wird gebraucht: 1) Mit den Hülfswörtern haben, seyn und werden, die fehlenden Zeiten und das fehlende Passiv von der Deutschen Conjugation zu ersetzen. 2) Mit den Zeitwörtern haben, wollen und müssen: ich wollte sie gefragt, gebeten, ersucht haben; ich will ihn nicht geschimpft haben ꝛc. Diese Form ist in den meisten Fällen eine Zusammenziehung zweier Sätze mit Auslassung des daß. 3) Nach dem Zeitworte kommen, um die Art und Weise der Bewegung zu bezeichnen, und wo es in den meisten Fällen anstatt des Partizip. Präs. steht; z. B. er kommt gegangen, geritten, gefahren, gelaufen, gekrochen ꝛc. — In der Lateinischen Sprache sind die Partizipien von größerer Wichtigkeit, als in der Deutschen. Sie dienen derselben sowohl zur Kürze und Deutlichkeit im Ausdrucke, als

auch zur Abwechselung, und besonders dazu, die häufige Wiederholung des qui, quae, quod zu vermeiden. Wenn zwei Sätze, die von einerlei Person oder Sache reden, durch welcher oder der, und, wenn, weil, als oder da, obgleich, indem, nachdem ꝛc. verbunden sind, so werden sie im Lateinischen in einen Satz zusammengezogen, indem die Partikel weggelassen, und das Zeitwort desjenigen Satzes, zu dem die Partikel gehört, in die nämliche Zeit des Partizipiums gesetzt wird, und zwar in gleichem Geschlechte, gleicher Zahl und gleichem Fall mit der Person oder Sache, von der geredet wird. Man nennt dieses die Partizipalconstruction, obgleich sie auch auf dieselbe Weise auf die Beiwörter angewandt werden kann. Beispiele der Zusammenziehung der Sätze in Fortlassung der Pronomen und Partikeln: Prudentia est rerum expetendarum fugiendarumque scientia. Male parta, male dilabuntur etc. Die Partizipien des Futurs in rus und dus setzt der Lateiner statt ut und qui, wenn eine Absicht angezeigt werden soll, und geht diese Absicht auf die Person selbst, so steht das Partizipium in rus, geht aber die Absicht auf einen andern Gegenstand, so steht das Partizipium in dus, und solches nach den Zeitwörtern curo, do, loco, statuo, tribuo, trado, suscipio etc. z. B. Darius pervenit ad Arbela vicum, nobilem sua clade facturus. Has litteras accepi ad te perferendas. Das Participium des Passivs setzt der Lateiner gern da, wo im Deutschen das Hauptwort auf und ausgeht, und ein Genitiv des Objects dabei steht; und die Deutschen Präpositionen: in, aus, wegen, umschreibt er, besonders bei Hauptwörtern, die einen Affect ausdrücken und die Ursache anzeigen, warum etwas geschieht oder nicht geschieht, er drückt sie gewöhnlich durch ein Participium Perf. aus, z. B. A mundo condito, seit Erschaffung der Welt.

Ante urbem conditam, vor Erbauung der Stadt. Hoc fecit amore oder odio tui, er hat es aus Liebe oder Haß gethan. Nach den Zeitwörtern sehen, hören, finden, wird der Deutsche Infinitiv gewöhnlich durch das Partizipium Präs. ausgedrückt; oft wird auch das Zeitwort durch das Partizipium bloß umschrieben und nach nolo, volo, cupio wird das Partizipium Perf. statt des Infinitivs gebraucht; z. B. Socratem audio dicentem, ich höre den Sokrates sagen. Habeo perspectum cognitum, für perspexi cognovi. Monitum et volo, statt volo te monitum esse, ich will dich erinnert haben. Wenn zwei Sätze, die von zweierlei Personen oder Sachen reden, durch als, da, nachdem, indem, wenn, weil, obgleich, verbunden sind, so zieht sie der Lateiner in einen Satz zusammen, indem die Partikel weggelassen, das Nennwort in den Ablativ, das Zeitwort aber, zu dem die Partikel gehört, in den Ablativ des Partizipiums gesetzt wird. Man sagt daher statt: Postquam Troja a Graecis expugnata erat, Aeneas in Italiam venit: Aeneas, Troja a Graecis expugnata, in Italiam venit etc. Die Abweichung von den angeführten Regeln beim Gebrauche des Partizips in der Lateinischen Sprache, sehe man in den Sprachlehren nach. — Die Griechen bedienen sich am häufigsten der Partizipien, und dieses auch schon aus dem Grunde, weil sie von den meisten Zeiten Partizipien haben, woraus für sie der Vortheil entsteht, daß sie bei dieser Construction, in Verbindung mit derjenigen des Relativs und der des Infinitivs, ohne Verwirrung mehrere Sätze in- und durch einander mischen können, z. B. ἐκεῖνα μοῦσον διεγήει, ἃ τους ἰδόντας ηγεῖτο τεθνηκεναι. Hier ist ἃ Object von ἰδοντας, dieses selbst wieder Subject von τεθνηκέναι, und dieses hängt ab von ἡγεῖτο. Hier müssen Deutsche sagen:

er erzählt nur das, wovon er glaubte, daß diejenigen gestorben seyen, welche es gesehen hätten. Hierzu kommt nun noch, daß sich nicht bloß die Zeitwörter, welche mit andern durch Relativa verbunden sind, sondern jedes durch die Partikeln: als, weil, nachdem, so daß ꝛc., hinzugeführte Zeitwort, dessen Subjekt schon beim vorhergehenden Zeitworte genannt worden ist, mit Abwerfung jener Partikeln in ein Partizip verwandeln können, welches dann den Casus seines Subjektwortes annimmt, und sie es auch da thun, wo die Deutlichkeit nicht darunter leidet. Ja sie verwandeln selbst solche Zeitwörter und Sätze in Partizipien, welche die Deutschen durch die bloße Conjunction daß von dem vorhergehenden Zeitworte regieren lassen. Sie weichen daher mit ihrer Partizipial-Construction weit von der unsrigen, der Deutschen, und auch von der in andern Sprachen ab. Wie bei den übrigen Constructionen des Partizipiums in andern Sprachen, hat auch hier das Partizip, als Zeitwort betrachtet, entweder einerlei Subjekt mit dem vorhergehenden Zeitworte, und steht also im Nominativ, oder es hat ein verschiedenes Subjekt, und steht daher mit demselben als wahres oder entferntes Objekt des vorhergehenden Zeitwortes, in einem der Casus obliqui, als im Genitiv, Dativ oder Accusativ. Beispiele hiervon findet man in den Griechischen Sprachlehren. Eine besondere Eigenheit in der Griechischen Sprache ist noch, daß die Zeitwörter, welche das Aufhören einer Handlung bezeichnen, welche in andern Sprachen den Infinitiv erhalten, hier das Partizip bei sich haben. — In der Französischen Sprache wird das Partizipium Präsentis (Participe présent) auch oft gebraucht zwei Sätze in einen zusammen zu ziehen, wobei das Partizipium unveränderlich bleibt; z. B. Ayant parlé longtemps, il se tut. Toutes les circonstances contrariant nos projets, il est

prudent de les abandonner. Man muß sich aber hüten, in dieser Sprache das Partizipium Präsentis mit gewissen Adjectiven oder Beiwörtern zu verwechseln, welche ihm ähnlich sind, aber in einer ganz andern Bedeutung. Man nennt diese Adjectiven Adjectivs-verbaux, z. B. Nous n'aurions pas pu nous figurer des circonstances si facheuses et si contrariantes. Diese Adjectiva haben kein Régime nach sich, wie die Partizipien, und richten sich nach dem Geschlechte und der Zahl des Hauptwortes, wie man aus dem so eben angeführten Beispiele ersehen wird. Mehrere Sprachlehrer nehmen von dieser Regel der Adjectivs-verbaux, die Partizipia Präsentis: appartenant, approchant, dépendant, jouissant, répugnant, tendant, usant etc. aus; allein sie machen, nach neuern Sprachlehrern, keine Ausnahme, weil sie in den Redensarten, in welchen man sie gebraucht, zu wahren Adjectiven geworden sind; z. B. Une humeur répugnante à la mienne; eine Laune, die der meinigen ganz zuwider ist ꝛc. Die Franzosen gebrauchen ihr Partizipium Präsentis, wie die Griechen, auch da, wo die Deutschen die Bindewörter: als, da, nachdem, wenn, weil ꝛc. gebrauchen, z. B.: Le Poussin, célèbre peintre François, étant à Rome, un prelat vint lui rendre une visite etc. In der Französischen Sprache wird das Partizipium Präsentis auch Participe actif genannt, weil das Subject, besonders bei den thätigen Zeitwörtern, als handelnd vorgestellt ist. Auch wird dieses Partizip mit dem Vorworte en verbunden, gewöhnlich gérondif genannt. Der Unterschied zwischen dem Partizipium Präsentis und dem Gerundium ist dieser, daß Letzteres sich immer auf das Subject bezieht, das Erstere dagegen, wenn es auf das Régime folgt, sich auf dieses bezieht; z. B.: La plupart des Grands du Ro-

yaume, jugeant la seconde croisade contraire au bien de l'état, voulurent en détourner St. Louis etc. Das Gerundium würde hier: La plupart des Grands du Royaume en jugeant la seconde etc., nicht denselben Sinn haben, auch ist der Redesatz weniger genau. Das Partizipium Perfecti (Participe passé) ist veränderlich und nimmt das Geschlecht und die Zahl des Régime directe an, wenn dieses Régime vor dem Partizipium steht, es mag mit avoir oder être conjugirt werden; z. B. Le commerce a rendu cette ville florissante, und cette ville que le commerce a rendue florissante. Folgt auf das Partizipium Perfecti unmittelbar ein Infinitiv, so muß man genau darauf achten, ob das Partizipium oder der Infinitiv das Régime regiert, er mag nun ausdrücklich dabeistehen oder in Gedanken ergänzt werden; z. B. La maison que j'ai fait bâtir, und la maison que j'ai faite. In den unpersönlichen Zeitwörtern ist dieses Partizipium unveränderlich, es mag mit avoir oder mit être conjugirt werden, z. B.: Il s'est passé bien des évenements depuis quarante ans, und: Les évenements qui se sont passés dépuis ce temps, ont ils contribué à nous rendre plus sage? — In der Englischen Sprache wird das Partizipium häufiger gebraucht, als in der Deutschen, auch weicht der Engländer in der Anwendung desselben sehr von uns ab und nähert sich hierin mehr dem Lateiner; daher kann er sich auch weit kürzer ausdrücken, als wir. Er befolgt bei der Anwendung seiner Partizipien folgende Regeln: 1) Wenn wir Deutsche durch die Endigung ung oder ang von den Zeitwörtern Substantiva oder Hauptwörter bilden, so bildet der Engländer sie mit seinem Partizip ing, wobei dann jederzeit, da dieses, nun ein Substantiv ist, der Genitiv nachfolgen muß, als: at the going

down of the sun, beim Untergange der Sonne. 2) Auf diese Weise kann das Partizipium, wie ein Substantiv, in alle Fälle gesetzt werden, und alle Vorwörter, z. B. in, with, without, from, between etc., ihm vorgesetzt werden, z. B. I am tired with walking, ich bin müde vom Gehen. 3) Wenn wir Deutschen unsere Rede mit als, da, nachdem ꝛc. anfangen, so läßt gemeiniglich der Engländer diese Worte weg, und setzt das erste Zeitwort ins Partizipium, und zu dem zweiten die Person; als: Having héard of his return, I went to him, als ich seine Zurückkunft erfuhr, ging ich zu ihm. 4) Wo im Deutschen zwei Zeitwörter durch und verbunden werden, da verwandelt der Engländer gern das eine ins Partizipium, mit Auslassung des und, als: We sat up talking, till it was late at night; wir saßen bis in die späte Nacht beisammen und sprachen. 5) Der Engländer läßt auch meistens das beziehende Fürwort aus, und setzt das Partizipium, als: A man travelling to England, ein Mann, der nach England reiset. 6) Da die Form der Zeiten eines thätigen und eines intransitiven Zeitwortes etwas sehr schwankendes in der Bedeutung hat, als: I write, so sucht der Engländer diese dadurch festzustellen, daß er nun die jetzt wirklich vorgehende Handlung durch: I am writing, ausdrückt, und die dann wirklich vorgehende Handlung durch: I was writing. 7) Gebraucht der Engländer auch oft das Partizipium anstatt des Infinitivs, als: I go a walking, ich gehe spatzieren. 8) Wird das Partizipium auch nach folgenden Präpositionen gesetzt, als: after, by, for, from, in, of, on, upon etc.; z. B. Without laughing, ohne zu lachen; you hinder me from writing, ihr hindert mich am schreiben ꝛc. ꝛc.

Was die Gerundia und Supina anbetrifft, so kommen sie hauptsächlich in der Lateinischen Sprache vor. Gerundium ist eine Modifikation des Infinitivs. Man zeigt diese Modifikation in einigen Sprachen durch Vorsetzung des Artikels oder einiger Vorwörter ꝛc. an, z. B. im Griechischen, εν τω λεγεω, τȣ εκαινει θαι ενεκα; im Französischen, in den ältern Sprachlehren, durch: d'aimer, à aimer, pour aimer. Der Lateiner hat aus dem Partizip des Passivs in dus, ein besonderes Participium absolutum gebildet, und dessen Abänderung da gebraucht, wo in andern Sprachen mit dem Infinitiv auf die genannte Art geredet wird; dicendi, dicendo, dicendum, welches er mit einem besondern Namen, Gerundia, Verrichtungswörter, genannt hat. Ein Schriftsteller sagt: „Die Sprachlehrer sind über den Ursprung und die Bedeutung dieses Wortes nicht einig, und schwerlich wird sich etwas Bestimmtes darüber sagen lassen. Einige glauben, der Name rühre daher, weil sie die Stelle des Infinitivs vertreten: quia infinitivi vicem gerunt? Andere erklären die Derivation vielleicht nicht glücklicher: quod a participio passivo gerantur et imperentur. Noch Andere meinen, sie seyen deswegen so genannt worden, weil dadurch eine gewisse Fortdauer der Handlung angezeigt werde: quod nos aliquid gerere significent. Wiederum Andere sind der Meinung, daß man ihnen diesen Namen bloß willkührlich gegeben habe, um sie von dem Partizipium zu unterscheiden ꝛc." — Viele Schriftsteller sind der Meinung, und wohl nicht mit Unrecht, daß man sie sehr gut entbehren kann, weil sie nur Abänderungen eines Partizipiums absoluti sind; auch findet man sie nur noch in den Lateinischen Sprachlehren. In den neuesten Sprachlehren der neuern Sprachen findet man sie nicht mehr in der Tabelle der Zeitwörter an-

geführt. Man muß bei beiden oben angeführten Partizipien nur kein müssen nach der gewöhnlichen Art damit verbinden. So heißt z. B. expugnandis urbibus nicht in den Städten, die erobert werden müssen, sondern unbestimmt, beim Erobern der Städte; der Grieche würde hier sagen; Ἐν τῳ ἐκπολιορκεῖσθαι τας πολεις. Hiervon nehmen die Lateiner das Neutrum und brauchen es statt des Infinitivs durch alle Casus; z. B. im Nominativ: aeternas quoniam poenas in morte timendum Lucr. qaam viam nobis ingrediendum est Cic. Die übrigen Gerundia werden alle so construirt, als wenn sie Nennwörter wären. Erfordert z. B. die Verbindung den Genitiv, so setzt man es in diesen Fall, und die Lateiner nennen es Gerundium in di, z. B. Tempus scribendi; erfordert sie den Dativ oder Ablativ, so setzt man es in eben diesen Fall, und nennt es das Gerundium in do, z. B. scribendo operam dare, in scribendo; und dasselbe gilt vom Accusativ, wo er das Gerundium in dum genannt wird; z. B. inter legendum ad docendum. Hieraus erhellt: 1) daß die Regierung derselben nicht mehr Schwierigkeiten hat, als die Regierung der Fälle beim Nomen oder Nennworte. 2) Weil sie statt des Nennwortes stehen, so haben sie denjenigen Fall bei sich, den der ordentliche Infinitiv hat, geschieht dieses aber nicht, so ist es auch nicht der Infinitivus absolutus, sondern das Partizipium; z. B. ad expugnandum urbes und ad expugnandas urbes. 3) Daß aus eben der Ursache zuweilen der Infinitiv da stehen kann, wo sonst ein Gerundium stehen muß. Die Grammatiker nennen es graecismum, weil es im Griechischen keine Gerundia giebt, sondern der Infinitiv deren Stelle vertritt; z. B. iniit consilium tullere reges. — Die Supina oder Bewegungswörter in der Lateinischen Sprache, sind

eigentlich Hauptwörter der vierten Deklination, die von dem Zeitworte gebraucht werden. Sie haben nur den Accusativ und Ablativ in um und u und regieren den Fall ihres Zeitwortes. Das Supinum um wird nach einem Zeitworte statt des Deutschen Infinitivs gesetzt, wenn eine Bewegung an einem Orte oder die Absicht angezeigt wird, warum eine Bewegung vorgeht, im Deutschen sagt man gewöhnlich zu und um zu. Z. B. Venio salutatum amicos etc. Das Supinum in u wird statt des Deutschen Infinitivs nach gewissen Adjektiven gesetzt, die eine Gestalt oder Beschaffenheit anzeigen, als: facilis, difficilis, affabilis, dignus, optimus, rarus etc; z. B. Pleraque dicta, quam te sunt faciliora. Dann auch nach den Hauptwörtern fas, nefas, opus; und bei Zeitwörtern, die eine Bewegung von einem Orte anzeigen, auf die Frage: Wovon?

Ueber die Partikeln, als die dritte und letzte Klasse der Redetheile in der Wortfügung, kann hier nur wenig gesagt werden, weil sie nicht nur ihrer Natur, sondern auch ihrer Verhältnisse zu andern Redetheilen nach, oben schon an verschiedenen Stellen erwähnt worden sind, als S. 162 u. f., und S. 185 u. f. Hier nur noch einige Bemerkungen über die Nebenwörter (Adverbia) und über die Präpositionen oder Vorwörter (Praepositiones), da die Conjunctionen und Interjectionen schon zur Genüge an den angeführten Orten abgehandelt worden sind. Man gebraucht die Nebenwörter oder Adverbien in der Rede, den Redesätzen, nicht bloß zur nähern Bestimmung des Zeitworts, sondern auch der übrigen Worte in dem Redesatze. Sie werden daher im Satze immer dahin gesetzt, wo sie etwas zu bestimmen finden, gemeiniglich vor dem Bestimmten, aber auch nach, welches, nach den verschiedenen

Sprachen, verschieden ist, und aus dem Gebrauche erlernt werden muß. Z. B. er ist ganz Zärtlichkeit, ganz Hingebung für seine Familie; sie ist ganz Liebe für ihre Kinder. Wenig Gutes, viel Böses; lauter weiße Pferde; etwas Wein. Man hielt ihn für treulos, aber er ist es nicht. So schön, als eine Rose; so groß und stark, als ein Baum; so edel und hochherzig, als die Mutter der Grachen, so weise, als Socrates. Bei diesen Vergleichungen steht das Adverbium mehr substantivisch. Zur Bestimmung des Zeitwortes: Er ist krank; mein Nachbar ist reich; die Blume wird welk; der Wein macht beredt; die Wunde schmerzt sehr. This man is now Secretary to the Prince; dieser Mann ist jetzt Sekretair beim Fürsten. Es steht aber auch hier im Englischen oftmals vor dem Zeitworte; z. B. He formrly loved women to excess; er liebte ehemals das Frauenzimmer bis zur Ausschweifung. Ueberhaupt stehen im Englischen die Nebenwörter: ever, néver, álways, néither, only, best, vor dem Zeitworte; als: I ever belièved, thal he is a good gentleman; ich glaube immer, daß er ein guter Mann ist. Néither wird manchmal des Nachdrucks wegen hinten zum Ueberflusse angehängt; z. B. He does not lové him, nor I néither; er liebt ihn nicht, und ich auch nicht. Etudiez premièrement votre leçon. Il parle fort obligeamment; il a salué très-poliment; il raisonne bien sensement. Cette demoiselle à l'air bien gai, bien tendre, bien doux; les yeux admirent d'abord la beauté, l'esprit s'en occupe ensuite, puis les sens la desirent, et le coeur s'y livre après etc. Wenn der Be-

sitz oder Mangel durch ein Beschaffenheitswort ausgedrückt wird, so bekommt der Gegensatz desselben das Wörtchen an; als: Reich an Tugend, an Erfahrungen, an Einsichten, an liegenden Gründen; arm an Freunden, an Mitteln, am Geiste, an Aussichten; groß an Heldenthaten; dagegen erhält der Theil des Ganzen, von welchem die Beschaffenheit eigentlich gesagt werden soll, das Wörtchen von, als: Klein von Person, schön von Körper, lang von Gestalt, schwarz von Haaren, blau von Augen, grau von Bart ꝛc. Diejenigen Adverbien, welche den Gegenstand der Beschaffenheit oder die Art und Weise darstellen, durch ein Zeitwort erklären, nehmen im Deutschen den Infinitiv mit zu nach sich; z. B. leicht zu glauben, schwer zu sagen, hart zu beissen, bereit zu folgen, begierig zu sehen; einige, z. B. gut, übel, böse, schlecht ꝛc., nehmen den bloßen Infinitiv nach sich; z. B. hier ist gut wohnen, es läßt sich aber schlecht schlafen ꝛc. Diejenigen Nebenwörter, welche im Deutschen den Genitiv, Dativ und Accusativ nach sich erfordern, z. B. eingedenk der frohen Stunden, der glücklichen Tage; des Todes verblichen; eines Staatsverbrechens verdächtig ꝛc.; — dem Manne ähnlich; er ist ihm dienstbar, ihm schuldig ꝛc.; — zehn Ellen lang, fünf Pfund schwer ꝛc., ersieht man aus den Sprachlehren. Auch im Französischen giebt es einige Adverbien, welche den Genitiv und den Dativ regieren. Den Accusativ regieren voici und voila, die man in einigen Sprachlehren in gewissen Fällen als Zeitwörter angesehen wissen will, wofür man sie aber nicht halten darf. Die Abweichungen der Adverbien in der Französischen und Englischen Sprache von den Deutschen, findet man in den Sprachlehren. — In der Lateinischen Sprache werden die Ne-

benwörter größtentheils wie diejenigen in der Deutschen Sprache gebraucht, das heißt, bei den Zeitwörtern, Hauptwörtern und Beiwörtern. Bei Letzterm zeigt das Nebenwort im Lateinischen die Art und Weise an, wie die Eigenschaft, die das Beiwort ausdrückt, einer Person oder Sache zukommt, als: valde clamavit; homo valde doctus, maxime pius. Zuweilen stehen sie auch neben andern Adverbien, als: sat cito, si sat bene; imperium multo maxime miserabile; aber selten bei Substantiven, als: populus late rex. Auch in andern Sprachen steht manchmal ein Adverbium vor einem andern, vor einer Präposition, oder auch vor einem Adjectivum. So z. B. können im Deutschen mehrere Adverbien, besonders Umstandswörter, hinter einander stehen, wenn nur eins das andere bestimmt, als: von nun an bis auf immer und ewig; he is exeedingly learned; er ist ungemein gelehrt; he did it rather for his own interest, er that es mehr um seines eigenen Vortheils willen. Wenn im Deutschen ein Adverbium zugleich ein Substantivum und Adjectivum seyn kann, als übel: das Uebel, der üble Geruch; er hat sich übel aufgeführt, so geht dieses im Lateinischen nicht an, wo dann das Adjectivum vom Adverbium wohl unterschieden werden muß; als: die Sache ist gut, res est bona, er hat gut gethan, bene egit. Auch braucht oft der Lateiner ein Beiwort da, wo der Deutsche ein Nebenwort gebraucht; als: dormit securus, er schläft sicher. Hierher gehört auch, wenn zuweilen, nach Art der Griechen, ein Nominativ statt eines Adverbiums steht, als: hic primus (statt primum) ad me venit: frater discessit ultimus, ego remansi solus. Man kann bei diesen Redensarten tanquam verstehen. — In der Griechischen Sprache werdrn die Adverbien nur beziehungsweise

auf das Zeitwort und auf die übrigen Worte in den Redesätzen gebraucht. Beziehen sie sich auf ein Nomen oder Nennwort, so haben sie, wie die ihnen ähnlichen Beiwörter, dieses Nennwort in einem gewissen Casus bei sich, es verhält sich übrigens so ziemlich, wie die Nebenwörter oder Adverbien in andern Sprachen, worin gleiche Verhältnisse mit diesen zu jenen Wörtern Statt finden. Buttmann hat übrigens nicht unrecht, nur diejenigen Partikeln Adverbien zu nennen, die, wo möglich, allein und ohne Beziehung stehen; alle diejenigen Nebenwörter, die eine Beziehung haben und einen Fall regieren, sind Präpositionen. — Was die Präpositionen, die einen bestimmten Fall, als den Genitiv, Dativ oder Accusativ, regieren, anbetrifft, so läßt sich hierüber wenig sagen, ohne nicht nutzlos diesen Artikel auszudehnen; denn ihre Bedeutung in der Wortfügung geht schon aus der Bestimmung hervor, die der Fall, den sie regieren, anzeigt, und aus dem Begriffe, der mit jedem einzelnen dieser Wörter, als Präposition, verknüpft ist. Hier ist daher nur noch zu bemerken: daß wenn mehrere Hauptwörter, die entweder gar nicht, oder nur durch und und oder verbunden sind, durch eine und eben dieselbe Präposition verbunden werden sollen, so kann solche im Deutschen wiederholt, oder auch nur einmal gesetzt werden; z. B durch List, Betrug und Verrath, oder: durch List, durch Betrug und durch Verrath; sind sie aber durch entweder, theils oder durch andere Partikeln verbunden, so ist die Wiederholung nothwendig; z. B. entweder durch List oder durch Gewalt, theils mit Geld, theils mit Waaren bezahlen. Diese hier angeführte Regel findet auch in andern Sprachen Statt, z. B. in der Lateinischen: Per ardua et astra; per tuum scelus, per vim, per fraudem hoc mihi ereptum est; im

Englischen: by day and by night, bei Tage und bei Nacht. By sea and by land, zur See und zu Lande. Der Franzose wiederholt gern die Präposition bei mehreren Hauptwörtern, z. B. Il fait cela par intéret, par amour de la gloire; il a fait cela par erreur, par abus ou par hazard. A force de prières, à force de le répéter, il a pensé à mon affaire, a ce qu'il me doit. Wenn zwei Präpositionen sich unmittelbar in einem Satze folgen, so machen sie Härte und Dunkelheit; z. B. durch mit Geld bestochene Stimmen; ohne mit ihm gewesen zu seyn ꝛc. Man muß hier den Satz anders stellen, oder nur ein passendes Wort dazwischen schieben; z. B. durch die mit Geld bestochenen Stimmen. Wenn Adelung will, daß man sagen soll, statt: Deutschland grenzt an Frankreich, Deutschland gränzt an Frankreich an, so ist dieses letzte an gewiß überflüssig, und der Satz ohne dieses an ganz verständlich; Deutschland gränzt Frankreich an, würde freilich, wenn nicht unverständlich, doch nicht deutlich genug den Satz bestimmen. Und so auch in dem Satze: Was für Bilder gehen meine Seele vorbei, statt: was für Bilder gehen vor meiner Seele vorbei. Hier kann aber der erste Satz, der Kürze wegen, eben so gut stehen, nur mit dem Dativ, mit Auslassung der Präposition, wie es der Lateiner thut; z. B. was für Bilder gehen meiner Seele vorbei, weil ich die Seele nicht gehen kann, wohl aber einen Weg, die Präposition wird daher hierunter verstanden, ohne sie zu setzen. Gerade dieses macht unsere Sprache klanglos und hart, daß wir so viele nutzlose Worte hinzusetzen, um verständlich zu werden, wodurch wir nur zu oft der Verständlichkeit schaden und unsere Sprache mit einer Last von Beiwörtern beladen, wie in früheren Zeiten die Heere mit einem

überflüssigen Troß. Der Ort, welcher das Ziel einer Bewegung ist, wird im Deutschen mit verschiedenen Präpositionen ausgedrückt, über die sich aber keine bestimmten Regeln geben lassen, weil ihre Anwendung aus dem Gebrauche erlernt werden muß. Man gebraucht als Präpositionen der Bewegung nach einem Ziele, sowohl mehrere, die den Dativ, als auch die den Dativ und Accusativ regieren, als, mit nach: er reiset nach Berlin, Wien, Paris und London, nach der Stadt, nach Hofe, nach Hause ꝛc. gehen. Dann auch bei gewissen Bewegungen, ohne Bestimmung des genauen Zielorts; z. B. der Wind dreht sich nach Westen; sich auf der Reise nach Morgen wenden; den Mantel nach dem Winde tragen ꝛc. Mit auf, bei der Bewegung nach einem höher gelegenen Orte, als: auf den Berg steigen, auf das Schloß, auf die Promenade, auf das Rathhaus, auf die Wache, auf die Post, auf die Börse gehen ꝛc. Es ist nicht allemal eine wirkliche Höhe damit verknüpft, sondern man denkt sich nur bloß gewisse Orte höher gelegen, z. B. auf die Universität gehen, auf das Land, auf die Messe, auf den Jahrmarkt reisen ꝛc. Mit an, welches eine Richtung nach der äußern Fläche eines Dinges bezeichnet; z. B. an seine Arbeit gehen, sich an einen Ort begeben, an den Hof gehen, an das Ufer fahren, an einen Freund schreiben ꝛc. Mit in, um die Richtung nach dem Innern einer Sache zu bezeichnen; z. B. in die Stadt kommen, gehen, reiten, in die Kirche, in den Garten, in das Getreide, in die Schule gehen, in den Weg treten, in die Tasche stecken, in das Haus brechen ꝛc. Mit vor; die Richtung von dem Innern nach einem äußern unbestimmten Ziele; z. B. vor die Thür, vor das Thor gehen ꝛc. Mit zu, wenn das Hauptwort ohne bestimmten Artikel gebraucht wird, und nur die Art und Materie des Zeitwortes bestimmt

wird; z. B. zu Tanze, zu Biere, zu Weine, zu Felde, zu Bette, zu Markte, zu Tische, zu Stuhle, zu Schiffe ꝛc. gehen; zu Boden fallen, zum Doctor schicken, zum Richter gehen ꝛc. — Auf eben die Art wird auch die Ruhe angedeutet. Besonders zu berücksichtigen sind diejenigen Präpositionen, die sowohl den Accusativ, als den Dativ regieren, besonders in Hinsicht des ersten Falles, des Accusativs, der auf so manche feine Beziehungen gesetzt wird, die man aus dem Gebrauche kennen lernen muß. Auch sehe man darüber die Sprachlehren und großen Wörterbücher nach. Wie es in der Deutschen Sprache mit den Präpositionen geschieht, so geschieht es auch in der Lateinischen und in andern Sprachen, wo man alle die Fälle, die eine Präposition regiert, aus dem Gebrauche kennen lernen muß.

Was nun den zweiten Theil des Syntaxes oder der Wortfügung, den zierlichen Syntax (Syntaxis ornata) anbetrifft, so geht er aus dem ersten Theile hervor. Die Zierlichkeit einer jeden Sprache beruht auf der schicklichen Wahl und Verbindung, sowohl einzelner Wörter, als auch ganzer Redensarten und Sätze, die unsere Gedanken lebhafter, deutlicher und mit größerem Wohlklange ausdrücken. Die Redekunst oder Rhetorik giebt zwar zu dieser Ziertlichkeit Anleitung; allein sie läßt sich nicht so durch Regeln erlernen, als durch fleißiges Lesen der besten oder sogenannten klassischen Schriftsteller in einer Sprache, und durch sorgfältige, unter Leitung eines geschickten, nicht pedantischen, Lehrers, angestellte Uebungen in den jüngern Jahren, in den spätern durch eigenes, aufmerksames Lesen mit kritischer Genauigkeit in Hinsicht der Constructionen oder Stellungen der Worte in einem Satze und in einer ganzen Periode. Die eigentliche Rangordnung der Worte in einer Sprache, nach den Gesetzen der

Grammatik, geht nicht nach dem, wie sie der Schriftsteller in seiner Schrift geordnet hat, sondern wie sie, vermöge der grammatikalischen Regeln, aufeinander hätten folgen sollen. Daß sich sowohl die Schriftsteller, so wie ein jeder Andere in den gemeinen Reden nicht immer an die von der Grammatik vorgezeichnete Ordnung der Wörter, wie sie nämlich unter einander regiert und bestimmt werden, binden, sondern die Wörter in einer ganz andern Ordnung setzen, als wie sie sich, den Regeln der Wortfügung nach, auf einander beziehen, wird man in jeder Sprache, die man versteht, gewahren. Zum Beispiel die Worte des Cornelius Nepos, aus dem Timoleon, Kap. 5: huic Lamestius vadimonium cum imponere vellet, sollten eigentlich in folgender Ordnung, wie sie von einander regiert werden, stehen: cum Lamestius vellet imponere vadimonium huic. Wenn man eine Sprache gründlich erlernen will, so muß man zuerst diese natürliche Ordnung der Worte, und die Ursache, warum ein Wort in dieser oder jener Abweichung und Abwandlnng stehe, z. B. wenn dieser oder jener Casus, dieser oder jener Modus auf das vorhergehende Wort folge, wissen. Diese Ursachen sind theils aus dem Sprachgebrauche hergenommen, theils liegen sie auch in der Natur und Beschaffenheit des vorhergehenden Wortes. Beide Ursachen müssen von allen denjenigen, die eine Sprache grammatikalisch, also gründlich, erlernen wollen, mit einander verbunden werden. Eine jede Sprache hat zwar ihre eigene Constructionsordnung; allein es giebt auch gewisse Regeln, die alle Sprachen mit einander gemein haben, z. B. daß der Nominativ vor dem Infinitiv in gleicher Zahl hergehen müsse; daß ein transitives Zeitwort gewöhnlich einen Accusativ zu sich nimmt; daß, wenn zwei Zeitwörter zusammen kommen, wovon das eine das andere regiert, das Letzte im Infinitiv stehn,

und das Erstere der Ordnung nach vorangehen müsse ꝛc. Jungen Leuten kann man leicht die Art, wie die Worte auf einander, der Ordnung nach, folgen müssen, in der Muttersprache zeigen; man darf nur eine deutliche Rede in die natürliche Constructionsordnung setzen lassen, und sie dann die Worte nach Gefallen oder Gutbefinden versetzen und nach ihrem eigenen Gefühle urtheilen lassen, ob sie die beste Stellung haben. Zum Beispiel, wenn man die Worte: ich kann diesem Menschen heute kein Geld geben, nach der Constructionsordnung setzt, so würden sie so lauten: ich kann geben kein Geld diesem Menschen heute. Nun lasse man solche versetzen, so werden sie von selbst gewahren, daß es nicht gleichgültig sei, auf welche Weise man sie versetze. Man lasse sie nun urtheilen, ob es einerlei sei, wenn ich sage: heute kann ich diesem Menschen kein Geld geben; kein Geld kann ich diesem Menschen heute geben; geben kann ich heute diesem Menschen kein Geld ꝛc. — Wenn daher der Schriftsteller von der in seiner Sprache üblichen Construction abweicht, so kann dieses aus verschiedenen Ursachen geschehen. Erstlich, um der Deutlichkeit willen. Dieses scheint zwar widersinnig, daß die Ueberschreitung der natürlichen Constructionsordnung ein Beförderungsmittel der Deutlichkeit seyn sollte, und dennoch ist es so, weil die Versetzung nicht willkührlich ist, sondern sich auf gewisse Regeln gründet. Die Hauptregel ist dabei, daß Alles, was in Ansehung der Idee zuerst kommt, muß auch im Ausdrucke zuerst gesetzt werden. Zweitens kann man auch des Nachdrucks wegen, und um verschiedene Nebenbegriffe zugleich auszudrücken, von der Constructionsordnung abgehen. Aus den besten Schriftstellen aller Nationen kann man leicht eine Menge von Beispielen dieser Art auffinden, welche diesen Satz erklären. Es

diene hierzu, um dieses hier zu erklären, das oben angeführte Beispiel; als: ich kann dir heute kein Geld geben — aber mein Buchhalter; heute kann ich dir kein Geld geben — aber morgen oder übermorgen; dir kann ich heute kein Geld geben — aber deinem Vater; geben kann ich dir heute kein Geld — aber versprechen, daß du es morgen oder übermorgen erhalten sollst; Geld kann ich dir heute nicht geben — aber einen Wechsel ꝛc. Hieraus kann man nun die verschiedenen Nebenbegriffe gewahren, die daraus hervorgehen, wenn der Satz geändert wird oder die Constructionsordnung wechselt. Drittens geschieht es des Wohlklanges wegen, wozu sich jedoch schwer Regeln geben lassen, weil sich der Klang der einzelnen Wörter und der Redesätze wohl fühlen, aber schwer beschreiben läßt; am besten bildet man sich hierin durch lautes Lesen der besten Schriftsteller, wodurch man leicht, bei einem nur einigermaßen ausgebildeten Gefühle, empfinden lernt, was wohl lautet oder angenehm klingt, worin der meiste Fleiß, die meiste Glätte und Geschmeidigkeit liegt, indem die Worte eines jeden Redesatzes, einer jeden Periode in einem Abschnitte beim Lesen eines guten Schriftstellers, leicht von den Lippen herabgleiten müssen. Man hat daher wohl die Empfindung des schönen Klanges der Worte, des schönen Styls eines Schriftstellers; allein es läßt sich nicht immer sagen, nicht immer beschreiben, warum es schön klingt oder wohl lautet, weil auch hierin das Gefühl, die Empfindung, nachdem sie in der früheren Lebensperiode ausgebildet, verfeinert, und nicht durch Härten der Lebensverhältnisse abgestumpft worden, sehr verschieden ist; indessen kann man doch mit Gewißheit annehmen, daß ein leichter, gefälliger Styl, eine leicht eindringende, schmucklose Rede jeden Gebildeten anspricht und in

ihm diejenigen Empfindungen erweckt, die der Schriftsteller durch die Einkleidung seines abgehandelten Gegenstandes zu bezwecken beabsichtigte. Wenn daher die besten, die klassischen, Schriftsteller nicht immer aus den oben angeführten Gründen bei der natürlichen Construction bleiben, so muß man sie doch lesen, ja studieren, sie allemal zum Grunde legen, wenn man eine Sprache nicht nur nach den Regeln, sondern auch nach den Eigenthümlichkeiten ihrer Schriftsteller, in der Wendung und dem Flusse ihres Styls, erlernen, oder sie sich zu eigen machen will, um ihre Schönheiten zu empfinden. — Ueberhaupt hat eine jede Sprache ihren eigenen Gang, der von allen andern unterschieden ist, und der mit in dem Charakter des Volkes liegt, welches sie redet, in welchem sie sich ausbildete. Auch verbindet jeder die Glieder einer Periode anders, als der andere; daher ist der Wohlklang aus der Stellung der Worte nicht in allen Sprachen einerlei. Wenn man nun dieses, so wie noch vieles Andere beurtheilen will, so muß man den natürlichen Gang der Rede in einer jeden Sprache kennen lernen. Wenn daher Anfänger in einer Sprache nicht dazu angehalten werden, die natürliche Verbindung der Worte kennen zu lernen, so werden sie niemals eine Festigkeit darin bekommen. Einen Beweis von dem Gesagten haben wir an denjenigen, die eine Sprache aus dem bloßen Gebrauche, und nicht nach den Regeln der Grammatik erlernen. Hat man in einer Sprache schon eine Fertigkeit erlangt, so hat man zwar nicht mehr nöthig die Constructionen aller einzelnen Worte aufzusuchen; allein man muß doch die Verbindung der Haupttheile einer Periode übersehen, damit man die natürliche Ordnung, und warum der Schriftsteller davon abgewichen ist, erkenne. Bei denjenigen, welche periodisch schreiben, und insbesondere bei den Dichtern, ist es unumgänglich nöthig. Bei den Er-

stern wird oft der Hauptsatz durch eingeschaltete Nebensätze zerschnitten und das Subject vom Prädikate getrennt. Hier muß man gleichsam das Skelett der Periode mit einem Blicke übersehen, um die Nebensätze vom Hauptsatze zu unterscheiden. Bei den Dichtern ist es noch nothwendiger, weil sie ihre Ausdrücke und Constructionen nicht immer nach der Grammatik abmessen; denn sie werden von dem Feuer ihrer Phantasie hingerissen und sind daher so voll von dem zu schildernden Gegenstande, daß sie nicht ängstlich darüber wachen, ob die Worte nach der gewöhnlichen Ordnung gesetzt sind. Sucht man nun die natürliche Ordnung und Stellung der Worte nicht auf, so versteht man sie entweder gar nicht, oder sieht wenigstens den Nachdruck und die Stärke ihrer Gedanken nicht ein. Dieses gilt nicht bloß von den Dichtern fremder Sprachen, sondern auch von denjenigen in der Muttersprache. Diejenigen also, sagt ein Schriftsteller, die so sehr gegen die Construction eifern, und doch immer von der Bildung des Styls nach den besten Mustern der Alten reden, wissen selbst nicht was sie wollen; denn man kann erst den Numerus einer Rede recht fühlen, wenn man sie versteht; allein ohne Construction, wenigstens im Ganzen genommen, wird man nie eine Rede verstehen lernen. — Man kann daher den Grund mancher Schöngeister, mancher Aesthetiker oder Bellettristen leicht einsehen, warum sie so sehr gegen alle Construction eingenommen sind, weil es eben keine leichte Sache um die Construction ist; denn wer richtig construiren will, muß die Idiotismen derjenigen Sprachen, in welcher er die Worte nach ihrer natürlichen Ordnung setzen will, gut verstehen; denn ohne diese wird er nie gut fortkommen. Oft geschieht es, daß ein Wort, von welchem ein anderes regiert wird, nicht ausdrücklich dasteht, sondern nur die Idee in dem

vorhergehenden steckt; besonders kommt dieses bei den kanonischen Schriftstellern oft vor. Die Ellipsen, die in einer jeden Sprache einen großen Theil der Schwierigkeiten ausmachen, verursachen auch in der Construction nicht wenig Verlegenheit. So auch, wenn man ungewiß ist, welches Wort das Subject der Rede ist, oder wozu dieses oder jenes Partizipium oder Adverbium gehört; nicht minder, wenn die Theile der Rede sehr versetzt und auf verschiedene Art in Ordnung gebracht werden können; z. B. Unius praelata impetu lateris alterius remus detersit; Liv. XXVIII., 30. Wenn z. B. zuweilen lange Parenthesen eingemischt sind, und die Aufmerksamkeit dadurch unterbrochen oder vermieden wird, so hält es auch schwer, die natürliche Ordnung zu finden. Aus diesen angeführten Schwierigkeiten erhellt nun zugleich auch die Nothwendigkeit der Construction sehr deutlich. Aus den Regeln einer jeden Sprache muß solche hergeleitet werden, und wer eine richtige Constructionsordnung in einer Sprache entwerfen will, muß mehr als die ersten Grundsätze oder den sogenannten Syntax kennen; er muß den ganzen Genius der Sprache in seiner Gewalt haben, sie ist daher nicht gleichgültig.

Betrachtet man nun die Verbindung der Wörter näher und aus dem Gesichtspunkte der eigentlichen Wortfügung, so besteht ein jeder Redetheil aus Sätzen und diese Sätze bilden sich zu Perioden. Zu jedem Satze gehört ein Subjekt und ein Prädikat. Das Zeitwort ist das Einverleibungswort, vermittelst dessen dem Subjecte ein Prädikat entweder zu- oder abgesprochen wird. Ein jedes einem Subjecte entweder zu- oder abgesprochene Prädikat macht einen Satz aus. Das Subject braucht aber nicht immer als ein selbstständiges oder als ein selbstständig gedachtes Ding angesehen zu werden, es kann auch der Infini-

tiv eines Zeitwortes oder ein Nebenwort seyn. Jeder Satz ist entweder einfach, wenn er bloß aus dem Subjecte und dessen Prädikate besteht, oder er ist zusammengesetzt, wenn zwei oder mehrere Sätze zu einem einzigen Satze verbunden werden. Ein jeder Satz ist entweder ein nackter, oder ein ausgebildeter, oder ein erweiterter Satz. In einem nackten Satze sind Subject und Prädikat ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt; z. B. die Blume entzückt mich; in dem ausgebildeten Satze sind Subject und Prädikat, vermittelst einzelner Redetheile, als Eigenschafts-, Verhältniß-, Umstandswörter ꝛc., näher beschrieben; z. B. die schöne Rose entzückt mich durch ihren Wohlgeruch; sie nimmt meinen Geruchssinn durch ihren zarten Duft außerordentlich in Anspruch. In dem erweiterten Satze sind endlich Erklärungs-, Zwischen- oder Nebensätze, welche die Verhältnisse, Eigenschaften, Umstände ꝛc. des Subjects oder des Prädikats näher bestimmen, eingeschoben; die liebliche Rose, die Königin der Blumen, welche durch ihren angenehmen Duft Alles um sich her entzückt, welket leider! schnell dahin, und entwirft uns ein Bild von den Reizen unsrer Jugend, die auch nur zu schnell dahin welken! Bei den Zwischensätzen muß man sich hüten, sie nicht früher einzuschieben, als bis der Gegenstand, worauf sie sich beziehen, genannt worden ist; z. B. wenn ich glauben darf; doch, warum sollte ich dieses nicht, da ich schon so viele Beweise davon habe, daß sie mein Freund sind; so — hier muß erst: daß sie mein Freund sind, vorangehen. Jeder nakte und jeder ausgebildete Satz muß entweder ein Subject und ein Prädikat, oder mehrere Subjecte und mehrere Prädikate enthalten; eben so muß auch jeder erweiterte Satz mehrere Subjecte oder Prädikate und Neben- oder Zwischensätze haben.

Zum Beispiel: Der Winter nahet sich; ist ein nackter einfacher Satz; der harte Winter nahet sich mit schnellen Schritten, und vor seinen eisigen Fußtapfen flieht der mit Früchten beladene Herbst, ist ein ausgebildeter zusammengesetzter; der Winter, auf welchen die Jugend bisher harrete, naht sich; ein durch einen Nebensatz erweiterter Satz; Schwäche des Geistes, Mangel des Geschmacks, Unruhe der Begierden, Verwöhnung an rauschende Vergnügungen, tödten nur zu oft das Vergnügen an den Reizen der Natur, ist ein einfacher Satz mit mehreren Subjecten. Der sanft glänzende, bescheidene Mond kommt hinter dem dunkeln Walde hervor, versilbert die Höhen der Berge umher, und steigt langsam feierlich den mit Sternen besäeten Himmel herauf, ist ein einfacher Satz, mit mehrfachen Prädikaten. In Ansehung der Form sind die Sätze entweder erzählend, wenn sie Begebenheiten oder Urtheile, wie wir sie empfinden, darstellen, oder bittend und befehlend, oder fragend, oder wünschend, oder auch ausrufend. Diese verschiedenen Formen bestehen aber nicht bloß für sich, sondern können auch in einem und demselben Satze mit einander abwechseln; z. B. die erzählende mit der ausrufenden: ich weiß, du bist stolz; o der Stolz erblaßt vor einer solchen Scene! Die erzählende mit der fragenden: Wenn dieses ist, welche Worte sind denn traurig genug, ein solches Bild zu schildern? Die zusammengesetzten Sätze sind so vielfach, als es Verhältnisse zwischen zwei und mehreren Sätzen giebt, welche durch Conjunctionen ausgedrückt werden können, folglich eben so vielfach, als die Conjunctionen in einer Sprache sind; s. oben, S. 173. Die verschiedenen Sätze einer Rede werden nun durch Nebenwörter und Partizipien verbunden. Diese Zusammenziehung der

Sätze giebt der Rede Nachdruck und Kürze und heißt: Partizipal-Construction. Diese Zusammenziehung findet nur dann Statt, wenn mehrere mit einander verbundene Sätze eins und eben dasselbe Subject in einem und eben demselben Fall haben, da denn die Nebensätze entweder ihr Zeitwort wegwerfen oder auch dasselbe in ein Partizipium verwandeln. In beiden Fällen gehen sie in ein bloßes Nebenwort über, bestimmen als solches das Zeitwort des Hauptsatzes, und machen mit demselben einen und eben denselben Satz aus. Der verkürzte Satz kann in den meisten Fällen dem Hauptsatze bald vor, bald nachgesetzt, bald aber auch zwischen dessen Subject und Prädikat eingeschaltet werden. Da die Nebenwörter kein Substantiv, wohl aber ein Zeitwort bestimmen können, so findet auch diese Zusammensetzung nur dann Statt, wenn der verkürzte Nebensatz den Begriff des Zeitwortes bestimmt, nicht aber wenn er unmittelbar auf das Hauptwort bezogen werden kann und muß. Das Zeitwort, welches auf solche Art verschwiegen werden kann, ist nur allein das Zeitwort seyn, in einigen wenigen Fällen, nur andere Arten Zeitwörter lassen sich auf diese Art nicht verstoßen. Die Zusammenziehung der Sätze durch Nebenwörter ist anwendbar: 1) Wenn mehrere mit einander verbundene Sätze ein gemeinschaftliches Zeitwort haben, z. B. Julius Cäsar war groß in Gefahren, kühn im Entwerfen, und schnell im Handeln. 2) Wenn zwei oder mehrere Sätze einerlei Subjecte in gleichem Falle, aber verschiedene Zeitwörter haben, und das Bindewort und anwenden; z. B. des Lebens überdrüßig, durchbohrte sich Kato selbst die Brust; statt: Kato war des Lebens überdrüßig, und er ꝛc. 3) Wenn ein Subject durch die rückwärts deutenden Personenwörter der und welcher vermittelst des Zeitwortes seyn näher beschrieben werden soll; dann wird nicht nur dieses, son-

dern auch das Personenwort ausgelassen, z. B. Johann Huß, standhaft wie Sokrates, starb auf dem Scheiterhaufen; statt: Johann Huß, welcher standhaft wie Sokrates war ꝛc. 4) Wenn ein Satz mit den Bindewörtern da, weil, als ꝛc. anfangen soll, so werden diese, so wie das Zeitwort seyn, oft ausgelassen, z. B. unfähig die Lebensfreuden länger zu genießen, stiftete der weltsatte Benedikt seine Klöster auf Monte-Cassino; statt: weil oder da der weltsatte Benedikt unfähig war ꝛc. — Die Zusammenziehung durch das Mittelwort der Gegenwart erfordert Vorsicht; denn da es ohne Biegungszeichen gleichsam ein Beschaffenheitswort ist, so kann es sich wohl auf das Zeitwort, aber nie auf das Subject, noch auf das Ziel des Satzes beziehen. Wenn ich z. B. sage: Emil trat singend in das Zimmer, so ist die Zusammenziehung richtig, weil sich singend nicht auf das Subject Emil bezieht, sondern auf das Zeitwort trat; sage ich aber: Emil fand seinen Bruder schlafend, so ist die Zusammenziehung fehlerhaft; denn schlafend soll sich hier auf das Zielwort Bruder beziehen. Diese Zusammenziehung findet daher nur Statt: 1) Wenn ein beziehender Erklärungssatz mit einem Zeitworte, welches in der Gegenwart steht, verbunden ist; dann geht das Zeitwort des Erklärungssatzes in das Mittelwort der Gegenwart über und nimmt die Biegungszeichen an; das zweckandeutende Personenwort wird aber ausgelassen; z. B. Ach, nur zu bald verwelken die jetzt blühenden Blumen! statt: ach! nur zu bald verwelken die Blumen, welche jetzt blühen. 2) Wenn zwei Sätze einerlei Subject und mit und verbundene Zeitwörter in gleicher Zeit, jedoch nur in der mehr beziehenden und bezeichnenden Gegenwart haben, alsdann bleibt das Bindewort weg und das eine Zeitwort geht in das Mittelwort über, nimmt aber keine Biegungszeichen an, und bestimmt folglich weder

das Subject, noch das Zeitwort, sondern nur, wie auch schon bemerkt worden ist, das Zeitwort; z. B. scherzend sagte sie, statt: sie scherzte und ꝛc.; weinend stand er da, und erzählte, statt: er stand da, weinte und ꝛc. — Das Partizip der Vergangenheit hat eine leidende Bedeutung, wenn es mit dem Hülfsworte seyn gebogen wird, und eine thätige, wenn es das Hülfswort haben zu seiner Biegung gebraucht. In der Zusammenziehung der Sätze pflegt man nur das erste zu gebrauchen, wobei dann die rückwirkenden Personenwörter, so wie auch das Hülfszeit- und Bindewort wegbleiben; z. B. von seinen Freunden verrathen, von seinen Feinden verfolgt, entfloh Themistokles nach Persien; statt: Themistokles, welcher von seinen Freunden verrathen und von seinen Feinden verfolgt wurde, entfloh nach Persien. Aber den Kopf auf die Hand gestützt, saß er da. Hier soll das Mittelwort gestützt eine thätige Bedeutung haben. Die neueren Dichter sind aber für diese Zusammensetzung, weil man, in fofern jener Satz mit haben aufgelöset wird, nach den Eigenheiten unserer Sprache sagen kann: er saß da, und hatte den Kopf auf die Hand gestützt; auch in einem verneinenden Satze finden ähnliche Zusammenziehungen Statt; z. B. in unkultivirten Ländern gedeihen weder Künste noch Wissenschaften; statt: in Ländern, welche nicht kultivirt sind ꝛc. Wo ist der Sterbliche, welcher Freuden unentzückt genossen, Leiden ungerührt ertragen hätte? Wo ist der Mensch, der bei den Qualen seines Bruders unentflammt sein Pfeifchen raucht, statt: ohne entzückt, ohne gerührt und ohne entflammt ꝛc. Jetzt folgen wir dem Menschenfreunde, den Blick nach der Heimath gekehrt ꝛc. Weitläuftige Umschreibungen können zwar nicht auf eine ähnliche Weise zusammengezogen, aber doch abgekürzt werden; z. B. die Ehrsucht, welche den Menschen ins Verderben stürzt;

kürzer: die verderbliche Ehrsucht. Die Wunde, welche ihm den Tod brachte; kürzer: die tödtliche Wunde ꝛc. Was nun die Verbindung der Sätze zu einer Periode anbetrifft, so stellte man im Anfange der Sprachkunst die Sätze ohne Verbindung neben einander; nur erst, als man anfing auf die Sprache mehr aufzumerken oder aufmerksamer darauf zu werden, fing man auch an die Sätze zu verbinden, anfänglich jedoch nur sehr einfach und einförmig; daher verbindet die Hebräische Sprache noch die meisten Sätze mit und; nur als sich die Sprachen zu verfeinern anfingen, brachte man auch hierin mehr Mannigfaltigkeit, daher entstand auch die große Zahl von Conjunctionen, die oben, S. 173, angeführt worden sind; auch änderte man die Sätze selbst durch Zusammensetzung, Verkürzung, Aenderung der Frage, der Ausrufung ꝛc. ab. — Ein jeder Redesatz macht für sich ein Ganzes aus und wird am Ende, zum Zeichen seiner Abgeschlossenheit, mit einem Punkte bezeichnet. Er wird jederzeit in einem Athem, ohne Absatz ausgesprochen. Erweitert man nun diesen Satz, er sey einfach oder zusammengesetzt, bis zu einer gewissen beträchtlichen Länge, oder verbindet man vielmehr mehrere Sätze zu einem schön verbundenen Ganzen zusammen, jedoch so, daß das Ganze immer noch in einem Athem, ohne Ermüdung, ausgesprochen werden kann, so entsteht eine Periode im engsten Verstande, welche sich von dem kleinsten Satze durch die größere Länge und Ausdehnung unterscheidet. Die Periode oder die Verbindung mehrerer Redetheile hat ihre Vollkommenheit den Griechen zu verdanken, welche die Wahlredenheit als eine besondere Kunst übten, wozu sich ihre Sprache in vieler Hinsicht eignet, welche Art der Wahlredenheit, Rhetorik, schon unter Redekunst, Th. 121, S. 390, angeführt worden ist, und wovon unter

Wahlredenheit, in W, noch Einiges vorkommen wird, weil solches hier, unter Sprache und Sprachkunst, nicht her gehört. Die Periode kann aus jedem Satze gebildet werden; denn jeder Satz ist einer Erweiterung oder Ausdehnung fähig, und die Vollkommenheit einer Rede besteht, in Ansehung ihres äußern Baues, hauptsächlich darin, daß einfache und zusammengesetzte Sätze mit den Perioden auf eine geschickte Art abwechseln. Man gebraucht sie eigentlich in der ernsthaften und feierlichen Schreibart häufiger, als in der Sprache des gesellschaftlichen Umganges. In jeder Periode liegt ein Hauptsatz zum Grunde, und so wie dieser beschaffen ist, einfach oder zusammengesetzt, so ist es auch jener. Soll ein einfacher Satz zu einer Periode erweitert werden, so kann solches entweder durch Erweiterung, Beschreibung, und umständliche Bezeichnung, sowohl des Subjects, als des Prädikats, oder auch dadurch geschehen, daß man den einfachen Hauptsatz in mehrere Sätze zertheilt, welche einen und eben denselben Hauptgedanken von verschiedenen Seiten darstellen, und oft werden beide Mittel in einer und eben derselben Periode zugleich angewandt. So läßt sich z. B. der einfache Satz: Die Reize des Frühlings erfüllten uns mit einem unaussprechlichen Vergnügen, auf folgende Art zu einer Periode erweitern: Das Grün, welches die Wiesen und Rasenplätze bekleidet und auf das Mannigfaltigste abwechselt; die junge Saat, welche auf den Aeckern hervorsproßt; die in den Gärten blühenden Blumen; die Blüthen der Bäume in den Wäldern; das sanfte Gemurmel des nahen Silberbaches; das Geriesele der Bergquelle, welche herab zu dem Bache fließt, an dessen Rande eine Nachtigall ihre Silbertöne dem Echo Preis giebt; die Milde der Luft; die aus den frischen Kräutern aufsteigenden Düfte, die das Thal mit ih-

rem Wohlgeruche schwängern; der westliche Himmel, der bei dem Untergange der Sonne vor Purpur glühete, kurz Alles in der Natur erfüllte unsere Herzen mit einem Vergnügen, welches uns eben so unvergeßlich bleiben wird, als es unbeschreiblich war. Vollkommner sind dagegen die zusammengesetzten Perioden, in welchen ein zusammengesetzter Hauptsatz zum Grunde liegt, dessen Vordersatz und Nachsatz, oder wenigstens einer von beiden, auf verschiedene Art erweitert und zu einem schön verbundenen Ganzen ausgedehnt werden kann, in welchem die Aufmerksamkeit des Zuhörers oder Lesers bei jedem Satze zunimmt, bis sie endlich am Ende der Periode befriediget wird. Die zusammengesetzten Perioden sind daher so einfach, als es die zusammengesetzten Hauptsätze sind, welche zum Grunde gelegt werden, und da sowohl der Vordersatz, als auch der Nachsatz, auf eine vielfache Art erweitert werden können, so findet auch eine unendliche Mannigfaltigkeit unter den Perioden Statt. Hier nur einige, als Beispiel dieser Periodenbaue.

Die copulative Periode. In den Thälern Arkadiens lebten die Hirten in Unschuld ihre Tage hin; ihr Herz war über Neid, Kummer und Sorgen erhaben; nur Scherz und Spiel, Liebe und Freundschaft wohnten in ihren kleinen Hütten, und auf den Wiesen, wo ihre Herden weideten, wurde die Freude und Fröhlichkeit noch durch Gesang und Tanz, und durch die Silbertöne einer Flöte oder durch das Horn erhöhet; so, daß die ganze weite Umgegend von dem Echo benachrichtiget ward, daß ein glückliches Völkchen in diesen Thälern wohnt. — Das Leben mit seinen Abentheuern, gleicht dem Englischen Tanze, den man da eben beginnt, wo immer am untern Ende der Kolonne neue Paare sich anschließen, und am obern Ermüdete abtreten, auf die Sessel sinken, und ansehen, was sie vor kurzem selber noch thaten. — Die conditionale Periode. Wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter

seyn soll, als es mein Morgen war; o, so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte nicht unwürdig ermattet, in den Schatten des Landes zurück zu kehren, da die letzten Erquickungen der Weisheit zu schöpfen, und nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist voll stiller Zufriedenheit zu dem Genusse weit höherer Freuden auszuathmen, als er hier empfing. (Hirschfelds Landleben) — Beispiele, wenn die gerade Art des Vortrages in der Periode, sich in den Ausruf und in die Frage verwandelt: Nur nicht so stolz, Jünglinge, auf die Fülle eurer aufstrebenden Kraft! nicht so mitleidig hingesehen auf die matten Augen, das gesenkte Haupt, das dünne Silberhaar, und den schleifenden Gang des Alters! euch scheinen wir Greise fast Wesen einer fremden Gattung, die gar nicht begreifen, gar nicht zu ahnen vermögen, was für Gefühle euren Busen heben, welche Genüsse euch beglücken? waren wir nicht einst jung, wie ihr? hüpften, liebten, genossen wir nicht das Leben wie ihr? auch eure Schritte werden einst langsamer und gemächlicher werden; auch um euch wird einst die Mode eures Mittelalters zu einer bleibenden erstarren, die euch ins Grab begleitet; auch ihr werdet einst auf Alles, was euch jetzt in wilde Regung setzt, mit philosophischem Lächeln hinblicken, und das Beginnen eurer Enkel sehr natürlich, aber nicht sehr weise finden. (Ernst und Scherz, 1803, 156 Blatt) — Was meinst du, Mütterchen, war unser Tag durchs Leben nicht froh? hüpften wir nicht gleich den Blüthengestalten in den Ballsälen? warst du nicht auch schön, so schön wie eine Grazie? und war ich nicht auch zärtlich, lebhaft und kühn, wie einer der glücklichen Jünglinge, die uns jetzt mit mitleidigen Blicken begrüßen? — Mehrere andere Periodenbaue müssen hier übergangen werden.

Was hier über die verschiedenen Redesätze und deren Verbindung untereinander und zu einer Periode ist gesagt worden, hat auch Beziehung auf andere Sprachen, wenn gleich hin und wieder Manches da-

von abweicht, wie man aus den Sprachlehren, sowohl der alten, als lebenden Sprachen ersehen kann, weil hier Beispiele von einigen derselben anzuführen, zu weit führen würde. Eine Hauptregel bei den Perioden ist, sich der Parenthesen so viel, als möglich, zu enthalten, weil sie der Deutlichkeit und Ründe schaden; auch schiebe man nicht zu viele Sätze in einander, welche Dunkelheit verursachen, drängen nicht zu entfernte Vorstellungen in eine Periode zusammen; verbinde nicht Sätze mit einander, welche keinen leichten und ungezwungenen Zusammenhang haben; dann verlasse man die einmal angefangene Construction niemals; messe die Länge der Sätze nicht ängstlich gegen einander ab; suche die Aufmerksamkeit mit dem Gange der Periode zu steigern, und mache sie nie länger, als es die Deutlichkeit gestattet; denn zu ausgedehnte Sätze und Perioden machen eine Rede schleppend und langweilig.

Es kommt nun noch bei jeder Sprache auf ihre Harmonie, ihre Uebereinstimmung im Ausdrucke und Klange an. Die Harmonie einer jeden Sprache zeigt sich auf einer doppelten Seite; erstlich in dem Mechanischen derselben, was zum Schalle und zur Aussprache gehört, und wovon Th. 159, S. 725, die Rede gewesen ist; dann in dem Geiste oder in der Bedeutung derselben, wodurch die schönen Gegenstände, die das Genie ersonnen hat, bezeichnet werden. Der gute Klang oder die Klarheit der Worte und Redesätze steht mit den Gedanken in der genauesten Harmonie, weil es eine wesentliche Eigenschaft einer jeden schönen Rede ist, daß sie das Ohr klar und bestimmt rühre, damit man sie nicht nur gern höre, sondern auch desto leichter behalte. Der Klang einzelner Sylben, ihre Kürze und Länge, die Akzente der Wörter, die Menge einsylbiger, kurzer und langer Wörter, sind die Stücke, die das Harmonische in der Sprache

ausmachen. Durch die Zergliederung der physischen Elemente einer Sprache wird man gewahr, bis auf welchen Grad sie des Harmonischen fähig ist. Hieraus ersieht man, daß die Rede eine bald langsamere, bald geschwindere, bald sanft fortfließende, bald fröhlich laufende, bald rauschende, bald pathetisch einhergehende Bewegung machen könne. Diese Eigenschaften müssen aber in der Sprache schon liegen, ehe sich der Dichter derselben bedient, um seine Empfindungen in derselben auszudrücken; denn es würde eine vergebliche Arbeit seyn, wenn man eine Reihe kurzer Sylben langsam, oder länger schnell, oder harte u. rauhe Worte sanft aussprechen wollte. Hierzu gehört nun das Sittliche oder Leidenschaftliche einer Sprache, welches uns durch die Empfindung des Ohrs schon mitgetheilt wird, ohne auf die Bedeutung der Worte zu sehen, daß ein Wort vor andern traurig, zärtlich, ungestüm und dergleichen klinge, daß es etwas Gemäßigtes, Feines oder Lebhaftes in sich fasse. Je mehr nun eine Sprache dergleichen Eigenschaften hat, um so harmonischer ist sie. Ein Beweis hiervon liegt unter andern auch in der Leichtigkeit der Aussprache. Nicht das Rauhe und Harte in der Artikulation, sondern die Schwierigkeit, welche das Organ in der Aussprache zu überwinden hat, macht das Unharmonische in einer Sprache. Die Empfindung von der Mühe, die derjenige haben muß, welcher redet, ermüdet uns selbst. Daher klingt eine Sprache jederzeit harmonischer, wenn sie derjenige spricht, dessen Organisation darnach eingerichtet ist, als wenn sie ein anderer spricht, wo dieses nicht der Fall ist. Daher kommen uns Sprachen, in denen Selbst- und Mitlauter mehr zusammengehäuft werden, als in unserer Muttersprache, sehr schwer vor, weil unsere Organisation nicht darnach eingerichtet ist. Nur dieses ist das Urtheil der Ohren, wovon die Alten so viel reden. Würden wir einen

alten Griechen, sagt ein Schriftsteller, die Gedichte Homers oder die Reden Isokrates lesen hören, so würden sie uns weit harmonischer klingen, als jetzt, da wir sie nach unserer Organisation modeln. Ein Tonstück, welches der Künstler für die Flöte gesetzt hat, klingt ganz anders, wenn es auf der Violine gespielt wird, obgleich die nämlichen Töne ausgedrückt werden. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Sprache. Obgleich die Harmonie schon in der Sprache seyn muß, wenn Redner und Dichter sie zur Bezeichnung ihrer Gedanken brauchen wollen, so können sie dennoch, wenn sie das Genie dazu haben, durch eine gute Wahl und durch kleine Veränderungen und Neuerungen in der Stellung der Wörter, durch kleine Feinheiten in der Veränderung des Klanges, durch neue verständliche Wörter und Redensarten, sehr viel zur Vervollkommnung dieser Harmonie beitragen. Diese Veränderung geht freilich nicht auf einmal vor sich; denn eine Sprache muß lange und mannigfaltig bearbeitet werden, ehe sie zu jedem Ausdrucke und zu jeder Schönheit fähig wird. Es wird von dem Schriftsteller eine beständige Aufmerksamkeit erfordert, dasjenige zu ersetzen, was bei der zufälligen Bildung der Sprache übergangen worden ist. Man kann sich leicht davon überzeugen, wenn man unsere besten Dichter von den Zeiten der Minnesänger bis auf unsere Tage in einer chronologischen Ordnung studiert, so groß auch der Abstand zwischen den beiden Extremen ist, so gewahrt man doch die allmählige Abänderung der Sprache. — Den Dichtern haben die Sprachen den größten Theil ihrer Ausbildung zu verdanken; denn nur durch ihre erlaubten Freiheiten haben sie den Wörterreichthum derselben nicht nur vermehrt, sondern auch in Ausdruck und Wendung Harmonie gebracht. Die Wörter müssen daher nicht allein unter sich in der richtigen Harmonie und dem

richtigen Verhältnisse stehen, sondern sie müssen auch zu dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, vollkommen passen. Die erste und nothwendigste Eigenschaft derselben ist daher, daß die Bedeutung vollkommen klar sey. Ein Wort, daß nicht zugleich einen klaren und leicht faßlichen Begriff erweckt, taugt in einem Redesatze nicht; denn die Begriffe wirken nur in so fern auf den Leser und Hörer, wenn die Zeichen, die sie ausdrücken sollen, auch klar gedacht worden sind. Hierin unterscheidet sich eine ausgebildete Sprache von einer unausgebildeten, in welcher viele Wörter in den Redesätzen vorkommen, die keinen klaren Begriff geben, und so den Satz dunkel lassen, oder doch wenigstens die Verständlichkeit desselben erschweren. Eine ausgebildete Sprache, die mit den Begriffen harmonisch ist, muß hinlängliche Biegsamkeit, Mannigfaltigkeit der Wortfügungen, vielerlei Verbindungen, Trennung, Versetzung der Wörter ꝛc. haben. Die Wörter müssen so beschaffen seyn, daß der Gedanke, der dadurch ausgedrückt werden soll, von andern richtig unterschieden werden kann. Es können zwei Worte an sich mancherlei Bedeutungen haben; allein durch die Verbindung muß doch genau bestimmt werden, was für eine Idee eigentlich bestimmt werden soll. Zweitens müssen alle Theile der Rede so in einander gefügt werden, daß im Ganzen eine richtige Symmetrie daraus entstehe, und dieses muß nicht allein in einzelnen Sätzen, sondern in der ganzen Rede sichtbar seyn. Kurze und lange Sätze müssen mit einander abwechseln; lauter kurze Sätze geben keine Mannigfaltigkeit, und lauter lange Perioden sind zu gekünstelt und ermüden den Leser. Drittens muß die Sprache, besonders in der feierlichen Rede, in der Geschichte und Philosophie, und in den schönwissenschaftlichen Schriften, der Würde und Größe der Gedanken angemessen seyn. Große Gedanken durch

niedrige Ausdrücke bezeichnet, sind eben so fehlerhaft, als kleine durch erhabene. Zwischen Gedanken und Worten muß auch eine sinnliche Uebereinstimmung seyn. Wenn z. B. der Dichter eine mühsame Uebersteigung von Hindernissen ausdrücken will, so giebt er auch seinen Gedanken einen schwerfälligen Gang, z. B. Virgil: ille inter sese magna vi brachia tollunt. Hierbei ist eine besondere Vorsicht nöthig, damit man nicht in das Tändelnde verfalle. Komische Gedanken erfordern einen drolligen, und erhabene, einen feierlichen Ausdruck. Um seinen Werken ein zierliches Ansehen zu geben, muß der Schriftsteller unter mehreren Ausdrücken den schönsten wählen. Er muß die verschiedenen Theile in der vollkommensten Harmonie mit einander verknüpfen, jedoch mit einer gewissen Nachlässigkeit, damit man die Mühe nicht merke, die der Künstler auf das Aeußere seines Werkes verwendet hat. Ein besonderes Hülfsmittel, Harmonie zwischen Worten und Gedanken zu zeigen, ist, wenn der Künstler in wenig Worten viel sagt, wenn sein Ausdruck weder zu gedehnt und schleppend, noch auch zu abgebrochen ist. Wenn der Leser bei den Worten eben das denkt und empfindet, was der Schriftsteller und Dichter dabei gedacht und empfunden hat; dann kann man sagen, daß zwischen Gedanken und Ausdruck die stärkste Harmonie sey. Ein harmonischer Periodenbau in Leichtigkrit, Fluß und Zierlichkeit der Rede, ist folgender Aufsatz.

Der Schmetterling. Schönes, liebliches Spielwerk der Natur! in einer frohen Feierstunde fügte sie deinen zierlichen Gliederbau zusammen; sie überzog dein Körperchen mit farbigem Federstaube; malte dir die Morgenröthe, das Silberweiß der Lilie, das Dunkelblau des nächtlichen Himmels auf deine zackigen Flügel, ließ dich aufflattern von der Hand und rief dir lächelnd die Verheißung des schönsten Looses nach.

Als du zum ersten Male zu einer Blüthe niedergaukeltest, und dein schönes Bild in einem Thautropfen erblicktest, lerntest du dich kennen, betrachtetest du dich mit Entzücken, bewundertest jedes niedliche Glied deines ätherischen Körperbaues, und staunest, daß dir es gehöre. — Glückliches Wesen! Deine Schöpferin erfüllt, was sie verhieß! Auf leichtfächelnden Schwingen schwebst du von Blume zu Blume; jede bietet dir im reinlichen Kelche ein Göttermahl. Eilend saugst du es ein und fächelst, gleich dem Zephire, weiter; und bist du gesättiget von den Freuden des Lebens, und ist verschossen dein glänzender Putz, so erfüllst du froh deine einzige Pflicht, so frohe Geschöpfe zurück zu lassen, als du selbst bist. An sicherem Orte ordnest du deine Eierchen, breitest dich mit sorgsamer Mutterliebe über sie hin, und bist nicht mehr! Seliges, dreimal seliges Wesen! Du kennst nicht die lastende Sorge und die Leidenschaft, welche die Stirn des Menschen durchfurcht; nicht die Angst und Leiden der unglücklichen Thiere, die er zu sklavischen Genossen seiner Mühseligkeiten herabwürdigte; nicht einmal den Wechsel der Jahreszeiten, der die freien Thiere mit Trübsalen überhäuft. Du lebst nur, so lange die Erde schön genug ist, dich zu erfreuen, und sinkst mit ihrem bräutlichen Schmucke, wenn der Nord ihn ihr abstreift. — Was erblick' ich? Mit ängstlicher Sorgfalt folgt er einem Gespielen. Immer flieht ihn dieser, und immer folgt er voll zärtlicher Sehnsucht hinab in das duftende Gras, hinauf zu der blüthengefüllten Krone des Baumes. Es ist, ja es ist eine Geliebte, eine stolze Geliebte, die ihm Verachtung zu heucheln scheint. Mit bangem Flügelschlagen fleht er um Gehör; er putzt mit seinen Füßchen den schlanken Leib; er zeigt seine Gewandheit in hundert künstlichen Schwingungen; sie bemerkt ihn nicht! Ein dritter Gefährter, ein Nebenbuhler naht, und gefällig scheint die Schöne ihn auf der Kleeblume zu erwarten. Der Verschmähte entfernt sich, als zürne er; er steigt zur Blüthe der Linde hinauf und kehrt doch gleich wieder; er möchte die Grausame fliehen und vermag es nicht! Ach, Laura! ich kenne seine Gefühle! Wenn ich dein schönes Auge so Liebe heuchelnd von Jüngling zu Jüngling

irren sah; Liebe sprechend, die du nicht fühltest, Verheißungen thun, die du nicht zu erfüllen gedachtest; und oft floh ich dann, zürnend wie er! Du winktest, und — ich lag wieder zu deinen Füßen! — Armer Schmetterling! bist du der Eifersucht fähig, dann ist dein kleines Herz geräumig genug, eine Hölle von Quaalen zu fassen! — Da sitzt er bewegungslos auf der Blüthe des Dornbusches, und achtet nicht ihres Purpurs, und nicht des Honigs, der ihm aus ihrem Kelche entgegenduftet. Wer weiß, ob nicht Seufzer, meinem Gehöre zu leise, dem kleinen Busen entschwellen; ob nicht Zähren, zart wie Blumenduft, seinen tausendfachen Gitteraugen entfließen! — Hör' ihn, Schmetterlingsmädchen! Sei nicht so thörigt-grausam, wie menschliche Schönen! Sie vergessen so leicht: zarte Leidenschaft erregen, sey nur die eine Hälfte ihrer schönen Bestimmung, die andere süßere sey, sie zu erwiedern! — Sie erhört ihn, ja, sie erhört ihn! Mißtrauisch gegen sein Glück, naht er sich zögernd, bebt zurück, und nahet sich wieder. Ruhig erwartet sie ihn. — Nein, sie fliegt ihm entgegen; sie giebt sich ihm hin, und mit acht vereinigten Flügeln gaukelt das glückliche Paar im lauen Weste dahin! — Hör' ich nicht halblaute Küsse? Girret nicht zärtliches Flüstern? Wehe! da schießt mit weit verbreiteten Schwingen ein schreckliches Ungeheuer auf sie herab. Es ergreift sie, es zerstückt, es verschlingt beide! — Beide! die Geliebte und den zärtlichen Liebenden! Mitten im Hochgenuß der Wonne reißt es beide hinweg zum gräßlichsten Tode. — Scheusal, gefühlloses Scheusal! Schandfleck der Erde! — Ach, Natur! wie kannst du deine schöne Welt durch solch ein Unthier beschimpfen! In welch' ein Jammerhaus verwandelst du sie, durch die bloße Schöpfung des gräulichen Würgers, der gefräßigen — Schwalbe. (Ernst und Scherz. 108 Blatt, 1803.)

In diesem Phantasiespiele herrscht nicht nur Leichtigkeit und Anmuth, sondern der Periodenbau ist auch gerundet, und nirgends bei tändelndem Spiele schwülstig und überladen. Die Sätze gehen leicht in einan-

der über und verschwistern sich zu einem Ganzen, welches die Aufmerksamkeit des Lesers spannt, und ihn in wenigen Minuten, gleichsam tändelnd, an das Ziel eines Schmetterlingslebens führt. Die Sätze und Perioden in einer Rede müssen sich so an einander reihen, daß man ihren Uebergang gar nicht fühlt; nur dann kann man annehmen, daß der Schriftsteller seiner Sprache ganz mächtig ist, wenn er gleichsam spielend die Wörter zu Sätzen und die Sätze zu Perioden zusammen stellt, so daß man jeden Satz in welche Form man will auflösen kann, das heißt, durch die Construction; denn da die Sprache nur nach dem Gehöre sich bildet, so muß auch der Fluß der Wörter, gleich den Passagen in der Tonkunst, leicht und in einem hohen Grade glatt und biegsam seyn; überall kein holprichter oder erschwerender Uebergang sich finden, noch weniger Dunkelheit in den Worten und Sätzen, welche den Leser aufhalten, indem er dergleichen Stellen erst ein Paarmal überlesen muß, ehe er einen Sinn darin finden kann, wodurch die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gestört wird, und kommen dergleichen Stellen öfter in einem Aufsatze eines Schriftstellers vor, so geht nicht nur das Interesse an der Sache selbst, sondern auch der Genuß verloren, besonders bei bellettristischen Aufsätzen, wo nicht allein der Gegenstand, sondern auch die schöne Einkleidung desselben und der fließende Styl einen Genuß dem Lesen gewähren; und besonders ist dieses bei dem öffentlichen Vortrage der Fall; denn hier stören dergleichen Fehler, sowohl in der Einkleidung der Materie, als auch in der Construction der Wörter, noch weit mehr, als bei dem Selbstlesen, dem Nicht-Lautlesen eines Schriftstellers; denn hier treffen solche Fehler nur mich allein; aber bei dem öffentlichen Vortrage die ganze Gesellschaft, indem es dann an ein Erörtern und Erklären geht, wodurch oft die schönsten

Stellen eines Schriftstellers überlaufen und ihnen wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil die Hörer nur immer noch mit den dunklen Stellen ꝛc. zu thun haben, und sie auf diese und jene Weise noch während des weitern Vortrages zu deuten suchen. — Um die Sätze und Perioden nicht mit Worten zu überladen, und sie dadurch schwerfällig, breit und klanglos zu machen, darf man nur die Worte so setzen, wie sie sich Einem nach dem Gegenstande, den man abzuhandeln gedenkt, darbieten, also ohne künstliches Suchen; denn der meiste Bombast oder Schwulst entsteht von dem Ausmalen, von dem ängstlichen Suchen und Stellen der Worte in den Perioden. Es geht hier den Schriftstellern mit der Sprache, wie es den Malern mit den Gemälden geht, wenn sie solche zu oft übermalen und nie den rechten Farbenton treffen, oder denen nie der Gegenstand, den sie entworfen haben, gefällt, sie ändern und künsteln so lange daran, bis sie statt eines Meisterwerkes, eine Mißgeburt daraus gemacht haben. Das zu viele Künsteln in den Perioden, das unzweckmäßige Häufen der Beiwörter, indem man, um etwas Zierliches zu sagen, mehrere derselben hintereinander, ohne bestimmte Beziehung auf das Hauptwort, aufführt, und sowohl dadurch, als auch durch eine verworrene oder verwickelte Construction Dunkelheiten erzeigt oder veranlaßt. Sie stören also die Harmonie der Periode, insofern sie solche überladen. Diese Ueberladung in der Sprache durch Bei- und Nebenwörter geschieht oft ganz zwecklos, selbst von bessern Schriftstellern; daher muß man hierauf die meiste Aufmerksamkeit verwenden, und keine Bei- und Nebenwörter da setzen, wo sie gar nicht hin gehören und nur die Rede schleppend machen. Besonders findet man dieses Häufen der Beiwörter bei Vielen von unsern neuesten Aesthetikern oder Bellettristen, eben so verworrene Constructionen,

welche, wie schon oben bemerkt worden, die Perioden oft ganz dunkel machen, so daß man Mühe hat, den Sinn des Schriftstellers zu errathen; ja oft ist gar kein Gedanke darin zu finden, und man würde sich nutzlos abmühen, wenn man einen darin zu finden glaubte, weil der Schriftsteller selbst keinen damit verband, wenigstens würde es ihm sehr schwer fallen, wenn er ihn aus seinen Worten erklären sollte. Es ist daher ein großer Mangel in der Kenntniß der Sprache, wenn sich ein Schriftsteller Fehler gegen die Deutlichkeit derselben zu Schulden kommen läßt, und noch bedeutender treten sie hervor, wenn er wirklichen Unsinn zu Markte bringt; dieses geschieht, wenn man Ausdrücke gebraucht, welche zusammengenommen den zu bezeichnenden Begriff so wenig, als irgend einen verwandten bezeichnen. Man erlangt Deutlichkeit, wenn man solche Ausdrücke wählt, welche den zu bezeichnenden Begriff vollständig bezeichnen, also Angemessenheit; dann durch die richtige und regelmäßige Stellung der Wörter, also Bestimmtheit, und durch einen sorgfältigen Bau der Sätze und Perioden, jedoch ohne zu großen Schmuck. Man braucht ferner noch bei den Sätzen und Perioden einer Sprache die grammatischen oder Wortfiguren, weil sie wesentlich zur Verschönerung der Sprache beitragen. So giebt die Inversion oder Versetzung der Wörter, wodurch man von der natürlichen Wortfolge abweicht, einem Satze oft einen großen Nachdruck, jedoch muß sie mit Vorsicht und auch nicht in allen Sprachen auf gleiche Weise gebraucht werden. Ganz vorzüglich eignet sie sich für solche Sprachen, die eine vollständige Deklination in Ansehung der Biegungssylben haben, wie die Lateinische und Griechische. In diesen Sprachen kann man die Wörter mit der größten Freiheit versetzen, nicht so in denjenigen Sprachen, welche ihre Casus nicht an den Nennwörtern bezeichnen, wie

die Französische, Englische ꝛc. So kann man in der Lateinischen Sprache ohne alle Zweideutigkeit sagen: Filius amat patrem und patrem amat filius; wenn man aber in der Französischen Sprache diese Worte: Le père aime le fils, versetzen wollte, so würde nicht derselbe Gedanke bleiben. Die Deutsche Sprache hat hier mehr Freiheit, aber weniger als die Lateinische. Die Inversion wird hauptsächlich da gebraucht, wo man einen Begriff aus der Rede herausheben will, der dann an die Spitze der übrigen gestellt wird, wodurch er zum Hauptbegriff wird, der Rede einen Nachdruck giebt, und dadurch die ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht; z. B. Noch immer lobest du mich; wie matt würde dieser Satz klingen, wenn man nach der natürlichen Wortfolge sagen wollte: Du lobest mich noch immer. Da die Inversion des Nachdrucks willen gesetzt wird, so ist der Schriftsteller auch nur in so fern dazu berechtiget, wenn er einen wirklich fruchtbaren Nebenbegriff an die Stelle des gewöhnlichen Hauptbegriffes setzen will; ist dieses aber nicht der Fall, so wird die Versetzung fehlerhaft, und besonders da, wo Mangel an Deutlichkeit in einem Satze oder einer Periode solche zu setzen verbietet. — Die Aphäreſe ist gleichfalls eine grammatische Figur, die darin besteht, daß am Anfange ein oder mehrere zur ordentlichen Form des Wortes sonst gehörige Buchstaben weggenommen werden. Sie gehört eigentlich den Dichtern an, kommt aber auch in der Prosa vor, jedoch jetzt seltner, als ehemals, und sie ist auch mit Recht daraus verwiesen worden, weil sie nicht nur Härte giebt, sondern auch Undeutlichkeit veranlaßt, ja einem gebildeten Ohre sehr unangenehm klingt, wie z. B. 's is 'e Schand, es ist eine Schande, wo man aber Buchstaben vorn wegwerfen kann, die keine Härte durch ihre Abscheidung dem Worte hinterlassen, wie höhnen, statt verhöh-

nen, so kann man sie auch in der gebildeten Sprache gebrauchen, jedoch mit Vorsicht und immer nur da, wo man den vollen Ausdruck des Wortes nicht geben kann, und sich dieser Verkürzung bedienen muß, weil sie zum Wohlklange des Satzes oder der Periode beiträgt. — Die Apokope oder Verbeissung, gleichfalls eine grammatische Figur, läßt ein oder mehrere Buchstaben, die zur Form des Wortes sonst gehören, am Ende desselben weg, wo es die Aphäreſe am Anfange thut; z. B. Seel', statt Seele, könnt', statt könnte. — Die Synkope oder Verschluckung, auch eine grammatische Figur, bei welcher Buchstaben aus der Mitte und am Ende des Wortes gleichsam verschluckt werden, z. B. die lang' verhalt'nen Thränen ꝛc. — Die Archaismen oder veralteten Worte, die aus dem Gebrauche gekommen sind, muß man sich so viel, als möglich, in der Sprache enthalten; denn sie stören den Genuß des Vortrages in einer gebildeten Sprache; es sind z. B. baß, traun, dickbesagt, Einem hoffiren ꝛc. Aus dergleichen Wörtern und Redensarten entsteht eine altfränkische Schreibart, die zuweilen, wenn sie am rechten Orte, ohne Affectation angebracht wird, eine angenehme Wirkung thut, z. B. in den Proben oder Versuchen, welche Bürger von einer Uebersetzung des Homers gegeben hat. In einer Art von Illusion, welche durch diese Archaismen bewirkt wird, glaubt man einen so alten Dichter, als Homer ist, wirklich zu hören, wenn unter andern Andromache zum Hektor sagt: Herztrauter Mann, fürwahr! dich fällt noch selbst dein Wagemuth. — Oder wenn Hektor Andromachen antwortet:

Herztrautes Weib, zerhärme dich nicht so.
In deinem Sinn! —

Geh' du jetzt hin! geh' an dein Kunstgeschäft!

An dein Gewebe und Spindel heim!

Gebeut auch dem Gesind sein Tagewerk ꝛc.

Man gewahrt hieraus, daß diese Figur mehr für den Dichter, als für den Prosaisten ist. — Die Diäresе oder Verlängerung, eine grammatische Figur, welche dazu dient, die Wörter zu verlängern, indem man aus einer Sylbe zwei macht, welches geschieht, indem man entweder einen Doppellaut in seine einfache Töne auflöset, oder einen Mitlaut in seinen verwandten Selbstlaut verwandelt, z. B.: mein Geist zurücke strebt. Obgleich man die Diäresе auch in der Prosa findet, so gehört sie doch eigentlich der Dichtkunst an, weil man hierin oft des Sylbenmaaßes wegen die Worte verlängert, in der Prosa sie aber eher verkürzt, als verlängert, weil sie durch Letzteres klangvoller und nicht schleppend werden. Man hat nun noch einige andere grammatikalische Figuren, die aber in der freien Rede, der Prosa, nicht vorkommen, wohl aber in der gebundenen. — Was die Provinzialismen anbetrifft, so können sie in der höhern Umgangssprache wohl aufgenommen werden, jedoch mit Vorsicht, eben so in der Büchersprache; denn wenn es den Provinzialismen auch nicht an Klang fehlt, so haben sie doch manche Eigenthümlichkeiten, die sich für eine ausgebildete Sprache nicht schicken, und würde man viele dergleichen Wörter in die Sprache bringen, so würde durch dieses Gemisch die gereinigte Sprache sehr verlieren, zum Theil sogar unverständlich werden. Uebrigens haben in Deutschland berühmte Schriftsteller den Versuch gemacht, Provinzialismen in die Hochdeutsche Mundart einzuführen, allein sie habe nicht viel Anhänger gefunden. So z. B. hat Lessing mehrere dergleichen Worte grbraucht; z. B. in seinem Nathan dem Weisen

steht: er hat ausgegattert, anstatt ausgekundschaftet oder ausspionirt, und dieses Wort enthält schon den Begriff des Auskundschaftens und Ausspionirens, diese Ausdrücke werden also durch den Laut des Wortes verstärkt. Es zeigt die höchste Geschäftigkeit und Wachsamkeit dabei an, die gleichsam alle Oeffnungen durchspäht, um etwas, das in die Schlinge fallen soll, zu entdecken; und da die deutlich ausgedrückten Begriffe von Ausspioniren und Auskundschaften auf Patriarchen in Person nicht passen, so kommt der dunklere Begriff, welcher mit ausgattern verknüpft ist, hier gerade zu statten, um die eigennützige, immer geschäftigte Wachsamkeit des Patriarchen im Allgemeinen zu bezeichnen. In einer der Scenen von diesem Drama ist zwischen dem Tempelherrn und Nathan von dem Tadel oder Vorwurf die Rede, womit eine Nation die andere, aus religiösen Vorurtheilen, beleidiget. Hier hat sich Lessing des Wortes mäkeln, um den Tadel in Kleinigkeiten auszudrücken, bedient, und ganz am rechten Orte; denn es ist von Makel (Flecken) abgeleitet, und der Verfasser bedient sich dieses Wortes hier sehr glücklich, um den ungegründeten Tadel selbst wieder in einem verächtlichen und tadelnswerthen Lichte darzustellen, z. B.:

Nathan.

Nur muß der eine nicht den andern mäkeln;
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen;
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vergessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Tempelherr.

Sehr wohl gesagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das diese Menschenmäkelei zuerst
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerst das auserwählte Volk sich nannte?

Wir haben kein Wort in unserer Bücherſprache, welches den tadelnswerthen Tadel in einem einzigen Ausdrucke bezeichnet hätte; und doch iſt dieſes eine ganz eigene Anwendung und beſondere Beſtimmung des Begriffes vom Tadel, den wir nicht entbehren können, und wodurch alſo auch der provinziale Ausdruck mäkeln in unſerer Bücherſprache nothwendig wird. Die Bemühungen Leſſing's, Bürger's und mehrerer Anderen in dem verwichenen, und diejenigen von von der Hagen, Zeune und Andern in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, ſo manche gute Provinzialismen, ſo manche gehaltvolle Wörter der Plattdeutſchen Sprache in die Hochdeutſche zu übertragen, haben den gehofften Erfolg nicht gehabt, wenn auch hin und wieder ein einzelnes Wort Beifall fand und eingebürgert worden iſt, ſo ſind doch die Mehrzahl wieder ausgeſchieden, oder ruhen in den Werken und Aufſätzen derjenigen, die ſich bemüheten ſie einzuführen. Ein Schriftſteller ſagt über die Provinzialismen folgende gehaltreiche Worte: „Die provinziellen Ausdrücke habe größtentheils die beſondere Eigenſchaft, daß ſie durch ihren Laut ſchon bezeichnend ſind, durch einen mißverſtandenen Begriff von Verfeinerung der Sprache ſind dergleichen Wörter nach und nach ausgeſchloſſen worden, weil man ſie für die edlere, geſittete Sprache gleichſam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man in's Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den Deutſchen Schriftſtellern, denen man Genie und Geſchmack gewiß nicht abſprechen konnte, ſich zuerſt über dieſen affectirten Wortekel hinwegſetzten, und ſich der nachdrucksvollen Provinzialismen, die ſelbſt ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreiſt bedienten, beſonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenſchaftlichen Ausdruck in der Umgangsſprache lebendig darzuſtellen. Damit wird aber nicht

behauptet, daß der unbedingte Gebrauch der Provinzialismen in der ganzen Schreibart durchaus zu erlauben sey, was oben gesagt worden ist, gilt nur von der Bezeichnung solcher Nebenbegriffe, für welche die Hochdeutsche Sprache keine Ausdrücke aufzuweisen hat. In allen den Fällen aber, wo das Provinzielle die Verständlichkeit verhindert, Zweideutigkeiten erzeugt und den Wohllaut beleidiget, wird man sich auch seiner Aufnahme in die Schriftsprache widersetzen, und lieber einen weniger genau bezeichnenden Hochdeutschen Ausdruck wählen, als den Wohllaut stören oder Dunkelheit in der Rede hervorbringen." — Unsere Sprache, die Deutsche, könnte noch einen weit größeren Wörterreichthum haben, wenn man viele sehr zweckmäßige und passende, die Gegenstände bezeichnende, Plattdeutsche Wörter, besonders viele Concreta darin aufgenommen hätte; allein man hat lieber Fremdwörtern den Vorrang gegeben, und sie mit einem Deutschen Fuße eingebürgert, dem man es aber ansieht, daß es nur ein Stelzfuß ist. Auch in andern lebenden Sprachen, z. B. in der Französischen und Italienischen, hat man sich bemühet, die Provinzialismen auszurotten, jedoch ist man dabei so national geblieben, den Fremdwörtern den Eingang zu wehren, indem man in der eigenen Sprache den Materialienkasten zu haben glaubt, woraus man ergänzen, bilden, übertragen ꝛc. kann. — Was nun die Grammatikalischen Fehler anbetrifft, so gehören dazu die Barbarismen, Disconvenanzen, Solöcismen, Pleonasmen, Flickwörter und Zweideutigkeiten. — Die Barbarismen in einer Sprache sind die Abweichungen von der Regel, überhaupt von dem Ueblichen in derselben, und in so fern begreift man auch die Solöcismen mit darunter; wenn man sie aber genau betrachtet, so sind beide unterschieden. Barbarismus ist, strenge genommen,

wenn man sich in einer Sprache ein Wort erlaubt, das nicht in dieselbe gehört, und Solöcismus, wenn man zwar gewöhnliche Wörter, aber auf eine fremde Art mit einader verbindet. Man kann auf verschiedene Art Barbarismen in eine Sprache bringen: 1) wenn man Wörter braucht, die gar nicht zu dieser Sprache gehören, und ihnen höchstens nur eine Endigung aus dieser Sprache anhängt; 2) wenn man aus übertriebener Analogie Wörter aus fremden Sprachen einführt; 3) wenn man einheimische Wörter in einer fremden und dieser Sprache nicht angemessenen Bedeutung braucht. Dieses Letztere kommt am häufigsten vor. So hat man in den drei lebenden weit verbreitesten Sprachen, der Deutschen, Französischen und Englischen, Germanismen, Gallicismen und Anglicismen, worunter man Wörter oder Ausdrücke versteht, die der einen oder der andern dieser Sprachen gemäß sind, aber nicht derjenigen, in welcher man sich ausdrückt. So z. B. wenn man im Französischen die Deutschen Ausdrücke: Ich nehme mir die Freiheit, mir ist warm, es ist kalt in diesem Zimmer, er hat gute Eingeweide, mit: Je me prends la liberté, il m'est chaud, il est froid dans cette chambre, il a de bonnes boyaux, geben oder übersetzen wollte, so wäre dieses ein Germanismus, weil diese Art sich auszudrücken der Deutschen Sprache gemäß ist, und es im Französischen heißen muß: Je prends la liberté etc., j'ai chaud, il fait froid dans cette chambre, il a de bonnes entrailles. So würde dagegen der Franzose, welcher die Ausdrücke seiner Sprache: Je me suis fait du mal, je me suis cassé le bras etc., durch: Ich bin mir wehe gethan, ich bin mir den Arm gebrochen, übersetzen wollte, einen Gallicismus auf die Deutsche Sprache begehen, und so auch in andern Sprachen. Man gewahrt hieraus,

daß jede Sprache ihre eigenthümlichen Ausdrücke hat, die es in einer andern Sprache nicht sind; eine jede hat ihre besonderen Nebenbegriffe, wenn diese nun verwechselt werden, so entsteht daraus ein Barbarism. Bei lebenden Sprachen fühlen wir das Lächerliche, welches hieraus entsteht, bei den alten ausgestorbenen oder abgeschlossenen, müssen wir es erst durch Beispiele suchen. Wenn z. B. ein Wort in unserer Muttersprache zwei Bedeutungen hat, so kommen wir oft in die Versuchung, in einer fremden Sprache, die wir nicht völlig verstehen, dem Worte, das wir für das unsrige setzen, gleichfalls beide Bedeutungen zu geben, wodurch wir einen Barbarismus machen. Wenn man daher eine Sprache lernen will, so ist es nicht genug, sie bloß übersetzen und sprechen zu können, sondern man muß auch in den Geist derselben eingedrungen seyn, um keine Verstöße in ihren eigentlichen Ausdrücken zu begehen. Die Benennung: Barbarismus, kommt von den Griechen, welche alle Nationen, die entweder die Griechische Sprache gar nicht, oder doch nicht gut redeten, Barbaros, gleichsam in einer Art von Verachtung, nannten, weil sie nicht so gesittet und geistreich wie sie waren. — Unter Disconvenanzen versteht man die Glieder eines Satzes, wenn sie nicht zusammen passen; wenn man z. B. gegen die Regeln anstößt, welche über die Wiederholung einzelner Wörter in einem Ausdrucke, einem Satze, oder einer ganzen Periode gegeben worden sind. So z. B. ist es eine Disconvenanz, wenn man 1) um einen Gegensatz auszudrücken, Worte gebraucht, die keinen vollkommenen Gegensatz machen, z. B. das Maaß ist immer zu lang oder zu klein, statt: ist immer zu lang oder zu kurz, weil klein der Gegensatz von groß ist. La mesure est toujours trop longue ou trop petite; hier ist petit der Gegensatz von grand, es sollte daher courte heißen. 2) Wenn

die Eigenschafts- oder Beiwörter nicht zu den Hauptwörtern passen oder sich schicken, bei welchen sie stehen: z. B. ein fürchterliches Vergnügen, un plaisir terrible, eine abschreckende Schönheit, une beauté effrayante. Hier könnten die Beiwörter nur als Satyre stehen; denn sonst kann ein Vergnügen nicht fürchterlich, und eine Schönheit nicht abschreckend seyn. Seyn sie versichert, daß Niemand die Achtung und Zuneigung vermindern kann, die ich für ihr Verdienst hege; soyez persuadé que personne ne peut diminuer l'éstime et l'affection que j'ai pour votre mérite. Man hat Zuneigung zu den Personen, und Achtung für sie und das Verdienst, aber nicht Zuneigung zu dem Verdienste. 4) Wenn die Synonimen (sinnverwandte Ausdrücke), die man gebraucht, um das Bild einer Sache zu entwerfen, ganz müßig stehen und keine neuen Gedanken darbieten; z. B. die bittern und schmerzhaften Thränen, die ich bei dieser Neuigkeit vergoß; les larmes amères et douloureuses que j'ai versées à cette nouvelle. Kummer und Gram vergällen die Blütentage seines Lebens. Da diese sinnverwandten Wörter keine neuen Gedanken geben, so stehen sie überflüssig und überladen nur den Satz, eins von beiden kann daher nur stehen, entweder bitter oder schmerzhaft, Kummer oder Gram. Es giebt davon noch mehrere Fälle bei den Partizipien, bei den Zeitwörtern, bei den Verneinungen ꝛc., die hier übergangen werden müssen, weil man aus den wenigen Beispielen ersieht, was eine Disconvenanz ist. — Unter Solöcismen versteht man ein jedes falsch geschriebene Wort und jede Construction, welche gegen die Regeln und Figuren der Sprache ist. — Pleonasmus sagt man von jedem überflüssigen Worte, welches nur eine müßige und matte Widerholung eines

schon ausgedrückten Gedankens ist; es ist gleichsam eine Ueberfüllung des Satzes; z. B. Er hat eine Wunde an seiner Hand, statt an der Hand, weil die Hand schon dem Subjekte zugehört, also sein überflüssig ist. — Ich erhielt Ihren Brief, den Sie an mich geschrieben hatten, statt Ihren an mich geschriebenen Brief. Ihr Augen weinet; sein Mund rief; seine Hand schlug mächtig auf die Feinde, statt weinet Augen; er rief; er schlug ꝛc. Da in allen diesen Fällen das Subject die That ausübt, so sind die einzelnen Glieder mit dem Subjecte zu erwähnen nicht nur überflüssig, sondern erzeugen auch Härte, ja oft Undeutlichkeit; denn daß ich die Feinde mit keinem andern Gliede meines Körpers schlagen kann, als mit der Hand, versteht sich von selbst; eben so ruft mein Mund durch mich, und weinen meine Augen, oder bloß ich weine; oder er oder sie weint ꝛc., welches die Handlung hinlänglich ausdrückt, weil man aus keinen andern Körpertheilen Thränen fließen läßt, als aus den Augen. So ist es auch eine Ueberladung, wenn ich sage: Aus den Augen fließen ihre Thränen, statt: und ihre Thränen fließen, weil sie aus keinem andern Behälter fließen können; nur dann ist die Bestimmung nöthig, wenn es mehrere Gegenstände giebt, die eins und dasselbe verrichten können, oder auch mehrere Glieder am Körper; z. B. Er that es mit dem rechten Fuße und nicht mit dem linken; er sah es mit dem rechten Auge, oder sein rechtes Auge hat es gesehen, weil ihm das linke verbunden war; und so auch in andern Sprachen; z. B. im Französischen: Mon ami à mal à sa tête, statt: à la tête. Les pleurs et les larmes de ces infortunés me touchent vivement. Ils furent surpris par une tempête orageuse etc. — Die Flickwörter, Fr. chevil-

les (hölzerne Nägel); wenn Wörter, es sei in gebundener oder ungebundener Rede oder Schreibart, bloß zur Ausfüllung dastehen. Hauptsächlich kommen sie bei den Dichtern vor, wo ein solches Wort oft des Reimes willen dasteht. Man zählt zu diesen Flickwörtern gewöhnlich Bei- und Nebenwörter, die keinen zu der Sache gehörigen Nebenbegriff ausdrücken, die also einen Gedanken weder klarer, noch bestimmter, noch gewisser, noch zusammenhängender, noch rührender machen, die also ganz überflüssig da stehen; z. B. sehnend-geöffnete Lippen, strahlend-funkelnde Augen, ein blitzend-glänzender Stein, ein milder, süßer Blick ꝛc., alle durchschossene Beiwörter sind überflüssig, indem sie weder die wahre Eigenschaft verstärken, noch einen besondern Nebenbegriff in Beziehung auf das Hauptwort haben, sondern bloß um etwas Zierliches zu sagen, stehen. — Ich kann nicht daran denken, ohne nicht sogleich zu zittern; hier ist sogleich überflüssig, weil man, wenn man an eine erschütternde Sache denkt, und solche ein Zittern zuwege bringt, auch gleich zittert; denn wenn man nicht mehr daran denkt, also Einem der Gedanke nicht mehr vorschwebt, so zittert man auch nicht mehr; also muß es heißen: Ich kann kaum daran denken, ohne nicht zu zittern, und so auch im Französischen.

Je ne puis y penser sans frémir à l'instant.
Je crains de faire un crime en vous le racontant.

Hier steht à l'instant bloß des Reimes wegen, sonst überflüssig. — Was die Zweideutigkeit (Amphibologie, Amphibolie, E'quivoque) anbetrifft, so muß man sich so viel, als möglich, aller zweideutigen Redensarten in der Rede enthalten, weil daraus Mißverständnisse entstehen, überhaupt der Deutlichkeit eines Aufsatzes geschadet wird. Es ist hier aber bloß von solchen Wörtern die Rede, welche

eben so gut in dem einen, als in dem andern Sinne genommen werden können; z. B. Mein Vater hat immer seinen Bruder geliebt, selbst in der Mitte seiner Widerwärtigkeiten. Mon père a toujours aime son frère, même au milieu de ses adversités, hier weiß man nicht auf wen sich die Widerwärtigkeiten, adversités, beziehen, ob auf den Vater oder auf den Bruder. Hier muß daher, um diesen Satz nicht dunkel zu lassen, stehen, selbst mitten in den Widerwärtigkeiten des Ersteren. Aio te Aencida Romanos vincere posse, oder: Chremetem audivi percussisse Demeam. Im ersten Satze ist nicht klar angezeigt, wer überwinden wird, Aencides die Römer, oder die Römer ihn; im andern ist es ungewiß, ob Chremes den Demen, oder Demen den Chremes geprügelt hat. Man gewahrt hieraus, wie sehr man Acht darauf haben muß, daß sich keine dergleichen Zweideutigkeiten in die Rede einschleichen, wo der Hörer oder Leser ungewiß bleibt, wem eigentlich die Handlung gilt. Daher spreche und schreibe man so natürlich, als es die Gesittung erfordert. Die Orakel bedienten sich häufig dieser Amphibologien. — Die übrigen in der Sprachkunst vorkommenden Figuren, z. B. die Trope, Metapher, Parabel, Allegorie, Metonymie, Synekdoche, Metalepse, Prosopapöie, Apostrophe, der Klimax, die Hyperbel ꝛc. ꝛc., sind rhetorische oder Sachfiguren und gehören nicht hierher, sondern unter Redekunst und Dichtkunst; da unter Redekunst, Th. 121, S. 390 u. f., nichts davon vorgekommen ist, so wird ihrer unter Wahlredenheit und Verskunst Erwähnung geschehen.

Was die Prosadie oder Verskunst anbetrifft, so macht diese zwar einen besondern Theil in der Grammatik aus, und schließt sich an den Syntax an; allein da die Poesie oder Dichtkunst unter den

schönen Künsten eine für sich bestehende Kunst ist, so ist sie in so fern von der Sprachkunst zu trennen, und erfordert daher auch einen eigenen Artikel; sie wird also unter Verskunst, in V, abgehandelt werden, da unter Poesie, Th. 114, S. 69, sie nur kurz erklärt, aber nicht abgehandelt worden ist; auch werden die Artikel Volkspoesie, Tonmessung, noch Manches darüber enthalten.

Die Orthographie odrr Rechtschreibung, s. Th. 121, S. 355, macht den andern oder zweiten Haupttheil in der Sprachkunst aus. Sie hat den Zweck, uns die Wörter nach der Aussprache, nach ihren Sylben, Tonzeichen, Sprachzeichen ꝛc. richtig schreiben zu lehren. Denn durch das Sprechen machen wir unsere Gedanken und Vorstellungen Andern durch die dazu erfundenen Sprachtöne hörbar; und durch das Schreiben machen wir dagegen dieselben artikulirten Töne den Augen sichtbar, und dadurch dem Verstande hörbar, oder sie vielmehr demselben klar, indem wir sie ihm durch das, wenn auch nicht lautbare, Lesen mittheilen. Wenn es gleich eine allgemeine, auch schon oben, S. 183, erwähnte Hauptregel ist: die Wörter herauszusprechen, wie Einem der Mund gewachsen ist, und diese Regel auch hier anwendbar bleibt, nämlich so zu schreiben, wie man spricht, oder wie man die Worte aus dem Gedankenmagazine zusammenzieht und durch die Sprache an das Licht bringt, so ist es doch auch nöthig, gewisse Regeln festzusetzen, wie man die Buchstaben zu den Worten zusammenreihen soll, damit die Sprache eines Jeden in der Schrift überein komme, und nicht willkührlich bald diese, bald jene Zeichen in den Wörtern trage, wodurch sie, bei der Aehnlichkeit vieler Wörter von ungleicher Bedeutung, unverständlich werden würde. Daher schreibt man z. B. im Deutschen Pfeil, Feile; Lehm, Leim; Zeichen, zeigen; Wid-

der, wieder; Zähren, zehren; Waid, weit; Rum, Ruhm; den, denn; Fliese, fließe; Pfahl, fahl; leiden, leiten; abreißen, abreisen; Reue, Reihe; her, hehr; Zeichen, zeigen; beweißen, beweisen ꝛc. ꝛc. Diese hier angeführten Wörter machen sich bei der richtig akzentuirten Aussprache einem feinen Gehöre bemerkbar genug; allein beim Schreiben könnte doch bei weniger Aufmerksamkeit eins mit dem andern verwechselt werden, wenn man bloß nach der Aussprache ohne weitere Regeln schreiben wollte; daher ist die Lehre der Rechtschreibung von großer Wichtigkeit; und hauptsächlich wegen der Uebereinstimmung, nach der Ableitung der Wörter von ihrer Wurzel. Man muß daher bei der Rechtschreibung besonders auf die nächste Abstammung der Wörter sehen, woraus denn wieder manche Regeln fließen. So z. B. schreibt man Häckfel, Gebäude, Bäcker, Aeltern, Aermel ꝛc. mit einem ä, weil diese Wörter von hacken, bauen, backen, alt, arm, abgeleitet sind. Freilich sind dadurch auch manche Härten in den Fluß der Sprache gekommen, manches Gezwungene, indem man nicht der Biegsamkeit des Worttons folgte, sondern sich strenge nach der Ableitung der Wörter richtete. Dieses hat man auch in neuester Zeit eingesehen, und daher bei vielen Wörtern mit einem ä, dieses in einen einfachen Vokal, wie e, verwandelt, und so schreibt man jetzt auch Ermel, Eltern, Ente ꝛc. mit einem bloßen e, und berücksichtiget die Abstammung oder die Wurzel nicht mehr, weil sie Härte giebt und etwas Gezwungenes hat; denn ich muß gleichsam bei dem Doppellaute ä die Töne quälen, weil das ä zwei Töne vereint, die doch beide gehört werden sollen, und so hat man es auch mit dem ö, wo es sich thun lassen wollte, gemacht; indessen sind hier die Meinungen immer noch getheilt, wie man dergle-

chen Wörter schreiben soll, ob mit einem å oder mit einem bloßen e; man findet daher bei guten und klassischen Schriftstellern beides; auch schreibt man nicht Wörter mit einem å, wie ächt, die nach der Abstammung mit einem bloßen e, echt, geschrieben werden sollten, und wie man es auch sonst geschrieben findet. Streng genommen, müßte man sich an der Abstammung, der Wurzel des Wortes, halten, und diese nie verloren gehen lassen, weil es sonst schwierig wird, eines jeden Wortes Abstammung zu erforschen, wie es schon mit vielen Wörtern der Fall ist, deren Abstammung sehr zweifelhaft ist, weil die eigentliche Wurzel in dem Verfeinern der Sprache verloren gegangen ist, und man nur noch Vermuthungen hegt, daß es von diesem oder jenem Urworte abstammen könnte; allein mit Gewißheit ist es nicht zu bestimmen, da sich mehrere Aehnlichkeiten mit andern Wörtern darbieten. Von der andern Seite würde eine Sprache, wenn man ihr nicht das Rauhe und Harte benehme, sehr klanglos werden, und da nicht allein auf die richtige Zahl der Buchstaben in einer Sylbe, in einem Worte gesehen werden muß, sondern auch auf den Ton in der Aussprache, damit dieser nicht durch Doppeltöne, Theilungen der Töne ꝛc. gequält wird, so muß dadurch auch manches Wort anders geschrieben werden, wenn es heißt: schreibe, wie du sprichst; denn sonst würde die Schrift mit der Sprache nicht überein kommen; denn wenn ich Ermel spreche und Aermel schreibe, so kann dieses allenfalls dem Eingeborenen, dem die Deutsche Sprache Muttersprache ist, nicht auffallen, aber jedem Fremden, der die Deutsche Sprache erlernen wollte, würde dieses viel Schwierigkeiten machen, das Wort anders zu schreiben, als es gesprochen wird, wie dieses auch in der Englischen Sprache geschieht, wo die Wörter wieder ganz anders ausgesprochen, als geschrieben werden.

Daher macht diese Sprache beim Erlernen, beim Lesen und Schreiben so große Schwierigkeiten, die nur dadurch ganz uberwunden werden können, wenn man mit Engländern fleißig conversirt, um den Wortton, und ihre Schriften lieset, um die Rechtschreibung zu erlernen. Eine Sprache, die noch hierin viele Schwierigkeiten bietet, hat den höchsten Grad der Kultur in der äußern Form noch nicht erreicht, wenn gleich ein hoher Geist im Innern waltet, den ihre Zeichen ausdrücken, nämlich deu Geist des Schriftstellers. In dem äußern und innern Charakter der Sprache, das heißt, in der Bedeutung und den Begriffen der Wörter, und in deren Zeichen oder Buchstaben, leuchten uns noch immer die Alten, Griechen und Römer, als Muster vor; und wenn gleich die Schriftzeichen oder Buchstaben der Erstern, bei zwar bestimmten Formen, noch manches Mißfällige dem Auge durch die ungleichen, besonders großen Buchstabeu β, ϑ, φ, χ, ψ zwischen den kleinen, und durch die etwas unförmlichen Buchstaben ξ, ζ, sich darstellt, so ist doch die Schreibart der Wörter mit wenigen Ausnahmen nach der Aussprache bestimmt, selbst in den Abwandlungen, welches einen Beweis von der hohen Kultur der Sprache der genannten Völker giebt. Man wird wenige Wörter in der Lateinischen Sprache finden, die nicht so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden; denn die wenigen Unterschiede des ae und e, des im und in, des con und com etc., die bei Anfängern einige Schwierigkeiten machen können, heben sich jedoch bei richtiger Aussprache der Wörter, indem man, wenn das ae vom e, das in von im wohl unterschieden wird, deutlich eins vor dem andern hervortönen hört. Ueberhaupt ist nicht nur in den alten Sprachen, sondern auch in den neuern oder lebenden auf das richtige Buchstabiren und Lesen der Wörter in den Elementarschulen zu sehen, weil von

diesem hauptsächlich die Rechtschreibung der Wörter abhängt; denn wenn ich die Wörter richtig lese, so werde ich sie auch richtig aussprechen, besonders wenn ich auf die Akzentuirung, auf den Ton, der den einzelnen Buchstaben und den Worten beiwohnt, aufmerksam gemacht werde. Adelung sagt zwar von der Deutschen Sprache, daß sie nicht so viel Veranlassung gehabt habe, von dem ersten Naturgesetze aller Sprachen abzuweichen, weil der Wachsthum der Deutschen in der Kultur von jeher sehr langsam und unmerklich gewesen sey; daher auch ihre, mit keiner fremden vermischten Sprache, in einem langen Zeitraume nur sehr unbeträchtliche Veränderungen im Aeußern erlitten habe, wenigstens seyen sie nicht so wichtig gewesen, daß der nächste Ursprung der Wörter dadurch verdunkelt worden wäre; daher hätten die Deutschen zu allen Zeiten im Ganzen so geschrieben, wie sie gesprochen hätten. — Dieses ist allerdings richtig, daß die Kultur unserer Sprache nur sehr langsam vorgerückt ist, wenigstens bis zu Gottscheds Zeiten; allein sie hat dafür auch seit dieser genannten Zeit, bis auf die jetzige, Riesenschritte gethan, so daß jene Zeit in der Ausbildung der Sprache mit der unsrigen gar nicht zu vergleichen ist; allein um so mehr ist es zu verwundern, daß sich in einer so kurzen Periode der höheren Ausbildung die Wurzeln von so vielen Wörtern verloren haben, wie man aus dem großen Wörterbuche des genannten Schriftstellers gewahrt, und mithin in Ungewißheit ist, ob die Wörrter auf diese oder jene Weise richtig nach der Aussprache geschrieben werden; indem die Ableitungen dnrchaus dunkel sind. Man hätte also glauben sollen, daß gerade bei dem langsamen Ausbilden derselben, sie die höchste Genauigkeit in Hinsicht ihrer Wurzel- oder Grundwörter aufweisen könnte; allein es ist nicht so, woraus hervorgeht, daß die Deutsche Sprache nur darum so

langsam vorgeschritten ist, daß man sie total in früheren Zeiten vernachläßiget hat: indem die Gelehrten sich mit der Griechischen und Lateinischen, und späterhin die gebildete Welt mit der Französischen nnd Italienischen Sprache beschäftigten, und ihre eigene Muttersprache, der Säugling ihrer Jugend, die Zierde und das Dokument ihrer Nationalität, als eine holprige, verachtungswerthe Pöbelsprache hielten; statt andere Nationen stolz auf die ihrige waren, und sie als das Nationalgut herzten und pflegten, sie mit Liebe ausbildeten. Man muß es um so mehr denjenigen Deutschen Männern einer früheren Zeit (besonders im 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderte), die in ihrer Sprache schrieben, so kauderwelsch ihre Schriften mitunter durch die eingestreueten Lateinischen Brocken und durch die vielen Provinzialismen auch waren, Dank wissen, daß ihnen dieses Kleinod am Herzen lag; und was würden sie damals schon geleistet haben, wenn sie von derjenigen Klasse des Volks, die man die feine Welt nennt, wären kräftig unterstützt worden; denn was eine solche Unterstützung vermag, beweiset uns die Zeit, wo Gottsched den Zepter in der Deutschen gelehrten Republik ergriff, und von seinem Thron herabdonnerte: „Schreibt Teutsch, macht Verse, wie ich und meine Schüler!" und sich dadurch ein Heer von Anbetern, aber auch eben so viele Feinde erwarb, weil er seinen Bannstrahl über alle diejenigen ausschickte, die seine Macht nicht erkennen, nicht so wollten, wie er. Bei diesem Kampfe in der Deutschen Sprache, der mit einer Erbitterung und Heftigkeit geführt wurde, wie kaum der dreißigjährige Krieg, nur daß dabei nicht Blut, sondern Dinte in Menge floß, ward auch die feine Welt auf die von ihr so vernachläßigte Deutsche Sprache aufmerksam, und wenn sie auch ihrer Buhlen, der Französischen Sprache, nicht abhold wurde, weil diese in ihrem feinen, ein-

schmeichelnden Gewande, die kräftige und gerade Deutsche Sprache noch sehr in den Hintergrund stellte, so war doch schon viel gewonnen, daß man den Streit spaßhaft fand, und auf Lessing, Haller, Wieland, Bodmer und Andere dabei aufmerksam wurde, welches die Gegner in diesem Streite waren. Hier nur einige Pröbchen, als eine Episode, von den Pfeilen oder Geschossen, welche die Verehrer Gottscheds auf die Gegner abschickten, zur Charakteristik der Herrschaft der Gottschedianer:

Auf Lessing.

Ihr Deutsche, laßt euch doch bedeuten!
Zum Tempel des Geschmacks kann euch nur Lessing leiten!
Und sollt' es auch ein Bierhaus sein;
So bildet euch den Tempel ein!

Auf denselben.

Ach! theurer .... laß dir's klagen!
Wir beide müssen noch verzagen,
Dein Lorbeerbaum geht ein.
Der Gärtner sagt, es müsse Dünger sein!
Gut, dieser soll uns nimmer fehlen,
Weil wir noch Lessing's Schriften zählen!

Auf Wieland.

Du schreibst so matt, als Klopstock rasend schreibt;
Wie listig! ach! ihr wollt uns nur berücken;
Wer nicht in Dunst und Schnee und Wolken bleibt,
Der soll durchaus im Koth ersticken!

Auf Haller.

Dir Lorbeern? Nieswurz! die soll dein Lorbeer sein,
So würden Hirn und Vers, wie dein Cadaver rein.

Auf Klopstock.

Aus einem Juden ward St. Paul der Christen Freude,
Aus einem Christen ward St. Klopstock selbst ein Heide!

Und so geht dieser Kampf mit noch weit niedrigerem Schimpfen von Seiten der Gottsched'schen Parthei fort, wogegen die andere, schon aus Kernmännern der Deutschen Literatnr bestehend, in einem ruhigen und festen Tone, alle Mängel der Gottsched'schen Dictatur in der Sprache aufdeckte, und sich dadurch den Dank ihrer Nation erwarb, so wie Gottsched mit seinem Lärmen und Toben, der Veranlasser zu dieser Umwandlung der Deutschen Sprache, zu dieser Anerkennung des Werthes derselben von einer Nation ward, die gar nicht wußte, welcher Schatz in derselben lag, und welcher Glanz ihr einst durch dieselbe überkommen würde. Gottsched mit seinen Anhängern ist längst vergessen, und lebt nur noch bei den Sprachforschern fort, statt Lessing, Klopstock, Wieland, Haller ꝛc. zwar längst ruhen, aber in ihren Werken, welche als Lichtstrahlen einer Sonne, die den Deutschen Parnaß erhellte, glänzen, bei ihrer Nation fortleben, und fortleben werden, so lange es noch Verehrer der schönen Wissenschaften oder Belletristik giebt; ja so lange noch Deutsch gesprochen wird und unsere Kultur und Sitten nicht der Verwilderung Preis gegeben werden. — Dergleichen Federkämpfe haben einen großen Nutzen für die Sprache und bereichern sie auf jede Weise. Nur gelehrte Feldzüge, wie diejenigen mit der Rechtschreibung (die sich in neuester Zeit unter Wolke ꝛc. wieder erneuerten), mit Bunkeln, und die Angriffe von Voß auf die allgemeine Deutsche Bibliothek, haben wenig genützt, weil dadurch nichts Ersprießliches für die Sprache, noch für die Wissenschaften hervorgegangen ist, weil wir dadurch weder klüger werden, noch unserm Gegner bescheidener, und für unsere Nachkommen weniger anstößig begegnen lernen, worin doch so eigentlich die Kultur einer Nation liegt; denn ein jedes rohes zurückstossendes Benehmen findet man auch bei den Horden in den

Steppen Asiens und Afrika's, gewährt also keinen Vorzug vor diesen. Geschieht ein solcher Streit mit Witz und bleibt er in den Grenzen des Anstandes, so kann er allenfalls das größere gebildete Publikum belustigen, wenn er auch nichts nützt, wie der Federkrieg zwischen dem Freimüthigen und der Zeitung für die elegante Welt im Anfange dieses Jahrhunderts; wird er aber heftig und leidenschaftlich geführt, wobei es gewöhnlich nicht an Schimpfwörtern fehlt, wie so viele Fehden in Privatschriften und öffentlichen Blättern in neuester Zeit beweisen, so leidet dadurch der Werth der Gelehrsamkeit und der Schriftsteller. — Die Deutsche Rechtschreibung, so wie sie im engsten Verstande die Lehre ist, wie eine Sprache nach den in derselben angenommenen Gesetzen richtig geschrieben werden soll, und nicht bloß die Art und Weise bedeutet, wie Jemand eine Sprache und ihre einzelnen Laute schreibt, so wie überhaupt die Deutsche Sprache, verdankt ihre Fortschritte einem Wachter, Frisch, Ihre, Adelung, Campe und andern Männern, welche einen großen Theil ihrer Zeit der Ausbildung ihrer Muttersprache widmeten. Besonders aber haben sich die beiden zuletzt genannten Männer, Adelung und Campe, um ihre Muttersprache das größte Verdienst durch die Herausgabe zweier großen grammatisch-kritischen Wörterbücher der hochdeutschen Mundart erworben, welche bleibende Denkmäler des Fleißes in der kritischen Untersuchung und Feststellung der Regeln in der Rechtschreibung einer Sprache sind, die durch ihren Wörterreichthum ihre Europäischen Schwestern weit übertrifft. — Die Rechtschreibung hat in mancher Rücksicht, fast in allen Sprachen, ihre Schwierigkeiten, und besonders da, wo man ein å oder ein tiefes e, ein f oder ein v, ein d oder ein t setzen soll. Um nun bei dieser Ungewißheit, sagt Adelung, doch die Ueber-

einstimmung, und mit derselben die allgemeine Verständlichkeit zu erhalten, so hat man fast in allen Sprachen durch eine stillschweigende Uebereinkunft folgende drei Entscheidungsgründe angenommen: 1) die erweisliche, nächste und unmittelbare Abstammung; 2) den allgemeinen Gebrauch, und 3) die Analogie, worunter doch der Letzte am wenigsten gebraucht wird, die beiden Erstern aber oft übet die Grenzen ihres Gebietes streitig sind. — Das allgemeine Grundgesetz in der Rechtschreibung, welches auch schon oben, S. 183 erwähnt worden, ist: Man schreibe, wie man spricht, nach der besten und deutlichsten Aussprache, um von jedem Gliede seiner Nation ohne Mühe verstanden zu werden, und beobachte dabei die erweisliche nächste Abstammung oder den allgemeinen Gebrauch, und wo diese nicht hinreichen, die Analogie. Was nun die Deutsche Sprache anbetrifft, so schreibe man das Deutsche und Alles, was das Deutsche Bürgerrecht erhalten hat, das heißt: alle fremden Namen und Wörter, mit Deutschen Buchstaben. Man schreibe deutlich und klar die Wörter nach der Aussprache, und hüte sich, Nebenlaute den Worten beizufügen, die in der Aussprache gar nicht gehört werden; z. B. Ambt, für Amt, nicht pfeiffen, sondern pfeifen, nicht kauffen, sondern kaufen, nicht reuten, sondern reiten, nicht loße, sondern lose, nicht Musse, statt Muse, nicht Füsse, statt Füße ꝛc. Ist man unschlüssig, wenn man ein Wort schreiben soll, dessen Endbuchstaben man nicht genau kennt, so darf man dasselbe nur kresciren; denn in der unbestimmte Art des Zeitwortes im 2ten Fall der Einheit und im 1sten Fall der Mehrheit der übrigen biegsamen Wörter, und in der Steigerung vieler nicht biegsamen Wörter, ist der richtige Endbuchstabe gewöhnlich zu erkennen. Man schreibt daher soll mit einem doppelten l, weil

es in der unbestimmten Art sollen heißt. Rock mit einem doppelten k oder ck, weil es im zweiten Fall der Einheit des Rockes und im ersten Fall der Mehrheit die Röcke heißt, und das unbeugsame Wort los mit einem kurzen s, weil es in der Steigerung lose, loser, und nicht loße, loßer. Auf jene Regel gründet sich überhaupt der richtige Gebrauch der Hauptdoppellaute; sie folgen gewöhnlich auf geschärfte Hülfslaute und werden bei der Vermehrung des Wortes deutlich wahrgenommen. Man spricht daher nicht des Schifes, die Schi-fe, sondern des Schiffes, die Schiffe, und daher auch das Schiff; aus demselben Grunde erhalten die Wörter Fall, Lamm, Narr, Bliz, Tritt ꝛc. am Ende einen Hauptdoppellaut, welcher auch in der Zusammensezung bleibt; z. B. Schifffahrt, Tollhaus, Fleckkugeln. Ein Hauptdoppellaut folgt aber nie nach einem gedehnten Hülfslaute. Man schreibt daher Laken, ekelig ꝛc. mit einem Hauptlaute, weil hier die Hauptlaute a und e vor k, so wie u und i vor t gedehnt ausgesprochen werden; aber nie nach einem Hülfsdoppellaute, weil dieser seiner Natur nach überall gedehnt ist. Man schreibt daher nicht kauffen, reizen, Weizen, Kreuzer, Schweiz, sondern: kaufen, reizen, Weizen, Kreuzer, Schweiz. Wenn die Art, einen Laut zu schreiben, weder durch die Aussprache, noch durch die nächste erweisliche Ableitung bestimmt werden kann, so entscheidet solche der Gebrauch, der, wenn er von dem Gebrauche der Aussprache, der Bildung und Veränderung der Wörter noch verschieden ist, der Schreibegebrauch genannt wird. Ist nun dieser allgemein und entschieden, so kann er, ohne Nachtheil der allgemeinen Verständlichkeit, der ersten und höchsten Absicht sowohl des Sprechens, als des Schreibens nicht verlezt werden; ist er aber ungewiß und schwankend, wie er es in vielen Fällen ist, so

bleibt, wenn die übrigen Schreibegesetze zu seiner Bestimmung nicht hinreichen, es der Willkühr eines jeden überlassen, ihn nach der erkannten größeren Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. In das Gebiet des Schreibegebrauches, im engsten Verstande, gehören vornehmlich die Fälle, wo ein gedehnter Hülfslaut durch die Verdoppelung, oder durch ein h, oder auch ein angehängtes e, oder auch gar nicht bezeichnet werden soll, wo in Stammwörtern ein ä oder e zu schreiben, wo ei oder ey statt finden muß, wo die vier flüssigen Hauptlaute l, m, n und r ein h erfordern, oder nicht, wo ein t oder th geschrieben werden muß ꝛc., worunter viele einzelne Fälle ausgemacht, viele aber schwankend und willkührlich sind, besonders seitdem der allgemeine Gebrauch durch so manche Neuerungen und Künsteleyen gestört und unterbrochen worden ist. Die Analogie hilft oft den schwankenden Gebrauch bestimmen, wenn andere Entscheidungsgründe fehlen. So zum Beispiel würde man ohne deutliche Erkenntniß des Ableitungslautes d, und ohne das Zeitwort gedulden zu kennen, das Hauptwort Geduld mit einem weichen d schreiben, wie es hier steht, weil die ihm ähnlichen Hauptwörter Huld und Schuld dergleichen haben. Wenn man weiß, daß das e des Stammwortes in abgeleiteten Worten oft in ein i, aber nie leicht in ein ü übergeht, so wird man nicht würken, Gebürge und Gefülde schreiben, sondern wirken, Gebirge und Gefilde. Ferner muß man sich hüten Wörter nach der Aussprache der Provinzen zu schreiben, wenn sie gleich hin und wider gangbar seyn sollten. Man schreibt daher fehlerhaft Damf, Ferd ꝛc., weil man im Hochdeutschen das p vor dem f sehr deutlich hört, und es daher Dampf, Pferd ꝛc. ausgesprochen und geschrieben werden muß. So muß auch die Abstammung der Aussprache nachstehen, sobald sie allgemein ist; das heißt,

man darf die einmal eingeführte Art, ein Wort zu schreiben, nicht ändern, ohne nicht Verwirrungen in die Sprache zu bringen. Man darf daher nicht Kiche, statt Küche, nicht Kürche, Zeddel ꝛc., statt Kirche, Zettel ꝛc. sprechen und schreiben, wenn gleich diese Schreibarten der Abstammung gemäßer sind. Soll aber die Abstammung die Schreibart bestimmen, so kann es nach Adelung nur 1) die nächste, 2) die erweislich wahre, und 3) die allgemein bekannte thun, weil nur diese die allgemeine Verständlichkeit, die einzige Absicht der Sprache, befördern kann. Ja, verwerflich sind alle im Schreiben vorgenommene Veränderungen, wenn sie sich auf sehr entfernte, ungewisse oder gar willkührliche und ungegründete Ableitungen stützen, wie Aesel für Esel, von asinus, Aerle für Erle, von alnus, ämsig für emsig, von Ameise ꝛc., weil diese Ableitungen zu weit hergeholt und unbestimmt sind. So will Adelung, daß der Unterschied in der Bedeutung eines Wortes auch kein Unterschied in der Schreibart desselben geben soll, so soll z. B. Mal in allen Bedeutungen, die man von ihm findet, nur auf eine und dieselbe Weise geschrieben werden, also nicht, wie Einige wollen, Mahl, Maal und Mal, nach den drei Bedeutungen: Mahlzeit oder Gastmahl; Zeichen oder Merkstein, Denkmal, und Zahlzeichen einmal, zweimal ꝛc., sondern, daß es Mahl oder Mal geschrieben werden soll in allen drei Bedeutungen. — Die Freiheit, von der gewöhnlichen Art zu schreiben abzuweichen, kann sich daher nur auf folgende Fälle erstrecken: 1) Wenn man von einem Worte das Stammwort auffindet, und es dann darnach schreibt, weil man dessen Abstammung documentiren kann. So ist z. B. schlämmen, von Schlamm, erwägen, von wägen, einhällig, von hallen, Gränze, von Rain, Rand abzuleiten, und man

schreibt sie daher besser, wie hier angeführt worden, als mit einem e, ergetzen, von getzen, ist besser als ergötzen oder ergätzen, weil sich hiervon keine Ableitung auffinden läßt. Heurath, besser als Heirath, weil es wahrscheinlich von Heur, Miethe, herkommt; dagegen wird bässer, von baß, jetzt besser geschrieben, weil es auf diese Art zu schreiben schon längst im Gebrauche ist. So stammt Reuter von einem vormals im Hochdeutschen veralteten Zeitworte reuten her, welches aber längst in reiten umgewandelt worden ist, und daher muß es auch Reiter gesprochen und geschrieben werden. Eräugnen, von Auge, ist längst in ereignen umgewandelt worden, und muß daher auch so, und nicht nach seiner Abstammung geschrieben werden. So soll man nach einigen Sprachlehrern früher auch Muht, Wuht, Ruhte ꝛc. geschrieben haben, und nur durch einen Mißbrauch habe sich ht in th verwandelt, so daß man jetzt Muth, Wuth nnd Ruthe schreibt; man wird das eben Gesagte auch aus Blüthe ersehen, wovon das Zeitwort blühen geschrieben wird, also müßte es auch Blühte und nicht Blüthe geschrieben werden; dasselbe soll größtentheils mit allen Wörtern, welche sich mit th endigen, der Fall seyn; so schreibt man auch jetzt noch Draht und nicht Drath, weil hier das ht geblieben ist. Es scheint überhaupt, daß mehrere Wörter, welche sich mit Th anfangen, wie Thal, Thaler, That, Thee, Thon, Thor ꝛc. anfangs ohne dieses h geschrieben worden sind, und daß sich das h, als Dehnungszeichen, erst später eingefunden hat. — 2) Wenn ein Wort aus Unachtsamkeit oder Unwissenheit anders geschrieben wird, als die allgemeine gute Aussprache es erfordert; so schreibt man für giebst, giebt, gieb, gieng, hieng, fieng, besser gibst, gibt, gib, ging, hing, fing, weil das i in diesen Wör-

tern nicht gedehnt wird, obgleich es in Viertel, vierzig, vier ꝛc. geschieht. — 3) Wenn der Schreibgebrauch schwankend und ungewiß ist, wo man dann diejenigen Worte, welche diesem unterliegen, nach der wahrscheinlichen Abstammung, oder nach der wahren Biegsamkeit und dem Klange, die in einer von beiden Schreibarten vorwalten, schreiben muß.

Was nun die einzelnen Buchstaben, ohne Bezug auf die Worte, anbetrifft, so schreibt der Deutsche 1) alle Anfangsbuchstaben eines Satzes groß, das heißt, er fängt das erste Wort des Satzes, Aufsatzes, der Rede ꝛc. mit einem großen Buchstaben, Anfangsbuchstaben an; eben so nach einem Punkte, nach einem Frage- und Ausrufungszeichen, wenn die beiden Letzten den Satz beschließen, also statt eines Punktes stehen. — 2) In Theilungssätzen steht ein großer Buchstab auch nach einem Kolon; z. B. ich habe dazu folgende Gründe: 1) Weil das Kapital nicht sicher genug ist; 2) weil ꝛc. Es kann auch nach dem Kolon ein kleiner Buchstab stehen. — 3) Erhalten alle Eigennamen einen großen Buchstaben, auch die davon abgeleiteten Adjectiven; z. B. Heinrich, Friedrich, Karl, Hofmann, Krösus, Sadi, Berlin, Wien, Paris, Baden, Rhein, Donau, Spree, Havel, Tiber, Aetna, Jura ꝛc. Preußisches Tuch, Schlesische Leinwand, Spanische Wolle, Französische Weine, Englische Stahlwaaren ꝛc. Auch die von hohen Würden abgeleiteten Eigenschafts- und Beschaffenheitswörter werden von Einigen mit einem großen Buchstaben geschrieben, z. B. Kaiserlich-Königliches Landesgericht, Königliches Schloß, Großherzoglicher oder Fürstlicher Garten ꝛc. Mehrere Sprachlehrer verwerfen bei diesen letztern Eigenschaftswörtern den großen Buchstaben als fehlerhaft; wenn dieses fehlerhaft ist, so ist

es auch derselbe Fall mit den von Städten abgeleiteten Adjectiven; der Gebrauch giebt beiden dieses Recht, so auch sie klein zu schreiben. — 4) Vor allen Hauptwörtern und als Hauptwörter gebrauchten Wörtern; z. B. der Herr, der Garten, die Geliebte, der Weise, das Rund der Erde; das Mein und Dein; sein Ich, das Gehen, Fahren, Reiten, Schlafen; auch vor Adverbien ohne Artikel, wenn sie für Hauptwörter stehen, z. B. mein Alles, was ich habe. Es giebt wenig Großes, Edles und Schönes in der Welt, woran nicht der Neid seinen Zahn gewätzt hätte. Wenn aber bei Eigenschaftswörtern nur das Hauptwort verschwiegen ist, ein offenbar gottloser, oder wenn es als ein Nebenwort steht, am besten, auf's neue, in allem, so fällt, nach Adelung, der große Anfangsbuchstab weg. In neuester Zeit schreibt man dergleichen Bei- und Nebenwörter, wenn sie keine Beziehung auf ein wirklich vorangegangenes Hauptwort haben, auch groß, als: Er trat als ein offenbar Gottloser auf; am Besten, auf's Neue, in Allem; er ist in Allem groß ꝛc. Wenn Hauptwörter als Nebenwörter stehen, so behalten sie den großen Buchstaben; z. B. an Kindes Statt, Statt haben, an Statt ꝛc. — 5) Schreibt man die Fürwörter oder Pronomen groß, wenn sie sich in schriftlichen Anreden auf die Person beziehen, die man anredet oder an die man seine Rede gerichtet hat, wie z. B. in Briefen, Vorstellungen oder Gesuchen ꝛc. Auch die Personenwörter sich und selbst erhalten in Briefen und schriftlichen Aufsätzen einen großen Buchstaben, obgleich einige Sprachlehrer dagegen eifern, so will es doch die Höflichkeit, z. B. Sie Selbst haben dieses mir befohlen. Wenn Sie Sich dieses gefallen lassen wollen ꝛc. Es ist bloß eine Höflichkeits-

formel, es kann also auch klein geschrieben werden; so wie man die Personenwörter in gedruckten schriftlichen Erzählungen ꝛc., auch klein geschrieben findet. Dieses ist also ganz willkührlich und hat keine bestimmte Regel. Auch die unbestimmten Personwörter: Niemand, Jemand; so auch Keiner, Einer ꝛc. Adelung will das Zahlwort ein, zum Unterschiede von dem Artikel, nicht groß geschrieben haben; indessen findet man es bei vielen Schriftstellern. — 6) Bei dem Anfange der Zeilen in Versen. — Es ist hier nun noch bei der Deutschen Rechtschreibung zu bemerken, daß die alten Deutschen ihre Schriftzeichen von den Römern entlehnten, und wenn sie diese auch nicht unmittelbar von den Römern erhielten, so fanden sie diese Schriftzeichen doch bei den Galliern vor, als nämlich ein Deutscher Völkerstamm, die Franken, nach Gallien hinüber zog und sich dort ansiedelte und das Fränkische Reich in Gallien stiftete, welches das heutige Frankreich ist. Das Bedürfniß der Deutschen Sprache veranlaßte bald in den Römischen Schriftzeichen Veränderungen vorzunehmen, und wenn diese auch nicht absichtlich vorgenommen wurden, so mußten sie doch bei dem Schreiben, besonders Schnellschreiben, nach und nach entstehen; auch wirkte wohl der Anfang der Kultur, die Mode ꝛc. darauf; denn je häufiger man zu schreiben anfing, desto flüchtiger, leichter und kürzer sucht man auch die Schriftzeichen zu machen, um sich das Schreiben zu erleichtern, und so entstand nach und nach unsere jetzige Curentschrift daraus. Als Bücher- und zur feierlichen Schrift, Kanzleyschrift, hatte sich im Mittelalter aus der Römischen Schrift eine gewisse eckige Schrift gebildet, welcher man den Namen Gothische beilegte, obgleich mit Unrecht, und weil sie in den Klöstern von den Mönchen zu den Abschriften der Bücher am häufigsten gebraucht wurde, so nannte man sie auch

Mönchsschrift, unter welchem Namen sie in allen Schriften am bekanntesten ist. Diese Schrift behielt man anfangs, als die Buchdruckerkunst erfunden ward, in ganz Europa bei, vertauschte sie aber in Italien und in dem westlichen Europa sehr bald mit der runden, noch jetzt gebräuchlichen Schrift, welche man die Lateinische nennt, um sie von der Erstern zu unterscheiden, welcher man den Namen Deutsche beilegte, und die mit uns auch die Dänen und Schweden gebrauchen; die Engländer und Holländer, welche diese Schrift auch lange beibehielten, haben sie zuletzt auch mit der Lateinischen vertauscht; nur die Deutschen, Dänen und Schweden sind der alten eckigen Schrift treu geblieben, noch jetzt werden die meisten Bücher mit dieser Schrift gedruckt, und alle Vorschläge, alle Versuche, die von Deutschen Schriftstellern gemacht worden sind und noch gemacht werden, ihre Werke in Lateinischer Schrift herauszugeben, haben wenig Beifall gefunden, und dieß gereicht gewiß dem Deutschen zur Ehre, daß er sich mit seinen Nordischen Verwandten diese Schrift als Eigenthum bewahrt hat. Man bringe nur in einer mit Deutschen Buchstaben geschriebenen Schrift keine mit fremden Buchstaben geschriebenen Wörter an; ausgenommen hiervon sind angeführte Stellen aus Lateinischen, Französischen ꝛc. Schriftstellern, Büchertitel ꝛc., welches sich schon aus der Sache von selbst ergiebt. — Die Rechtschreibung einzelner Buchstaben, wie man sie verdoppelt oder einzelnen, gedehnt oder kurz in den Worten gebraucht, als: Aal, Ahle (spitziges Werkzeug), Aas (Cadaver), As (Goldgewicht), Aar, Haar, Maaß, Maas (Fluß), Paar, Saal, Sahl, Bahn, Bann, Mahl, Mal, Wahl, Wall, Wahn, wann, wahr, war, Kamm, kam, Kaffee, Beere, Beet, Bethe oder Bete (rothe Rüben), Fee,

Heer, hehr, her, Klee, leer, Meer, See, Speer, Spree, Thee, Theer, Elle, Kehle, Kelle, Herd, Herde, Bier, Biene, Moor, Mohr, Loos, Moos, Schoos, Bart, Nuß ꝛc. ꝛc. findet man ausführlich in den Sprachlehren; eben so die Theilung der Sylben. Was die Zusammensetzung der Wörter anbetrifft, so werden jetzt alle Worte, die man zusammensetzt, z. B. Tagelöhner, Abendstunden, Erbschatzmeister, Konsistorialrath ꝛc., zusammengezogen, wie sie hier geschrieben worden; ehemals schrieb man sie getrennt und verband sie durch Bindezeichen =; z. B. Tage=Löhner, Real=Schule, Intelligenz=Comptoir, Provinzial=Commissarius ꝛc. ꝛc., welche Art, die Wörter zu setzen, man noch jetzt in einzelnen Fällen beibehält, z. B. wenn ein Deutsches Wort mit einem fremden zusammengesetzt wird, eben so bei der Verbindung von Eigennamen mit Gattungsnamen, z. B. Alt=Brandenburg, Groß=Polen, Neu=York, Ober=Italien ꝛc. ꝛc. Im Ganzen ist dieses nur der Willkühr unterworfen; denn man findet auch hin und wieder die Letzteren zusammengezogen und die Ersteren getrennt.

Die Franzosen ziehen zur Rechtschreibung auch einen Theil des Syntaxes, nämlich den Periodenbau. Jede Zusammensetzung von Wörtern, deren Sinn zwar für sich verständlich ist, durch das Folgende aber noch näher bestimmt wird, bildet bei ihnen eine Redensart (Phrase). Giebt die Zusammensetzung mehrerer Worte einen vollständigen Sinn, so nennt man es einen Satz (Proposition). Werden mehrere solcher Sätze durch ihr Verhältniß und ihren Zusammenhang mit einander verbunden, so daß sie einen vollkommnen Sinn ausmachen, so nennt man es eine Periode; z. B.: Le sage ne se borne point à désirer le bonheur de ses semblables

(Phrase); il saisit avec ardeur toutes les occasions qui peuvent l'amener (Proposition); le plus doux sentiment qu'il éprouve, et toujours le fruit des efforts qu'il a faits pour l'opérer (Periode). Für die Sprachlehre sind diese Unterscheidungen wichtig, um sich genau anszudrükken; aber in der gewöhnlichen Sprache bedient man sich weder des Wortes Proposition, noch des Wortes Periode; man kennt bloß den Ausdruck Phrase, wie mehrere Sprachlehrer bemerken. Uebrigens schreibt man in dieser Sprache mit einem großen Buchstaben 1) jedes Wort, das eine Phrase oder einen Vers anfängt; 2) alle Eigennamen der Menschen, Oerter, Flüsse ꝛc., als: Paris, Vienne, la France, l'Ocean, le Rhin etc. 3) Die Benennungen der Würden, der Künste und Wissenschaften, wenn sie Hauptgegenstände der Rede sind oder in einem besondern Falle gebraucht werden; z. B. La Philosophie est l'amour de la sagesse. La Grammaire est un guide nécessaire pour bien écrire etc. Alle Gattungsnamen, wenn sie nicht die vorher angezeigten Gegenstände unter 3) betreffen, werden dagegen klein geschrieben. Der Franzose stellt dabei den Grundsatz auf: daß die großen Buchstaben nicht nur für denjenigen, welcher schreibt, sondern auch für das Auge des Lesers nicht sehr angenehm wären, und daher vermieden werden müßten. Die persönlichen Fürwörter werden im Französischen nie mit einem großen Anfangsbuchstaben geschrieben; man schreibt daher nicht Vous, sondern vous; und votre wird nur dann groß geschrieben, wenn es bei einem Titel steht; z. B. J'ai reçu la lettre que Votre Altesse a daigné m'écrire. J'ai l'honneur d'être

Monseigneur

de Votre Excellence etc.

Im Englischen findet man die Gattungswörter bald groß, bald klein geschrieben; es scheint daher in dieser Sprache keine besondere Regel darüber zu bestehen. Im Uebrigen richtet sich diese Sprache, was die großen Anfangsbuchstaben anbetrifft, ganz nach dem, was unter der Französischen Sprache darüber ist angeführt worden. Was die Rechtschreibung der Buchstaben, Sylben ꝛc. anbetrifft, so sehe man darüber in den beiden genannten Sprachen die Sprachlehren nach. — Was die Rechtschreibung der Lateinischen Sprache anbetrifft, so herrscht darüber kein besonderes Gesetz, wie dieses auch bei dergleichen Sprachen, die nicht mehr gesprochen werden, das heißt, als eine lebende Sprache, nicht möglich ist. Die wahre Rechtschreibung der Lateinischen Wörter kann man wohl am besten aus alten Römischen Münzen, den Inscriptionen oder Inschriften der öffentlichen Denkmäler, und den Abschriften der classischen Schriftsteller (codices manuscripti), besonders den ältesten dieser Art, die vor dem neunten Jahrhunderte geschrieben worden sind, mit Sicherheit erlernen; und doch reichen diese Quellen bisweilen nicht hin; denn die Römer waren in ihrer Orthographie selbst nicht alle einig. Die Aufschriften der Römischen Münzen und Denkmäler rühren auch nicht immer von Sprachkennern her, und da wir von den Büchern der Alten keine Urschriften (Authographa), sondern nur spätere Abschriften haben, deren eine aus der andern genommen worden, so sind wir auch nicht sicher, ob wir nicht, statt der wahren Lesart, vielmehr nur die Fehler der unwissenden und nachläßigen Abschreiber nachahmen. Man hat daher nöthig, sich noch anderer Mittel zu bedienen; hierzu gehört die Abstammung der Wörter, sowohl aus dem Lateinischen, als Griechischen. Wo nun hier die Ableitung ungewiß ist, da ist auch die Schreibart ungewiß. Bei Wörtern, die mit den Präpositio-

nen ad, con, in, ob, sub, per, trans etc. zusammengesetzt sind, wird nach unserer jetzigen Schreibart der letzte Consonant der Präposition bald beibehalten, bald in den nächsten Buchstaben verwandelt; es läßt sich aber nicht erweisen, daß die Römer selbst dergleichen Verwandlungen gebraucht, noch weniger, daß sie einen Wohlklang darin gefunden haben; sie sind aber durch die Gewohnheit einmal eingeführt worden. Wo die Abstammung nicht hinreicht, folgt man der Analogie oder der Uebereinstimmung mit ähnlichen Wörtern. Der Lateiner schreibt nur die Eigennamen, Würdenamen ꝛc. mit einem großen Anfangsbuchstaben, so auch nach einem Punkte; sonst schreibt er alle Gattungsnamen klein. Da die Lateinische Sprache größtentheils nach der Griechischen gebildet worden ist, so hat Letztere auch dieselbe Regeln der Rechtschreibung, nur mit einzelnen Ausnahmen. Ueber die Rechtschreibung der Lateiner und Griechen sehe man auch die Sprachlehren nach. — Was die Art und Weise anbetrifft, wie man seine Gedanken durch geschriebene Wort ausdrücken soll, welches der Lateiner mit einem Kunstausdrucke, Styl (Stylus) bezeichnet; s. den Art. Schreibart, Th. 148, S. 222 u. f. — Was die Orthographischen Zeichen anbetrifft, so handelt davon ein eigener Artikel, weiter unten.

Wenn die Sprache als das köstlichste Gut, was uns die Vorsehung zur Austauschung unserer Gedanken, unserer Entwürfe und Pläne, sowohl im Verkehr des Altagslebens, der Gewerbe, als auch in den Künsten und Wissenschaften, und in der höheren Sphäre des Staatlebens, geschenkt hat, dasteht; wenn sie unsere Erholungsstunden im Kreise der Verwandten, Freunde und Bekannten, durch den Balsam der Rede würzt; wenn wir Freude und Leid dem verwandten Gemüth mittheilen, und durch die Sympathie der Seelen Trost und Stärkung erhalten können; dann erst empfinden wir den wahren Werth der Sprache;

dann erst erkennen wir das unschätzbare Gut, was uns durch ein solches Geschenk geworden ist, was allen andern Geschöpfen abgeht, so nahe sie auch immer unserm Ebenbilde in allen äußern und innern Körpertheilen kommen mögen. Dieses unschätzbare Gut, welches nur den Taubgebornen abgeht, kann auch durch zu lange Einsamkeit, durch ein zu langes Enthalten von aller menschlichen Gesellschaft, wenn nicht ganz verloren gehen, doch sehr erschwert werden, so daß man, einem Kinde gleich, erst die Sprachtöne üben muß, ehe man wieder die vormalige Geläufigkeit erhält. Davon hier ein Beispiel:

— Ein Greis zu Paris, der beinahe ein halbes Jahrhundert, sieben und vierzig Jahre, in dem ehemaligen Staatsgefängnisse, der Bastille, gesessen, und bei der Thronbesteigung Ludwigs des Sechzehnten, durch menschenfreundlichere Staatsbeamten, die bei dem Ministerwechsel an das Staatsruder gelangt waren, die Register der Bastille durchsahen, und Vielen der Staatsgefangenen die Freiheit schenkten, auch seine Freiheit erhielt, hatte die Sprache beinahe ganz verloren Der Unglückliche hatte in der Reihe von Jahren nur die kalten, eisigen Mauern seines Kerkers zu Gefährten seines Schicksals gehabt, sich nur mit ihnen unterhalten können. Als man ihn aus dem Gefängnisse führte, konnte er nur unartikulirte Töne von sich geben, und nur nach und nach fanden sich wieder einige artikulirte ein. Er glaubte sich bei seinem Austritte auf die Straße in eine andere Welt versetzt; er staunte Alles, was ihn umgab, an, und selbst der Himmel schien ihm ein neuer Gegenstand zu seyn. Man führte ihn nach der Straße, wo er sich dunkel erinnerte, ein Haus besessen zu haben, es war in ein Staatsgebäude umgewandelt worden, die Häuser seiner Nachbaren hatten eine neue Gestalt erhalten; kurz, Alles war in der Straße, wo er gewohnt hatte, anders geworden. Von seinem ehemaligen Bedienten, einem Greise, der als Thürhüter seit funfzehn Jahren in seinem Gemache beschränkt, nicht mehr als die nöthigen Kräfte besaß, um das Sei'

der Thür anzuziehen, und der seinen Herrn, dem er ehemals gedient hatte, erkannte, erfuhr er, daß seine Frau vor dreißig Jahren vor Kummer und Elend gestorben sey, daß seine Kinder nach fremden Ländern gegangen, und daß alle seine Freunde nicht mehr sind. Von Neugierigen und Mitleidigen umringt, die seine, vor einem halben Jahrhunderte Mode gewesenen Kleider herbei gelockt hatten, und die ihm nichts als fremde Gesichter zeigten, fühlte er sein Elend in seinem ganzen Umfange jetzt mehr, als die furchtbare Einsamkeit, in welcher er gelebet, sie ihn hatte fühlen lassen. Vom Schmerze überwältiget, kehrte er zum Minister zurück, dessen edeles Mitleiden ihm eine Freiheit geschenkt hatte, die ihm jetzt zur Last ward. Er sagte dem Minister in abgebrochenen, stotternden Worten: „Lassen sie mich in das Gefängniß zurückführen, aus welchem sie mich gezogen haben. Wer kann seine Verwandten, seine Freunde, ein ganzes Menschengeschlecht überleben; wer den Tod aller der Seinigen hören, ohne das Grab zu wünschen? Alle die Todesfälle, welche andere Menschen nur nach und nach zu erleben pflegen, haben mich in einem Augenblicke betroffen. Von der menschlichen Gesellschaft abgesondert, lebte ich mit mir selbst; hier kann ich weder mit mir selbst, noch mit neuen Menschen leben, denen Alles, was ich mit ihnen rede, fremd, und denen meine Verzweiflung nur ein Traum ist. Zu sterben ist nicht schrecklich, aber als der Letzte einer vergangenen Zeit zu sterben!“ — Der Minister ward gerührt. Man gab ihm in der Stadt eine etwas einsam gelegene Wohnung, verband mit ihm seinen ehemaligen alten Bedienten, der noch mir ihm von seiner Frau, seinen Kindern, seinen Verwandten, Freunden und Bekannten reden konnte; denn der Unglückliche hatte keinen andern Trost, als sich davon zu unterhalten. Er wollte nichts mit dem neuen Geschlechte zu thun haben, das er nicht hatte entstehen sehen, der Kummer, keinen Menschen anzutreffen, der ihm hätte sagen können: „Wir haben uns vor Zeiten gesehen,“ zögerte nicht, seinen Tagen ein Ziel zu setzen. (Hannöversches Magazin, November, 1783.)

Und so hat es mehrere Fälle gegeben, wo Menschen plötzlich der Sprache durch irgend ein Ereigniß, welches heftig auf sie wirkte, und ihren Körper stark erschütterte, beraubt wurden. Auch besondere Krankheitszustände geben dazu Veranlassung. So verlor ein Knabe, Heinrich Axford, welcher von Jugend auf mit Zuckungen geplagt war, im achten Jahre seines Alters die Sprache. Im zwölften Jahre machte er eine Reise zu Pferde, betrank sich zum ersten Male in seinem Leben, träumte darauf in der Nacht, in einen Braubottich voll gährenden Bieres gefallen zu seyn, schrie vor Erschrecken aus vollen Kräften, und bekam seine Sprache wieder. — In Gessenay, im Kanton Bern, verlor eiu junges Mädchen im Jahre 1776 in einer schweren Krankheit den Gebrauch der Sprache, ohne am Gehöre zu leiden. Ihre Eltern benutzten diesen Umstand, um ihr die bestmöglichste Erziehung geben zu lassen. Sie schickten sie in die Schule, wo sie schreiben lernte, und an dem Unterrichte Theil nahm, zu dessen Benutzung bloß das Gehörwerkzeug erforderlich war. Im Hause theilte sie mittelst einer Schreibtafel ihre Gedanken Andern mit. Nach einiger Zeit empfand sie in ihrem Körper eine ungewöhnliche Bewegung und schrieb ihrer Mutter, daß sie mit göttlicher Hülfe bald den Gebrauch ihrer Sprache wieder erlangen würde. Ihre Mutter schrieb ihr hierauf wieder oder theilte ihr schriftlich mit, daß sie sich ganz der Vorsehung überlassen und sich nicht mit ungegründeten Hoffnungen, welche ihre Leiden nur vermehren würden, täuschen müsse. Einige Tage darauf erreichte sie ihr vierzehntes Jahr und empfand beim Schlafengehen eine außerordentliche Bewegung in ihrem Körper; sie konnte nicht schlafen und brachte in diesem Zustande einen Theil der Nacht auf ihrem Bette sitzend zu. Ihr Vater war mit dem frühesten Morgen aufgestanden, um seinen gewöhn-

lichen Geschäfte nachzugehen. Seine Tochter strengte sich ungewöhnlich an, um das Wort Vater auszusprechen; allein sie war in ihren Bemühungen nicht eher glücklich, als nachdem er eben gegangen war. Sie rief ihre Mutter, welche nicht wußte, wo diese unbekannte Stimme herkam; sie kam aber herbei gelaufen und zu gleicher Zeit versammelte sich die ganze Familie. Dieser Augenblick gewährte einen der rührendsten Auftritte, welche nicht beschrieben, sondern nur gesehen und gefühlt werden können. Man wollte diese frohe Neuigkeit auch sogleich dem Vater hinterbringen; allein auf das Bitten der Tochter, ihr dieses Vergnügen der Ueberraschung bei seiner Rückkehr nicht zu nehmen, führte eine zweite ähnliche Scene herbei. Nach den Berichten soll dieses Mädchen groß, gut gewachsen gewesen seyn und vielen Verstand besessen haben. Auch war sie in den Gegenständen vollkommen unterrichtet, welche man sie in Gegenwart ihrer Mitschülerinnen gelehrt hatte. Sie sprach seit diesem Zeitpunkte deutlich und erhielt weder eine andere Krankheit, noch einen Rückfall. Aus dem zwar nicht erwähnten, aber doch zu vermuthen stehenden Vorfall der verspürten besonderen Bewegung des Körpers, läßt sich auf die Periode der Mannbarkeit schließen; daß also der Eintritt dieser Periode auf die Sprachorgane gewirkt hat, weil der ganze Körper in diesem Zustande eine Art Revolution erleidet, die selbst, wie bekannt, vor jeder Periode bei vielen Frauenzimmern schwächer oder stärker wiederkehrt. Nach dem Olaus Borrichius soll ein junger Mensch nach einer außerordentlich heftigen Gemuthsbewegung seine Sprache verloren haben. Als er den genannten Arzt um Rath fragte, waren schon vier Jahre seit dieser Begebenheit verflossen. Nach genauer Besichtigung der Zunge fand Borrichius, daß sie bei diesem Menschen nicht fehlerhaft war, und daß seine Sprachlosig-

keit von einer verhinderten Bewegung der Zunge, welche er kraftlos und unbeweglich fand, herrühre. Er verordnete ihm daher Mittel, welche diesen Umständen angemessen zu seyn schienen. Als einst der junge Mensch nach der Apotheke ging, um sich die vorgeschriebenen Mittel bereiten zu lassen, so begegnete er von ungefähr einer alten Frau, gegen welche er seit langer Zeit einen Haß hegte. Der Anblick dieses verhaßten Gegenstandes, der ihn ganz unerwartet überraschte, brachte ihn in eine solche Gemüthsbewegung, daß sich seine Zunge sogleich in Thätigkeit setzte, um eine sehr nachdrückliche Verwünschung gegen sie auszustoßen. — Mit diesem Falle kommt der vom Herodot erzählte überein, wo nämlich der taub und stumm geborne Sohn des Krösus, Königs von Lydien, als er bei der Einnahme von Sardis einen Persischen Soldaten auf seinen Vater losgehen sah, aus Furcht, sein Vater möchte getödtet werden, durch große Anstrengung auf einmal die Sprache wiederbekam. Dieser letzte Fall scheint jedoch ein Mährchen zu seyn, weil man bis jetzt noch kein Beispiel von einem Stumm- und Taubgebornen hat, der die Sprache bekommen hätte. Auch liegt dieses innerhalb der Gränzen der Unmöglichkeit schon daher, weil Jemand, der keine Sprache von Kindheit auf hören konnte, sie auch nicht sprechen kann, weil man durch das Hören der Sprachtöne, sie erst nachsprechen kann, welches bei Taubstummgebornen aus diesem Grunde auch ganz unmöglich ist. Dieses hätte hier nur als ein göttliches Wunder geschehen können, auf dem gewöhnlichen Wege der Natur ist es aber nicht möglich.

Einen höchst merkwürdigen Fall dieser Art erzählt Scheffer, dessen entschiedene Verdienste und Wahrheitsliebe unter den Gelehrten nicht unbekannt sind. Dieser Fall betrifft ein stummes Mädchen, welches dessenungeachtet das Vermögen besaß, Gesänge sehr

deutlich und verständlich zu singen. Alle Physiologen stimmen darin mit einander überein, daß die nämlichen Werkzeuge zum Singen gehören, welche zur Sprache dienen, und die schon Th. 159, S. 727, angeführt worden sind. Auch muß man dieselben Buchstaben beim Reden, wie beim Singen aussprechen, es geschehe dieses nun in der Mutter- oder in einer fremden Sprache. Es scheint daher wie ein Mährchen, daß ein und dieselbe Person eine dieser Eigenschaften haben könne, und der andern entbehren müsse. Und gesetzt dieses wäre möglich, so scheint es dem Gesetze der Natur gemäßer zu seyn, daß eine Person nicht singen könne, aber doch sprechen; denn wer den Bau des menschlichen Körpers kennt, weiß, daß es leichter ist, bei der Gabe der Sprache zu sprechen, als zu singen; denn es giebt gewisse Werkzeuge, welche während des Redens keiner Bewegung unterworfen sind, und diejenigen, welche man sowohl zum Singen, als zum Sprechen braucht, sind beim Erstern in einer künstlichern Bewegung, als beim Andern. Der gegenwärtige Fall scheint aber diese Theorie umzustoßen.

„Ich erfuhr, sagt Scheffer, daß zu Regensburg ein armes stummes Mädchen wohnte, welche doch sehr gut sänge. Ich ließ sie zu mir kommen und fragte sie über verschiedene Gegenstände, erhielt aber keine Antwort. Ich bat sie zu singen, worauf sie sogleich mit einem Gesange anfing, den sie vom Anfange bis zu Ende sehr gut ausführte. Ich fragte sie von Neuem, allein die Sprache fehlte ihr und sie blieb stumm. Ich bemerkte deutlich, daß sie mir zwar antworten wollte, sich aber vergebens anstrengte, am ganzen Leibe zitterte und über und über schwitzte. Alles dieses gab mir ihre Unruhe zu erkennen, indessen konnte sie nicht das kleinste Wort aussprechen. Ich bat sie von Neuem um einen Beweis ihres Gesanges, welches sie auch ohne die geringste Anstrengung that. Ihre Stimme war sehr angenehm und sanft. Nach geendigtem Gesange redete ich sie nochmals an, konnte

aber eben so wenig, als vorher, etwas aus ihr herausbringen. Man versicherte mir, daß dieses Mädchen lesen könnte; ich gab ihr eine Sammlung von Gesängen, und bat sie, mir einen derselben, welcher auf Noten gesetzt war, zu lesen; allein auch dieses war ihr unmöglich, so sehr sie sich auch anstrengte, und unruhig über die fruchtlosen Versuche war. Ich bat sie daher, daß sie denselben singen möchte, welches sie auch sogleich mit vieler Anmuth und ohne eine einzige Note auszulassen, that. Ich machte einen neuen Versuch, und ersuchte sie, zwei oder drei aus dem eben geendeten Gesange genommene Wörter auszusprechen. Ihre Versuche waren eben so eifrig, aber auch eben so fruchtlos, als die vorhergehenden. Indessen glaubte ich doch einen sehr schwachen Ton zu vernehmen, welcher einige Aehnlichkeit mit den angegebenen Wörtern hatte. Allein das Mädchen war hierdurch sehr ermüdet, dessenungeachtet wiederholte sie ihren Versuch, und erhielt nach und nach durch die öftere Wiederholung der nämlichen Wörter so viel, daß sie dieselben leicht und deutlich auszusprechen vermochte. Dieses Mädchen mochte damals ungefähr dreizehn Jahr alt seyn und war aus Salzburg. Ich untersuchte ihre Stimmwerkzeuge, und fand, so viel ich davon urtheilen konnte, daß kein Fehler daran befindlich war. Sie war sehr wohl gebildet, nur den Hals ausgenommen, welcher etwas zu lang war, hatten die Theile ihres Körpers ein sehr gutes Verhältniß. Der allzulange Hals schien erblich zu seyn; auch schien sie mir einen etwas schwachen Verstand zu haben, welcheo daher rühren mochte, weil sie bloß zum Wollespinnen angehalten worden war, indem sie wenig Geschicklichkeit in der Haushaltung zeigte. — Folgender Umstand verdient hier noch bemerkt zu werden. Das Mädchen hatte zwei Schwestern, wovon die Aelteste sehr gut redete, die Jüngste aber, welche sehr jung starb, ganz stumm war. Meine Meinung über diese sonderbare Naturerscheinung ist kürzlich folgende: Die mit vieler Aufmerksamkeit von mir gemachten Versuche und mehrere andere Gründe erlauben mir nicht zu vermuthen, daß ein Betrug hierbei Statt fand. Es würde indessen lächerlich seyn, wenn man diese

Sprachlosigkeit einer übernatürlichen Ursache beilegen wollte. Eben so bin ich auch davon überzeugt, daß sich kein Fehler in den Sprachwerkzeugen befinde, und sowohl die gute Bildung dieser Theile, als der übrigen ihres Körpers bürgen mir für diese Meinung. Im Gegentheil bin ich davon ganz überzeugt, daß dieser Fehler bloß vom vernachläßigten Gebrauche und der wenigen Uebung der dazu erforderlichen Werkzeuge herrühre. Die oben angeführten Versuche bestätigen diese Meinung, und wenn ja noch ein Zweifel übrig bleiben sollte, so heben folgende Beobachtungen denselben. Dieses Mädchen hatte wahrscheinlich in den ersten Jahren ihres Lebens viele Schwierigkeiten im Reden gefunden, und ihre Eltern, welche arm waren, vernachläßigten sie und überließen sie der Natur. Mit den Jahren nahm dieser Sprachfehler immer mehr zu, und Furcht und eine unzeitige Schaam haben sie bei reiferem Alter unstreitig noch mehr verhindert, Versuche mit ihrer Sprachfähigkeit zu machen. Die Schwierigkeiten, welche sie bei Ausdrückung ihrer Gedanken empfand, hatten unstreitig das Gelächter ihrer Gespielen erregt, und die Lust zu sprechen ganz unterdrückt. Hierdurch wurde ihr Unvermögen von Tage zu Tage größer. Was diese Meinung noch mehr bestätiget, besteht in folgenden Umständen; daß man nach dem nämlichen Grundsatze die Leichtigkeit, mit welcher dieses Mädchen sang, zu erklären im Stande ist. Denn jene Hindernisse müssen, nach meiner Meinung, alsdann verschwunden seyn; denn wenn mehrere Personen unter einander singen, so ist man nicht im Stande, denjenigen zu unterscheiden, welcher stottert. Unter den Einwohnern von Salzburg ist es gebräuchlich, daß sie bei ihren Zusammenkünften mehr singen, als reden. Dieser Umstand kann das Mädchen zum Singen gebracht und ihr das Vermögen dazu erleichtert haben. Vielleicht kann auch der Gesang ihr gefallen haben, und dieses war eine Aufmunterung mehr für sie, um die Hindernisse, welche sie bei der Aussprache empfand, zu überwinden. Aus allen diesem erhellt zur Genüge, daß diese Sprachunfähigkeit mehr ein moralisches, als ein physikalisches Uebel war, und wenn ja die Ursache mit in dem Körper lag, so war

sie doch so geringe, daß eine oft wiederholte und lange Zeit fortgesetzte Uebung sie zu heben im Stande war. Ich beschäftige mich jetzt, diesem Mädchen reden zu lernen, und die Folge wird zeigen, ob der Erfolg meiner Erwartung entspricht.

„Die Meinung dieses berühmten Arztes über diese sonderbare Erscheinung, sagt der Herausgeber der Wunder der Natur, woraus dieser Aufsatz genommen worden, ist sehr sinnreich, wenn anders die Thatsache sich so verhält, und es ist die einzige, welche ein Naturforscher hierüber haben kann. Ungeachtet der Zuversicht, mit welcher Scheffer für die Wahrheit dieses Falles spricht, wird es mir doch erlaubt seyn, einige nicht ungegründete Zweifel meinen Lesern mitzutheilen. Das Mädchen und ihre Eltern waren sehr arm, sollte daher diese Stummheit nicht vielleicht ein von ihnen erdachtes Mittel gewesen seyn, um die Freigebigkeit reicher und auf dergleichen Besonderheiten aufmerksamer Personen zu benutzen? Folgende Gründe haben mich auf diese Vermuthung gebracht. Dieses Mädchen hörte Alles, was man ihr sagte, weil sie den Augenblick folgte, wenn man sie zu singen bat. Sie war also nicht von Natur stumm; denn solche Personen sind gemeiniglich stumm und taub zugleich. Scheffer behauptet, daß sie bloß durch die Nachlässigkeit ihrer Eltern stumm geworden sei, jedoch scheint diese Ursache nicht ganz hinreichend zu seyn. Das Mädchen kannte die Bedeutung der Worte, weil sie zu antworten suchte, man hatte sie folglich dieselbe gelehrt; überdies konnte das Mädchen lesen; wie war es aber möglich ihr dieses beizubringen, wenn sie niemals fähig war eine Sylbe auszusprechen. Diese Schwierigkeit scheint in der Scheffer'schen Erklärung nicht gehoben zu seyn. Wenn endlich dieses Mädchen bloß dadurch hätte können singen lernen, daß sie Andere hörte und verstand, so

würde sie um desto eher haben reden lernen müssen, weil zum Singen mehr Mühe erfordert wird, als zum Sprechen, und so gewöhnlich auch der Gesang bei den Salzburgern ist, so singen sie doch nicht beständig, sondern reden öfter; und da dieses Mädchen blödsinnig gewesen, und sich mit Spinnen ernährt haben soll, so war sie ohne Zweifel immer in der Gesellschaft ihrer Eltern und anderer Mädchen ihres Alters, von welchen sie hätte sprechen lernen können." — So richtig dieser Satz auch ist, indem gewiß viele Betriegereien vorgehen mögen und vorgegangen sind, besonders von verschmitzten Bettlern in einer frühern Zeit, die alle Gestalten, alle Gebrechen annahmen und sie von ihren Kindern annehmen ließen, um das Mitleid zu erregen, so kann man doch in dem Scheffer-schen Aufsatze durchaus nichts finden, was einem Betruge ähnlich sehe, auch wenn wir diese gar nicht auffallende Erscheinung für einen Betrug halten wollten; dann ist unser ganzes Leben nur ein Betrug; und wir sind die Betrogenen oder Betrieger. Scheffer erklärt den Fall sehr richtig und nach seiner Untersuchung begreiflich, so daß hier durchaus kein Betrug obwalten konnte. 1) Würde hier ein Betrug obgewaltet haben, so würden die Eltern oder Angehörigen des Mädchens sie nicht allein zu dem genannten Arzte haben gehen lassen, damit sie auf keine Weise aus ihrer einstudirten Rolle hätte fallen oder gebracht werden können, welches bei einem jungen dreizehnjährigen Mädchen bei mancherlei angewandten Versuchen und Mitteln doch hätte geschehen können. 2) Beweiset die Anstrengung, die sie, um zu sprechen, gemacht, und wobei sie nicht nur gezittert, sondern auch der Schweiß über und über hervorgedrungen ist, daß es kein Betrug gewesen, weil eine solche Anstrengung, vor den Augen eines erfahrenen Arztes, doch wohl nicht erkünstelt seyn konnte. 3) Beweiset das

Singen und Lesen durchaus noch nicht die freie Sprache; denn wie viele Beispiele sind nicht vorhanden, daß ein bloßer scharfer Blick auf ängstliche, blödsinnige Personen gerichtet, sie ganz verwirrt macht und außer Fassung bringt, so daß sie entweder gar kein Wort vorbringen können, oder das Hervorgebrachte nur hervorstottern. Mit dem Lesen ist es ganz etwas anderes, weil das Mädchen hier die Wörter findet, sie vor sich hat, eben so mit dem Singen; ganz anders ist es aber mit dem Sprechen bei einem schwachen Verstande, also auch schwachem Gedächtnisse. Hier soll sie die Worte selbst schaffen, und dieses macht die Schwierigkeit, für denjenigen kaum denkbar, der ein gutes Sprachorgan hat und nicht ängstlich die Töne zu den Worten zu suchen nöthig hat; ganz anders ist dies aber bei einem Individuum, dem diese Sprach-eigenschaften fehlen; es wird durch diese Aengstlichkeit in Hervorbringung der Töne immer verschlossener und bei einem nur geringen Umgange mit andern Personen, bei der Furcht, die Wörter nicht richtig herauszubringen, stockt am Ende die Sprache ganz, wenigstens ist jeder Versuch um zu sprechen, in Gegenwart von Andern immer mit großer Aengstlichkeit verbunden, und daher meiden dergleichen Personen sehr sorgfältig, wo sie nur können, mit Andern umzugehen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Wörter herauszustottern. — Auch durch Schlagflüsse, wobei die Zunge gelähmt wird, entsteht Sprachlosigkeit, wenn auch nicht ganz, doch so, daß die Sprache unverständlich wird; und so giebt es noch mehrere Fälle, wo die Sprache verloren gehen kann, und wo sie durch einen Zufall, ein Ungefähr, welches den Körper in eine heftige Bewegung bringt, wider erlangt werden kann. — Ueber die Sprache sehe man nach:

Borrichii dissertatio de causis diversitatis linguārum. Quedlinburg. 1704.

Ch. Hallbaueri dissertatio de linguarum origine et diversitatis eorum causis. Jena, 1739.

Süßmilch's Versuch eines Beweises, daß die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten hat. Berlin, 1767.

Ueber den Ursprung der Sprache und Schrift, von J. Nic. Teten. Bützow, 1772.

Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, von Dr. Tiedemann. Riga, 1772.

J. Gf. Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Berlin, 1789.

Ueber die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprung der Sprache, von Rud. Wilh. Zobel. Magdeburg, 1773.

K. von Brosses über Sprache und Schrift, aus dem Französischen mit Anmerkungen von Michael Hißmann. Leipzig, 1777.

Ph. J. Müllеri animadversiones historico-philosophicae de origine sermonis. Strasburg, 1777.

Ejusdem meditationes de origine sermonis. Prag, 1 et 2.

Samuel Heinecкes Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache. Hamburg, 1778.

James Burnet of Monboddo on the origin and progress of language. Edinburg, 1773 — 1775. 3 Theile. Uebersetzt von C. A. Schmidt, mit einer Vorrede von Joh. Gf. Herder. Riga, 1784—85. 2 Theile.

Grundriß einer Geschichte der menschlichen Sprache, von Joh. Christ. Christoph Rüdiger. Leipzig, 1782.

Reinr. Aug. Frank de Origine linguae primaevae humana, Erfurt, 1785 — 87 (in vier Programmen).

Jam. Beatties theory of language in 2 parts. London, 1788.

M. Sundewell meditationes circa linguarum originem. Upsal, 1789.

Joh. Gottfr. Eichhorn Prog. quo declarantur diversitatis linguarum ex traditione semitica origines. Göttingen, 1788.

Ueber den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, von J. Ch. Adelung. Leipzig, 1781.
F. K. Fuldas Sprachgeschichte, in Meusels historischen Untersuchungen; 1, 3.
Desselben Abhandlung von Vorurtheilen bei dem Ursprunge der Menschensprache, in Meusels histor. litt. Magazin. Theil 1, 3, 4.
Ant. Joh. Dorsch, philosophische Geschichte der Sprache und Schrift. Mainz, 1791.
K. Glo. Anton über Sprache, in Rücksicht auf Geschichte der Menschheit. Görlitz, 1799.
Fichtes und Forbergs Abhandlungen vom Ursprunge der Sprache, in Niethammers philosophischem Journale, Bd. 1, H. 3 und 4; B. 3, H. 2.
Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre de Sylvo de Sacy, übersetzt von J. S. Vater. Halle, 1804.
Lehrbuch der allgemeinen Grammatik, besonders für höhere Schulklassen, mit Vergleichung älterer und neuerer Sprachen. Halle, 1808.
J. D. Gürtler, allgemeine Grammatik, als Grundlage des Unterrichts in jeder besondern Sprache. Görlitz, 1810.
J. A. Kanne, über die Verwandtschaft der Griechischen und Deutschen Sprache. Leipzig.
Mehrere hierher gehörigen Schriften findet man in J. S. Vaters allgemeiner Sprachlehre. Halle, 1801, S. 277 — 287.

Ueber die einzelnen Sprachen und die Kunst sie zu sprechen, sind nachzusehen:

In den Morgenländischen Sprachen:

Weckherlin's Hebräische Grammatik für Anfänger. Stuttg., 1798; deren 2r Theil, welcher den Syntax enthält, 1805; Hebräisches Lesebuch von demselben, 1806. — Mall's Hebräische Sprachlehre. Landshut, 1808. — Vater's Hebräische Sprachlehre. 1r Cursus für den Anfang ihrer Erlernung; 2r Cursus für die obern Schulklassen und akademischen Vorlesungen. 2te Auflage. 1807. Dessen Hebräisches Lesebuch. Leipzig, 1809. —

J. D. Michaelis Arabische Grammatik, sonderlich der historischen und poetischen Schreibart. Göttingen, 1781; dessen Abhandlung von der Syrischen Sprache nebst einer Chrestomathie; daselbst, 1786. — Vater's Handbuch der Hebräischen, Syrischen, Chaldäischen u. Arabischen Grammatik. Leipzig, 1802; dessen und Rink's Arabisches, Syrisches und Chaldäisches Lesebuch. Das., 1802. — Dr. W. Gesenius Hebräisch-Deutsches Handwörterbuch über die Schriften des alten Testamentes, 2 Theile. Leipzig, 1810, 1811. — W. A. Teller, Arabisches Wörterbuch des neuen Testaments. 6ste Auflage. Berlin, 1805.

In der Griechischen und Lateinischen Sprache:

J. G. Trendelenburg, Anfangsgründe der Griechischen Sprache. 5te Auflage. Leipzig. — Grammatica Graeca. 28ste Auflage. Halle, 1805. — A. Mathiä, ausführliche Griechische Grammatik. Leipzig, 1807. Dessen Lesebuch zur genannten Grammatik. Das. 1809. — Elementarbuch der Griechischen Sprache, von Dr. F. Jakob, 4 Theile. Jena, 1809—10. — P. Buttmann's Griechische Grammatik. 6te Auflage. Berlin, 1811. — J. G. Schneider, kritisches Griechisches Wörterbuch, beim Lesen der Griechischen profanen Schriften zu gebrauchen. 3 Bde. Jena. — A. Gaza, analytisches und kritisches Wörterbuch der altgriechischen Sprache, erklärt durch die neugriechische Sprache, mit beständiger Rücksicht auf die Chronologie der Bedeutung. 3 Bde. Wien, 1810. — J. F. Schleusneri novum lexicon graeco-latinum in novum Testamentum. II. Tomi. Ed. tertia. Lips. 1808. — J. G. Haas, vollständiges Griechisch-Deutsches Wörterbuch. 2 Bde. Leipzig. — Joh. Nic. Funccii de Origine et Pueritia Linguae Latinae. Lib. duo. Marb. 1735. — Joh. Ad. Webers Einleitung in die Geschichte der Lateinischen Sprache. Chemn. 1736. — J. Lange, Lateinische Grammatik, 37ste Auflage. Halle, 1804. — Scheller's ausführliche Lateinische Sprach-

lehre. 3te Auflage. Leipzig, 1790; dessen Anleitung zur ächt Lateinischen Schreibart, vorzüglich nach Cicero's Mustern, 1810; dessen Anleitung die alten Lateinischen Schriftsteller philologisch und kritisch zu erklären, und dem Cicero gehörig nachzuahmen, nebst einem Anhange von einer ähnlichen Lesart in der Griechischen und Hebräischen Sprache. 3te Auflage. — Kurze Theorie des Lateinischen Styls. Als Leitfaden beim Unterricht entworfen von Georg Gustav Fülleborn. Breslau, 1793. — Schmitson's Geist der Lateinischen Sprache. Leipzig. — Sinteins Hülfsbuch zu Latein. Stylübungen nach Cicero's Schreibart für obere Klassen auf gelehrten Schulen. Züllichau, 1805; dessen größeres Hülfsbuch für dieselbe Sprache; das., 1806; dessen Handbuch der Materialien zu Deutschen und Lateinischen Abhandlungen aus der klassischen Philologie in einigen ihrer Hauptwissenschaften ꝛc. Das., 1807. — F. W. Döring, Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. 2 Theile. Jena. — F. Gedicke, Lateinisches Lesebuch und dessen Lateinische Chrestomathie. Berlin. — F. W. Hagen, Materialien zu Uebungen in der Ciceronischen Schreibart, nebst einer Abhandlung über den Periodenbau und Numerus nach Cicero und Quinctilian. 1r Bd., 1ste — 4te Sammlung; 2r Bd., 1ste und 2te Sammlung. Erlangen, 1796 — 1808. — C. G. Bröders praktische Grammatik der Lateinischen Sprache. 4te Auflage. Leipzig, 1811. — Helfr. Bernh. Wenck's Lateinische Sprachlehre oder Grammatik für Schulen. 6te Auflage. Frankfurt am Main, 1811. — J. J. G. Scheller ausführliches und möglichst vollständiges Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Wörterbuch. 7 Bde. Leipzig; dessen Lateinisches Handlexicon. 2 Bde. Das. — M. C. L. Bauer Deutsch-Lateinisches Lexicon. Breslau. — Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Taschenwörterbuch, nach Schellers und Bauer's größern Werken in gedrängter Kürze und mit nöthiger Auswahl abgefaßt. 2 Theile. Leipzig.

In der Deutschen Sprache:

Vollständige und neu erläuterte Deutsche Sprachkunst, abgefaßt von Joh. Christoph Gottscheden, weil. ord. Prof. zu Leipzig. 6te Auflage, von neuem durchgesehen ꝛc., von Joh. Gottlob Hofmann. Leipzig, 1776. — J. C. Adelungs Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. 2 Bde. Leipzig. Dessen Deutsche Sprachlehre für Schulen. Berlin. Ueber den Deutschen Styl, von demselben. Das. Dessen vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie; 1807; dessen Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart. 4 Bde. Leipzig, 1793 — 1801. — J. H. Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache. 5 Bde. Braunschweig, 1807 — 11. Dessen Wörterbuch, zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Wörter. 2 Thle. Das. — A. Hartung Deutsche Sprachlehre für höhere Bürgerschulen. Berlin. — J. F. Heynatz Deutsche Sprachlehre. Berlin. — C. F. Splittegarbes Deutsche Sprachlehre für Anfänger. Halle. — Th. Heinsius, Teut, oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten Deutschen Sprachunterrichts. 1r — 3r Theil. Berlin, 1809 — 11; der Deutsche Rathgeber, von demselben. Das. — M. J. A. F. Kinderling, über die Reinigkeit der Deutschen Sprache und über die Beförderungsmittel derselben. Eine Preisschrift. Berlin. — J. Ch. Vollbeding, Handwörterbuch zum Behuf der Verbindung der Deutschen Wörter und Redensarten. Berlin. Dessen Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit verschiedenen Wortformen. 4te Auflage. Berlin, 1807. Dessen Wörterbuch der plattdeutschen oder niederdeutschen Mundart, woraus die Niedersächsische gebildet ist. Zerbst. — K. P. Moritz, Vorlesungen über den Styl oder Anweisung zur guten Schreibart. 2 Theile. Braunschweig, 1808. — K. H. L. Pölitz, Materialien zum Diktiren

nach einer dreifachen Abstufung vom Leichten zum Schweren geordnet. Zur Uebung in der Deutschen Orthographie, Grammatik und Interpunktion. Leipzig, 1812 ꝛc. ꝛc.

In der Französischen Sprache:

Die Sprachlehren von Mozin, Pierrard, de Wailly, de la Combe, Daulnoy, Doberten, Debonale, Micq, Servais, Franzeson, Lavis, Wießner, Meynier, Heinzmann, Herrmann, Lang, Quedenfeld, Vernon, Dielitz ꝛc. ꝛc. — Handbuch der Französischen Sprache und Literatur, oder Auswahl der interessanten chronologisch geordneten Stücke aus den klassischen Französischen Prosaisten und Dichtern (von Idler und Nolte herausgegeben). 2 Bde. Berlin. Von diesem Werke ist 1833 eine neue umgearbeitete und mit Beiträgen aus der neuesten Französischen Literatur vermehrte Auflage erschienen. — Auszüge aus den Französischen Klassikern. 7 Theile. Braunschweig. — Dictionnaire de l'Academie françoise, revû, corrigé et augmenté, par l'Academie elle-même. Nouvelle édition, enrichie de la Traduction Allemande des mots, par S. H. Catel. IV. Parties en II. Vol. Berlin; und die Französisch-Deutschen und Deutsch-Französischen Wörterbücher von de la Veaux, Catel, Mozin, Schwan, Roux, Flathe, Haas, Schade ꝛc.; und die Taschenwörterbücher (Dictionnaires de poche) von Ehrmann, Rabenhorst ꝛc. ꝛc. — F. Beauval, Gespräche für das gesellschaftliche Leben, zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinen Wendungen der Französischen und Deutschen Sprache. 3 Bändchen. — L. von Groimberg, elementarischer Cursus der Französischen Sprache und Literatur. Manheim, 1810. — Blumenlese, aus den Französischen klassischen Dichtern und Prosaisten, nach den vorzüglichen Gattungen der schönen Rede für obere Klassen der Gymnasien, 1808. — Französische und Deutsche Gespräche der Frau von Genlis. — Dergleichen, ein Versuch, durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen

das Sprechen zu erlernen. — G. F. Lemmig, gründliche Anweisung, recht schnell rein und richtig Frannzösisch sprechen zu lernen. Leipzig, 1808. — W. Mila, praktisches Lehrbuch der Französischen Sprache ꝛc. 3te Aufl. 1818 ꝛc. ꝛc.

In der Englischen Sprache:

Die Sprachlehren von Arnold, Brown, Ebers, König, Fick, Moritz, Herrmann, Schade, Wagner ꝛc. ꝛc. — Die Wörterbücher oder Dyctionary's von Johnson, Arnold, Bailey, Fick, Ebers, Schade, Ludwig ꝛc. Das Taschenwörterbuch (Poket Dictionnary) bei Rabenhorst in Leipzig. — J. Chr. Fick's Englisches Lesebuch, oder auserlesene Sammlungen von Aufsätzen aus den besten Englischen Schriftstellern, mit richtiger Accentuation jedes Wortes und darunter gesetzter Aussprache und Bedeutung. 4te Aufl. Dessen Anhang zur praktischen Englischen Sprachlehre für Deutsche beiderlei Geschlechts. Nürnberg. — Handbuch der Englischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den klassischen Englischen Prosaisten und Dichtern (herausgegeben von Ideler und Nolte). 2 Bde. Berlin. — Englische und Deutsche Gespräche für alle Fälle des menschlichen Lebens von Frau von Genlis. — J. Ebers, Englisches Lesebuch für Anfänger. — S. Lax, neues Englisches Elementarwerk für alle Stände, oder Anweisung, die Englische Sprache auf die geschwindeste Art richtig sprechen, lesen und schreiben zu lernen. 2te Aufl. 1815. — F. T. Kühne, Englisches Lesebuch zur Erlernung der Umgangssprache. Hannover. 1815.

In der Italienischen Sprache:

Die Sprachlehren von Veneroni, Philippi, Fritellieri, Nardini, Fernow, Jagemann, Meidinger, Moritz ꝛc. ꝛc. — Die Wörterbücher oder Dizzionari von Antonini, Castelli, Placardi, Veneroni, Flathe, Jagemann ꝛc. und das Taschenwörterbuch, Dizzionario nuovo

portatile, bei Rabenhorst in Leipzig. Dictionnaire-nouveau-portatif en trois langues, redigé d'après le Dictionnaires d'Alberti, Bottarelli, de Baretti, de Jagemann, de Schwan, de Catel et d'Adelung; par Deutter. 3 Tom. (François, italien et allemand) 1811. — Valenti, v., Italienisches Elementarbuch, in welchem eine kurze Grammatik, nebst einer prosaischen und poetischen Chrestomathie. Berlin, 1784. — D. A. Filippi, Italienisches Lesebuch, oder zweckmäßige Uebung, auf eine leichte Art die Italienischen Prosaisten und Dichter bald verstehen zu können. 4te Aufl. St. Gallen, 1817. Dessen Lesebuch von Gedicke, Italienisch und Deutsch ꝛc. — L. Ideler, Handbuch der Italienischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter Stücke aus den klassischen Italienischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. 2 Thle. Berlin. — Vorübungen zur Erlernung der Italienischen Sprache. 1805. — Italienische und Deutsche Gespräche, oder Anleitung zur vollkommenen Kenntniß der, der Italienischen Sprache eigenen Ausdrücke, von Frau von Genlis. 3te Aufl. 1809. — Pietro Gaetani, Chrestomatia italiana. II Tomi. Lips. — Novelle morali di Francesco Soave. Ad uso de giovani Studiosi della lingua italiana. Da Frittellieri. Parte I. Berlin, 1810. — A. J. Fornasari, kurzgefaßte theoretisch-praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Italienischen Sprache. Wien, 1815.

In der Spanischen Sprache:

Die Sprachlehren von Barth, Wagner, Sanvos ꝛc. ꝛc. Die Wörterbücher von Wagner, Schmidt, Cormon ꝛc. ꝛc. — Coleccion de varias piezas en prosa y en verse, sacadas de los majores Autores Espannoles; p. E. A. Schmid. Weimar, 1805. Spanisches Lesebuch für Anfänger, von J. D. Wagner. Leipzig. — Handbuch der Spanischen Sprache und Literatur. Prosaischer Theil (von Ideler) Berlin. — Reflexiones sobre el Estilo y en particular sobre el de las Cartas sacadas de los mejores autores y gramatistas con las reglas mas

precisas de la ortographia castellana p. J. D. Wagener. Leipsic, 1811.

In der Portugiesischen Sprache:

Die Sprachlehren von Meldola, v. Junk, Wagner ꝛc. — Dictionnario novo portuguez-allemano et allemano-portuguez; von J. D. Wagner. Leipzig, 1811.

In der Dänischen, Schwedischen, Polnischen und Russischen Sprache:

Die Dänischen Sprachlehren von Lange, Tode und Müller; die Wörterbücher von Müller, Reisler, Baden ꝛc. Tilemann, Dänisches Lesebuch für Deutsche. Kopenhagen. — Sjoebarg, Schwedische Sprachlehre. 2te Aufl. Stralsund. J. G. P. Möller, Schwedisches und Deusches Wörterbuch. Upsal, 1782—90. — Die Polnischen Sprachlehren von Adamowitz, Vater, Bandtke, Kutsch, Moneta ꝛc. Die Wörterbücher oder Dictionnaire von Bandtke, Eberlein, Mongrovius, Vogel ꝛc. ꝛc. Mongrovius, Polnisches Lesebuch für Anfänger, mit einem Lexicon und Sprachlehre, Königsberg. Vogels Polnisches Lesebuch, Breslau. — Russische Sprachlehren von Heym, Rodde, Vater ꝛc. Die Wörterbücher von J. Heym, Rodde ꝛc. J. Heym, Lesebuch für Anfänger der Russischen Sprache, Riga; dessen Chrestomathie der Russischen Sprache, für Anfänger, Riga. Le livre en trois langues pour faciliter à la jeunesse l'intelligence des langues Russe, Allemande et Françoise. Riga. — K. J. Tham, kurzgefaßte Böhmische Sprachlehre, nebst Böhmisch-Deutsch und Französischen Gesprächen. Prag. Dessen Deutsch-Böhmisches National-Lexicon. Prag. H. J. Farkas de Farkasdfalva, Ungarische Sprachlehre. Wien. — J. Molnar, Deutsch-Wallachische Sprachlehre. Wien. — Relkowich, Slavonisch und Deutsche Sprachlehre. Wien ꝛc. ꝛc.

Ueber die Schriftsprache sehe man, außer den schon unter Schrift und Schreibkunst, Th. 148, S. 345 und 448 u. f., angeführten Schriften, noch folgende nach:

Herm. Hugonis de prima scribendi origine liber, cum notis Trotzii. Utrecht, 1758.
Thom. Astle's origin and progress of writing as well hieroglyphick as elementary. Lond. 1784.
J. Gottlob Imm. Breitkopfs Beiträge zu einer Geschichte der Schreibekunst ꝛc., herausgegeben von J. C. F. Roch. Leipzig, 1801.
Allgemeine Bemerkungen über die Hindernisse der Erfindung und ersten Verbreitung der Schreibekunst; aus der neuen Literatur und Völkerkunde, 4s St., 1790.
Beiträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift. Göttingisches historisches Magazin, 4r Bd. 4s St.
Sam. Sim. Witte, über die Bildung der Schriftsprache und den Ursprung der keilförmigen Inschriften zu Persepolis. Rostock, 1792.
Freret, Réflexions sur les principes generaux de l'art d'écrire et en particulier sur les fondements de l'écriture Chinoise; in den Mémoires de l'Academie des Inscriptions. Amsterd. Tom. 9. p. 328 et seq.
Ch. F. Webers Versuch einer Geschichte der Schreibekunst. Göttingen, 1807.

Eine eigenthümliche Sprache ist die Bauchsprache, Bauchsprecherey; Fr. la Ventriloque, wovon diejenigen, welche sie ausüben, Bauchredner, Bauchsprecher; Griech. Engastrimanteis (Εγγαστριμαντεις), auch Engastrimythoi; Fr. Ventriloques genannt werden, und die darin bestehen soll, daß Personen, aus Gewohnheit oder wegen einer gewissen widernatürlichen Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge eine dumpfe Stimme von sich hören lassen, welche aus ihrem Bauche zu kommen scheint, und wodurch sie verschiedene Täuschungen bewirken können, so, als wenn mehrere Personen mit einander redeten, ein Angstruf aus einem verborgenen Orte ertönte, z. B. aus dem Kamine oder Schornsteine, aus dem Keller oder aus einem andern entfernten Gemache ꝛc.; sie also diese Eigenschaft der Stimme

zu mimischen Darstellungen benutzen können und auch benutzen, wie der jetzt bei uns, in Berlin, anwesende Bauchredner, Herr Alexander, der schon vor mehreren Jahren hier anwesend war, und diese Kunst zum Erstaunen des Publikums ausführte; s. weiter unten. Da unter Bauch, Th. 3, dieser Artikel übergangen worden ist, weil es in dem früheren Plane der Encyklopädie nicht lag, dergleichen Artikel aufzunehmen, auch unter Redner, Th. 121, solches nicht geschehen ist, so wird hier Einiges darüber zu sagen nöthig seyn, weil er unter Sprache so eigentlich gehört. Unter Bauchsprache versteht man diejenige Art der Sprache, indem man artikulirte Töne ohne Bewegung des Mundes und der Lippen und ohne Luft aus dem Munde und der Nase von sich zu lassen, hören läßt, oder hervorbringt, indem man gleichsam, statt die Worte herauszustoßen, sie mit einem Luftzuge herauszubringen, sie innerhalb tönen läßt, so, daß man eine zwar vernehmliche, aber nur dumpfe Stimme hört, die aus dem Bauche zu kommen scheint oder innerhalb des Bauches tönt, so daß man nur den Schall, gleich einem Echo hört. Wie eine solche Sprache möglich wird, ist bis jetzt noch unbekannt geblieben. Physiologen wollen sie in einem gewissen unbekannten Bau der Sprachwerkzeuge suchen; auch in einer langen ungewöhnlichen Uebung, bei schon außergewöhnlichen Sprachwerkzeugen, besonders in Modifizirung der Luft ꝛc. ꝛc., und dieses Letztere ließe sich am Ersten hören, um diese Kunst daraus zu erklären; denn nur durch eine lange Uebung bei dazu gebildeten Sprachstimmwerkzeugen scheint diese Kunst möglich zu seyn; denn beleuchtet man sie von einer andern Seite, und erwägt dabei: wie die Stimme und die Worte gebildet werden, und wie man es selbst im Bilden der Worte zur Rede fühlt, so erklärt sich leicht, daß weder jene, noch diese zu Stande gebracht werden

können, ohne daß die Luft, in deren besonderen Bewegung der Ton und in dessen eigner Modification die Worte bestehen, zum Munde oder zur Nase herausgeht. Wollte man auch annehmen, daß vielleicht im Einathmen von solchen Leuten gesprochen werde, so darf man nur selbst den Versuch anstellen, um zu fühlen, theils wie wenig dieses von Statten gehe, theils daß es ohne Oeffnung des Mundes und sichtbarer Bewegung der Lippen gar nicht geschehen kann. Ein Schriftsteller ist daher der Meinung, daß diejenigen, welche diese Kunst üben, ein feines Taschenspieler Künstchen daraus machten und dadurch die Zuschauer und Zuhörer zu glauben verleiteten, etwas zu sehen und zu hören, was sie in der That nicht sahen und nicht hörten. Ein anderer Schriftsteller ist der Meinung, daß die Gedärme dieser Leute beständig mit vielen Blähungen angefüllt seyn können, die sie durch besondere Bewegungen in Thätigkeit setzen und dadurch ein Knurren im Leibe verursachen, daß man, um es in Worte zu verwandeln, mit solchen Ohren anhören muß, mit welchen Augen zuweilen am hitzigen Fieber krank Liegende die Adern gewisser Hölzer, gewisse Risse in den Wänden, der Decke ꝛc. betrachten, und sie in Gesichter und andere Bilder umschaffen. — Diese letzte Auslegung ist so unnatürlich nicht; denn schon Hippocrates erwähnt einer Krankheit, die mit einer gewissen Art von Bauchsprecherey verbunden ist, da man nämlich in der Brust Töne deutlich hört, die er selbst mit denen der Pythischen Wahrsagerinnen vergleicht. Er leitet diese Töne von der Luft her, welche, indem sie durch die Röhren der Lunge gehen, dicken und zähen Schleim antreffen, der ihren Ausgang hindert. So findet man in den Ephemeriden der naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr 1757 ein Beispiel ähnlicher Art aufgezeichnet. Ein Mädchen von acht und

zwanzig Jahren fiel seit mehreren Jahren in außerordentliche und drei bis achtzehn Stunden dauernde Ohnmachten. Sie fingen mit einem Zittern des ganzen Körpers an, worauf eine Steifigkeit und gänzliche Unbeweglichkeit folgte. Nicht lange darnach hörte man an dem obern oder untern Theile ihres Bettes ein Geräusch, das einer geschlagenen Trommel oder mehreren Hämmern glich, deren Schläge man sehr deutlich vernehmen konnte. Bald glich dieser Schall einem Preußischen Soldatenmarsche, bald schienen Schmiede in der Nähe zu seyn, welche auf ihren Ambos nach einem gewissen Takte schlugen. Näherte man sich dem Bette, so hörte das Geräusch auf, es ward eine große Stille, und man hörte das Mädchen kaum athmen, ein Umstand, welcher bemerkt zu werden verdient. So lange als das Geräusch dauerte, bewegte die Kranke weder Füße, noch Hände, wovon man sich, wenn man das Deckbett aufhob, überzeugen konnte. Nach einiger Zeit hörte dieser Schall auf, die Kranke bekam das Bewußtseyn wieder, sie schlug die Augen auf, und beklagte sich bloß über eine große Schwäche. — Man maaß diese Zufälle einer geringen Menge von Luft bei, welche in den Därmen der Kranken eingeschlossen war; und dieses bestätigte auch ein anderer Fall mit einem Manne, in dessen Bauche man öfters ein lautes Gezische, wie das der Vipern hörte, besonders dann sehr stark, wenn er Süßigkeiten zu sich genommen hatte. Nach seinem Tode fand man bei der Oeffnung seinen Magen und seine Gedärme so vom Winde aufgeblasen, daß sie auf den mindesten Druck einen vernehmlichen, und dem ähnlichen Schall von sich gaben, den man von ihm im Leben zu hören pflegte. So ist es auch bekannt, daß bei Anfällen von Mutterbeschwerden oft im Unterleibe der Patienten ein Geräusch entsteht, welches dem Zischen oder dem Geschrei gewisser Thiere nahe kommt,

und dieses ist nichts anders, als entwickelte und in dem Darmkanale eingeschlossene Luft, welche durch verschiedene Krämpfe hin und hergetrieben wird. Dieses Alles sind nun Bewegungen der Luft in den Eingeweiden, den Gedärmen; wie diese eingeschlossene Luft aber auf die Sprachwerkzeuge dermaßen wirken kann, daß wirklich artikulirte, nur dumpfe Sprachtöne gehört werden, oder überhaupt, daß dadurch das sogenannte Bauchreden möglich wird, bleibt immer noch ein unauflösliches Räthsel, welches nur der Bauchredner selbst lösen kann, wenn es ihm nämlich zu lösen möglich ist; denn man besitzt sehr oft Eigenschaften, deren Entstehen mau nicht zu erklären vermag, sie liegen so tief in dem Dunkel der Natur, oder sind mit derselben so eng verschwistert, daß man erst die Wirkungen der Natur kennen muß, um jene zu erklären, und so auch hier, wenn nämlich mit der Bauchsprache keine andere Täuschung vorgeht, die natürlich außer der Natur, und nur in gewissen Kunstfertigkeiten liegt, wobei die Natur, wie überall im Weltall, zwar thätig ist, Hülfe leistet, aber doch dem Scharfsinne des Menschen, in Ausübung seiner Kunstfertigkeit, nachtritt, wozu sie ihm die Materialien geliefert hat. Diese Kunstfertigkeiten, welcher Art sie auch seyn mögen, sind daher keinesweges unnatürlich, sondern lösen sich auf dem natürlichsten Wege auf, sobald man den Schlüssel zu dem Geheimnisse erhält, oder ihn sich durch gleichen Scharfsinn selbst machen kann. Daher kann nichts in der Welt unnatürlich seyn, was in der Natur liegt, sie mag nun selbst die Schöpferin seyn oder uns die Materialien dazu leihen. Im ersten Falle hat die Auflösung Schwierigkeiten, und kann oft bei allem Scharfsinne nicht erforscht werden, dieses beweisen uns die Metalle ꝛc., die noch Niemand hat nachmachen können, und so viele andere leblose Materien, über deren Zusammensetzung man schon so lange

nachgedacht, schon so lange alle nur mögliche Versuche angestellt hat, ohne das Geringste darüber zu erforschen, obgleich es auf dem natürlichsten Wege zu ergründen zu seyn scheint, woher auch die vielen Versuche der Alchymisten Gold zu machen, entstanden sind, weil ihnen dieses so natürlich vor Augen lag, daß es nur Scharfsinn erforderte, um den chemischen Prozeß zu beginnen und — Gold zu liefern. Dieses war also, wenn auch alle Versuche mißlangen, höchst verzeihlich; denn man hatte die Materie vor sich, konnte sie bearbeiten, auflösen ꝛc. Wie man aber auf die höchst sonderbare Idee kommen konnte, Lebenselixire zu erfinden, ist bis jetzt noch ein Problem, eine Verirrung des Geistes, die an Wahnsinn gränzt, weil das Leben göttlichen Ursprunges ist, und man das Leben wohl aus der Bewegung und den Handlungen, die lebende Geschöpfe begehen, begreift, aber durchaus das Wesen desselben nicht kennt, durchaus nicht begreift, wie es uns wird, wie dieser Geist in uns wirkt, und woraus er besteht; und daher liegt noch so viel Verborgenes in der Natur, was sich auf dieses Leben, auf diesen Lebensgeist bezieht, das sich durchaus nicht begreifen läßt, und wodurch wir Rapport mit dem höchsten Wesen, dem Schöpfer, dem Weltgeiste, erhalten, von dem alle Geister, alles Geistige nur Ausflüsse sind. Dieses stehe nur darum hier, um das mit der Natur Verwandte, und das mit der Natur nicht Verwandte zu bezeichnen. Da also die Bauchrednerey in der Natur liegt, so trägt sie auch nichts Unnatürliches an sich, und kann nur durch den Bau der Sprachorgane dergleichen Menschen, welche diese Fähigkeit besitzen oder von der Natur zu besitzen vorgeben, erklärt werden, oder es ist eine Täuschung, die auf eine andere Weise aufgelöset werden muß, wozu der Künstler den Schlüssel besitzt, also immer in der Natur liegt. Schon den Griechen war diese wunderbare

Sprache bekannt, sie hielten sie für ein Werk der bösen Geister, Dämonen, welche in den Körpern solcher Personen, ihrer Meinung nach, wohnten, daraus redeten, und künftige Dinge weissagten. Diese Art der Weissagung war, nebst der Necromantie, auch unter andern Völkern, besonders bei den Juden, bekannt. Die siebzig Dollmetscher übersetzen die Stelle des Esaias, wo denen, welche sich dieser beiden Arten von Wahrsagungen bedienen würden, die göttlichen Gerichte gedrohet werden, durch folgende Worte: „Und wenn sie zu Euch sagen: fragt die, welche aus dem Bauche und aus der Erde reden.“ Ist der Aberglaube jemals bei seinen Thorheiten zu entschuldigen, sagt ein Schriftsteller, so ist er es am ehesten dann, wenn er sich durch die wunderbaren Künste der Bauchredner hat täuschen lassen. Denn wo der Mund nicht spricht, der Mensch, wie eine Bildsäule dasteht, und dennoch artikulirte Töne, gleich als kämen sie aus den Höhen oder aus der Tiefe herauf, hören läßt, da muß der Glaube an etwas Uebernatürlichem bei demjenigen entstehen, der von dergleichen Erscheinungen in der Natur gar keine Ahnung hat, der gar nicht weiß, daß auch die Natur ihre Abwege hat, daß auch sie beim Bilden manchmal den gewöhnlichen Weg verläßt. — In dem zweiten und letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts erregten zwei Bauchredner ein besonderes Aufsehen, der Eine in Wien, der Andere in St. Germain en Laye. Der Erste dieser Bauchredner war der Oberstlieutenant Baron von Mengen; der Andere, ein Herr von St. Gilles, Gewürzhändler in St. Germain en Laye. Herr von Mengen ließ einige Proben seines Talentes zuerst im Jahre 1757 an dem Bayreuthschen Hofe sehen. Er zog eine kleine Puppe aus der Tasche und hielt mit derselben folgende Unterredung: Mamsell, ich höre sehr unange-

nehme Nachrichten von Ihnen. Es schien, als wenn die Puppe antwortete: Herr, es ist leicht, Jemanden zu verläumden. — Hüten Sie sich ja auszuschweifen, sonst sehe ich mich genöthiget, Sie durch nicht gefällige Mittel wieder zurecht zu weisen. — Es ist leicht sich wieder in die Schranken der Ordnung zu begeben, wenn man nie davon abgewichen ist. — Mamsell, Sie scheinen mir etwas zu viel gefallen zu wollen; Sie sind immer beschäftiget, den Mannspersonen Ihre Reize zu erkennen zu geben. — Herr, wenn man nur ein wenig hübsch ist, so ist man dem Neide und der Verfolgung ausgesetzt. — Es fehlt Ihnen nicht an Antworten. Herr, es ist nicht immer erlaubt Jemanden anzugreifen, aber es ist nie verwehrt, sich zu vertheidigen. — Schweigen Sie. Hierauf steckte der Bauchredner die Puppe in die Tasche, welche sich aber darin ganz unruhig zu verhalten schien, ja zu murren und zu klagen anfing, so daß ein Irländer, der zu der Zahl der Fremden gehörte, die bei dieser Vorstellung zugegen waren, fest glaubte, daß die Puppe ein hierzu abgerichtetes Thierchen wäre, und schnell nach der Tasche des Barons griff, um die Wahrheit zu entdecken. Als sich die kleine Figur im Gedränge fühlte, so fing sie an um Hülfe zu schreien, als wenn man sie hätte erdrosseln wollen, und hörte nicht eher auf, als bis der Irländer von ihr abgelassen hatte. Hierauf erlaubte ihm der Baron, sie aus der Tasche zu nehmen, da dann nichts anders, als eine bekleidete hölzerne Figur zum Vorschein kam. Alle Zuschauer bezeugten, daß man in der Zeit, da er die Puppe antworten ließ, keine Bewegung an dem Baron habe wahrnehmen können, daß die Stimme geschienen habe von weiten herzukommen, und daß öfters die Figur schon geantwortet

habe, ehe der Baron noch aufgehört hatte, ihr Vorwürfe zu machen. Die Kinnbacken und Lippen der Figur waren beweglich, um die Zuschauer um so mehr zu verführen. Er spielte auf diese Weise auf dem Klaviere und die Figur sang oder schien dazu zu singen. Er ahmte die Töne des Waldhorns und des Fagots nach, indem er ein Kartenblatt gleich einer Tute zusammenlegte oder vielmehr zusammenrollte, und dann diese Rolle in den Mund nahm und ganz allein ein vierstimmiges Stück darauf bließ. Die Mühe, die er sich gab, die Bewegung des Körpers, des Mundes und der Lippen der kleinen Figur richtig vorzustellen, ist ihm schwerer geworden, als die Bauchrednerkunst, wozu er in seiner Jugend ohne weitere Anweisung gelangt ist. Der Herr von Mengen wollte auch die Geschicklichkeit besitzen, Töne in dem Halse zu bilden, welche denen, die sie hörten, aus dem Schooße der Erde zu kommen schienen. — Der zweite Bauchredner war der oben genannte Herr von St. Gilles. Als der Abt de la Chapelle diesen seltenen Mann einmal immer ansah, so hörte er, als es still in dem Zimmer wurde, sich bei seinem Namen nennen, und dies mit einer so besondern Stimme, und wie es schien, in so weiter Entfernung, daß ihn ein gewisses Grauen ankam; er faßte sich jedoch bald und sagte dem Herrn von St. Gilles, ob er nicht als Bauchredner mit ihm gesprochen hätte; allein in dem Augenblicke, da er ihm die Gegend wies, das Dach eines gegenüberstehenden Hauses, wo die Stimme hergekommen zu seyn schien, hörte er sehr deutlich und mit einer der Beschaffenheit des Tones gleichen Stimme, die ihn vorher so sehr befremdet hatte, sagen: Sie ist nicht von dieser Stelle hergekommen. Dieses Mal dünkte es ihn aber, als wäre die Stimme durch eine Ecke in dem Zimmer aus dem innersten der Erde heraufgekommen. Diese Stimme wandte sich

nach Gefallen allenthalben hin, und kam her, wo sie wollte. Als der Abt de la Chapelle über diese sonderbare Erscheinung der Bauchsprache eine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgetragen hatte, so wurden die Herren Leroi und Fouchy von der Akademie beauftragt, sich nach St. Germain zu begeben, die Sache näher zu untersuchen und darüber einen Bericht abzustatten. Die beiden Abgeordneten reiseten hierauf in Begleitung des Abtes de la Chapelle den 19ten August 1770 ab, und nahmen noch die Madame Fouchy und eine andere Dame mit, welcher die Bauchredekunst nicht einmal dem Namen nach bekannt war, und der man glauben gemacht hatte, daß die Abgeordneten die Absicht hätten, die Beschaffenheit eines Luftgeistes zu untersuchen, der in dem Walde von St. Germain seinen Aufenthalt genommen hatte. Man speisete zu Mittage gerade an eben dem Orte, wo man vorgab, daß sich der Geist sehen lassen sollte. Einen Augenblick vorher, ehe man sich zu Tische setzte, kam Herr von St. Gilles an, den man zuvor von Allem unterrichtet hatte, und den man den Damen, als eine alte Bekanntschaft des Abtes, vorstellte. Man setzte sich nach der Vorstellung und den Höflichkeitsbezeugungen zu Tische und kurz darauf hörte man zuerst die Gräfin von ..... mitten aus der Luft bei ihrem Namen nennen. Dieser Vorzug gefiel der Dame, sie rief daher: Still, meine Damen, hier ist der Geist. — — Sie waren, fuhr er fort, heute sehr früh in den Tuilerien, und zwar sehr unruhig — — es ist nichts gewisseres. — — Sie haben Ursache sich vor den Räubern zu fürchten. — — Warum dieses, artiger Geist? — Ihr Herr ist im Begriff eine weitere Reise anzutreten. Sie sind eine reizende Schönheit; Sie müssen sich gefaßt machen, daß

man Ihnen Fallstricke legt. Mein Gott, wie weiß er dieses? Was dieser Geist galant ist. — Der Geist fuhr in diesem Tone fort und die Gräfin forderte einen Bleistift, um Alles, was er ihr sagte, aufzuschreiben. Er fing nun eine andere Unterredung an und rief: Man gebe doch der Düchesse von L. zu trinken. Sie ißt schon lange, sie muß dürsten? — Das ist erstaunend, sagte die Düchesse, ich habe wirklich nöthig zu trinken, der Geist hat mich bisher daran verhindert, aber wem würde er nicht Zerstreuung verursachen? Der Geist war unerschöpflich den Damen etwas Angenehmes zu sagen. Bald hörte man ihn auf den Gipfeln der Bäume, bald auf der Erde, bald einige hundert Schritte in der Ferne, bald aus der Tiefe der Erde sprechen. Die Gräfin von ..... würde nicht aus ihrem Irrthume gekommen seyn, wenn die Gesellschaft sich des Lachens hätte enthalten können. Dieses veranlaßte sie nach der Ursache zu fragen, die sie ungern erfuhr. An eben dem Tage hörte sich der Kammerherr von Turconi, der von ungefähr dazu kam, von einer ziemlichen Entfernung her nennen. Er sieht sich um, wird Niemanden gewahr, und da er nicht weiß, woher ihm dieses komme, so will er sich entfernen. Man hält ihn zurück, sieht sich nach allen Seiten um, man kommt darin überein, daß man eine Stimme gehört habe, und stellt sich dabei eben so verwundert an, als er. Die Stimme läßt sich nun wieder auf einer andern Seite hören. Herr Turconi begiebt sich dahin; sie ruft ihm zu: „Sie lieben die Stadt Lille und Lille liebt Sie. Da sich nun die Stimme von einer Seite zur andern wendete, und ihm einige Geheimnisse entdeckt hatte, so sprach man von Hausgeistern. Dieser Geist, sagte er, scheint mir einen Leib zu haben. Die Gei-

ster haben keinen Leib, antwortete die Stimme mitten aus der Luft. Herr Turconi sah in die Höhe, durchlief mit seinen Augen den ganzen Luftkreis und konnte nicht das Geringste gewahr werden. Er bekannte daher ganz offen, daß ihm die Sache räthselhaft vorkomme. Niemand wollte ihm seinen Irrthum benehmen und er hat sich lange nicht aus seiner Verwirrung helfen können. — Ein noch lächerlicher Auftritt ist mit einem Docter der Sorbonne vorgefallen. Ein Herr D— in St. Germain hatte einen Bruder, welcher Doctor der Sorbonne war; diesem schrieb er einmal, daß in seiner Nachbarschaft in St. Germain sich in dem Hause eines seiner Freunde, ein Geist sehen ließe, dessen unaufhörliche Spielwerke derselbe endlich satt hätte, ungeachtet der Geist ein gutmüthiger wäre und Niemanden etwas zu Leide thäte, sondern bloß die Leute schrecke und foppe, jedoch wünschte man sehr, daß sich Jemand finden möchte, der diesen ungerufenen Geist vertreiben könnte. Der Doctor begiebt sich sogleich zu seinem Bruder, und da er sich wohl vorstellte, daß hier ein Betrug vorgehen müsse, so kommt er ganz unerwartet, durchläuft das ganze Haus und untersucht Thüren und Fenster. Herr von St. Gilles hilft ihm bei dieser Beschäftigung; als der Doctor auf einmal eine Stimme hört, die zu ihm sagt: Was haben Sie hier zu schaffen, Herr Doctor? Ihre Gegenwart ist zu Paris weit nothwendiger, Sie haben daselbst die Bekehrung einer schönen Sächsin angefangen, und Sie laufen Gefahr, daß sie Ihnen wieder entwischt. Dieses kommt ganz von oben herunter, sagte erröthend der Abt, laßt uns hinaufsteigen. Es scheint der Kobold entfernt sich, je mehr man sich ihm nähert; als sie bis zum zweiten Stocke gelangt waren, woher die Stimme zu kommen geschienen, so fing der Abt an den Geist an-

zureden: Wer hat Dich hierher gesetzt? Es ist Ihre Sache nicht, wurde von dem Dache des Hauses geantwortet. Aber Sie, Herr Doctor, wer hat Sie gesandt? Anmaßungen sind doch keine Berechtigungen, und Vertrauen in sich selbst ist keine Stärke. Der Doctor, der durch diese Grundsätze ganz irre gemacht worden war, nahm jetzt seine Zuflucht zur List und sagte: Wenn Du wirklich ein Geist bist, so sage mir, was ich in meinen beiden Hände habe? hierbei wies er die Hände verschlossen. In der rechten eine Portugiesische und in der linken eine Spanische Münze. Sie haben sogar eine dritte auf ihrem Kamine in Paris zurückgelassen, womit Sie hofften mich sehr in die Enge zu treiben. Hier wurde der Abt blaß und kam aus seiner Fassung. Er sagte nach einer Weile nur noch: Es scheint, als wenn mich dieser Geist fürchtet; denn er spricht mit mir nicht anders, als aus der Ferne. Kommen Sie näher, antwortete eine Stimme von dem obersten Boden, ich erwarte Sie mit unverwandtem Fuße. Als nun der Doctor eine verfaulte Treppe hinaufsteigen wollte, so brach diese unter ihm ein. Der Fall und der Lärm der eingestürzten Treppe vermehrten den Schrecken desselben; als ihm daher der Kobolt in die Ohren schrie, daß er ihn erwürgen würde, so fing der Doctor an um das Leben zu bitten und zu versichern, daß er alle diejenigen Kobolte in Frieden lassen wollte, die er nicht austreiben könnte. Es ist mir sehr lieb, Sie auf bessere Gedanken gebracht zu haben, antwortete der vermeinte Geist. Gehen Sie und lassen Sie sich nicht mehr mit Geschöpfen ein, wie wir sind, und vergessen Sie niemals, daß die Bescheidenheit weit sicherer ist, als die Ver-

messenheit. Der bestürzte Doctor gab sich wieder in das Wohnzimmer herunter, und es war umsonst, daß man ihm versicherte, es wäre nur ein Spiel des Herrn von St. Gilles gewesen, der vor ihm stehe. Er wollte es durchaus nicht glauben, und verließ sogleich die Gesellschaft, um, wie er sagte, sich mit den Herrn von der Sorbonne, seinen Amtsbrüdern, ernstlich über diese Sache zu berathschlagen.

Der schon oben erwähnte Herr Alexander ist in neuester Zeit ein solcher Bauchredekünstler, der durch seine Sprachtäuschungen und seine einnehmende Gewandheit im Vortragen, schon als ein junger Mann im Jahre 1817, wo ich Gelegenheit hatte, ihn hier, in Berlin, in dem Saale des Gasthofes zur Stadt Paris, zu sehen und zu hören, das Publikum für sich einnahm. Alle seine Täuschungen: das Rufen aus dem Schornsteine herab, das um Hülfe Rufen aus dem Keller und Koffer, die verschiedenen Zwiegespräche mit den angrenzenden Nachbarn, mit seinem Bedienten, das Nachahmen der Töne des Hobelns, Holzsägens, Feueranschlagens, kurz, die mannigfaltigsten Schattirungen seiner Kunst gelangen ihm über Erwarten, und verschafften ihm den lauten Beifall der ausgewählten Versammlung. Näher in diese Täuschungssprache einzudringen, oder vielmehr die Sprachtöne ganz in der Nähe, vielleicht neben dem Künstler selbst zu hören, war in einem Lokale, das für die Zuschauer und Zuhörer begrenzt ist, nicht möglich; denn unstreitig muß sich dem Physiologen der Wunsch aufdrängen, die Töne ganz in der Nähe zu hören und dabei das Gesicht des Bauchredners zu beobachten, welche Anstrengungen ihn die Hervorbringung der verschiedenen Sprachtöne kosten, oder wie sich die äußeren Sprachwerkzeuge, Mund, Lippen und Zähne, dabei verhalten; denn es bleibt bei dieser Sprache immer räthselhaft, wie sich die Töne, die der

Redner bildet, in der Entfernung hören lassen können, ohne sie nicht in der Nähe zugleich zu hören, da ein Wiederhall oder Scheinton ohne Grundton nicht möglich ist, und wie soll sich ein entfernter Ton bilden, oder wo herkommen, wo kein Körper ist, der ihn hören läßt. Wenn sich in meinem Leibe Luft gesammelt hat, und diese darin rumort, so hört man das Knurren und Pfeifen, sagt der Hypochondrist; allein jeder, der sowohl nahe, als fern von mir steht und diesen Lerm hört, wird, wenn er gefragt würde: wo diese Töne herkommen? auf mich, auf meinen Körper zeigen, weil sich die Töne in demselben hören lassen, sie von mir her und von keinem andern Körper kommen, und so müßte es doch auch mit den verborgenen Sprachtönen der Fall seyn; denn ein Ton, der sich in mir oder den ich bildete, kann doch nicht anders woher kommen. Dieses ist nun das dem Physiologen wichtige Problem, welches ihm zu erforschen überlassen bleibt. — Man schreibt übrigens diese Erscheinung keiner besondern Einrichtung in den Sprachwerkzeugen, überhaupt in den innern auf die Sprachwerkzeuge Bezug habenden Theilen zu, sondern bloß einer besondern Bewegung in der Luftröhre oder einem andern Theile des Halses, auch wohl des Schlundes, als eines besondern Theiles desselben. Jeder auf gewöhnliche Art gebildete Mensch soll das Bauchreden lernen können, wenn er nur einen starken Willen mit einer anhaltenden Uebung verbindet. Das Beispiel des Herrn von St. Gilles beweiset dieses; es hat ihn nicht mehr als eine Uebung von acht Tagen gekostet, um ein vollkommener Bauchredner zu werden, und vielleicht erlernt man es auch noch schneller. Der genannte St. Gilles hat diese Kunst von einem Bauchredner in Martinique erlernt, mit welchem er in Freundschaft daselbst lebte. — Ueberhaupt soll auch die Sympathie des Geistes oder vielmehr des

Willens mit der Wirkung des Sprachorgans, als zwei getrennt gedachte Eigenschaften, bei dieser Kunst den Ausschlag geben. Ein etwas dunkler Satz, der Deutungen zuläßt, welche das Bauchreden entweder als eine sehr schwere, oder als eine ganz leichte Kunst erscheinen lassen, die bloß der Sympathie bedarf, wo sie sich auch findet. — Der Weltmann kümmert sich weder um das Urtheil des Physiologen, noch um das des Hypochondristen über diese Kunst, er genießt nur das, was sie ihm zum Vergnügen, zur Erholung giebt; wie sie übrigens erlernt wird, ist ihm gleich, und dieses scheint wohl, in so fern sie übrigens weiter nichts Wissenschaftliches darbietet, als nur Erholung, ganz recht zu seyn. — Das die Griechen diese Kunst übten, ist schon oben, S. 344, angeführt worden. Die Bauchredner oder Brustreduer wurden bei ihnen auch noch Dämonoleptoi, von einem Dämon Besessenen, Sternomanteis, Eurycleis, Pythones u. Pythonissas ꝛc. genannt. Den Namen Eurycleis erhielten sie von einem gewissen Eurycles, der nach der Bemerkung des Scholiasten des Aristophanes in den Wespen, V. 1014, diese Kunst zuerst zu Athen getrieben hat. Der Griechische Komiker sagt daselbst: „Nach Art des weissagenden und klugen Eurycles dringt er in die Leiber Anderer und strömt viele lächerliche Dinge aus.“ Und wegen der Pythones sagt Plutarch in der Abhandlung von der Abnahme der Orakel: „Es ist abgeschmackt und kindisch zu glauben, daß Gott selbst, wie die Engastrimythen, die ehemals Eurycleis hießen, jetzt aber Pythones genannt werden, in die Leiber des Propheten gehen, durch ihren Mund reden, und sich der Organe ihrer Stimme bedienen.“ Nach dem Hesychius und Suidas soll unter Python ein wahrsagender Geist verstanden worden seyn. Lukas erwähnt seiner in der Apostelgeschichte, Kap. 16, V. 19.

Der Urſprung des Wortes Python ſoll am wahrſcheinlichſten vom Apoll, der, wegen der getödteten Schlange dieſes Namens, Pythius genannt wurde, und den man für den Gott aller Wahrſagungen hielt, herkommen. (Le Ventriloque à Paris 1772.)

Sprache (Aegyptiſche), Koptiſche Sprache. Man verſteht unter dieſer Sprache die Alt-Aegyptiſche, welche vor dem Einfalle der Sarazenen in Nieder-Aegypten geſprochen wurde. Daß der Name: Koptiſche Sprache von einem Volke, die Kopten genannt, welches die alten Einwohner Aegyptens vor den Sarazenen waren, kommt, iſt gewiß, wo aber der Name dieſes Volks herſtammt, iſt ungewiß, wenigſtens ſehr zweifelhaft; auch iſt lange darüber unter den Gelehrten geſtritten worden. Einige leiten ihn von der in Ober-Aegypten liegenden Stadt Koptus oder Koptos ab; Andere von einem gewiſſen Copht, einem Urenkel Noä, der Unter-Aegypten bevölkert haben ſoll; wiederum Einige von den Wörtern Kibel, Kobtim, welche die alten Namen Aegyptens geweſen ſeyn ſollen; Andere wieder von den Worten Egyptos, Jacobiten, mit Abkürzung der erſten Sylbe, weil der größte Theil der eingebornen Aegyptier der Koptiſchen Sekte zugethan iſt, und einen Glauben mit den Jacobiten oder Monophyſiten in Syrien ꝛc. hat; dann auch von dem Griechiſchen Worte κοπτω, ich ſchneide, weil nämlich dieſe Chriſten die Beſchneidung angenommen haben. Hier thut nun die eigentliche Abſtammung des Wortes nichts zur Sache. Dieſe Sprache in Nieder-Aegypten, welche man nach einigen Schriftſtellern lieber den Memphiſchen Dialekt nennen könnte, ſo wie den Dialekt in Ober-Aegypten den Thebeiſchen, ſtatt des Sahidiſchen, iſt noch ein Ueberbleibſel von der ehemaligen Landesſprache, ehe die Sarazenen die ihrige, die Arabiſche, dazu machten. In die uralten

Aegyptische Sprache haben sich mit der Zeit viele Griechische Wörter eingemischt; auch haben sie von den Griechen das Alphabet angenommen, und nur einige Buchstaben, um die ihnen besonders eigenen Töne zu bezeichnen, hinzugefügt; auch weichen einige ihrer Buchstaben noch etwas in der Gestalt von denen der Griechen ab; obgleich der Hauptcharakter des Griechischen Alphabets als Grundlage bei allen geblieben ist. Daß übrigens die alten Aegyptier ihre eigene, sowohl heilige, als profane oder gemeine Schrift gehabt haben, wie auch schon oben, S. 34, angeführt worden, ist nach dem Zeugnisse Herodot's und Anderer vollkommen gewiß; daß aber die jetzigen Buchstaben der Kopten von der alten Aegyptischen Schrift abstammen, ist nicht zu beweisen; denn 1) findet man zwischen den Koptischen Buchstaben und den wirklich Aegyptisch-Phönizischen Buchstaben oder Schriftzeichen, die man noch bei den Mumien findet, nicht die geringste Aehnlichkeit, welche sich doch, wenn sie davon abstammten, wenigstens in einigen Zügen finden müßte; 2) ist die Aehnlichkeit der Griechischen Unzialschrift mit der Koptischen so in die Augen fallend, daß man, wenn sie nur mit mittelmäßiger Schärfe des Gesichts betrachtet wird, die Aehnlichkeit nicht verkennen kann; 3) zeigt die Benennung der Koptischen Buchstaben, ihre Ordnung und Zahl deutlich die Quelle an, woraus sie geschöpft worden sind. Wenn gleich die Buchstaben-Tabelle uns die Koptischen Buchstaben, als von den Griechischen abstammend, zeigt, so sind doch die Meinungen, wie sie eigentlich in Uebung gekommen sind, getheilt. Nach Einigen soll dieses zur Zeit Alexanders des Grossen geschehen seyn, der dieses Land in Besitz nahm, wodurch auch die Sprache so verändert worden ist, da sehr viele Griechische Wörter in die Sprache der Aegyptier übertragen worden sind, und so sind

nach und nach auch ihre Schriftzüge aufgenommen worden, so daß sie von ihrer alten Schrift nur diejenigen Charaktere beibehielten, die gewisse, ihnen eigenthumlichen Töne bezeichneten, wie auch schon oben angeführt worden ist, die sie mit Griechischen Buchstaben nicht hätten ausdrücken können. Andere gehen bis auf die Zeiten des Aegyptischen Königs Psametichus hinauf; denn als dieser König, nach dem Zeugnisse Herodots, ganz Aegypten durch Hülfe der Carier und Jonier bezwungen hatte, so legte er häufige Pflanzstädte darin an, ließ in denselben Aegyptische Kinder unterrichten, und die Jonische Sprache lehren, woraus also eine Vermischung der Griechischen mit der Aegyptischen Sprache entstand, wodurch sowohl die alte Sprache, als auch die alte Schrift nach und nach gänzlich verloren gegangen sind. — Diese, aus der alten Aegyptischen und Griechischen gebildete Sprache, wovon wir jetzt nichts mehr besitzen, als eine Uebersetzung der Bibel und einige liturgische Bücher, hat doch noch ganz deutliche Spuren ihres ursprünglichen Alterthums; denn ohne der vielen einsylbigen Wörter zu gedenken, weicht sie von allen bekannten Morgenländischen Sprachen so weit ab, daß man gar nicht glauben kann, daß sie von einer derselben abstammen sollte. Sie decliniren und conjugiren ihre Nenn- und Zeitwörter nie anders, als durch Versetzung der Partikeln, die zuweilen aus einer, auch aus mehreren Sylben, oft aber auch nur aus einem einzigen Buchstaben bestehen. Die Schwierigkeiten in dieser Sprache bestehen in der großen Mannigfaltigkeit der Verbindung der Wörter und Partikeln, in der Veränderung der Selbstlaute oder Vokale, in der Versetzung des mittleren Theils eines Wortes, und in der Beifügung überflüssiger Buchstaben. Schon im verwichenen Jahrhunderte haben sich mehrere Gelehrte, unter Andern La Croze, Wilkins, Woid,

Jablonsky ꝛc. viele Mühe um diese Sprache gegeben; auch Denon, Beauchamp, Nouet, Berthollet, Monge ꝛc. haben sich bei dem Feldzuge Napoleons in Aegypten, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, um die alten Sprachen der Aegyptier bemühet; allein die Ergebnisse bestehen mehr in der äußern Form der Sprachen, aber nicht in ihrem innern Wesen, welches ganz zerstört worden ist; denn die Koptische Sprache hat das Schicksal gehabt, daß sie durch den Einfall der Sarazenen ganz verdrängt worden ist; sie wurde nur noch von den Aegyptischen und Koptischen Christen bei dem öffentlichen Gottesdienste beibehalten, und in derselben die Bibel und öffentlichen Gebete abgelesen. — Anfangs lernten sie die Geistlichen als eine ausgestorbene gelehrte Sprache; allein auch dieses verlor sich nach und nach, sie lasen die Gebete größtentheils ab, ohne sie zu verstehen. Nach Maillets Bericht, ist zu seiner Zeit der letzte Koptische Geistliche gestorben, der diese Sprache verstand, und nach Ali-Bey, welcher im Jahre 1806 Aegypten in wissenschaftlicher Hinsicht durchreisete, zählte Alexandrien nur noch tausend Kopten, die sich vorzüglich mit dem Handel abgaben, und so sind sie verhältnißmäßig in ganz Aegypten nur in geringer Anzahl vorhanden, so daß sie nach und nach ganz aussterben werden, so wie ihre Sprache längst ausgestorben ist. Auch sucht man sie überall, in Beziehung auf ihren Gottesdienst, wie es scheint, zu beschränken; denn selbst der prachtvolle Tempel, den sie in Alexandrien besaßen, ist der Festungswerke wegen abgetragen worden, und die noch hin und wieder in Nieder- und Ober-Aegypten befindlichen Kopten-Klöster, sind auch nur noch mit einigen Mönchen bevölkert. In der Koptischen Sprache ist noch jetzt ein großer Theil des alten Testaments vorhanden. Wilkins ließ im Jahre 1731 den Pentateuch zu London aus drei Handschriften abdrucken; die

Pſalmen ſind zu Rom im Jahre 1749 von der Congregatione de propaganda abgedruckt worden; von den Hiſtoriſchen Büchern findet man das Gebet der Hanna, 1. Sam. I, 1—10. Hiob, Jeſaias und Jeremias finden ſich zu Rom im Manuſcripte, Ezechiel und Daniel, nebſt den zwölf kleinen Propheten, zu Paris; ſo wie die Königliche Bibliothek zu Paris vor der Revolution eine ſchöne Handſchrift von den vier Evangelien in Koptiſcher Sprache, die ein Biſchof von Damiate vor ſechshundert Jahren geſchrieben hat, beſaß. Nächſt der Koptiſchen Bibelüberſetzung hat man noch eine andere Aegyptiſche, welche man die Sahidiſche nennt, von dem Theile Aegyptens ſo benannt, welcher von Cairo bis nach Aſſevar hin liegt, und Sahid heißt, alſo Ober-Aegypten bildet. Die Einwohner dieſer Gegend haben ihren beſondern Dialect. Dieſe Ueberſetzung der Bibel iſt nur im Manuſcripte vorhanden. Das neue Teſtament hat Wilkins 1716 in London herausgegeben. Nach Woide ſollen dieſe Ueberſetzungen aus dem zweiten Jahrhunderte ſeyn, welches aber von Andern widerſprochen wird. Wie es denn auch iſt, ſo ſoll es doch eine Hauptüberſetzung ſeyn, aus welcher verſchiedene Arabiſche verfertiget worden ſind. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden ſich Sammlungen zu einem Koptiſchen Lexicon. — Die Koptiſche Sprache iſt demnach die eigentliche alte Aegyptiſche Sprache nach der Bilderſchrift, den Hieroglyphen, ſ. Th. 148, S. 474 u. f., nur ward ſie unter den Nachfolgern Alexanders, welche die Griechiſche Sprache nach Aegypten brachten, mit Wörtern aus dieſer Sprache vermiſcht. Die älteſte Aegyptiſche Volksſprache, Hieroglyphenſprache, iſt bis jetzt noch nicht enträthſelt worden, ſo viele Mühe ſich auch die Gelehrten in dieſen Feldern des Wiſſens gegeben haben. Kircher, Pignorius und Andere haben ſich

bemühet, die Hieroglyphen, die man auf den Obelisken und der sogenannten Tabula Isiaca findet, zu erklären, allein frnchtlos; denn Alles, was sie geleistet haben, sind bloß weit hergesuchte Errathungen einer lebhaften Einbildungskraft, die eben so willkührlich sind, als die Zeichen, die sie erklären wollten. Unter dem Namen Horus Apollo oder Horapollo sind noch zwei Bücher von Hieroglyphen vorhanden, die ursprünglich in Aegyptischer Sprache geschrieben und von einem gewissen Philippus, der weder näher bezeichnet worden, wo er gewesen, noch zu welcher Zeit er gelebt habe, in das Griechische übersetzt seyn sollen. Nach Einigen soll dieser Philippus unter dem Kaiser Theodosius zu Alexandrien gelebt und daselbst einige Fragmente von einer alten Erklärung von Hieroglyphen gesammelt haben. Der Name Horapollo ist aus Horus und Apollo zusammengesetzt, und beide Namen haben einerlei Bedeutung. So wendete Pierius Valerianus vier und zwanzig Jahre auf Erklärungen von Hieroglyphen an, und gestand zuletzt selbst, daß diese Zeit verloren gewesen sei. Von den gelehrtesten Antiquaren, selbst der neuesten Zeit, die so viel hierin vorgearbeitet gefunden haben, ist noch keiner zum Ziele gelangt. Verschiedene Gelehrten, welche sich mit Nachzeichnung der Hieroglyphen beschäftiget haben, sind der Meinung, daß man sich bisher in der Natur und Absicht dieser Bilder betrogen habe, indem man die größern und kleinern Figuren als etwas Zusammenhangendes betrachtete; allein es sei wahrscheinlich, daß die größern Figuren auf den Obelisken, Urnen, Grabsteinen und Mumien Hieroglyphen, die kleinen aber Spuren einer alphabetischen Schrift enthielten, und hiernach würde man aus den alten Büchern der Kopten einigen Nutzen in Auflösung der Hieroglyphen ziehen können, überhaupt aus einer genauen Kenntniß der Koptischen Sprache, in Berücksichtigung mit dem,

was von Griechischen Wörtern eingemischt worden. Die meisten in Ober-Aegypten, dem eigentlichen Lande der angesehensten dieser Alterthümer, befindlichen Hieroglyphen an den Denkmälern, verfallenen Mauern, halb zertrümmerten Tempeln, in den Mumiengräbern, an Urnen ꝛc., sind im 17ten und im verwichenen 18ten Jahrhunderte von mehreren Gelehrten eifrig durchforscht worden. So haben Michael Wansleben, Paul Lucas, der gelehrte Jesuit, Claude Sicard, Granger, Richard, Pococke, Denon und Andere Aegypten in dieser Hinsicht durchreiset, besonders hat der Letztere, mit vielen Hülfsquellen versehen, welche ihm das Heer Napoleons, und die Anzahl von Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Männern, die dem Heere nach Aegypten folgten, um dort Entdeckungen in allen Fächern der Naturwissenschaften und den Alterthümrrn zu machen, sich viel Mühe in Erforschung der mit hieroglyphischen Figuren gleichsam übersäeten Denkmäler gegeben, und doch ist immer noch nicht viel für die Entzifferung derselben gewonnen worden, und wird auch wohl nie gewonnen werden, weil uns der eigentliche Schlüssel zu diesen Denkmalen fehlt, eine Grammatik der Hieroglyphen, und so lange wir diese entbehren, werden wir auch keine Aufschlüsse darüber erhalten, und Alles nur Stückwerk bleiben. Ein Schriftsteller sagt hierüber: „Wollte man sich recht Mühe geben, den Schlüssel zu den Hieroglyphen zu finden, so müßte man dafür sorgen, daß sich alle Reisende eifrig angelegen seyn ließen, so viel, als möglich, von diesen Hieroglyphen an Ort und Stelle, aber mit der genauesten Richtigkeit nachzuzeichnen und bekannt zu machen, damit diejenigen Gelehrten, die sich mit Entzifferung unbekannter Inschriften aus verloren gegangenen Sprachen abgeben, eine größere Zahl der schon bekannten Sinnbilder mit ihrer Verbindung gegen die noch unbekannten in die Hände bekämen, und

dadurch in den Stand gesetzt würden, aus abgeänderten und zahlreichen Vergleichungspunkten Vermuthungen zu ziehen ꝛc." — Der Wunsch dieses Schriftstellers ist in der neuesten Zeit mehr denn zu sehr ausgeführt worden; denn es sind nicht nur alle Hieroglyphen der Denkmäler, alle Denkmäler selbst, sehr genau abgezeichnet und in Kupfer gestochen herausgegeben worden, sondern auch viele der Mumien mit ihren Inschriften aus den alten Aegyptischen Gräbern sind nach Europa geschafft worden; auch fängt man an die alten Denkmäler aus Stein herüber zu schaffen, und hat mit den Nadeln der Kleopatra schon den Anfang gemacht, und wahrscheinlich werden alle Trümmer, woran sich Hieroglyphen befinden, bald nachfolgen. Der Vice-König von Aegypten, Mehemed Ali, ist viel zu aufgeklärt und auch zu sehr Kaufmann, als daß er nicht sollte alle Mumien, alle Trümmer der Tempel und anderer Gebäude, Säulen ꝛc. um einen guten Preis fortgeben; er befreit dadurch sein Land von dem alten Schutte, welcher doch von der Zeit nach und nach ganz zerstört und mit Erde bedeckt wird, und schickt die einbalsamirten Leiber der alten Aegyptier, die Mumien, welche die Nachkommen, die eigentlichen Aegyptier, nur an ihre ehemalige Größe und Herrlichkeit erinnern könnten, in fremde Länder, und vermehrt dadurch seinen Schatz. Ob wir, Europäer, aber dadurch in der Hieroglyphik, in der Bildersprache klüger werden; ob wir dadurch den Schlüssel finden werden, der uns in die hieroglyphischen Geheimnisse führt, wird die Zeit lehren, bis jetzt sind wir seit Denons Durchforschungen der Ruinen Aegyptens noch nicht viel weiter in der Aufklärung der Bilderschrift gekommen, als wir schon vorher waren. Das Koptische Alphabet hat mit den Doppelbuchstaben 32 Schriftzeichen.

Sprache (Aethiopische), Abyssinische oder Habessinische Sprache, diejenige Sprache, welche in dem Königreiche Habessinien oder Habesch in Afrika, welches Land auch Aethiopien im engern Verstande genannt wird, woher der Name dieser Sprache gekommen ist, gesprochen wird. Diese Sprache hat viel Aehnlichkeit mit der Hebräischen, Syrischen und Arabischen Sprache, welche jedoch in einem Theile des Landes mehr, als in dem andern gebräuchlich ist. Die jetzige Aethiopische Sprache kommt der alten nicht mehr gleich, nur diejenige, welche in der Provinz Tigre geredet wird, kommt derselben noch am nächsten. In andern Provinzen des Landes sollen auch andere Mundarten gehört werden, woraus einige Schriftsteller Sprachen machen. Von dem Entstehen dieser Sprache, ihrem Fortgange oder Stillestande findet man wenige Nachrichten. Die Bibelübersetzung in dieser Sprache, soll von einem sehr hohen Alter seyn. Nach dem Chrysostomus sollen die Aethiopier schon zu seiner Zeit eine Uebersetzung der Bibel gehabt haben. Nach Einiger Meinung soll das alte Testament schon zu den Zeiten der Apostel in dieser Sprache übersetzt gewesen seyn; allein dieses scheint wohl zu übertrieben zu seyn; wahrscheinlicher soll die Meinung des berühmten Ludolfs seyn, der sie in das vierte Jahrhundert setzt. So wie man sie jetzt in den Polyglotten-Bibeln hat, erhellt, daß sie aus dem Griechischen gemacht ist. Die Bibel in dieser Sprache ist das Hauptdokument derselben, weil sie das älteste darin geschriebene Buch von Bedeutung ist. — Die Aethiopische Sprache ist aus dem Grunde sehr wichtig, weil die Kultur von Aethiopien aus sich über Aegypten und von da nach Griechenland verpflanzte. Die Aethiopische Sprache kann man daher als den Hebel aller Kultur ansehen. Auch Homer spricht von den Aethiopiern, als von einem höchst gebildeten und gerechten Volke. Sowohl nach

diesem unsterblichen Sänger Griechenlands, als auch nach allen Geschichtsschreibern über die Aethiopier werden sie uns als die Lieblinge der Götter geschildert, die vorzugsweise nur mit ihnen umgingen und an ihren Festen Theil nahmen. Die zwei Hauptsprachen oder vielmehr Hauptdialekte sind: der Arumitische, der Geez- oder Tigre heißt, in der Landschaft Tigre gesprochen wird, und als die alte Aethiopische Sprache anzusehen ist, welche jetzt noch bloß die Bücher- und Gottesdienstliche Sprache ist; und der Amharische, welcher in der Landschaft Amhara oder Amara gesprochen wird, und die gemeine Landessprache ausmacht. Der erste Dialekt ist noch am reinsten, obgleich auch Wörter von allen Sprachen angrenzender Völker eingemischt worden; die gemeine Landessprache ist aber am meisten mit Wörtern aus den andern Sprachen vermischt, wie dieses auch nicht anders bei einer Umgangssprache, Verkehrssprache seyn kann, besonders in einem Lande, wo ein starker Zufluß von fremden Völkern ist, und wo Habessinier, Araber, Mauren, Juden, Agows, Schangallas, Gallas ꝛc. bunt durcheinander wohnen und täglich im Verkehr mit einander leben. In Europa ist die Aethiopische Bücherssprache zuerst von dem Gelehrten Hiob Ludolph in Deutschland philologisch bearbeitet worden; er schrieb eine Sprachlehre und ein Wörterbuch dieser Sprache; dann haben auch J. Ph. Hartmann, und in der neuesten Zeit H. Hupfeld Versuche darin gemacht; außerdem findet man sie noch in einigen philologischen Werken über die Morgenländischen Sprachen erwähnt. S. auch Sprache (Arabische).

Sprache (Afrikanische). Die Afrikanischen Sprachen sollen nach Seetzen sich auf 150 belaufen, nach Andern sollen von den schon bekannten Völkern dieses Welttheils noch mehr Sprachen existiren; doch dieses Alles sind mehr Vermuthungen, als Gewiß-

heiten; denn da es von vielen Völkern verschiedene Stämme giebt, die eine und dieselbe Sprache, nur in verschiedenen Dialekten, reden, so kann man diese zu besonderen Sprachen gemacht haben. Die Hauptsprachen, in Hinsicht ihrer geschichtlichen Bedeutung, sind: die Aegyptische oder Koptische, die Aethiopische oder Habessinische, die Jüdische, die Türkische, und die Arabische, als die am meisten verbreitetsten. Von diesen hier angeführten Sprachen sind die beiden Ersten am meisten geschichtlich merkwürdig, und nahen sich als lebende Sprachen dem Ziele der Auflösung, so wie der kleine Theil des noch ursprünglich-unvermischten Volkes, dem sie angehören; denn der größte Theil des Volkes dieser Sprachen ist mit den Arabern und Türken vermischt oder ausgerottet. Wie übrigens alle diese Sprachen in Afrika beschaffen sind, welchen Gehalt sie in Hinsicht ihrer Kultur, ihrer Ausbildung, haben, kann man aus dem Zustande der Schulen in denjenigen Reichen abnehmen, die noch zu den kultivirtesten gehören. So hatte Alexandrien bis zu Ende des ersten Decenniums dieses Jahrhunderts noch keine wissenschaftliche Bildungsanstalten; die Schreibekunst ward mit dem schlechsten Erfolge betrieben; denn da die Schulmeister vorher nicht geprüft werden, auch unter keiner weitern Aufsicht stehen, so bildet Jeder von ihnen die Schriftzüge nach seinem eigenen Gefallen, daher werden die Buchstaben auf mannigfaltige Weise abgeändert. Jeder einzelne Stamm hat seine besondern Schriftzüge und Abweichungen; es soll daher das Leben eines Menschen nicht ausreichen, nur richtig lesen zu lernen. Was in der Landessprache oder Staatssprache noch allenfalls geleistet wird, geschieht durch Vorlesungen. So z. B. halten die angesehensten Scheihs der Stadt in den Hauptmoscheen öffentliche Vorlesungen. Der Scheih sitzt dabei auf einem mitten in der Moschee ausgebreiteten Teppich

und die Zuhörer in gewisser Entferung in einem Kreise um ihn her; die später Ankommenden machen es eben so und sitzen alle auf der Erde. Auf einem kleinen in der Mitte stehenden Tisch steht ein Leuchter mit einem grünen Lichte. Dem Scheih gegenüber sitzt ein Leser mit Papieren in der Hand, welche Aufsätze der vorzüglichsten Commentatoren des Korans enthalten, auch wohl andere Gegenstände der Astrologie, Physik ꝛc. Sobald der Leser einen Absatz zu lesen angefangen hat, so unterbricht ihn der Scheih, welcher das Vorgelesene bald kürzer, bald weitläuftiger commentirt, und zuweilen bei einem einzigen Worte den ausschweifendsten und seltsamsten Commentar zum Texte liefert. Hierauf fährt der Leser mit Lesen und der Scheih mit seinem Vortrage fort, wobei er immer in dem Tone eines Inspirirten spricht, mitunter erlaubt er sich auch wohl einige scherzhafte Aeußerungen und witzige Einfälle. Wer studieren will, begiebt sich nach Cairo, wo seit der Regierung Mehemed Alis zwar etwas besser für den Unterricht gesorgt worden ist; allein um eine Sprache zu erlernen bedarf es noch viel Zeit. In demselben Zustande, worin sich der Sprachunterricht der Araber befindet, befindet sich auch derjenige der Kopten oder Alt-Aegyptier, der Türken, Griechen, Juden, Armenier ꝛc. Außer was sich bei den Christen an Sprachkenntnissen noch in den Klöstern vorfindet, obgleich auch geringe genug; denn durch den täglichen Verkehr so vieler Völker untereinander, mischen oder verpflanzen sich immer Wörter in die Ursprachen und verderben sie; denn da eigentlich die Arabische Sprache die Hauptsprache des Landes ist, so spricht Alles im Verkehr oder Handel und Wandel Arabisch, und daher kann man sich leicht denken, wie die übrigen Sprachen der Nationen, die in Aegypten leben, gesprochen werden, und so ist es auch in den andern Theilen Afrika's. So z. B. wer-

den in der Berberey die Türkische, Arabische und Berberische oder Kabylische Sprache, Letztere in mehreren Dialekten, wozu auch die Schilhasprache gehört, gesprochen; aber auch nur gesprochen; denn mit der Schrift sieht es sehr schlecht aus. So z. B. befindet sich die Sprache in Fez, als der Hauptstadt Marokko's, also derjenigen Stadt, von der die Kultur ausgehen soll, und in den Staaten Europa's auch ausgeht, in einem sehr schlechten Zustande; denn da die Marokkaner keine Druckerey besitzen, so besteht die Schriftsprache nur in Handschriften, und diese besitzen eine große Unvollkommenheit, welches daher rührt, weil die Schreiber die Buchstaben, Punkte und Akzente häufig verwechseln. Ja es geht so weit, daß sie sich unter einander selbst nicht verstehen; denn es kostet viel Mühe, eine Schrift zu lesen, ja der Inhalt wird öfters von dem nicht mehr entziffert, der sie geschrieben hat. Man kann sich daher leicht denken, wie die Wissenschaften beschaffen seyn müssen, und hieraus läßt sich auch erklären, wie es zuging, daß der berühmte Orientalist Golius, als er nach Marokko kam, kein Wort Arabisch verstand, und immer einen Dolmetscher nöthig hatte. Durch diese Unvollkommenheit ihrer Sprache und ihrer Handschrift sind sie gezwungen, immer singend zu lesen, wodurch der Sinn der Sätze, welche nicht durch Interpunctionen, sondern nur durch Triller oder taktmäßige Bewegungen von einander abgesondert werden, verwirrt wird. Auf diese Weise wird dem Leser die erforderliche Zeit verschafft, um die geschriebenen Worte zu verstehen, welches er nicht könnte, wenn er geläufig fortlesen würde. Es sind also bei diesem Singen gleichsam Erholungssätze, nicht zur Erholung von der Anstrengung, sondern um den Sinn der Wörter zu holen. Wenn man aber Leute antrifft, sagt Ali-Bey (Don

Domingo Badia y Leblich)*), welche den Koran oder ein anderes Buch schnell lesen, so kommt es daher, weil sie das, was sie zu lesen scheinen, auswendig gelernt haben. Diese Behauptung gründet sich auf öfters gemachte Erfahrungen; denn wenn man die Leser unterbricht, so sind sie, wenn sie gleich das Buch vor sich hnlten, als ob sie lesen, doch nicht im Stande fortzufahren oder auf der Blattseite die Stelle wieder zu finden, wo sie stehen geblieben sind. So ist der Zustand der Sprache und der Wissenschaften in Fez, in einer Stadt, die man, wenn man sich dieses Gleichnisses bedienen darf, wegen der großen Anzahl von Lehrern und angeblichen Gelehrten, so wie auch in Rücksicht der daselbst befindlichen Schulen, die gewöhnlich von zweitausend Schülern auf einmal besucht werden, als das Afrikanische Athen ansehen kann. — Noch viel schlechter steht es mit den andern Sprachen, ja man möchte sie weit unter diejenigen der Marokkaner setzen. Hierzu kommen nun noch die unzähligen Dialekte in den Provinzen, ja bloß Städten von einiger Bedeutung, wo ein großer Handelsverkehr ist, und die Sprache noch mit Fremdwörtern aller Art vermischt wird. In demselben Verhältnisse ist die Sprache in den ehemaligen Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, und so mehr und minder in den andern Staaten Afrika's. Ueberall beschränken sich die Einwohner nur auf den mündlichen Austausch der Gedanken; überall findet nur ein mündlicher Verkehr Statt, und was irgend schriftlich verhandelt wird, z. B. unter den Gelehrten, bei der Regierung ꝛc., ist nur sehr dürftig und kaum nennenswerth gegen den schriftlichen Verkehr Europäischer Nationen. Hieraus wird man leicht gewah-

*) Reisen in Afrika und Asien in den Jahren 1803 — 1807. Aus dem Französischen. Weimar, 1816, S. 103.

ren, aus welchem Mischmasch viele dieser Sprachen bestehen müssen, da die Jugend gar keinen regelmäßigen Unterricht genießt, und der Sohn die Sprache des Vaters oder der Horde bei den Beduinen annimmt, in der er lebt; und tritt er zufällig zu einer andern über, oder kommt er im Kriege in deren Gewalt, so nimmt er einen andern Dialekt an, und so kann er ihn wohl zehnmal wechseln, so oft er in andere Städte oder unter andere Horden geräth. Es ist daher an Sicherstellung einer Hauptsprache oder eines bestimmten Dialektes gar nicht zu denken, und um so weniger, da keine bestimmte oder feste Schriftsprache existirt. Was die übrigen hier nicht genannten Afrikanischen Sprachen anbetrifft, so sehe man die vorzüglichsten in diesem Register nach.

Sprache der Alten, hierunter versteht man die Griechische und Lateinische Sprache.

Sprache (Amerikanische). Die Ursprachen Amerika's beschränken sich nur bloß noch auf die Indianer, als die Ureinwohner dieses Welttheils; denn die übrigen Ureinwohner der jetzigen kultivirten Staaten von Nord- und Südamerika sind entweder ausgerottet oder mit den Europäern, als jetzige Bewohner des Landes, verschmolzen worden. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl Afrikaner, besonders Neger, welche als Sklaven dahin verkauft worden sind, und die jetzt in dem ehemaligen Spanischen Amerika und auf St. Domingo oder Hayti ihre Freiheit erhalten haben, und die aus den Vermischungen der Neger, Indianer und Weißen oder Europäer entsprossenen Kreolen, Mulatten und Mestizen. Alle diese verschiedenen Völkerstämme reden Europäische Sprachen; am häufigsten in den südlichen Provinzen der sich jetzt gebildeten Republiken: Spanisch, Portugiesisch, Französisch und Englisch, und dann mehrere Indianische Sprachen;

in Nordamerika oder in dem Nordamerikanischen Freistaate spricht man Französisch, Englisch und Deutsch. Die Deutsche Sprache ist jetzt durch ganz Nordamerika verbreitet, nur in Südamerika will sie nicht recht Fuß fassen. Die eigentlichen Landessprachen, die Indianischen, sollen sich mit den verschiedenen Dialekten auf tausend belaufen, die von 7,842,000 Indianer gesprochen werden; dagegen werden die Europäischen Sprachen von 26,442,000 Individuen gesprochen. Ueber die Sprachen der Eingebornen, der Indianer, läßt sich nichts Gewisses berichten, wie man sich leicht denken kann, da jeder Indische Stamm seine eigene Sprache oder seinen eigenen Dialekt hat. Wie übrigens ihre Art sich auszudrücken ist, oder wie sie sich bilderreich in ihren Sprachen ausdrücken können, ist schon oben, unter Sprache, S. 17, angeführt worden. Man sehe auch den Art. Sprache (Indische).

Sprache (Arabische), eine der ältesten noch lebenden Sprachen, die ehemals durch ihren Wortreichthum, durch die Werke der Dichtkunst, der Philosophie, Geschichte, Astronomie und Medizin, die darin geschrieben worden, durch ihre Verbreitung mit dem Mahomedanischen Glauben über einen großen Theil von Asien (den Orient), einen Theil von Afrika, und selbst in Europa über Theile von Spanien herrschte; aus welchem Lande die Araber zwar wieder vertrieben worden sind; aber dennoch Spuren ihres ehemaligen Dagewesenseyns, sowohl in der Sprache, als in den Sitten der Spanier zurückgelassen haben; und welche Sprache in neuester Zeit, selbst in ihrer ehemaligen Wiege, Mekka und Medina, zur Unbedeutenheit herabgesunken ist; denn nach dem schon oben, S. 367, angeführten Ali Bey, macht die überall in Arabien herrschende Unwissenheit, daß die Sprache dieses Landes immer schlechter wird, und sogar in ihrer Aussprache, um so leichter ausartet, weil sie ohne Selbst

laute geschrieben wird, und eine Menge Hauchzeichen oder Aspirationen hat, welche Jeder, wie es ihm beliebt, und weil keine Nationalprosodie oder sonst ein Mittel den ursprünglichen Laut zu halten und fortzupflanzen vorhanden ist, mehrt oder mindert. Diese ehemals der Arabischen Poesie so günstige Sprache, fängt daher an, statt sich zu vervollkommnen, mit jedem Tage mehr und mehr zu sinken, besonders durch die fehlerhaften, jedem Stamme eigenthümlichen Ausdrücke, und durch den Umgang mit Fremden. In Europa betrachtet man die Arabische Sprache gleichsam als eine Gelehrtensprache, die nicht nur der Philologe, sondern auch der Theologe in der Exegese und Hermeneutik benutzt, und die selbst für die Mediziner Werth hat, wenn gleich die wichtigsten Werke, seine Kunst betreffend, übersetzt worden sind; so auch diejenigen Produkte in den schönen Wissenschaften, der Dichtkunst, die hauptsächlich auf den Geist und die Bildung einer Sprache wirken. Die Arabische Sprache war schon reich an bildervollen Ausdrücken, wie alle diejenigen Sprachen der Völker, welche ein Nomadenleben führen und patriarchalische Sitten bewahren, also auch die Sprachen der Hebräer, Chaldäer ꝛc., vor Mahomed's Zeiten, als sie noch nicht auf die eigentlichen Wissenschaften angewandt und zu abstrakten Ideen benutzt wurde, welches nach diesem neuen Religionsgründer im Morgenlande geschah. Man sah erst in späteren Zeiten die frühern Produkte der Dichtkunst, die ein Geschlecht auf das andere mündlich fortpflanzte, als Muster der reinen und eleganten Sprache an; denn es wurde in diesen Gedichten nicht nur die Natur besungen, sondern auch die Genealogie, die Geschichte und die Sitten der Vorzeit aufbewahrt. Vortheile, die um so viel mächtiger waren, sagt ein Schriftsteller, da erst in späteren Zeiten die Schrift in Yemen unter den eigentlichen Arabern erfunden

ward. Die Dichtkunst war daher bei der ganzen Nation sehr geschätzt und man sah es als den stärksten Beweis einer edlen Herkunft an, wenn Jemand seine Gedanken in sinnreichen Versen ausdrücken konnte; daher findet man auch oft in ihren Geschichtsbüchern Stellen aus Dichtern eingemischt. Was aber die Ausbildung der Sprache am meisten beförderte und das goldene Zeitalter der Poesie herbeiführte, scheinen wohl die vor den Zeiten des Islams aus allen Stämmen zur Aufmunterung und zum Wetteifer der dichterischen Genies veranstalteten jährlichen Zusammenkünfte der ganzen Nation gewesen zu seyn. In jedem Jahre wurde nämlich zu Ocaad eine Messe, die einen ganzen Monat dauerte, gehalten. Alle Stämme kamen daselbst zusammen, mehr in der Absicht, die um den Preis streitenden Dichter zu hören, als der Waaren halber, die daselbst verkauft wurden. Der Dichter, welcher bei diesem Wettstreite den Vorzug behielt, erlangte dadurch die Achtung der ganzen Nation. Seinem Stamme wurde von andern Stämmen Glück zu dieser großen Ehre gewünscht; dieser stellte dann Gastmale an; die Weiber erschienen im hochzeitlichen Schmucke und besangen die Glückseligkeit ihres Stammes, der nun einen Beschützer seiner Ehre und seines Ruhms erhalten habe, welcher ihre Thaten auf die Nachwelt fortpflanzen werde. Daß solche feierliche Glückwünsche sehr bedeutend waren, gewahrt man daraus, daß die Araber sonst sehr sparsam damit waren und außer dieser Gelegenheit, wie Ebn Raschick erzählt, nur bei der Geburt eines Sohnes, und wenn ein Pferd, eines der größten und wichtigsten Güter der Araber, ein treffliches Füllen geworfen hatte, dergleichen Wünsche abzustatten pflegten. Die öffentliche Belohnung aber, die dem Dichter erwiesen wurde, bestand darin, daß seine Gedichte auf Aegyptische Seidenstoffe mit goldenen Buchstaben geschrie-

ben und in der Kaaba oder dem Tempel zu Moccha oder Mecca aufgehangen wurde. Solche Preisgedichte wurden daher Modsʼhabaath, goldene oder vergoldete genannt. Von diesen goldenen Gedichten sind noch sieben in einer Sammlung übrig, die alle aus Mahomeds Zeitalter sind. Sie gehören zusammen in Ansehung ihrer Form unter die Klasse der Dichtungsart, welche die Araber Kasida nennen, deren Ordnung und innere Einrichtung mit der Idylle der Griechen übereinstimmt. Mit Mahomed's Religion fiel aber bei den Arabern das Studium der Poesie, welches in dem Jahrhunderte vor ihm, und auch noch zu seiner Zeit in dem höchsten Flore stand. Eine der vornehmsten Ursachen der Abnahme des guten Geschmacks findet man leicht, wenn man bemerkt, daß die Ausbreitung dieser Religion mit dem Degen in der Hand geschah, und die daraus folgende Eroberungssucht, die so häufig glückliche Unternehmungen nach sich zog, dem Araber ganz andere Beschäftigungen an die Hand gab, als seine bisherigen waren, bei dem er Muße zur Poesie hatte. Dschalalodin, aus Sojut in Aegypten, sagt daher: „Als der Islamismus aufkam, verließen die Araber das Studium der Poesie und Sprache und machten die Eroberung fremder Länder zum Gegenstande ihrer Beschäftigung, bis sie endlich nach Erreichung ihres Zweckes wieder zur Ruhe kamen und jenes Studium unter ihnen wieder auf's Neue zu blühen anfing.“ Die Poesie kam aber nie wieder in den folgenden Zeiten zu dem Flore, in welcher sie zuvor gewesen war, obgleich Einer oder der Andere sich vor seinen Zeitgenossen hervorthat. Mahomed's Religion mußte selbst dieses Aufblühen verhindern; denn er hob nicht allein die Messe und jährliche Zusammenkunft der Stämme in Ocaad auf, sondern er machte es auch zu einem Religionssatze, daß sein Koran das höchste Muster einer vortrefflichen

Schreibart sey. (Sur II, 24. Sur XI, XVII.) „Laßt Menschen, sagt er z. B. am letzten Orte, und Dämonen zusammentreten, daß sie ein Buch gleich diesem hervorbringen (das ist, nach Baidawis Erklärung, das an vortrefflicher Schreibart diesem beikomme) und gewiß werden sie es nicht im Stande seyn, so sehr sie auch einander helfen.“ Der Dichter Labid ging so weit in seiner Schmeichelei gegen den Propheten, daß er sein eigenes zu Mocca aufgehängtes Preisgedicht herunter nahm und Mahomeds Schreibart nicht allein für weit vortrefflicher, sondern für ganz unerreichbar und göttlich erklärte. Wenn gleich die Araber von dieser Zeit an wenig eigenes Verdienst mehr um die Dichtkunst sich erwarben, so suchten sie doch die Meisterstücke ihrer Vorfahren zu erhalten, und sie, da die Schrift nun unter ihnen erfunden war, aus der mündlichen Ueberlieferung in Büchern fortzupflanzen. So entstand die Sammlung der sieben Moallakaath, die Anthologie des Abu Themam, der zweihundert Jahre nach Mahomed, sowohl ganze Gedichte der Vorfahren, als auch daraus gewählte eizelne Stellen zusammentrug und unter folgende zehn Abschnitte brachte: 1) Bab' olHmasah oder Kapitel von der Tapferkeit, welches in der Folge dem ganzen Buche den Namen gab; 2) Trauer- oder Klagelieder über Verstorbene; 3) Sittensprüche; 4) Liebesgedichte; 5) Satyren; 6) Lob der Gastfreiheit; 7) Miscellanien; 8) vom Reisen; 9) scherzhafte Einfälle; 10) Sitten der Frauenzimmer. In welchem Ansehen Abu Themam gestanden habe, beweiset folgende Nachricht aus seinem Leben. Er überreichte einst einem gewissen einsichtsvollen Arabischen Fürsten ein Gedicht und erhielt dafür eine Belohnung von funfzig tausend Drachmen oder Darahim mit dem Komplimente: sie als ein Geschenk anzusehen, das gar nicht an den

Werth ſeines Gedichtes reiche. Bei ſolchen glänzenden Fortſchritten in der Dichtkunſt, durch anſehnliche Belohnungen aufgemuntert, konnte die Sprache nur gewinnen und ihre Ausbildung erhalten, wenn auch nicht von Seiten der Wortforſchung, ſo doch von Seiten der Wortfügung und der Proſodie, des ſchönen Klanges; denn wenn man auf die Form der Arabiſchen Gedichte ſieht, ſo findet man auch, nach einen guten Orientaliſten, daß ihre Verfaſſer einen gewiſſen Wohlklang in den Wörtern und in der Stellung derſelben beobachtet haben, und daß auch in Rückſicht auf die Endſylben oft der Reim ſich findet, ſo wie auch über die Länge eines Gedichts gewiſſe Geſetze von ihnen beobachtet werden. Obgleich Huet's Behauptung: daß die Provenzalen von den Arabern bei ihrer Eroberung in Spanien den Reim in den Verſen nachgeahmt hätten, unerweislich iſt; ſo iſt es doch gewiß, daß damals die Araber, und ſchon vor den Zeiten Mahomets, den Reim am Ende in ihren Gedichten hatten, ſo wie auch ſchon bei ihren älteſten Dichtern eine gewiſſe Beobachtung in der Ordnung und Stellung der Wörter ſich findet; allein das Metrum oder das genauere Sylbenmaaß iſt erſt in ſpäteren Zeiten, nach Alzefadi's Zeugniß, näher beſtimmt und auf gewiſſe Regeln zurückgeführt worden; es koſtete einen Grammatiker, wie der eben genannte Schriftſteller erzählt, der am Nil ſaß, und von einem Gedichte die Sylben abtheilte oder ſtudierte, das Leben, weil die Vorübergehenden ihn nicht verſtanden uud glaubten, daß er den Nil beſchwöre. Ferahidi hat in dem zweiten Jahrhunderte nach Mahomed ein eigenes Buch darüber geſchrieben, und von ihm ſollen die neuern Juden ihre Regeln für ihre Gedichte hergenommen haben, ſo wie ihre Kunſtwörter Ueberſetzungen aus den Arabiſchen Kunſtwörtern zu ſeyn ſcheinen. Von dem Reime geben die Gram-

matiker drei Klassen an: 1) Wenn drei Sylben am Ende mit einander übereinkommen; 2) wenn nur zwei Sylben am Ende auf einerlei Art ausgehen; 3) wenn nur eine Sylbe sich auf gleiche Art endiget, z. B. Kisaron, Soturon sind von der letzten Art, welches sie auch den schlechtesten oder unvollkommensten Reim nennen. Von der guten Art sind Kardon, Fardon welches auch ein vollkommener Reim geuannt wird; und der vorzüglichste ist der von der ersten Art, wo drei Sylben gleich lauten, Kasara, Nasara. Die Ausdrücke, die sie als Kunstwörter in der Lehre vom Sylbenmaaße gebrauchen, sind größtentheils von einem aufgespannten Zelte hergenommen, das bekanntlich die Wohnung des mit seiner Horde herumziehenden Nomaden ist; ein jeder Vers heißt daher Baith, Gezelt, und sein Hemistich wird Mitsraa, Thür, genannt, so wie beide Hemistichien zusammen den Namen Mitsraan führen. In Rücksicht auf die Füße und Sylben unterscheiden sich die Arabischen Gedichte dadurch merklich von den Versarten der Römer und besonders der Griechen, daß sie manche Füße gar nicht haben, welche bei diesen häufig gebraucht werden; s. unter Verskunst in V. Auch die Namen, mit welchen die Araber eine Sylbe oder mehrere mit einander verbundene von einander unterscheiden, sind ebenfalls von dem Gezelte hergenommen. Bei den Arabern fängt die eigentliche Benennung der Versglieder erst da an, wo fünf Consonanten mit einander zu einem Verstheile gehören. Nach diesen kommen die, welche aus sieben bestehen. Beide Klassen führen daher auch den Namen Theile des Verses, Aladschsao, partes. Jene begreift zweierlei, diese aber sechserlei Arten in sich. Ihre Namen oder Formeln, welche der Araber überhaupt mit dem Worte Dawabeto formula, belegt, werden nur die Formeln der Conjugationsklassen von dem Zeitworte hergenommen. Man gewahrt aus

dem hier Vorgetragenen, daß bei dem Araber die Sprache praktisch betrieben wurde, wie ihr Leben in den frühesten Zeiten auch nur ein praktisches genanut werden konnte, indem die Poesie die Vergnügungen und Erholungen in der freien Natur war. Sie banden sich in Hinsicht der Versart an keine bestimmte Regeln, wie andere Nationen, hauptsächlich die Griechen und Römer. Der Grund hiervon liegt darin, daß erst in späteren Zeiten Arabische Schriftsteller Theorien darüber entworfen haben, in welchen, wie es bei solchen Fällen zu geschehen pflegt, der Theorist sich auch berechtiget glaubte, Gesetze aufzunehmen, die oft nicht sowohl aus dem, was er vor sich fand, abstrahirt, als nach seinem eigenen Urtheile festgesetzt worden waren. Je älter daher die Arabischen Gedichte sind, desto weniger Genauigkeit fordert man von dieser Seite, wie dieses auch Alsephadi in der Vorrede seines Commentars zu Tograis lamischem Gedichte bemerkt. Auch sollen die alten Araber keine Gedichte von einer gewissen Größe oder Länge gehabt haben, sondern ihre Gedichte bestanden, nach dem Dschalaloddin, bloß in gewissen Versen, die sie, so wie sich von ungefähr Gelegenheit dazu darbot, hersagten, indem es von jeher für eine Ehre unter ihnen gehalten wurde, seine Gedanken auf eine poetische Art ausdrücken zu können. Da Salomons Weisheit sich vorzüglich durch seine Tugendsprache offenbarte, und von ihm gesagt ward, seine Weisheit sei größer gewesen, als die Weisheit aller Araber (1 Kön. 5, 10), so gewahrt man daraus, daß solche kurze Sittengespräche unter dieser Nation schon in den frühesten Zeiten sehr gewöhnlich waren, womit auch die eigene Geschichte dieses Volkes übereinstimmt. — Die Art des Gedichts, welche Alcasidah genannt wird, ist erst in spätern Zeiten, nach der Behauptung des Dschalaloddin durch den Dichter Mohalhel eingeführt worden, als er seinen ermordeten Bruder

beweinte. Der Name Kasida kommt von dem Stammworte Kasada, intendere, proponere, frangere, her, und bezeichnet durch seine Bedeutung nach Schirazis Erklärung überhaupt eine Arbeit, deren Verfertigung sich der Dichter zu einem besondern Geschäfte macht, und sie von andern Arten zu reden gleichsam abschneidet oder absondert, da sonst die Verse unter die gewöhnliche Rede gemischt wurden. Ein solches Gedicht besteht, der Regel nach, aus vollständigen richtigen Versen, deren Zahl nicht unter dreißig ist; doch findet man auch solche, die nicht mehr als sechzehn Verse haben. Die größten Gedichte haben aber nicht über hundert Verse. Die zwei Hälften des ersten Verses endigen sich auf gleiche Art, und dieser Reim wird in der letzten Sylbe der zweiten Hälfte von jedem der folgenden Verse wiederholt; z. B. Togras Gedicht fängt sich so an:

Asalato' rraji sanathni ani' Ichatali
Whhijato' Iphadli sanathni lada' latali
Madschdi achiran wamadschdi awwalan scharaon
Waschschamso rada ddliohha caschschamsi phittaphali.

Mein Stolz schützt mich vor Erniedrigung,
Und das Gefühl meiner Würde bleibt mein Schmuck, wenn jeder andere Schmuck mir fehlt —
Meine Ehre bleibt am Ende meiner Ehre im Anfange gleich;
Die Sonne am Abend ist noch die Sonne, die sie am Mittage war.

Diese Dichtungsart ist nicht auf eine gewisse Klasse von Gegenständen eingeschränkt, sondrrn der Araber braucht sie zu jedem Gegenstande, zum Ausdrucke jeder starken Leidenschaft, und überhaupt zu jedem Zwecke, den er durch die Poesie erreichen will. Man findet sie

daher in Trauer-, in Freude-, in Lob-, in Tadel-, in Lehr- und in Scherzgedichten. Bei den alten Arabern wird die Liebe häufig in jedem vollkommenen Gedichte dieser Art beim Anfange oder in der Mitte besungen, ehe der Dichter auf seinen Hauptgegenstand kommt. Den Schluß macht oft ein unerwarteter Fall oder eine mit dem Inhalte übereinstimmende Sentenz. Man vergleicht sie in Ansehung ihres Ganges mit der Griechischen Idylle, und wenn sie kürzer sind, mit der Ode. Hier nur einige Strophen als ein Beispiel aus der Uebersetzung einer Elegie beim Hariri, Conseß XX.

Einen tapfern Jüngling sah' ich im Frühling meines Lebens,
Gewetzt und schwank war seines Degens Klinge.
Voran stürzt er ins Treffen.
Als ob er kühn es wagen dürfte, nie wandelte Furcht ihn an.
Unaufhaltsam brach er ins Gedränge der Schlacht ein, bis
Er da, wo dichte Reihen standen, viele Oeffnungen machte.
Wenn er Krieger zum Streit aufforderte; so kehrte er nie vom Kampfplatze zurück,
Als mit der Lanze im Blute geröthet, u. s. w.

In dieser Dichtungsart sind auch die noch übrigen sieben goldenen Gedichte gesungen worden. Die Nawen dieser berühmten Dichter sind: 1) Amriolkais oder nach der Aussprache Anderer Amralkais; 2) Zohair; 3) Labid; 4) Antharah; 5) Alhareth oder Alhares; 6) Tarafah; 7) Amru Ebn Calthum oder Calsum. Amrus und Hareths Gedichte sind durch ihren Inhalt einander entgegengesetzt und zu gleicher Zeit angefertigt worden. Die Veranlassung dazu gab eine Versammlung, die zur Vereinigung oder Friedensstiftung zwischen jenen Stämmen gehalten wurde. Hareth, so erzählen die Geschichts-

schreiber, lehnte sich auf seinen Bogen und hielt mit der heftigsten Gemüthsbewegung aus dem Stegreife seinen poetischen Vortrag, darin man die größte Weisheit, Scharfsinn und Würde entdeckte, so wie seines Gegners Gedicht sich durch heftige, erhabene und stolze Vorstellungen dem Gemüth der Zuhörer nachdrücklich einprägte, und beide sich dadurch den Ruhm der größten Dichter ihres Zeitalters erwarben. — Was die Bilder anbetrifft, welche die Araber in ihren Gedichten gebrauchen oder überhaupt in ihrer poetischen Rede, so sind sie alle aus der Natur, aus dem gemeinen Leben, aus den Spielen und Gewohnheiten der Nation, aus der Religion, aus der Geschichte, aus der Fabel hergenommen, mit welchen Stücken man daher genau bekannt seyn muß, wenn man ihre Gedichte verstehen und beurtheilen will. Besonders ist dieses von der Naturgeschichte zu bemerken, die der Araber sehr häufig von Gegenständen gebraucht, die dem Europäer fremd sind. In Ansehung der Figuren, die sie gebrauchen, findet man häufig die Trope, daß sie Adjuncta einer Sache, für die Sache selbst setzen; z. B. das Reh, heißt Sohn der Flucht; die Worte, Töchter der Lippen; die Sirene, Tochter des Meeres; die Sorgen, Töchter der Brust; die Tauben, Töchter der Traurigkeit. So sagt z. B. Abulola:

Ach! der Traurigkeit Töchter machen mich schlaflos!

Gleichnisse nehmen die Arabischen Dichter, wie die Dichter von andern Nationen, von allen Gegenständen der Natur her; insbesondere aber vom Aufgange der Sonne, von den Gestirnen und ihrem Laufe, die der in Gezelten wohnende Beduine beständig bemerkte; auch findet man viele, die sie von Thieren, Pflanzen ꝛc. hernehmen, welche sich nur in Asien finden. Wenn sie oft von Edelsteinen reden, so sind dieses dem Europäer viel-

leicht auffallende und nicht schickliche Gleichnisse; indessen würden die Araber von vielen unserer Gleichnisse eben so denken, wenn man ihr Urtheil darüber hören wollte; ihnen ist der Glanz der Edelsteine weniger fremd, als uns; und da sie die Natur in ihrem Glanze sehen, so muß auch dieser Naturgegenstand ihre Aufmerksamkeit um so mehr als ein glänzender Körper fesseln, und sie ihn zu ihren Gleichnissen eher gebrauchen, als viele andere. Eine andere Bewandniß möchte es vielleicht mit den Wortspielen haben, sagt ein Schriftsteller, die man bei den Arabern, wie bei allen Orientalen, häufiger antrifft. Was den verschiedenen Inhalt ihrer Dichtungen anbetrifft, so wird Manches davon unter Volkspoesie oder Dichtkunst in B. vorkommen; so wie auch von den verschiedenen Gattungen daselbst die Rede seyn wird. — Die Araber haben auch noch eine numeröse Schreibart, die zwar von dem eigentlichen Gedichte einigermaßen unterschieden wird; allein in vielen Stücken damit übereinkommt, sowohl in Ansehung des Ganges, als der Bilder und der Ausdrücke. Nachdem was hier über den Syntax dieser Sprache angeführt worden ist, wird man den Wörterreichthum derselben, so wie die Art sich auszudrücken, in der Probe der Gedichte leicht gewahren, denn nur aus ihrer Poesie läßt sich der Urzustand derselben ersehen, welches bei den spätern Schriften in Prosa nicht der Fall ist, wo durch mehrere künstliche Wortbiegungen ihr Zustand schon sehr geändert ist; sie schon dem Zwange der Sprachlehre unterliegt, oder gebunden ist. Was nun die Arabische Sprache in Rücksicht der Grammatik anbetrifft, so ist davon schon oben unter Sprache und Sprachkunst Manches hin und wieder vorgekommen, so auch oben in diesem Artikel. Dieser theoretische Theil der Sprache oder Sprachkunst, ist im Arabischen erst nach Mahomed unter den Khalifen zu einer gewissen

Vollkommenheit gediehen, da sich besondere Gelehrten damit beschäftigten. Auch Viele der Dichter waren Grammatiker, als Ibn Doreid, Hariri, Al Meidani, Al Samachschari ꝛc. Das Alphabet in dieser Sprache kommt sehr mit dem Syrischen überein, ja die Aehnlichkeit zwischen beiden ist so groß, daß man mit einiger Gewißheit behaupten kann, das Erstere kommt von dem Letzten her. Man findet jetzt sechs verschiedene Arten von Schriftzeichen in der Arabischen Sprache. Einige haben mehr Buchstaben als die übrigen Morgenländischen Schriften. Statt daß der Syrer nicht mehr als zwei und zwanzig Buchstaben hat, so hat der Araber noch sechse mehr; dieses sind aber nicht neue Zeichen, sondern doppelte oder Verdopplungszeichen eines gewissen Schalls, und durch gewisse Punkte, die man zu einigen der schon dagewesenen Buchstaben gesetzt hat, entstanden. Bei den alten Arabern waren die Punkte, die aus einem Buchstaben zwei oder mehrere jetzt machen, nicht bekannt, und daher war das alte Arabische Alphabet in seinen Buchstaben nicht stärker oder zahlreicher als das Hebräische. Durch die sechs Buchstaben, die jetzt das Arabische Alphabet mehr hat, als das Syrische, enthält es acht und zwanzig Schriftzeichen. Der Grund der Mehrzahl dieser Schriftzeichen vor den Syrischen, wovon sie abstammen, soll größtentheils in dieser Abstammung selbst liegen. Der Araber behält den nicht zischenden Syrischen Buchstaben, der bei diesem für einen zischenden der Hebräer steht, spricht ihn aber zuweilen zischend wie der Hebräer aus, und giebt ihm dann ein Zeichen dieses Lautes. Auch braucht er zum Unterschiede einer doppelten Aussprache, die ein Buchstab des Hebräers hat, zwei besondere Buchstaben oder zeigt sie vielmehr bei einem Buchstaben dadurch an, daß er ihm in dem einen Falle Punkte beifügt, die er in dem andern wegläßt. Die älteste Arabische Schrift,

die sich auf alten Inschriften, Münzen und andern Denkmalen findet, ist die kufische, die bei den Orientalischen Sarazenen auch die gebräuchlichste war. Man findet sie oft, ohne daß die Punkte beigefügt worden wären, durch welche in der Folge das Alphabet mit sechs Schriftzeichen vermehrt worden ist. Man trifft daher auf diesen Denkmälern keine Vokalzeichen an. — Die zweite Arabische Schrift ist die Karmathische, deren sich die Abendländischen Sarazenen bedient haben, wie die Reste davon in den Ländern, die sie besaßen, beweisen. Man findet bei dieser Schrift gleichfalls keine Vokalzeichen, auch fehlen zum öftern die Unterscheidungspunkte der Consonanten von verschiedener Aussprache; deutlich bemerkt man aber daran das Künstliche in den verzogenen, verschlungenen und gezierten Buchstabenzügen. — Die dritte Arabische Schrift ist diejenige, welche die Mauren oder Mauritaner in Marokko gebrauchen. Hier sind die Buchstaben merklich in ihren wesentlichen und außerwesentlichen Zügen von der vorhergehenden Schrift verschieden. Ein Hauptkennzeicher dieser Schrift ist, daß der Buchstab, der das gelinde S ausdrückt, und sonst Se geschrieben wird, hier die Gestalt des Buchstabens Fe, der mit unserm F einerlei ist, annimmt, und daß der eben genannte Buchstab dann sein wesentliches Unterscheidungszeichen auf der entgegengesetzten Seite bekommt. Auch der Buchstabe Kaf, der mit dem deutschen K in der Bedeutung gleich ist, wird hier nicht wie gewöhnlich geschrieben. — Die vierte Abänderung der Arabischen Schrift ist diejenige, in welcher der Koran geschrieben ist und Abschriften davon gemacht worden sind; sie führt daher auch den Namen Neschchi, von dem Stammworte Nasachch, abschreiben. Diese Schrift ist jetzt die gewöhnliche unter den gedruckten Arabischen Schriften. Die Unterscheidungspunkte

sind in dieser Schrift immer den Buchstaben, die eine verschiedene Aussprache haben, beigesetzt; und diese hat, wie die Marokkanische Schrift, immer acht und zwanzig Buchstaben in dem Alphabete. Auch bei beiden finden sich drei Vokalzeichen, die bald über, bald unter die Buchstaben gesetzt werden, und nach dieser verschiedenen Stellung die Vokale anzeigen. Auch nach dem Arabischen Alphabete werden die Buchstaben, wenn sie in ein Wort zusammengesetzt werden, mit einander durch die Endzüge verbunden, wie in der Syrischen Schrift; nur sechs werden nicht mit den vorhergehenden, sondern nur mit den folgenden zusammen gezogen.

Auch die Perser und Türken haben diese Arabischen Schriftzeichen, ungeachtet ihre Sprachen von jener ganz verschieden sind; der Unterschied ist nur, daß jene noch vier, diese noch drei mehr haben. Das Persische Alphabet besteht daher aus zwei und dreißig und das Türkische aus ein und dreißig Buchstaben. Sie drücken aber mit den neuen Zeichen keine neuen besonderen Töne aus, sondern sie sind bloß stärkere Ausdrücke der vier Hebräischen Buchstaben: Beth, Gimel, Nun, Caph; auch haben sie nicht die Vokalzeichen, deren sich die Araber bedienen. Die jetzige Ordnung der Arabischen Buchstaben weicht von der Hebräischen ab; sie ist aber erst in neueren Zeiten gemacht worden, wie man solches schon aus der Zahlbedeutung der Buchstaben sieht, die völlig auf die Folge gegründet ist, welche in dem Hebräischen Alphabete Statt hat. — Nur die mit der Arabischen verwandte Aethiopische Sprache, die beide eine genaue Uebereinstimmung mit einander haben, entfernt sich doch in Hinsicht ihres Alphabets sehr von der Arabischen, so daß die von einigen vorgegebene Abstammung derselben von der Letzten gar nicht glaublich ist; noch eher kommt sie mit der Samaritanischen, sowohl in den meisten Charakteren, als auch in den

zwischen die Wörter gesetzten Abtheilungspunkten überein; und wie schon oben, unter Sprache (Aethiopische), angeführt worden, soll die Kultur aus Aethiopien über Aegypten nach Griechenland gekommen seyn, und daraus erklärt sich denn auch ihre Verwandtschaft mit den Abendländischtn Schriften, und besonders mit der Griechischen, von welcher auch die Zahlzeichen und die Vokale, deren die Aethiopische Sprache sieben, wie die Griechische hat, entlehnt zu seyn scheinen, wenn nicht diese von jener herkommen. Die Abweichung von der Arabischen Sprache besteht darin, daß das Alphabet aus sechsundzwanzig Charakteren besteht, die aber nicht Buchstaben genannt werden können, sondern Sylben sind, und wie die Abendländische Schrift von der linken gegen die rechte Hand zu gesetzt werden. Das Alphabet fängt sich mit G an, und endiget sich mit P. Es hat zwei Z und drei P. Ein Näheres über die Aethiopische Schrift, s. den oben angeführten Artikel: Schrift (Aethiopische). — Die Arabische Schrift veranlaßte auch das Alphabet, dessen sich die Juden im Morgenlande zur Schrift der Arabischen Sprache bedienen. Das gewöhnliche Chaldäische Alphabet wird zwar beibehalten, da dieses aber nur zwei und zwanzig und das Arabische acht- und zwanzig Buchstaben hat, so sind in dieses Alphabet noch sechs neue Buchstaben aufgenommen worden, die aus einigen der gewöhnlichen Hebräischen oder Chaldäischen durch hinzugesetzte Grundstriche über die Buchstaben, durch Punkte in, über und unter den Buchstaben gebildet worden sind. Auf eine ähnliche Art haben auch die Christen in dem Morgenlande, die das Arabische durch die Syrische Schrift ausdrücken, in ihrem Alphabete zwei von den gewöhnlichen Buchstaben verdoppelt, und durch übergesetzte Punkte vier neue Buchstaben gebildet. Die Arabischen Schriftzeichen haben daher zur Bildung vieler anderer Schrift-

zeichen die Veranlassung gegeben, oder sie waren vielmehr die Vorbilder zur Nachbildung vieler anderer Schriftzeichen; ob sie aber selbst von dem Samaritanischen oder Phönizischen Alphabete herstammen, da dieses als das älteste uns bekannte angesehen wird, ist immer noch zweifelhaft, so wie überhaupt noch manches Dunkel über die Schriftzeichen und Sprachen der Morgenländer herrscht, welches nicht zu enthüllen ist, da uns darüber sichere Dokumente fehlen; denn die alten Inschriften, Münzen ꝛc. ꝛc., als die einzigen sicheren Quellen hierin, reichen nicht aus, um über dasjenige Aufschluß zu geben, was gerade das wichtigste zur Erhellung des Sprachdunkels ist; und daher kann man dasjenige, was über die verschiedenen älteren Morgenländischen Schriften, von denen uns die Bruchstücke oder Trümmer nur noch in den neuen gemischten Sprachen dieser Nationen vorliegen, nur als gut gemeinte, aber immer noch räthselhafte Spenden des Alterthums ansehen; wie dieses auch die Anstrengungen unserer größten Orientalisten bewiesen haben, wenn sie selbst auf denjenigen Boden kamen, dessen Sprachantiquitäten sie zu erhellen suchten. —

Die Arabische Sprache hat mehrere Dialekte und eine große Verwandtschaft mit dem Hebräischen Dialekte. Juden und Araber haben ehemals einander verstehen können, ohne einen Dolmetscher nöthig gehabt zu haben, wie solches aus dem Buche der Richter, 7, 9, 14, zu sehen ist. Diese nahe Verwandtschaft kommt daher, daß die Arabische oder, nach den Juden, Israelitische Sprache von den Nachkommen Abrahams geredet worden ist. Man bemerkt jedoch an den Dialekten, daß ein Wort in dem Einen eine Bedeutung hat, die es in dem andern nicht hat; daß auch einzelne Wörter in dem einen oder andern vorkommen, die man in den übrigen nicht findet. Alles dieses beweiset nur, daß die Zeit in dem einen Dialekte mehr Veränderun-

gen bewirkt hat, als in dem andern. Mit der Arabischen ist auch die Chaldäische und Syrische Sprache verwandt, nur nicht so nahe, wie Sprachforscher bemerkt haben wollen, als die Hebräische. Da nun alle diese Dialekte eine wechselseitige Verwandschaft mit einander haben, so können sie auch wechselseitig zur Erlernung und Erklärung gebraucht werden, wenn man nur bemerkt, worin sie von einander abgehen. So haben z. B. die Hebräer und Araber da einen zischenden Buchstaben, wo die Syrer ein T haben, die Syrer haben da ein S, wo die Araber ein Sch setzen, und umgekehrt ein Sch, wo diese ein S haben. Ein Schriftsteller sagt: „Man darf aber diese Freiheit im Versetzen der Buchstaben nicht zu weit treiben, denn sonst könnte man Alles aus Allem machen, sondern man muß aus der Analogie der Sprache wissen, welcher Buchstabe in jedem Dialekte für jeden Buchstaben in dem andern gesetzt werde. Man muß auch die Vergleichung nicht weiter, als auf die oben genannten charakteristischen Worte ausdehnen. Keine Morgenländische Sprache ist frei von aller Mischung fremder Wörter, welche früher durch die häufigen Kriege, durch den Wechsel der Regierungen, und durch die Festsetzung fremder Kriegesvölker in den eroberten Provinzen einkamen. So z. B. ist in die Syrische Sprache nach den Zeiten Alexanders des Großen viel Griechisches gekommen; das Arabische hat durch die Handlung Lateinische und Griechische Wörter, und in neueren Zeiten Persische und Türkische Wörter erhalten. Bei der Vergleichung der Dialekte, muß man aber Alles, was fremd ist, wegnehmen. Eine Hauptsache ist es bei dieser Untersuchung und Vergleichung, daß man sich nicht blindlings auf die Wörterbücher verlasse; man muß die Sprache selbst verstehen, darin schon Schriftsteller gelesen haben, wenn man von ihrer Analogie gehörig urtheilen will. So

sucht man zuweilen ein Wort unter einer Bedeutung, die gerade die entgegengesetzte ist, oder man sucht ein Wort im Syrischen, welches unter dieser Aussprache im Hebräischen steht, und so umgekehrt. Es ist eine Eigenheit in den Morgenländischen Dialekten, daß sie gewisse Buchstaben für andere, die in den übrigen Dialekten vorkommen, zu setzen pflegen. Anstatt sich nach dieser Beobachtung zu richten, folgen die Wörterbücher bloß dem Alphabete und setzen Stammwörter zusammen, die gar nicht zusammen gehören. Man giebt sich oft unendliche Mühe, die Bedeutungen verschiedener Wörter mit einander zu vereinigen, und man giebt oft Spiel des Witzes für philologische Beobachtungen. Viele von denjenigen, die einen Dialekt der Morgenländischen Sprachen aus dem andern erläutern wollten, haben ihre Geschicklichkeit nicht weiter getrieben, als daß sie vielleicht lesen, und im Arabischen Otte und Kaf von einander unterscheiden können, und nun gehen sie schnell an die Vergleichung der Dialekte selbst. Wie aber dann solche Ableitungen ausfallen, liegt am Tage; denn wer einen Dialekt aus dem andern erläutern will, muß beide vollkommen in seiner Gewalt haben, und daß man dieses durch bloße Wörterbücher nicht erreicht, ist jedem Kenner der Sprache bekannt." — Eine vollständige philosophische Geschichte des Arabischen und Hebräischen Dialekts müßte gänzlich die Verschiedenheiten zwischen beiden anzeigen, und obgleich schon zum öftern von vielen Seiten zu einer solchen Geschichte aufgefordert worden ist, so ist doch bis jetzt noch keine geliefert worden, obgleich man sich in neuer und neuester Zeit viel mit diesen Sprachen beschäftiget hat und beschäftiget. — Die angesehenste Grammatik in dieser Sprache, die vielfach commentirt worden, ist diejenige von Sibujeh aus dem achten Jahrhunderte. Die Arabische Sprache ist von den Europäern vielfältig studiert wor-

den, besonders auch, außer dem Theologischen Studium, wegen der Literatur, wegen der vielen Werke Arabischer Schriftsteller, und der schon oben, S. 371, genannten Zweige. In neuer und neuester Zeit gab den Hauptanstoß zur näheren Erforschung der Arabischen Sprache Guillaume Postel in Paris im 16ten Jahrhunderte durch seine Arabische Grammatik. Ihm folgte Thoms Erpanius in Leyden, und gleichzeitig Fr. Martelloto in Rom. Im verwichenen Jahrhunderte haben das Studium dieser Sprache durch Sprachlehren, Lesebücher ꝛc. ꝛc. erweitert: A. Schultens, J. F. Hirt, J. D. Michaelis, J. G. Eichhorn, H. E. G. Paulus, und in neuester Zeit, dem gegenwärtigen Jahrhunderte: J. Jahn, E. F. C. Rosenmüller, J. S. Vater, A. J. Sylvestre de Sacy. — Wörterbücher oder Lexica wurden von den Orientalen in der frühesten Zeit herausgegeben, als von Abu Nast Ismael Ibn Hamad al Dianhari im 11ten Jahrhunderte. Sein Werk enthält 40,000 Wörter, nach den Endbuchstaben geordnet; dann Ibn Af-Seidet, Ab-Darir, und Nosieddin Assignani, der sein großes Werk Al-Ubab in 20 Bdn. unvollendet ließ. Dieses benutzte gegen das Jahr 1400 Muh. b. Jakub el Firuz-Abadi zu seinem großen Werke Lameh, in 60 Bänden, woraus er dann den Auszug Al-Kamus bearbeitete, welcher allgemein verbreitet ist. Letzterer erschien im Jahre 1817 in zwei Bänden in Folio. In neuer und neuester Zeit gaben Wörterbücher in Arabischer Sprache heraus: J. Golius, im Jahre 1653; Ed. Castellus, im Jahre 1686; Fr. von Mesguien, Meninski, Teller, Freitag ꝛc.

Sprache (Armenische), welche in Armenien in Asien gesprochen wird. Daß auch diese Sprache, so wie alle Morgenländische Sprachen, reich an Bildern

in ihrer Jugend gewesen seyn muß, läßt sich vermuthen, weil das Land selbst, wegen seiner hohen Lage, und wegen der vielen Gebirge und fruchtbaren Thäler und Ebenen dazwischen schon etwas Romantisches hat, und die immer rege Phantasie des Morgenländers beschäftigen konnte; auch hatten die Armenier in ihrer Sprache, Lebensart und ihren Sitten vieles mit den Syrern und Persern gemein, auch die Religion der Letzteren, unter deren Bothmäßigkeit sie viele Jahre standen. Von ihrer Sprache und Literatur in den frühesten Zeiten ist uns wenig bekannt gaworden, nur so viel wissen wir, daß sie in den ältesten Zeiten keine eigene Buchstaben hatten und sich bald der Persischen, bald der Syrischen, bald der Griechischen bedienten. Nachdem aber im dritten Jnhrhunderte die christliche Religion in ganz Armenien ausgebreitet wurde, so nahm auch die Gelehrsamkeit eine andere Gestalt bei diesem Volke an. Im vierten oder fünften Jahrhunderte erfand Mesrob die Armenischen Buchstaben, und derselbe besorgte auch die Uebersetzung der Bibel und wurde gegen das Jahr 410 damit fertig. Sein Gehülfe bei dieser Arbeit war der berühmte Armenische Geschichtschreiber Moses Choronensis. Ob übrigens diese Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Griechischen oder Syrischen gemacht worden ist, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; die Armenier selbst behaupten das Letzte. Nach den Nachrichten, die uns Moses Choronensis davon giebt, haben die Armenier die Bibel mehrere Male übersetzt, einmal aus dem Griechischen und zweimal aus dem Syrischen; und der Fleiß, den sie darauf verwendeten, gab ihren Uebersetzungen den Vorzug vor allen andern, wenigstens wird die Armenische Uebersetzung unter die besten Uebertragungen der Bibel in fremde Sprachen gerechnet. Sie ist aber nicht so geblieben, wie sie ursprünglich übersetzt war; denn sie wurde im dreizehnten Jahrhunderte von dem

Könige Haitho nach der Vulgata geändert. Diese Uebersetzung wurde erst im 17ten Jahrhunderte durch Uskon, Bischof von Erivan, durch den Druck bekannt gemacht. Da durch die Abschriften viele Verwirrungen in der Bibel entstanden waren, auch dieselbe in Armenien selten geworden war, so daß man ein Exemplar mit 500 Thaler bezahlte, so entschloß sich das Concilium der Armenier im Jahre 1662 solche in Europa drucken zu lassen. Der schon oben erwähnte Uskan ließ daher solche in dem Jahre 1666 und 1668 in Holland drucken. — Die Armenische Bibelübersetzung ist nun eins der Hauptdenkmäler dieser Sprache und Literatur aus der ältesten Zeit. — Wie das Armenische Alphabet eigentlich zusammengesetzt oder von welcher Sprache es hergeleitet worden ist, läßt sich schwer bestimmen; denn einige Buchstaben haben Aehnlichkeit mit den Syrischen, andere mit den Hebräischen, wiederum andere mit den Griechischen; daher ist die Angabe einiger Schriftsteller, daß es von dem Syrischen Alphabete abstamme, unrichtig; denn man darf nur das Alphabet der Armenier, wie es uns jetzt überkommen ist, genau durchsehen, und es dann mit dem Syrischen vergleichen, so wird man den Unterschied zwischen Beiden leicht gewahren. Es scheint eine Mischung und Umformung der Buchstaben aus mehreren Alphabeten zu seyn. Das jetzige Alphabet besteht aus acht und dreißig Buchstaben, die nicht bloß Konsonanten sind, sondern acht bis neu darunter sind Vokale. Sie schreiben von der linken gegen die rechte Hand, wie die Europäer und haben die Griechischen Akzente, auch ihre Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen zwischen den Sätzen. Die Armenische Sprache ist in Europa noch wenig gekannt. Außer der schon oben erwähnten Bibelübersetzung, welche in Holland besorgt wurde, hatte Fr. Rivola, ein Italiener, im Jahre 1621 ein Wörterbuch und auch eine Gramma-

tik herausgegeben; dann gab Clemenz Calanus im Jahre 1645 eine Grammatik mit Vokabulair heraus; auch J. Agop lieferte eine Sprachlehre im Jahre 1675. Auch zu Ende des verwichenen und in diesem Jahrhunderte haben sich mehrere Literaten mit dieser Sprache beschäftiget, z. B. J. J. Schröder, J. Jahn, M. Czahan de Cirbind in Paris; auch die Französischen Zeitschriften widmen seit einigen Jahren der Armenischen Literatur besondere Artikel; so zählt auch die Armenische Congregation zu Venedig mehrere, sich mit der Armenischen Sprache beschäftigende Gelehrte.

Sprache (Asiatische). Asien zählt eine große Anzahl von Sprachen, doch ist bis jetzt noch nicht genau ermittelt worden, wie viele Sprachen, außer den besonderen Dialekten, es eigentlich zählt. Am meisten verbreitet in diesem Welttheile sind: die Arabische, Türkische, Persische, Russische, Chinesische, Indische, Birmanische, Malayische und Tibetanische Sprache, welches theils durch die weite Umfassung der Staaten, theils durch die Religion, durch den Handel, und durch die Kriegeszüge; durch Letztere ist die Birmanische Sprache am meisten bekannt geworden, indem man dadurch auch auf dieses Volk aufmerksamer ward, welches vor dem Kriege mit den Engländern nur wenig beachtet wurde. Von den genannten Sprachen besteht die Chinesische, Tibetanische, Birmanische, Anamitische ꝛc. nur aus einsylbigen; die Arabische, Türkische, Persische, Afghanistanische, Russische, Indische, Malayische ꝛc. ꝛc. aus mehrsylbigen Wörtern. Von den übrigen auch literarisch wichtigen Sprachen Asiens, wie die Syrische, Chaldäische, Phönicische, Samaritanische, Hebräische oder Jüdische, Armenische ꝛc. ꝛc. sind die Ersteren zu den ausgestorbenen zu zählen, die nur noch in Schriften angetroffen und in Europa

wegen ihrer Literatur studiert werden; die Letzteren werden da, wo sich Juden und Armenier angesiedelt haben, gesprochen, jedoch auch nicht rein, wie man sie in den Schriften dieser Nationen findet, sonderu mit vielen Arabischen, Türkischen und andern Wörtern vermischt; so wie überhaupt dte gangbarsten Sprachen Asiens nur ein buntscheckiges Gemisch bilden, weil die Sprachen nur durch den Gebrauch, und nicht nach Regeln gelernt werden, und wo sie ja in Schulen gelehrt werden, da befolgt jeder Lehrer seine eigene Methode; also herrscht nirgends Uebereinstimmung im Aussprechen und Schreiben der Wörter. An eine Grammatik, nur ungefähr wie wir sie besitzen, ist gar nicht zu denken. Wie es mit der am weitesten in Asien verbreiteten Arabischen Sprache jetzt steht, davon ist oben, unter Sprache (Arabische), schon eine kleine Skizze geliefert worden. Wie sehr die Sprachen in Asien von der einen Seite gemischt sind, von der andern wieder ihr Eigenthümliches haben, wird man aus Folgendem ersehen. Als Elphinstone*) als Gesandter des Englischen Hofes an den Hof von Kabul im Jahre 1808 geschickt wurde, hatte er Gelegenheit, die Afghanistanische Sprache, Puschtu genannt, mit andern Sprachen zu vergleichen. Der Ursprung der Sprache dieses Reiches, welches ehemals zu Persien gerechnet wurde, und den östlichen Theil desselben ausmachte, soll sich gar nicht ermitteln lassen. Ein großer Theil der Wörter, woraus sie besteht, soll eine ganz unbekannte Wurzel haben, und sich in diesem Theile bloß solche Wörter befinden, die wegen der früheren Nothwendigkeit, die Gegenstände zu bezeichnen, die sie darstellen, zu der Ursprache des Volks gehört haben müssen; doch stim-

*) Geschichte der Englischen Gesandschaft an den Hof von Kabul im Jahre 1808 ꝛc., von Mountstuart Elphinstone. Aus dem Englischeu übersetzt von F. Rühs. 1r Bd. Weimar, 1817, S. 300.

men einige Wörter aus eben dieser Klasse mit dem Zend und Pehlwi überein, wie die Ausdrücke für Vater und Mutter, Schwester und Bruder. Dieses soll auch der Fall mit den Zahlwörtern seyn, obgleich sie im Zend und Pehlwi eine große Aehnlichkeit mit denen in der Samskrit haben, daß es schwer seyn soll, sie zu unterscheiden. Die meisten Zeitwörter und viele Partikeln gehören wieder zu der unbekannten Wurzel der Wörter, die sich auf Religion, Regierung und Wissenschaft beziehen, sind meistens durch das Persische aus dem Arabischen entlehnt. Von 218 Wörtern, die Elphinstone mit der entsprechenden Persischen, Indischen, Pehlwischen, Samskritschen, Hindostanischen, Arabischen, Armenischen, Georgischen, Hebräischen und Chaldäischen verglich, konnten 110 auf keine von diesen Sprachen zurückgeführt werden, sondern schienen verschieden und ursprünglich zu seyn. Von den übrigen war der bei weiten größte Theil Neupersisch, nur einige waren in die letztere Sprache aus dem Zend eingeführt, und noch mehrere aus dem Pehlwi, während ein großer Theil in Wörtern dieser Sprache bestand, die nicht im Neupersischen vorkommen. Einige von diesen Zend- und Pehlwi-Wörtern sind indessen auch im Samskrit; denn diese drei Sprachen haben eine große Verwandtschaft. Einige von den Wörtern sollen im Samskrit allein gefunden werden, so auch fünf bis sechs Hindostanische Wörter; auch einige Pendschawische Wörter würden, nach Elphinstone, darin entdeckt worden seyn, wenn man die Wörter mit einem Wörterbuche hätte vergleichen können. Kein einziges von den zur Vergleichung mit andern Sprachen aufgestellten Wörtern hatte mit dem Hebräischen, Chaldäischen und Armenischen Aehnlichkeit. Auch Rühs macht in einer Anmerkung zu dieser Sprachvergleichung die Bemerkung, daß er in einer Liste von etwa hundert Cur-

dischen Wörtern fünf Afghanische Wörter gefunden habe; außer verschiedenen, die dem Persischen und Curdischen gemeinschaftlich sind. Auch Jul. Klaproth in seiner Abhandlung über die Sprachen und den Ursprung der Afghanen (St. Petersburg 1810) hat Vergleichungen in dieser Hinsicht angestellt. — Hieraus wird man gewahren, aus welcher Mischung zum Theil die Sprachen bestehen, und welche Verwandten sie haben. Daß übrigens auch die gebildeten Europäischen Ursprachen nicht außer aller Verwandtschaft mit andern Sprachen sind, davon finden sich Beispiele auch in unserer, der Deutschen Sprache. So z. B. ist Nase mit dem Lateinischen Nasus verwandt, und es ist unbestimmt, ob die Römer dieses Wort von uns oder wir von den Römern entlehnt haben. Eben so ist es auch mit vielen andern Wörtern aus der Lateinischen, Griechischen, Französischen, Italienischen und Englischen Sprache, die in unsere Sprache eingemischt worden sind, und darin das Bürgerrecht erhalten haben; und so haben auch Deutsche Wörter in andere Sprachen Eingang gefunden, nur nicht in der Ueberzahl, wie zum Beispiel bei uns die Lateinischen und Französischen Wörter. Nach diesem Maaßstabe hat jede Sprache Fremdwörter, und um so mehr müssen die Asiatischen Sprachen sie besitzen, da die verschiedenen Völkerschaften täglich in Verkehr wegen ihres Handels mit einander kommen; nur diejenigen, die diesem Verkehre fern sind, haben auch in ihrer Sprache keine Fremdwörter, wie mehrere kleine Völkerschaften, die den großen Handelsmärkten zu fern liegen, und die sich nur auf diejenigen Produkte beschränken, die ihnen die Natur ihres Landes liefert, besonders die Nomadenvölker, die von der Jagd, der Fischerey und dem Ackerbaue leben, und bei denen die Erzeugnisse der Kunst noch keinen Eingang gefunden haben, die sie zum Handelsverkehr mit andern Natio-

nen reizt, um sich diese Gegenstände des Luxus zu verschaffen. Die einzigen Abänderungen, die ihre Sprachen zuweilen erleiden, bestehen bloß in den Dialekten, aber nicht in der Aufnahme von Fremdwörtern — Außer den schon oben genannten Sprachen kommen auch noch als Hauptsprachen: die Mongolische, Japanische, Tungusische, Kamschadalische, Kurilische und dann noch die Ostjakischen Sprachen vor; die aber alle, außer der Japanischen, noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Ausbildung stehen, und wenn von Asien aus die Kultur sich über unsern Welttheil verbreitete, so können wir ihnen dieses Kapital mit reichlichen Zinsen jetzt wiedergeben. — In neuester Zeit findet eine rege Theilnahme bei den Europäern für die Asiatische Literatur Statt, indem man Aufklärung über ihre Schätze jetzt zu verbreiten sucht, wozu die Missions-Anstalten in verschiedenen Staaten Asiens, welche schon früher sehr wirksam waren, uns über diesen Welttheil zu erhellen, und auch noch sehr thätig sind, vieles beitragen; so auch die Reisenden, welche diesen Welttheil besuchen, um über seine Kultur und Sitten, seine Naturalien ꝛc. Aufklärung zu erhalten. In neuester Zeit wird von London aus sehr viel durch die Royale Asiatic Society dafür gethan. Ihre Transactions sind unterhaltend und lehrreich. In Calcutta besteht seit dem Jahre 1784 eine gelehrte Gesellschaft, die in ihren Forschungen sehr thätig ist, und deren Asiatic researches sehr viel Neues enthalten. Auch in Paris besteht seit dem Jahre 1822 eine Société Asiatique, welche ein Journal unter dem Titel: Journal Asiatique herausgiebt, welches eine lehrreiche Sammlung von Materialien liefert. Das mit dieser Gesellschaft zusammenhängende Asiatische Museum wurde ein Jahr später gestiftet, 1823. Eine noch größere Aufmerksamkeit verwendet man auf die wissenschaftlichen Angelegenheiten Asiens

in St. Petersburg, welches ein um so größeres Interesse daran hat, weil die Hälfte der Staaten Rußlands in Asien liegen. Man lehrt in St. Petersburg alle lebende Asiatische Sprachen bis zur größten Fertigkeit; auch sind bedeutende literarische Schätze des Morgenlandes daselbst gesammelt. Die in literarischer Hinsicht vorzüglich merkwürdigen, theils lebenden, theils ausgestorbenen Asiatischen oder Morgenländischen Sprachen, kommen in diesem Register vor.

Sprache (Bauch), s. oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 339 u. f.

— (Beludschistanische), s. unter Sprache (Persische).

— (Birmanische), s. unter Sprache (Indische).

— (Böhmische). Die Böhmische Sprache ist der Tschechеische Dialekt der Slavonischen Sprache. Sie wird von den alten Einwohnern, besonders von einem Theile des Mittelstandes, dann von dem geringen Stande und den Landleuten, gesprochen. Unter Maria Theresia wurde im Jahre 1765 der Versuch gemacht, überall Deutsche Lehrer in die Elementarschulen Böhmens einzuführen, um das Böhmische nach und nach ganz zu verdrängen und dafür die Deutsche Sprache zur Hauptsprache des Landes zu machen; allein ohne Erfolg, man widersetzte sich hartnäckig einer solchen Neuerung, und ließ sich das Dokument der Nationalität nicht nehmen. — Von grossem Erfolge für die Literatur ist die Böhmische Sprache bis zur Reformation nicht gewesen, wenn man nämlich die alten von Hanka 1819 herausgegebenen historischen Gesänge; dann die alten Nationallieder, und verschiedene theologische Schriften zur Zeit des Huß und Hieronimus von Prag ꝛc. abrechnet. Wie konnte es aber anders seyn, da sich die Geistlichen und Gelehrten, die ihre Muttersprache hätten pflegen und ausbilden sollen, nur mit der Lateinischen Sprache beschäftigten. Eine neue Morgen-

röthe ging dieser Sprache nach der Erfindung der Buchdruckerkunst auf, wo mehrere wichtige Schriften darin erschienen, wie die historischen Arbeiten eines Hynek von Podäbrad; eine Böhmische Uebersetzung der heiligen Schrift, welche die Böhmischen Brüder nach der Vulgata im 16ten Jahrhunderte veranstalteten, aus die zu Venedig, Nürnberg und an verschiedenen Orten in Böhmen und Mähren mehrmals gedruckt worden ist. Auch übersetzte man die Alten in dem eben erwähnten Jahrhunderte; eben so viele der neuern klassischen Schriftsteller, so wie überhaupt das 16te Jahrhundert die fruchtbarsten Böhmischen Schriftsteller hervorbrachte, also der National-Literatur sehr günstig war. Als Original-Schriftsteller traten auf: Bohuslaw, Bilegowsky, M. Kuthen, W. Hagek von Liboran; als Geschichtsschreiber Böhmens: Simon Lomnicki, als Dichter; Bischof Joh. Amas. Comenius, Volksschriftsteller und sehr beliebte. Spätere Geschichtsschreiber sind: Posina, Cechorodu, Johann Beckowsky und Andere. In der neuen und neuesten Zeit ist die Böhmische Sprache und Literatur nur wenig bedacht worden; denn der dreißigjährige Krieg im siebzehnten Jahrhunderte, der auch Böhmen manches Opfer kostete, da in diesem Lande das Feuer zuerst empor loderte, welches dann dreißig Jahre hindurch brannte, unterdrückte wieder die aufgeschossenen Blüthen der Literatur; und nach diesem Kriege sank dieselbe immer mehr und mehr, so auch die Sprache; denn die Gelehrten und Geistlichen kehrten zum Latein zurück, der Adel und die höheren Bürgerklassen sprachen Französisch und beschäftigten sich mit der Literatur dieses Volkes; in den Dikasterien herrschte die Deutsche Sprache, die auch, nebst der Böhmischen Sprache, von Beamten, Kaufleuten u. andern Bürgern, die mit den untersten Volksklassen, die Böhmisch

und Deutsch sprachen, am meisten zu thun hatten, gesprochen wurde, und so sank denn die National-Literatur wieder zur Unbedeutenheit herab. Indessen haben zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich noch einige Schriftsteller um die Böhmische Sprache verdient gemacht; unter Andern K. J. Tham, welcher eine Böhmische Sprachlehre und ein Deutsch-Böhmisches Wörterbuch herausgab; so gab auch Fr. J. Thomsas ein Wörterbuch der Böhmisch-Lateinisch und Deutschen Sprache heraus. Im Jahre 1825 hat der Prof. Jagemann ein Werk über die Böhmische Literatur herausgegeben. Vielleicht weckt diese Anregung wieder die Sprache aus ihrem Schlummer, besonders wenn die gebildeten Klassen der Einwohner Böhmens diese Unternehmungen kräftig durch ihre Mitwirkung unterstützen. Das Böhmische Alphabet zählt sechs und zwanzig Buchstaben; wenn man aber die doppelten und mannigfaltige aspirirten als besondere Schriftzeichen hinzuzählt, so hat es sechs und vierzig Buchstaben, die mit den unsrigen in der Gestalt, mit Ausnahme von einem Paare, ganz übereinkommen, also Deutsche Schriftzeichen sind. Die Buchstaben, welche Doppellaute und Aspirationen haben, sind: a, c, d, e, g, n, o, r, t, u, y, z. Die Aussprache dieser Buchstaben, mit und ohne Aspiration, lehrt die Böhmische Grammatik.

Sprache (Braminische), Braminensprache; s. Sprache (Samscrit); auch Hindostanische und Indische.

— (Brasilianische), s. Sprache Portugiesische und Indianische.

— (Cabulistanische) oder Kabulistanische Sprache, Afghanistanische Sprache; s. oben, unter Sprache (Asiatische). Die Afghanen oder Cabulistaner gebrauchen das Persische Alphabet. Diejenigen Töne in ihrer Sprache, die durch Persische Buchstaben nicht ausgedrückt werden können, bezeich-

nen sie durch die Hinzufügung besonderer Punkte oder anderer Zeichen bei den ähnlichsten Persischen Buchstaben. Diese Laute sind das harte D, T und R und das Esh des Samscrit. Der Lieblingsbuchstabe im Puschtu soll das Ghain und Schay seyn, das die Bedeutung des Z in Azur oder Sin Osier hat. Die Afghanen lieben so sehr diese Buchstaben, daß sie oft das Gs in Wörtern, die aus dem Persischen aufgenommen sind, in Ghains verändern, und das Zs und selbst das Shs in Zhs; auch verändern sie oft F in P, D in T, und auch D in L, und häufig verwandeln sie O in Wu, wie Ros, Tag in Rwur. Die östlichen Afghanen haben wieder einige eigenthümliche Verwechselungen. Durch alle diese Verwechselungen werden oft die Wörter so entstellt, daß es sehr sehr schwer ist, die Etymologie zu entdecken. Das Puschtu oder die Cabulistanische Sprache ist zwar etwas rauh, aber doch männlich, und einem an Orientalische Mundarten gewöhnten Ohre nicht unangenehm. Die Mundarten oder Dialekte sind im Osten und Westen nicht bloß in der Aussprache, sondern auch in den Wörtern, die sie gebrauchen, bis zu einem solchen Grade verschieden, der nach Elphinstone dem Unterschiede zwischen dem Englischen und Schottischen gleich kommt. Nach dem eben erwähnten Schriftsteller soll die Literatur in dieser Sprache nicht alt seyn, höchstens drei Jahrhunderte, und die berühmtesten Schriftsteller sollen höchstens jetzt ein Alter von hundert und siebzig Jahren haben. Die Literatur ist aus dem Persischen abgeleitet, und die Werke der Afghanen gleichen ihrem Vorbilde, nur sind sie weit rauher und einfacher. Der oben angeführte Schriftsteller kennt die Namen von acht bis neun Afghanischen Dichtern, außer den Uebersetzern aus dem Persischen. Der beliebteste unter allen Dichtern ist Reman, dessen Werke aus Oden bestehen, die ganz den Persischen gleichen. Ein weit größerer Dichter soll Kuschal

seyn, seine Erzeugnisse sind höchst charakteristisch für ihn selbst und sein Volk. Sie sind ungewöhnlich roh, und oft platt und prosaisch; oft sind sie aber von einem hohen Geiste beseelt und glühen von den edelsten Empfindungen der Freiheit und Unabhängigkeit. Kuschal war Chan der Khuttuks, eines Stammes östlich von Peschawer. Der größte Theil seines Lebens verfloß in Kämpfen gegen den Großmogol Aurungzeb, und viele von seinen Gedichten sind bestimmt, um seine Landsleute zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu ermuntern, und sie zur Eintracht und Vereinigung, als den einzigen Mitteln des Erfolges, zu ermahnen. Seine Werke enthalten einen vollständigen Bericht von ihm und seinen Thaten. Hier eine Probe aus einem seiner Gedichte:

Komm und lausche meinem Schicksal,
Gutes zeigt sich drin und Böses,
Lehre beut es dar und Beispiel,
Angenehm dem Sinn des Weisen.
Ich bin Kuschal, Sohn Schabaschans,
Einem Kriegerstamm entsprossen,
Schabas war der Sohn Jehela's,
Ihm war gleich kein and'rer Jüngling. u. s. w.

Während seiner Gefangenschaft in Indien verfaßte er eine Elegie, worin er, nachdem er seine eigenen Unglücksfälle und die seines Landes beweint hat, mit dieser Erklärung schließt:

Doch in allen diesen Leiden, dank ich Gott stets für zwei Dinge:
Daß ich angehöre den Afghanen, daß ich Kuschal Khuttuk bin.

Nach seiner Befreiung kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er eine Menge Gedichte und eine Geschichte der Afghanen von der Babylonischen Gefangenschaft bis auf seine Zeit bekannt machte. Unter den Putschtu Dichtern ist auch Ahmed Schah's

nicht zu vergessen, der mehrere Bücher und Gedichte in dieser Sprache herausgegeben hat, worüber es einen bändereichen Commentar von der Khani Ulum giebt. Außer der eigenen Poesie haben die Afghanen Uebersetzungen von vielen der besten Persischen Dichter. Ihre prosaischen Schriftsteller haben hauptsächlich über Theologie und Jurisprudenz geschrieben; sie haben aber auch verschiedene Darstellungen merkwürdiger Personen in ihrer eigenen Geschichte. Bei der Beurtheilung der wissenschaftlichen Bildung des Volkes, sagt Elphinstone, darf man die in Puschtu geschriebenen Bücher nicht zum Maaßstabe annehmen; denn das Persische ist noch immer die Sprache der schriftlichen Darstellung, und in derselben sind fast alle gelehrten Bücher geschrieben. Es ist daher nicht leicht, die Zahl ihrer Schriftsteller in dieser Sprache zu bestimmen; denn wenn man alle Schriftsteller, die in Afghanistan geschrieben haben, zählen wollte, so müßte man einige der ersten Persischen Schriftsteller mit einschließen. Beschränkt man sich aber auf diejenigen, die zu den Afghanischen Stämmen gehören, so fällt die Zahl nur sehr geringe aus. So viel ist gewiß, daß alle Persische Schriftsteller in Afghanistan gelesen werden, aber in Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit steht das Volk den Persern nach. Die Wissenschaften, worauf beide Völker sich legen, sind dieselben; und der Weg sie zu studieren, ist eben so methodisch wie in andern Asiatischen Ländern. Die Wissenschafter lesen alle Bücher wie Schulknaben in einer bestimmten Ordnung fort. Bei dieser Art zu studieren fehlen ihnen die mancherlei Kenntnisse Europäischer Männer von Bildung, obgleich sie auf der andern Seite das, was sie gelernt haben, gut wissen. Sie besitzen übrigens wenig Eifer sich Kenntnisse zu erwerben, nur Metaphysik und Dialektik ausgenom-

men, wofür sie sich sehr interessiren, und worin die Afghanen sehr bedeutende Fortschritte gemacht haben.

Sprache (Calmückische), Kalmückische Sprache, s. unter Sprache (Russische).

— (Chaldäische), diejenige Sprache, welche ehemals in dem westlichen Theile von Aramäa, welches Chaldäa auch Assyrien genannt wurde, gesprochen ward, jetzt ausgestorben ist, und nur noch in der Literatur geschichtlich fortlebt, und von den Philologen und Theologen studiert wird. Die jetzigen Einwohner Syriens, dann diejenigen von ganz Mesopotamien, Chaldäa und Assyrien, redeten ehemals nur eine Sprache. Man begriff diese ganze Landschaft unter dem Namen von Aramäa, welches in Ost- und West-Aramäa getheilt wurde; dieses erhielt den Namen Syrien, und jenes Chaldäa und Assyrien, und nach diesen beiden Haupttheilen wurden dann auch die Sprachen Syrische und Chaldäische genannt. Die Syrische Sprache oder den Syrischen Dialekt redete man besonders in demjenigen Theile Syriens, welcher am Orontes lag, und dann in dem nördlichen Theile von Mesopotamien. Beide Dialekte, der Syrische und Chaldäische, waren bloß in den Vokalen und in der Aussprache verschieden; und diese Verschiedenheit ist so geringe, daß man sie mit einerlei Vokale schreiben kann, wenn man sie nur anders ausspricht. So z. B. soll das Chaldäische im Daniel Syrisch werden, wenn es ein Deutscher oder Polnischer Jude liest und das Kamets wie o, das Cholem wie au ꝛc. ausspricht. Der östliche Aramäer setzte den Ton gern auf die letzte und der westliche in vielen Fällen gern auf die vorhergehenden Sylben. Beide Sprachen sind aber in Hinsicht des Alphabets verschieden. Das Alphabet, im Quadrat-Charakter der Chaldäer, welches Volk Jeremias ganz besonders ein uraltes Volk vor Andern nennt, gehört zu den ältesten, womit auch das Zeugniß der

Talmudisten, mit Abrechnung der Urtheile, die sie über das Factum fällen, des Clemens von Alexandrien, des Epigenes, des Callisthenes, und die Behauptung des Plinius übereinstimmt. Dieses Alphabet haben die Juden in der Babylonischen Gefangenschaft angenommen und statt ihres ursprünglichen Hebräischen Alphabets beibehalten; es wurde auch das Assyrische Alphabet genannt; diejenigen Buchstaben, die sich jetzt die Juden und Christen in der Hebräischen Sprache bedienen, sind also die Chaldäischen Buchstaben. Diese Ostaramäische oder Chaldäische Sprache wurde zu den Zeiten Christi in ganz Palästina gesprochen. In dieser Sprache ist Daniel 2, 4—7, 28, und Esra 4—7 geschrieben; auch wurden in dieser Sprache die sogenannten Targumim oder Chaldäischen Uebersetzungen der Bibel verfertiget, nur mit dem Unterschiede, daß die später verfertigten Targumim von der in Esra und Daniel anzutreffenden Chaldäischen Sprache, sowohl in Ansehung der Orthographie, als auch in einigen Stücken der alten Chaldäischen Grammatik abweichen und viele Fremdwörter mit einmischen. Was nun das Syrische Alphabet anbetrifft, so hatte man zuerst eins, welches Estrangelo genannt wurde. Es ist das älteste und unterscheidet sich von den andern Alphabeten durch die eckige Figur der Buchstaben. Das zweite Syrische Alphabet ist das Nestorianische; es unterscheidet sich in einigen Zügen der Buchstaben, besonders wenn sie in die Mitte kommen, von dem alten Charakter und durch die aus Punkten bestehenden fünf Vokalzeichen, welche sie angenommen haben. Einer dritten Schrift bedienen sich die Maroniten oder Jacobiten. Sie hat fünf Griechische Vokalzeichen, theils über, theils unter die eigentlichen Buchstaben oder Mitlaute gesetzt, nur stehen sie schräg und verschoben, und der Letzte ist zusammengezogen. Diese

wurden bei der Uebersetzung des Homers in die Schrift eingeführt. Diese dritte oder Jacobitische Schrift ist die gemeine und gebräuchlichste. Die Buchstaben des Alphabets sind entweder einfach oder doppelt, das heißt, die Züge sind alle zweimal nebeneinander gesetzt. Eine vierte Syrische Schrift ist diejenige, welcher sich die Sabbier oder Nabatäer, die Mendai Jjai, Johannesschüler, bedienen. Man nennt sie gewöhnlich die Mendäische und ihre Unterscheidungszeichen von den übrigen Schriften dieser Sprache, besteht nicht allein in den Zügen der Schrift, sondern hauptsächlich darin, daß sie keine Buchstaben-, sondern eine Sylbenschrift ist. Sie hat drei Vokalzeichen, wovon das erste a, das zweite e und i, und das dritte o und u bedeutet. Diese werden nicht über oder unter die Mitlaute gesetzt, sondern sie sind in die Mitlaute eingeflochten und zeigen sich als eine Fortsetzung der linken Seite des Mitlauts, die fast bei allen zwei und zwanzig Buchstaben eine Flächenlinie ist. — Die meisten Unterschiede der Chaldäischen von der Hebräischen Sprache bemerkt man in der Abänderung der Vokale, welches aber den Anfängern nur dann schwer vorkommt, wenn sie das Hebräische eher lernen, als das Chaldäische; im entgegengesetzten Falle hat aber das Chaldäische weniger Schwierigkeiten, als das Hebräische. In Ansehung der Stamm- oder Wurzellaute kommt sie mit der Hebräischen Sprache überein, so daß sie gleichfalls, wie jene, aus drei Radikalbuchstaben eine große Menge Wörter durch Zusetzung gewisser Buchstaben bildet. Man hat in dieser Sprache drei Conjugationen, wie in der Hebräischen, jede hat ihr activum und passivum. Einige bilden auch noch eine vierte Conjugation, die sie im activo Schaphel und im passivo Ischthaphel nennen, welche eben die Bedeutung hat, wie das Aphel. Dann haben die Chaldäer eben die Zeiten, Zahlen und Per-

sonen, wie die Hebräer. Die Chaldäische Sprache soll daher nicht ein Dialekt der Hebräischen, wohl aber der Syrischen seyn; alle drei sind aber Töchter einer Mutter. In den spätern Büchern der Hebräischen Bibel findet man hier und da einige Chaldäismen, welche daraus entstanden seyn sollen, weil die Hebräer damals mehr Umgang mit den Chaldäern hatten, als zuvor, welches, nach einigen Schriftstellern, wahrscheinlich auch zu ihrem gänzlichen Untergange mit beigetragen hat. Auch in dem neuen Testamente finden sich einige Chaldäismen, welche ein Schriftsteller sehr natürlich darin anzutreffen findet, weil die Sprache, die man damals in Palästina redete, die Chaldäische war, so wie man in ganz Galiläa Syrisch sprach. Daß beide Sprachen, wie auch schon oben angeführt worden, nur in der Aussprache verschieden waren, ersieht man aus Matth. 26, 73, und Marc. 14, 70. Es konnte daher nicht fehlen, daß aus beiden Dialekten, welche die Muttersprache der Apostel waren, sich einige ihrer Idiotismen, wenn sie Griechisch schrieben, einmischten; der Philologe sucht sie auf, und wendet sie mit Nutzen zur Erklärung der Bibel an.— Die Chaldäer, als das älteste Volk im Morgenlande, besaßen eine gewisse wissenschaftliche Bildung, ja man kann Chaldäa, sagt ein Schriftsteller, als das Stammland der Wissenschaften ansehen, von wo aus sie sich in andere Länder und in andere Welttheile ausbreiteten, vervollkommneten und vermehrten. Freilich fehlen uns von Allem, was die Chaldäer betrifft, sichere Quellen, weil kein uns bewußtes Denkmal an diese Zeit hinanreicht, woraus man sichere Nachrichten schöpfen könnte; denn Alles, was wir von ihnen wissen, ist uns aus der heiligen Schrift und dann erst von den Griechen, die Jahrtausende hernach schrieben, von Sagen und alten Urkunden überkommen oder überliefert worden; indessen wissen wir doch so viel, daß sie sich Ruhm in der

Sterndeuterey und Wahrsagung erwarben, auch andere dergleichen Künste inne hatten, welches ein vortheilhaftes Licht auf ihren Erfindungsgeist wirft; nur waren diejenigen, die diese Künste übten, damit sehr geheim; sie waren, so wie die Religionsangelegenheit, größtentheils ein Eigenthum der Priester und Philosophen, und deren Anhänger oder Schüler, die sie zu ihren Nachfolgern bildeten; das übrige Volk kannte diese Geheimnisse nicht, es war nicht in diese Mysterien der Weisheit eingeweiht, sie mußten sich bloß mit einigen sinnbildlichen Vorstellungen begnügen, von denen sie die Deutung nicht wußten. Diese Symbole sind den Griechen überkommen, welche sich bemüheten, ihnen Deutungen zu geben, die sie nicht hatten. So wie es überhaupt von den Griechen bekannt ist, daß sie die Nachrichten, die sie von Andern bekommen haben, nur nach ihrer Ansicht ummodelten, weil sie sich für das klügste und gebildetste Volk der Welt hielten; allein durch diese Umformung verloren die Nachrichten ihren Morgenländischen Charakter und wurden Griechisch, oder erhielten doch ein Griechisches Gewand, so daß man nur aus ihnen die Denkungsart und den Charakter der Griechen, aber nicht der Chaldäer erhält. Aus den Trümmern dieser Chaldäischen Meinungen entstand nun zu den Zeiten Christi ein philosophisches Lehrgebäude in Asien, welches mit den alten Chaldäern nichts als den Namen gemein hat. Man verfaßte ganze Bücher, die man den alten Chaldäern zuschrieb, und trug darin Meinungen vor, wie sie nur die neuere Zeit gebähren konnte. Die Pythagoräischen und Platonischen Philosophen machten sich dieses Kunstgriffes vortrefflich zu Nutze, und verkauften ihre Einfälle unter dem Namen der alten Chaldäer. Schriftliche Dokumente der alten Chaldäer besitzen wir daher nicht, sondern Alles, was wir von ihnen wissen, sind nur Bruchstücke; etwas Zusammenhängendes über ihre

Astrologie und Astronomie, ihre Wahrsagerey besitzen wir nicht; daß sie aber in der Sterndeuterey berühmt waren, geht daraus hervor, daß man alle diejenigen, die sich mit dieser Wissenschaft abgaben, Chaldäer nannte. — Das einzige Dokument, was uns von ihnen geblieben ist, sind ihre Schriftzeichen und ihre Sprache. Proben, wie sie sich in ihrer Sprache ausgedrückt haben, welchen Fluß ihre Rede gehabt hat ꝛc., fehlen uns gänzlich, da uns von ihnen keine Werke oder Schriften zugekommen sind. — Diejenigen Gelehrten, welche sich um diese Sprache durch die Herausgabe von Sprachlehren, Wörterbüchern ꝛc. verdient gemacht haben, werden weiter unten, unter Sprache (Syrische) mit vorkommen.

Sprache (Chinesische), Sinesische Sprache, eine der merkwürdigsten Sprachen von einer kultivirten Nation, die aber auf einer früheren Stufe ihrer Bildung stehen geblieben ist. Die Schriftzeichen dieser Sprache kommen mit keiner der bekannten Asiatischen und Europäischen Sprachen überein, weil es keine Buchstaben, sondern verschiedene Charaktere sind, welche die Sachen oder Gegenstände des Gewerbe- oder gesellschaftlichen Lebens bildlich darstellen. Es ist also eine Hieroglyphen- oder Bildersprache, jedoch in einer ganz andern Gestalt, als diejenige der Ureinwohner Aegyptens; auch scheint die Benennung Bilderschrift bei der Chinesischen Sprache nicht recht passend zu seyn, weil es, nach den Zeichen oder Charaktere, womit sie ihre Manufaktur- und Fabrik-Produkte bezeichnen, zu urtheilen, eigentlich keine Bilder, sondern zusammengesetzte Schriftzeichen von unbestimmter, oder vielmehr außergewöhnlicher Form sind, die ganze Sylben oder Wörter bilden; es kann aber dieser Schrift eine Bilderschrift vorangegangen seyn, welche die Gegenstände durch Abbildung derselben bezeichnete, dieses ist aber nicht der Fall mit der jetzigen Chinesischen

Schrift, die wirklich eine Schrift ist, nur nicht in Zusammensetzung durch einzelne Schriftzeichen oder Buchstaben, wie in den übrigen Sprachen. Die Töne dieser Chinesischen Schrift sollen daher in andern Sprachen entweder gar nicht ausgedrückt werden können, oder mit der größten Mühe sehr undeutlich, welches auch sehr natürlich ist, weil die Syllabirung fortfällt, und ganze Wörter ausgesprochen werden müssen, woran unsere Sprachwerkzeuge, oder überhaupt die Sprachwerkzeuge aller andern Nationen, die einzelne Buchstaben zur Bildung ihrer Wörter besitzen, nicht gewöhnt sind. Die Chinesen haben zwei besondere Sprachen, oder vielmehr zwei Hauptdialekte in ihrer Sprache. Der eine für die untern Klassen des Volkes, der wieder in den Provinzen eine Abänderung erleidet, und die Sprache der Mandarinen. Diese letztere Sprache war ehemals Hofsprache, verbreitete sich aber späterhin unter alle Personen von Stand, Rang und Vermögen, und wird jetzt von dem kultivirten Theile der Nation in allen Provinzen des Reichs gesprochen; also beschränkt sich der Stillstand der Kultur in China nur auf die Wissenschaften, Künste ꝛc., aber nicht auf die feine Lebensart, den Gesellschaftston und die Mode. — Wie viele Charaktere, zusammengesetzte Schriftzeichen, Wörter oder Sylben die Chinesen eigentlich besitzen, darüber sind die Schriftsteller, gelehrten Reisenden oder Missionaire nicht einig, obgleich man hätte glauben sollen, daß man über diese Sprache durch die Missionaire, die China, in Absicht der Ausbreitung des Christenthums darin, im siebzehnten Jahrhunderte besuchten, und von denen mehrere Jesuiten unter dem Regentenstamme der Mandschu oder Zing sehr angesehen waren, besonders der Pater Schall, der ganz das Vertrauen des Kaisers Schün-tschi besaß, mehr Aufklärung würde erhalten haben; allein es ist nicht so, wir sind immer noch im Dunkeln über den

eigentlichen Zustand der Sprache und Literatur der Chinesen, selbst bis auf die neueste Zeit, obgleich in neuerer Zeit, gegen frühere Jahrhunderte, mehr davon zur Kenntniß der Europäer gekommen ist. Nach der Aeußerung des nun verstorbenen Professors Montucci, eines sehr kenntnißreichen Philologen, der mehrere Jahre in Berlin privatisirte, und der früher viele Jahre als Skribent der Chinesischen Sprache am Londner Hofe und bei der Ostindischen Kompagnie, besonders zur Zeit der bekannten Gesandschaftsreise des Lords Markartney nach China im Jahre 1792, angestellt gewesen ist, wird es den Europäern sehr schwer werden, genauen Aufschluß über die Chinesische Sprache und Literatur zu erlangen, weil die Priesterkaste, die Bonzen, Lamas, überhaupt die Gelehrtenkaste der Verbreitung der Sprache und Literatur des Landes außer dessen Grenzen ganz entgegen ist; und auch zum öfteren die Veranlassung war, daß der Verbreitung der christlichen Religion durch die Missionaire Einhalt geschah, und sie unter dem Kaiser Jongtschong nach Peking verwiesen wurden, und obgleich unter der Regierung seines Sohnes Kien-long, der die Wissenschaften und Künste liebte, selbst Dichter und daher den Missionairen zugethan war, so blieb doch das Christenthum untersagt, und sobald dieses nicht festen Fuß im Volke faßt, und dadurch die Bekanntschaft mit der Sprache und Literatur erleichtert wird, ist nicht viel davon auf fremden Boden zur Anschauung zu bringen, weil überhaupt die Chinesen ein großes Mißtrauen gegen Fremde hegen, und ungeschickte Missionaire es in der letzten Zeit unter dem Kaiser Ka-hing durch ihr Betragen ganz verdorben haben sollen. Hiernach wäre also nicht viel von dieser Sprache und Literatur zu hoffen, und was wir darüber erhalten haben, sind bloß Bruchstücke, die man so gut, als möglich, zu einem Ganzen zu ordnen versucht hat.

Auch scheint dasjenige, was uns durch die Missionaire von dieser Sprache zugekommen ist, bloß aus der gemeinen, der Volkssprache zu seyn, weil das Christenthum doch hauptsächlich unter das Volk verbreitet werden sollte, weil ein bedeutender Anhang von dieser Seite vielleicht sehr günstige Resultate für dasselbe geliefert haben würde; und so ist es wohl hauptsächlich die Geschäfts- oder Verkehrssprache, über die wir einigen Aufschluß erhalten haben, nicht so über die Conversationssprache. Wie es denn auch seyn mag, so soll die Chinesische Sprache nach Baiers Museo sinico aus 350 Stammwörtern oder Stammsylben bestehen; nach Andern aus 13,000 verschiedenen Charakteren, und wieder nach Andern belaufen sich die Schriftzeichen, nämlich für alle Begriffe, die ein Wort hat, auf 80,000. Dieses alles ließe sich in so fern recht gut mit den Stammwörtern vereinigen, da ein einzelnes Wort verschiedene Bedeutungen hat, die theils durch die Aussprache, theils durch kleine Veränderungen in dem ihm eigenthümlichen Zeichen bemerkt werden. Hier nur einige Proben von den Chinesischen Stammsylben: ça, çai, çan, çao, çe, çem, can, co, cam, cho, fuer, gao etc. Ob übrigens die Aussprache nach der hier angezeichten Schreibart, wie nämlich wir Europäer sie hiernach aussprechen, richtig ist, kann wohl mit Recht bezweifelt werden, da die Chinesen eine ganz andere Betonung ihrer Sylben oder Worte haben werden, als unsere Buchstaben anzeigen. Aus der Zusammensetzung dieser Töne, wovon ein jeder seine besondere Bedeutung hat, bilden sie nun alle Wörter, die sie in ihrer Sprache haben. Die Hauptschwierigkeiten in Bildung der Wörter fanden sich bei der Kultur der Nation, weil sich mit derselben auch die Begriffe, und mit diesen auch die Töne vermehren mußten, wodurch sie solche bezeichneten. Um nun diesem zu begegnen, und doch keine neuen Töne einzuführen, so

behielt man die alten bei, modificirte sie aber durch Akzente und andere Veränderungen dermaßen, daß ein Ton in verschiedener Aussprache auch verschiedene Begriffe zugleich anzeigte. Diese Töne sind entweder einfache oder zusammengesetzte. Einfache Töne sind diejenigen, die nur einen Akzent haben, und von diesen giebt es fünf. 1) Kiu xim, da ein Wort ausgesprochen wird, als wenn der letzte Buchstabe doppelt wäre und der Ton etwas in die Höhe gezogen oder gedehnt wird; 2) Xam, xim, wenn der Ton des letzten Buchstabens schnell abgebrochen wird, so wie wir zu reden pflegen, wenn wir zornig sind; 3) Ge xim, wenn der letzte Buchstab etwas lang ausgesprochen wird; 4) Pim xim, wenn weder in der Höhe und Tiefe des Tons, noch in der Geschwindigkeit eire Veränderung vorgeht, sondern das Wort in einer Monotonie ausgesprochen wird; 5) Cho pim, wenn sich der Ton in die Tiefe senkt. Die Aussprache dieser fünf Töne bezeichnen sie nach Europäischer Aussprache mit folgenden Zeichen: yá, yà, ya, ya, yâ. Zusammengesetzte Töne giebt es sehr viele. Es ist nicht zu leugnen, daß aus dieser Aussprache für Einen, dessen Ohr nicht von Kindheit an daran gewöhnt ist, viele Zweideutigkeiten entstehen müssen; denn eben das angeführte Wort ya, hat nach der angezeigten verschiedenen Aussprache auch fünferlei Bedeutungen; nach der ersten heißt es Dummheit, nach der zweiten vortrefflich, nach der dritten eine Gans, nach der vierten stumm, nach der fünften ein Zahn. So auch das Wort Schu, wenn es lang und hell ausgesprochen wird, bedeutet es einen Herrn, in der andern ein Schwein; wird es geschwind ausgesprochen eine Köchin; mit einem männlichen starken Tone ausgesprochen, heißt es eine Säule. Selbst die Chinesen finden hier nicht selten einige Schwierigkeiten, daher sie oft ein Wort,

dessen Bedeutung durch den Ton und Akzent nicht hinreichend bestimmt wird, durch die Zeichnung des Charakters der Sache, die es bedeutet, in der Hand deutlich zu machen suchen. Ein Europäer, der etwas von der Chinesischen Sprache wußte, sagte einstens einem Chinesen, die Schiffe in Europa wären so groß, als die größten Häuser in China; der Ton aber, der ein Schiff bedeutet, zeigt mit einer kleinen, fast unmerklichen Veränderung auch einen Ziegelstein an. Darauf fragte der Chinese: wie groß denn die Backöfen wären, worin sie gebrannt würden? Ein und derselbe Ton bekommt, wenn er mit andern zusammengesetzt wird, noch eine Menge Bedeutungen; z. B. das Wort Mu, heißt Holz oder Baum, Mu-leao, heißt Bauholz, Mu-lae, ein hölzerner Riegel, Mu-hia, eine Schachtel, Mu-stank, ein Schrank, Mu-Tsiang, ein Zimmermann, Mu-nu, ein Pomeranzenbaum, Musing, der Planet Jupiter, Mu-mien, der Kattun ꝛc. Die Akzente werden von den Chinesen so fein ausgesprochen, daß es ein Fremder kaum merkt; indessen hat sie dieses mit mehreren Sprachen gemein. Man weiß ja, daß von einem gebornen Franzosen das che, ge, je, jedes besonders ausgesprochen wird, obgleich ein Ausländer sie oft verwechselt. Der Ton thut bei einer jeden Sprache zum Verstehen sehr viel. Die Chinesen können die Buchstaben B, D, R, Y, Z, nicht aussprechen, wenn sie daher ausländische Worte aussprechen wollen, so setzen sie dafür P, T, L, S, S. So sagen sie z. B. für Maria, Ma-li-ya, für crux, cu-lu-su, für Spiritus su-pi-li-tu-su. Dieserhalb hat Couplet der Congregation de propaganda fide den Vorschlag gethan, daß bei den bekehrten Chinesen der Gottesdienst nicht in Lateinischer, sondern in Chinesischer Sprache gehalten werden sollte; denn wenn ein Chinesischer Priester die Worte: hoc est corpus meum, nach der Landesaussprache aussprechen soll, und an-

ders würde er sie doch nicht sprechen können, da sein Sprachorgan an keine andern Töne gewöhnt ist, so würden sie so lauten: ho-ke nae-su-tu, co-ul-pu-su, me-vum, welche Töne in der Chinesischen Sprache folgende Bedeutung hätten: fluvius posse occiput res adsequi quisque tu non servus pulsus dominus; oder: ignis hospes labor ira virtus frater auris reficere mori meditari herus. So viel von der Bedeutung ihrer Wörter, welche der Ton so oder anders bestimmt, je nachdem er verändert wird. Die Aussprache dieser Sprache ist außer dem, was von den Akzenten hier gesagt worden ist, für einen Ausländer nicht weniger Schwierigkeiten unterworfen; denn die Chinesen sprechen Worte aus, die wir Europäer ihnen weder nachsprechen, noch nachschreiben können. Die Zähne der Chinesen sind ganz anders eingerichtet, als die unsrigen; die oberste Reihe derselben geht weit über die unterste hervor, und die unterste ist inwendig eingebogen. Dann hat jede Provinz, jede Stadt, ja manches Dorf seine besondere Mundart. Wenn man in der Mandarinensprache langsam redet, so kann man die Modifikationen der Sprachwerkzeuge ganz gut von einander unterscheiden, welches man aber in der gemeinen Sprache nicht kann. Auch dadurch wird ihre Sprache schwer, weil ihre Wörter mit den Wörtern anderer Sprachen nicht die geringste Gemeinschaft haben, wodurch man allenfalls dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen kann. Was nun die grammatikalische Verbindung der Wörter anbetrifft, so haben die Chinesen in ihrer Sprache keine Geschlechtsunterschiede noch Deklinationen; ja oft ist das Nennwort vom Zeitworte nicht verschieden; daher kann ein und dasselbe Wort, so in einer Verbindung ein Hauptwort ist, in einer andern ein Neben- oder Zeitwort seyn. Z. B. Sien bedeutet opfern, und auch das Opfer; Hin heißt die Freude, sich freuen, freudig.

Stehen nun dergleichen Wörter vor einem andern, daß sie eine Handlung anzeigen können, so sind es Zeitwörter, stehen sie demselben nach, so sind es Nennwörter; z. B. Ngo ngai ni, heißt: ich liebe Dich; aber ngo ti ngoi, heißt: meine Liebe. Steht ein Wort vor einem Hauptworte, so ist es ein Eigenschaftswort oder Adjectiv; z. B. Hao, heißt gut; hao gin, ein guter Mensch; aber Gin ti Hao, heißt: des Menschen Güte. Der Fall und die Zahl wird bloß aus der Zusammensetzung erkannt. Um die Mehrheit anzuzeigen, wiederholen sie entweder das Wort, z. B. Se, die Farbe, Se se, die Farben; oder sie setzen die Worte tem, poy, men, dazu; z. B. Kiai, das Dorf, Kiai tem, die Dörfer; lu, der Weg, lu poy, die Wege; Gin, der Mensch, Gin hem, die Menschen. Oft muß auch bloß der Zusammenhang entscheiden, ob von Einem oder Mehreren die Rede ist. Außer dem Fall und der Zahl wären in dieser Sprache, was die Verbindungen der Wörter anbetrifft, nicht so viel mehr Eigenthümliches, als was unsere, die Deutsche, Sprache nicht auch hätte; denn so haben wir auch Wörter, welche als Haupt-, Zeit-, Bei- und Nebenwort gebraucht werden können; z. B. Freude, freuen, freudig, und das Beiwort: eine freudige Nachricht, welches auch auffallend klingen muß, mit einem Worte, durch Abänderung einiger Buchstaben, dasselbe, nur in verschiedenen Verhältnissen anszudrücken, also es als ein Haupt-, Zeit-, Bei- und Nebenwort zu gebrauchen. Hierin hat also die Chinesische Sprache nichts Auffallendes, was man in andern Sprachen nicht auch mehr oder minder so auffallend antreffen sollte; so z. B. im Französischen le dehors (Hauptwort), dehors (Nebenwort), hors (Vorwort) le dehors de la maison, j'étois dehors u. étiez vous hors de la maison? — Fürwörter haben die Chinesen nur drei: ngo, ich, ni, du, ta, er; die Mehrzahl wird durch den Zusatz des Wörtchens

men gemacht; die Possessiva werden durch Hinzusetzung der Sylbe ti gemacht; z. B. ngo ti, mein, ngi ni, dein, ngo men ti, unser, ni men ti, euer, ta men ti, ihr, ngo ti Koue, mein Königreich, ngo ti fou, meine Stadt. Was die Zeitwörter in der Chinesischen Sprache anbetrifft, so sind sie nur ganz einfach. Sie zeigen nur drei Zeiten an, die gegenwärtige, die vergangene und die zukünftige, wovon sie die erste durch das bloße Wort, die zweite durch die Partikel leao, und die dritte durch die Partikel tsiang oder hoei anzeigen; z. B. ngo, ngai, ich liebe; ngao ngai leao, ich habe geliebt; ngo hoei ngai, ich werde lieben. Der größte Reichthum der Chinesischen Sprache besteht in den Partikeln, die es aber nicht ihrer Natur nach sind, sondern erst durch den Gebrauch dazu werden. Es sind eigentlich lauter Nennwörter. — Aus dem, was hier über die Chinesische Sprache gesagt worden ist, wird man gewahren, daß sie einen Charakter mit allen Morgenländischen Sprachen hat, nämlich den der Einfachheit in Hinsicht der Grammatik; allein sie ist schwer in Ansehung der Menge der Bedeutungen. Was nun die Gelehrtensprache anbetrifft, in welcher ihre Canonischen Bücher geschrieben sind, so wird diese Sprache gar nicht im gemeinen Leben geredet, sondern man bedient sich nur der Charaktere derselben in gelehrten Schriften. Was die Chinesische Schrift anbetrifft, so handelt darüber ein eigener Artikel; siehe Schrift (Chinesische), Th. 148, S. 500 u. f.

Unter den Regenten, welche in China die Wissenschaften und Künste beförderten und dadurch zur Ausbildung der Landessprache nicht wenig beitrugen, gehört Yum-Lo aus der Familie oder Dynastie Tamim, welcher zu Anfange des 15ten Jahrhunderts über China herrschte. Nach dem schon oben, S. 410, angeführten Professor Montucci wurde durch diesen Kaiser nicht nur der Handel aufgemuntert, sondern er erhob auch China durch seine Liebe zu den Wissen-

schaften und durch einen außerordentlich unternehmenden Geist zu dem höchsten Glanze. Er verlegte die Kaiserliche Residenz von Nanking nach Peking und wandte unermeßliche Summen zu ihrer Verschönerung an; auch kam unter seinem huldreichen Schutze das große Werk unter dem Titel: Simli oder natürliche Philosophie heraus, welches eine große Sammlung von Abhandlungen über die verschiedenen Zweige der Physik nach den Grundsätzen der Chinesischen Philosophen enthält, wozu er die Gelehrten seiner Zeit verband. Auch der schon oben erwähnte Kaiser Kienlong, welcher im verwichenen Jahrhunderte regierte, that sehr viel zur Aufmunterung der Wissenschaften und Künste. Er stiftete eine Bibliothek von 600,000 Bänden (vielleicht eine falsche Angabe), und war selbst Dichter. Unter seinen Gedichten ist das Lobgedicht auf den Thee merkwürdig; auch ließ er eine Beschreibung von China anfertigen. Unter seiner Regierung schickte England, oder vielmehr der Lond'ner Hof, im Jahre 1792, den Lord Makartney als Gesandten nach China, um eine Handelsverbindung mit diesem Lande anzuknüpfen, oder vielmehr den schon bestehenden Handel zwischen beiden Ländern einen größeren Schwung zu geben; allein die Unterhandlungen darüber suchte der Günstling und Schwiegersohn des Kaisers, Ho-Tschington, welcher ihm auch in der Regierung folgte, zu hintertreiben. — Das Meiste in der Chinesischen Literatur haben die Missionaire, besonders im siebzehnten Jahrhunderte, gethan. Die Lehren des weisen Konfuzius, der 551 vor Christi geboren und 478 vor demselben gestorben seyn soll, welche in China für heilig gehalten werden, kamen im Jahre 1687 in Paris, in Lateinische Sprache übersetzt, heraus. Unter den Jesuiten, die als Missionaire in China waren, und uns mit einer großen Anzahl Moralsätze aus den Schriften der Chinesen,

überhaupt aus ihrer Philoſophie, bekannt gemacht haben, zeichnen ſich vorzüglich: Intorcetta, Rougemont und Couplet aus; Fourmont giebt uns in ſeinem Catalogus librorum Bibliothecae regum sinicorum, und in ſeiner Grammatica sinica eine Ueberſicht der Chineſiſchen Literatur. Auch St. Julien und Abel Remuſat haben ſich Verdienſte um die Chineſiſche Literatur erworben. Von dem Letzteren haben wir ſeit dem Jahre 1817 eine Franzöſiſche Ueberſetzung von Konfuzius Lehrſätzen, ſo wie er auch zwei Chineſiſche Romane in ſeine Sprache übertragen hat, um uns mit der ſchönen Literatur China's bekannt zu machen. Auch der Engländer David hat dieſes Verdienſt. Auch eine Chineſiſche Grammatik verdanken wir Remüſat, welche im Jahre 1822 zu Paris herauskam. Wörterbücher der Chineſiſchen Sprache haben wir, außer den von einigen Miſſionairen angefertigten Wörterbüchern dieſer Sprache für Europäer, welche auch ſchon Th. 148, S. 502, 503 erwähnt worden ſind, auch noch eins von de Guignes in Folio, welches 1813 in Straßburg herauskam, und wozu J. Klaproth ein Supplement 1819 in Paris herausgegeben hat.

Sprache (Coptiſche), Koptiſche Sprache, ſ. Sprache (Aegyptiſche).

— (Croatiſche), ſ. Sprache (Kroatiſche).

— (Dalecarliſche) ſ. unter Sprache (Schwediſche).

— (Damuliſche), ſ. Sprache (Malabariſche).

— (Däniſche). Die Däniſche, Norwegiſche und Schwediſche Sprache ſind eigentlich aus einem Stamme entſproſſen, nur einige wenige Ausdrücke, die jeder von den genannten Nationen eigen ſind, ausgenommen. Sie iſt mit der Deutſchen, Engliſchen und Holländiſchen Sprache verwandt, und aller Vermuthung nach eine Tochter der Platt-Deutſchen, wie alle übrigen

genannten Sprachen. Die alte Nordische Sprache, welche im neunten Jahrhunderte von allen genannten drei Nationen geredet ward, ist dadurch gänzlich verdrängt worden, und wird nur noch in Island geredet, in welchem Lande sie sich in solcher Reinheit erhalten hat, daß jeder Isländer eben so leicht die ältesten Sagen versteht, als die Schweden, Dänen und Norweger die Briefe aus den Zeiten Karls des Neunten lesen können. Die allgemeine Veränderung, welche die Nordische Sprache zur Zeit und nach der Zeit Erichs von Pommern erlitten hat, erstreckt sich daher nicht bis Island, obgleich auch hier späterhin, sowohl durch Einführung der christlichen Religion, als durch die Handlung mit den Dänen, Engländern und Deutschen im funfzehnten Jahrhunderte Manches ist verändert worden. An den Küsten verstehen sie auch etwas Dänisch; auch können viele Isländer Dänisch sprechen; tiefer in's Land hinein versteht man aber kein Wort Dänisch, sondern nur Isländisch oder Nordisch. Der Geschmack, den die Isländer am fleißigen Lesen der alten Sagen finden, hat nicht wenig dazu beigetragen, daß sie die Nordische Sprache rein erhalten haben. Die Dänische Sprache, wie sie jetzt im Königreiche Dänemark geredet wird, hat drei und zwanzig Buchstaben des Deutschen Alphabets, welches Alphabet sie sowohl in geschriebebenen, als gedruckten Büchern gebrauchen. Sie hat achtzehn Doppellaute oder Diphthongen, als: aa, ae, oo, oo, aae, ae, ee, oe, oe, ooe, o, je, uu, yy, y, JJ, ue, ye. Im Schwedischen werden die a nicht wie im Dänischen neben einander (aa) gesetzt, sondern man bezeichnet diesen Doppellaut so, daß ein kleines a über dem andern so geschrieben ist (å). Der Doppellaut aa kommt im Schwedischen wie im Dänischen vor, and lautet dunkler als a und heller als o, so wie das

Französische au. Ein Deutscher, der ihn einmal gehört hat, kann ihn auch aussprechen, beschreiben läßt er sich nicht deutlicher, als es hier geschehen ist. Der Doppellaut ae ist derselbe wie der Deutsche å und hat denselben Laut; er wird entweder kurz und hart gesprochen, als: et ämpete, ein Amt, oder er wird lang ausgesprochen, als: åre, Ehre. Die Schweden schreiben das e über dem a (å). ø ist ein eigener Doppellaut in der Dänischen Sprache; es hat eine Aehnlichkeit mit dem Deutschen ö, als: tödlich; doch gleicht das Deutsche ö dem e mehr, als das Dänische ø. Sonst kommt der Laut mit dem Französischen eu überein. Es wird bald hart und kurz gesprochen, als: det sömmer, es geziemet; in andern Wörtern lautet es lang und weich, als: stöde, stoßen. Die Schweden sprechen ihn eben so aus, sie schreiben ihn aber mit einem o, das ein kleines e über sich hat (o). Mit dem y hat es dieselbe Beschaffenheit, wie mit dem o; denn es soll so viel gelten, als das Deutsche ü; jedoch kommt das y im Dänischen dem u gleich, da hingegen das Deutsche ü dem i in dem Französischen u ähnlich ist. Es hat auch einen zweifachen Laut, indem es hart oder kurz ausgesprochen wird, als: rynken, halten; in diesem Falle ist es dem weichen o sehr ähnlich, weshalb auch viele Jütländer keinen deutlichen Unterschied unter diesem Doppellaute machen; oder es wird weich und lang ausgesprochen, als: Dyden, die Tugend. Die Schweden brauchen auch sehr oft iu statt dieses Doppellautes. Die übrigen Doppellaute haben denselben Laut, den der erste Vokal von jedem hat, wenn er lang und weich ausgesprochen wird. Ihr Gebrauch ist, daß sie theils die Weichheit des ersten Vokales, wo man sie sonst nicht vermuthen könnte, anzeigen, theils, daß sie gleichlautende Wörter, die aber verschiedene Begriffe bezeichnen, un-

terſcheiden ſollen, z. B. Tal, Zahl. — Die Konſonanten werden im Däniſchen alle ſehr gelinde ausgeſprochen; woher es auch kommt, daß ſie nicht, wie im Deutſchen, ſch oder z haben. Dieſes geht ſo weit, daß ſie in der gewöhnlichen, ſogenannten gemeinen Rede, ſehr viel Konſonanten auslaſſen, die doch geſchrieben werden. Wenn daher der Deutſche die Däniſche Sprache lernen will, ſo muß er ſehr gelinde und ſanft die Wörter abſtoßen. So z. B. lautet b, wie das b im Deutſchen, nur wird es nie mit w oder p verwechſelt, als: Bog, Buch; jedoch wird das b oft in der gemeinen Rede wie w geſprochen, als: Aeble, Aepfel, ſpricht man Aeven. Das c wird wie im Deutſchen geſprochen, nämlich vor a, o, u wie k, und vor e und i, wie s; als: Canceler. Einige ſetzen es vor k, wenn dieſer Buchſtab doppelt ſtehen ſoll: Jcke, nicht ſtatt ikh; man findet aber bei den meiſten und beſten Schriftſtellern k an deſſen Stelle. Das ch trifft man nie in einem guten Däniſchen Werke oder bei einem Däniſchen Schriftſteller an; indeſſen brauchen es einige Schweden, ſie ſprechen es aber wie k aus. Das ſch trifft man weder im Däniſchen, noch im Schwediſchen an. Das d iſt in Däniſchen Wörtern dem Deutſchen ſehr ſchwer auszuſprechen, weil es einen gelinden Hauch hat. Es ſcheint auch oft ganz überflüßig zu ſtehen, indem man es in der Mitte der Wörter gar nicht hört, oder der Laut von demſelben wird ſo leiſe angedeutet, daß nur ein an dieſe Sprache gewöhntes Ohr es hören kann oder herausfindet; aber auch da, wo es ausgeſprochen wird und tönen ſoll, hört man es nicht ſo wie im Deutſchen. Die Schweden gebrauchen ſtatt des d oft ein th, welches ſie dann wie d ausſprechen. Das f wird wie das Deutſche v geſprochen, nur wenn es doppelt ſteht, hat es den Laut des Deutſchen ff, als: Fryfe, frieren. Mit dem g hat es dieſelbe Bewandniß wie mit dem d, in-

dem es nur fein gehaucht wird, gleichsam gezischt, als: en Stang, eine Ruthe. Man läßt es auch oft in der gemeinen Rede in der Mitte und am Ende eines Wortes aus oder spricht es doch so gelinde, daß man es kaum hören kann, als: Tag; öfters verwandelt man es in i, als: Boger, Boier, Bücher. In den drei Wörtern: mig, mir, mich, dig, wird das g immer wie i ausgesprochen, und das vorhergehende i in e verwandelt, als: mei, dei, sei. Die Konsonanten h, k, l, m, n, p, q, r, s, lauten alle wie im Deutschen, nur müssen sie gelinde ausgesprochen werden; eine Ausnahme davon macht das r, welches härter, als im Deutschen ausgesprochen wird, so daß man es gewöhnlich herausschnarrt. Das k wird aber nicht härter, als das Deutsche g gesprochen. Das t sprechen die Dänen, wie die Deutschen das t aussprechen, als: en Hiort, ein Hirsch. Soll es wie ein Deutsches t am Ende einer Sylbe lauten, so muß ein d voranstehen, als: godt, gut. Wo es hingegen eine Sylbe anfängt, da lautet es wie ein Deutsches t und darf nie mit d in der Aussprache verwechselt werden, als: tale, reden. Das v ist bei den Dänen das Deutsche w, als: vove, wagen, jedoch lautet es nicht ganz so hart, wie das w im Deutschen; denn, wenn es so hart lauten soll, so steht ein h voran, als: hvad, was. Nach einem Selbstlaute spricht man es wie u aus, als: Havre, sagt man Haure. Das x ist bei den Dänen mit dem Deutschen gleich, und wird wie gs ausgesprochen. — Der Hauptunterschied der Schwedischen und Dänischen Sprache oder vielmehr beider Dialekte liegt in dem a und e. Die Schweden gebrauchen oft a, wo die Dänen e gebrauchen. Der übrige Unterschied des Dialekts ist theils nicht so häufig, theils nicht so merklich. Alle Buchstaben können entweder klein oder groß geschrieben werden. Mit großen Buchstaben schreibt man im Dänischen: 1)

alle Anfangsbuchstaben eines Satzes, einer Periode, überhaupt den Anfang einer Rede, Erzählung ꝛc.; so wie nach jedem Punkte oder Schlusse eines Satzes ꝛc. der neue mit einem großen Buchstaben anfängt oder beginnt; 2) alle Eigennamen; 3) alle Aemter und Ehrentitel, so wie die daraus hergeleiteten Adjectiv oder Beiwörter; 4) alle persönliche Fürwörter, die man Leuten, denen man Achtung und Ehrerbietung schuldig ist, giebt. — Mit dem Buchstaben S hat es in Hinsicht der Schreibart dieselbe Bewandniß, wie im Deutschen; es kann lang und kurz geschrieben werden: ſ, s. Das lange ſ kommt am Anfange und in der Mitte eines Wortes vor, das kurze s am Ende desselben, jedoch muß das doppelte ſſ am Ende einer Sylbe lang geschrieben werden, wie auch in der Mitte des Wortes; auch wird es lang geschrieben, wenn es ein t bei sich hat. — Was die grammatikalische Bearbeitung der Dänischen Sprache anbetrifft, so gab Erich Pontoppidan im Jahre 1668 eine Dänische Grammatik unter dem Titel: Grammatica Danica heraus. Nach ihm, im 18ten Jahrhunderte, gab Hoven seine Anfangsgründe der Dänischen Sprache im Jahre 1744 zu Odensee heraus; dann Baden zu Kopenhagen im Jahre 1765 und 1792 seine Forlarsningar over det danskesprog, eller resonneret danske Grammatik (Vorlesungen über die Dänische Sprache ꝛc.). Bloch gab im Jahre 1818 eine Dänische Sprachlehre heraus, und so noch mehrere Andere, wovon oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 338, noch einige angeführt worden sind. — An Wörterbüchern erschienen Heinrich von Aphelen Diction. Royal Fransk og Dansk, Dansk og Fransk, Kopenh., 1759, 2, 4, und wieder 1772—76 3 Bde., und 1780 3 Bde.; und dessen Kongelig Dansk Ord-bog, oglyst med Exempler og Talemander, 1764, 3 Bde. Jac. Badens, Müllers und Reislers

Wörterbücher sind schon oben, S. 338 angeführt worden; dann haben noch Wörterbücher herausgegeben: F. H. Goldberg, 1807, in 4 Bden. F. C. Primon, 1810, in 2 Bden, und C. H. Molbech, 1818 ꝛc. Die Bibel ist als ein Hauptwerk in der früheren Literatur der Dänen zu betrachten. Gleich nach der Reformation behalf man sich mit Luthers Uebersetzung. Im Jahre 1550 wurde aber die Bibel in das Dänische nach der Luther'schen Uebersetzung übersetzt; sie wurde nachher verschiedene Male verbessert; unter andern im Jahre 1607 von Joh. Paul Resenius, Bischof in Seeland; im Jahre 1633 von dem Kopenhagenschen Theologen; im Jahre 1647 von Joh. Spaning, und im Jahre 1732 von Strenbüch und Vinding. In der übrigen Literatur haben die Dänen lange Zeit sich nur mit Nachahmung und Uebersetzung ausländischer Schriftsteller beholfen; nur erst seit dem zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts haben sie sich auch durch eigene Schriften hervorgethan, und dadurch ihre Sprache bedeutend bereichert und vervollkommnet. So z. B. sollen die satyrischen Werke des J. J. Sorterup, Togar Rennbarg, Andreas Bording keinen großen Kunstwerth besitzen, so auch die lyrischen Werke des Th. Kingo und W. Helt. Dagegen führte einen bessern Geschmack Ludwig Freiherr von Holberg ein, welcher im Jahre 1684 zu Bergen in Norwegen geboren ward, und 1754 starb. Er machte Versuche in mehreren Zweigen der schönen Literatur. Seine sämmtlichen Schriften erschienen von neuem gesammelt im Jahre 1806 in 21 Bänden. Unter seinen Schriften zeichnen sich seine Lustspiele und Fabeln besonders aus. Ihm folgte Chr Falster, als Satyriker; Chr. Braumann Tullin, als Lyriker und didaktischer Dichter; J. Clem. Tode, als Lyriker und Dramatiker, auch noch als guter Erzähler bekannt.

Dieser Schriftsteller hat sich auch als Arzt durch volksthümliche Schriften in der Medizin bekannt gemacht, die alle ins Deutsche übersetzt worden sind, so auch einige seiner schönwissenschaftlichen Arbeiten. Joh. Ewald, als Lyriker und Dramatiker ꝛc.; seine Werke erschienen in 6 Bdn. im Jahre 1780. Hermann Wessel, Chr. Pram, Ed. Storm, Th. Thaarup, Rahbek, Jons Baggesen, Ad. Oelenschläger, J. Nordahl Bruun, Ad. W. Schack, von Staffelt und Andere haben sich bis auf die neueste Zeit in den schönen Wissenschaften als Epopäen-, Idyllen- dramatischeu. Romanen- ꝛc. Dichter ausgezeichnet. Im Jahre 1760 bildete sich auch eine Gesellschaft zur Beförderung der Sprache und Literatur in Dänemark, und ihre Bemühungen haben reichliche Früchte getragen. Sie gab eine Sammlung von Aufsätzen der schönen und nützlichen Wissenschaften heraus. Auch in den nützlichen Wissenschaften, dem eigentlichen Felde der Gelehrsamkeit, haben die Dänen Schriftsteller aufzuweisen, die sowohl den Wissenschaften, denen sie dienten, als auch der Sprache sehr förderlich waren. Die Namen aller dieser Männer in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften hier anzuführen, würde diesen Artikel zu weit ausdehnen, der nur hauptsächlich der Sprache und zunächst der Literatur gewidmet ist, die auf die Umgangssprache ganz vorzüglich Einfluß hat, also den schönen Wissenschaften.

Was nun die alte Nordische Sprache anbetrifft, von der schon Eingangs dieses Artikels geredet wurde, und welche die Grundsprache, oder vielmehr die Ursprache der drei Nordischen Völker, Dänen, Schweden und Norweger, gewesen ist, ehe andere Sprachen, namentlich die Deutsche, darauf Einfluß hatten, die auch noch jetzt von allen fremden Sprachen am meisten in Dänemark verbreitet ist. Wie schon oben bemerkt wor-

den, ist die Nordische Sprache noch in ihrer möglichsten Reinheit auf Island, einer noch zu Dänemark gehörigen Insel, fortgepflanzt worden. Von dem Ursprunge dieser Sprache hat der Kanzleyrath und Ritter Jhre in der Vorrede zu seinem Schwedisch-Gothischen Wörterbuche Manches gesagt; am besten kann man aber von dieser Sprache aus Olof Tryggwasons und einigen andern Sagen urtheilen, die im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhunderte geschrieben worden sind, da diese Sprache noch in ihrer größten Reinheit gesprochen wurde. Da aber solche nicht überall bekannt sind, so stehe hier zur Probe das Vater Unser, wie es in der 1585 gedruckten Schrift lautet, woraus man gewahren wird, wie wenig Veränderungen diese Sprache innerhalb eines Zeitraumes von fast 200 Jahren unterworfen gewesen ist.

1585. Fader vor thu sem ert a himnum. Helgist nafn thitt. Tilkome thitt rüke. Verde thinn vilie so a jordu sem a himne. Gief ossi dag vort dagligt braud. Og fyrerlat oss vorar skullder, so em vier fyrerlautum vorum skulldunautum. Og inleid oss ecki i freistne. Hellda frelsa thu oss af illu, thuiat thitt er riikit, maattur og dyrd um allder allda Amenn.

1746. Fader vor thu sem ert a himnum, helgest thitt nafn, tilkomme thitt rike, verde thin vilie, so a jordu sem a himne. Gief thu oss i dag vort daglegt braud, og fyrer giefoss vorar skullder, so sem vier fyrergiefum vorum skuldunautum, og innleid oss ecke i freistne, helldur frelsa thu oss fra illu, thuiad thitt er rüked og maattur og dyrd um allder allda Amen.

Was die Aussprache anbetrifft, so kann man solche in vier Mundarten abtheilen. Diejenigen Isländer, welche an der östlichen Seite des Landes wohnen, ziehen sehr die Worte, welches in den übrigen Orten nicht so der Fall ist. An der westlichen Seite haben sie viele, an andern Orten ungewöhnliche Worte, und bei See-

fialds Jökul sprechen sie das aa wie ai aus. Im Süden des Landes wird das o in gewissen Worten vor dem r kurz ausgesprochen; z. B. Hvoriger, moraud etc., da es sonst gewöhnlich lang ist. Im Norden des Landes giebt man den Worten ganz andere Geschlechter; z. B. skur ist da ein männliches Geschlecht, sonst ein weibliches, klara ist ein weibliches, sonst ein männliches Geschlecht. Das Alphabet der Isländer besteht aus denselben Buchstaben, wie das Schwedische, außer dem Th, welches Schriftzeichen, nebst dessen Laut, verloren gegangen ist. Die Engländer besitzen ihn noch, obgleich er für Fremde schwer auszusprechen ist. Da Island größtentheils von Norwegern zuerst angebauet worden ist, deren Mundart mit der Schwedischen Sprache sehr viel Aehnlichkeit hat, so war der Unterschied zwischen der Isländischen und Schwedischen Sprache vor 900 Jahren gewiß noch weit geringer. Da nun Island in dieser ältesten Zeit seiner politischen Verfassung von Fremden wenig besucht ward, so trifft man daselbst noch die alte Skandinavische Sprache so ziemlich in ihrer alten Gestalt an. Die wenigen Veränderungen, die sie erlitten hat, welches man aus der Vergleichung des Arae-schedas zu Anfange des 11ten Jahrhunderts mit neuern Isländischen Schriften ersieht, sind nicht von Bedeutung. Thordur Thorlakson will in den neuern Schriften verschiedene Archaismen bemerkt haben. Auch findet man, nach Ihre, zwischen der Isländischen und der Sprache des Ulphilas im Codice argenteo in Worten, Idiotismen und dem Genius der Sprache selbst eine große Uebereinstimmung an. Die Sprache der Isländischen Dichter oder Skalden geht von der gewöhnlichen nicht nur durch viele mythologische und allegorische, dem orientalischen Schwulste ähnliche Ausdrücke ab, sondern hat auch ihre eigenen Wörter, die keine Aehnlichkeit mit andern Gothischen Dialekten

haben. Um die Sprache der Isländer, die alte Nordische Sprache, haben sich verdient gemacht Runolph Jonsson durch die Herausgabe einer Isländischen Grammatik, welche zu Kopenhagen im Jahre 1651 erschien. Sie ist in Hickesii Elementa linguarum septentrionalium. Oxford, 1688, als auch in dessen Thesaurus, Oxford, 1703, wieder abgedruckt worden. Vollständiger ist Jonas Magnusens Grammatica Jslandica, welche bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts im Manuscript vorhanden war, von dem der Kanzleirath und Ritter Ihre ein Exemplar besaß; eben so wie diese, soll auch Eggert Olsens Orthographia Islandica, die bis zu der genannten Zeit auch nur Manuscript war, gedruckt zu werden verdienen. — Was die Wörterbücher anbetrifft, so ist das älteste Isländische Wörterbuch Wormii Specimen Lexici runici, welches Magnus Olaffen ausgearbeitet hat und das im Jahre 1650 in Folio zu Kopenhagen in Druck erschien. Ihm folgte Gudmundi Andreae Lexicon Islandicum, das Resenius im Jahre 1683 zu Kopenhagen in Quart herausgab, welches aber nach Ihres Zeugniß so schlecht und fehlerhaft abgedruckt ist, daß derjenige, welcher die Sprache nicht schon versteht, es nicht mit Nutzen wird gebrauchen können; dann Verelii index linguae vet. Scyto-Scandicae, von Rudbeck im Jahre 1691 zu Upsala in Folio herausgegeben; Rugmans Monosyllaba Islandica lat. explicata, Upsala, 1676 in 8; und zwei Lexica latina Islandica, zu Kopenhagen 1734 und 1738, in 8 erschienen. In der Bibliothek zu Upsala soll sich eine Abschrift von einem geschriebenen Lexicon Isl. Latin. befinden, welches der Dr. Uno v. Troil aus Island dahin gebracht hat; auch besitzt das Antiquitäten-Archiv daselbst ein anderes sehr weitläuftiges Werk von Gudmunde Olaffen, welches der Assessor

Gagnerus in Ordnung gebracht und vermehrt hat. Auch Runolph Jonsſon hat ein Isländiſches Wörterbuch ausgearbeitet, eben ſo Jon Olſſen, deſſen Wörterbuch ſehr vollſtändig ſeyn ſoll. Es iſt nur ſchade, daß viele von dieſen Werken, die mit beſonderm Fleiße ausgearbeitet worden ſind, aus Mangel an Unterſtützung nicht haben herausgegeben werden können; denn da die Isländiſche Sprache kein großes Publikum zählt, ſo haben ſich zur Herausgabe großer Werke nie Verleger gefunden, und ſo iſt manches gute ältere Werk über die alte Nordiſche Sprache und Literatur Manuſcript geblieben. Was die übrige Literatur Islands anbetrifft, ſo iſt ſie zwar nicht bedeutend, indeſſen kann man ſie doch nicht ganz arm nennen, obgleich die Buchdruckerkunſt kurz vor der Reformation ſchon nach Island gekommen iſt. Das erſte Buch, welches in Island im Jahre 1531 gedruckt wurde, war das Breviarium Nidarosiense; dann kam das Haudbock Praesta (Prediger-Handbuch), und ein Catechismus Luthers. Im Jahre 1584 erſchien die erſte Bibel in Folio; 1578 das Isländiſche Geſetzbuch, und 1589 Viri Theodori Summaria. Die beiden letzten Bücher erſchienen zu Nupufell, das 10 bis 12 Meilen von Hoolum entfernt liegt, in welchem Orte die übrigen oben erwähnten Bücher erſchienen ſind. Die Buchdruckerey ward darauf im Jahre 1685 von Hoolum nach Skallholt verlegt, woſelbſt 41 Bücher gedruckt wurden, worunter das erſte war: Paradysar Lykell, ingleichen forfädra bok 1686, und das letzte Boenabok Sira Thordar Bardarsonar med vika Saung Olearii utl. af Sira Steines, 1697. Zu Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts kam die Buchdruckerey wieder nach Hoolum zurück, nachdem der Biſchof Björn Thorleiffſon ſolche nebſt den Privilegien für 500 Rthlr. gekauft hatte. Seit dieſer Zeit ſind hier ſtets einige hiſtoriſche Bücher gedruckt worden, worunter ſich

Gustav Landkronas aus dem Schwedischen ins Isländische übersetzte Lebensbeschreibung auszeichnet, die zu Hoolum 1756 erschien. Die meisten Schriften, welche erscheinen, sind größtentheils religiösen Inhalts. Das Verzeichniß der Isländischen Bücher kann sich auf mehrere Hundert belaufen. Die vorzüglichsten Werke in der schönen Literatur Islands sind die Sagen, besonders die Edda, nach deren Angabe es nicht weniger als 136 Versarten, auf Isländisch hattur, giebt, welche alle ihre besondern Regeln haben. Man muß also hieraus abnehmen, daß die Isländische Poesie die weitläuftigste und reichste ist; denn keine Sprache, sagt ein Schriftsteller, kann einen so reichen poetischen Sprachschatz aufweisen, als die Isländische. In neuester Zeit scheint die Literatur Islands in Stocken gerathen zu seyn, weil man wenig Bemerkenswerthes in derselben und darüber geschrieben findet, wozu vielleicht die Kriege, worin Dänemark wegen Frankreich ꝛc. verwickelt war, das meiste beigetragen haben, in welchen Islands Literatur wegen der Politischen Angelegenheiten wenig beachtet wurde. Nur nach dem Befreiungskriege und der allgemeinen Waffenruhe des Nordens von Europa scheint man wieder auf Island und seine Literatur aufmerksam zu werden, wozu besonders Norddeutschland durch Hervorsuchung der alten Sprach- und Literatur-Dokumente seines Landes Veranlassung gegeben hat. Wichtig in der Isländischen Literatur sind auch die Annalen oder Jahrbücher der Isländer, worin sie Jahr für Jahr anzeichnen, was sich sowohl in ihrem Lande, als an andern Orten Wichtiges zugetragen hat. Diese Jahrbücher haben mehr Gewicht, als ihre Sagen. Semundr und Are Frode machten damit den Anfang, und sie sind seit der Zeit bis auf unsere Zeiten fortgesetzt worden.

Sprache (Deutsche). Die Deutsche Sprache ist eine der ältesten Europäischen Sprachen, daher ist es

schwer, sie von ihrem Ursprunge an zu verfolgen und eine begründete Geschichte ihres ursprünglichen Stammes zu liefern; denn die Nachrichten von der anfänglichen Bevölkerung unsers Deutschen Vaterlandes sind so unvollständig, dunkel und sich widersprechend, daß es schwer hält, daraus einige Muthmaßungen, geschweige denn eine Gewißheit zu ziehen oder zu schöpfen. Wenn nach der Sprachverwirrung, hauptsächlich aber wohl nach der Uebervölkerung Asiens, indem sich die Stämme der Nomadenvölker, und selbst der schon politisch wichtigen polizirten Völker drängten, sie unzufrieden mit ihrer Lage, ihrer Verfassung ꝛc. wurden, so mußten sie sich andere Wohnplätze suchen, und daher entstanden die Völkerwanderungen, die wir noch jetzt in dem kultivirten Europa im Kleinen, selbst bei uns, den Deutschen, gesehen haben, z. B. die Wanderungen oder vielmehr Ueberschiffungen der Engländer, Franzosen und Deutschen nach Amerika, die Auswanderung der Würtemberger, Salzburger ꝛc. nach Preußen, Rußland ꝛc., welches uns wenigstens eine Skizze von den großen Auswanderungen, Völkerwanderungen der ältesten Völker Asiens nach andern Welttheilen zeigt. Europa ist vielleicht eben so zeitig als Afrika mit Menschen besetzt worden; daher scheint die Meinung derjenigen nicht ganz ungegründet zu seyn, welche die ersten Bewohner Europas, überhaupt die ersten Einwanderer und Bevölkerer dieses Welttheils für Deutsche und für den Stamm aller übrigen Europäischen Völker halten, obgleich sie anfangs einen andern Namen, als: Scyten, Phrygier, Celten ꝛc., gehabt, und auch nicht gleich in denjenigen Provinzen gewohnt haben, die wir jetzt mit dem gemeinschaftlichen Namen Deutschland belegen oder benennen. Diese Völker haben nun eine eigene Sprache, wenn auch in verschiedenen Dialekten, gehabt, welche also die älteste in Europa, folglich eine Mutter und Wur-

zel aller übrigen jetzt bekannten Europäischen Sprachen seyn muß, und wenn dieses nun die Deutsche, unter welchem früheren Namen sie auch erschienen seyn mag, ist, so wird man die Plattdeutsche oder sogenannte Niedersächsische, Norddeutsche Sprache, als die älteste unter ihren Gattungen und Mundarten ansehen müssen, und daher findet man auch die große Verwandtschaft in so vielen Grundwörtern der übrigen Europäischen Sprachen mit der Deutschen, wie wir dieses auch in der Griechischen finden, wenn wir die Wurzeln der Wörter dieser Sprache genau untersuchen. Ueberhaupt dürfen wir uns durch den Ton, Klang, unserer jetzigen Deutschen Sprache, die nicht mehr wie die alte Scytische, Celtische ꝛc. klingt, oder weil wir in den übrigen Sprachen Europas keine solche Aehnlichkeit mit der Plattdeutschen Sprache wahrnehmen, nicht irre machen lassen; sondern wir müssen es als eine Verwirrung der verschiedenen Dialekte ansehen, welche die Sprachen geschaffen haben, die der Ursprache Europas nicht mehr ähnlich sehen; denn durch die früheren so häufigen Vertauschungen der Wohnplätze unserer Vorfahren, ihren Umgang, ihre Gewerbe, Kriege und Vermischung mit ihren Nachbaren, hat ihre Sprache, gegen die jetzige gehalten, beinahe unkenntbar gemacht, und die vielen Töchter des Stammes haben diesen fast verdrängt. Denn durch die Abkürzung, Zusätze, Versetzung eines oder mehrerer Buchstaben ist der Laut und Klang der alten und neuern Europäischen Sprachen ganz verändert worden, ihre Bedeutung ist aber immer dieselbe geblieben, welches man aus deren Zusammenhaltung und Vergleichung deutlich sehen kann. *) Selbst in dem eigentlichen Vaterlande der Deutschen Sprache, in Deutschland, ist dieses mehr denn zu sichtbar, und

*) Th. Ludekenii orationis dominicae versiones centum, p. 32 s.

bedarf nicht erst der weitläuftigen Beweise: daß die alte Ursprache durch mancherlei Veränderungen, Vermischungen ꝛc. sich in mancherlei Mundarten getheilt hat und sich nicht mehr gleich ist. Was die Verwandtschaft der Deutschen mit den alten Sprachen, der Griechischen und Lateinischen, anbetrifft, so sagt darüber Reimann in seiner Literaturgeschichte der Deutschen, Bd. 2, S. 24, Folgendes: „Es ist nichts gewisser, als daß die Griechischen Buchstaben und die ganze Sprache von der Deutschen überkommen, und daß die allermeisten Wurzeln der Griechischen Worte noch heutiges Tages in der alten Niedersächsischen und Plattdeutschen Mundart, welches die erste und älteste Sprache in ganz Europa ist, enthalten sei.“ Und ferner, S. 31: „Es ist aus den glaubwürdigsten Geschichten erweislich, daß die alte Deutsche oder vielmehr Japhetische und Celtische Sprache die Stamm- und Wurzelsprache der meisten Völker in ganz Europa gewesen ist, und daß aus derselben, vor Christi Geburt, zuerst die Griechische, hernach die Etruskische oder Lateinische, dann die Gothische, und nach Christi Geburt, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, die Französische und Englische entsprossen sei.“

Adelung theilt die Geschichte der Deutschen Sprache in sechs Hauptabschnitte, welche mit der Geschichte der Kultur und der Sitten in der genauesten Verbindung stehen. Der erste Abschnitt geht von dem Ursprunge der Deutschen Völkerschaften an, bis zur großen Völkerwanderung; der zweite von da an bis auf Karln den Großen; der dritte von dessen Regierung an bis zu den Schwäbischen Kaisern; der vierte von diesen bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts; der fünfte von da bis zur Reformation; der sechste von der Reformation ab bis zur gegenwärtigen Zeit. Was wir aus dem ersten Zeit-

raume der hier angeführten Eintheilung wissen wollen oder zu wissen vorgeben, ist: daß die Deutsche Sprache die Mutterſprache eines sehr alten und zahlreichen Volkes ist, welches sich in mehrere kleinere Völker oder Stämme theilte, die ihren Wohnsitz ursprünglich in der Gegend des Schwarzen oder Kaspischen Meeres hatten und auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nach dem heutigen Deutschland wanderten. Nach Adelung soll es ein Irrthum seyn, die alten Sprachen des nördlichen und westlichen Europa's unter die allgemeinen Namen der Scythischen und Celtischen Sprache zusammen zu fassen; denn es habe in den frühesten Zeiten der Bevölkerung Europa's nicht bloß zwei Hauptsprachen gegeben, sondern in manchen südlichen Theilen Europa's haben die Phönizische und andere West-Asiatische Sprachen, und in die Griechische habe vielleicht auch die Aegyptische eingewirkt. Wenn man aber auf die Ursprache Europa's zurückgeht, so scheint die Meinung anderer Sprachforscher auch nicht verwerflich zu seyn, welche die oben genannte Scytische und Celtische Sprache als diejenigen Sprachen betrachtet wissen wollen, welche ursprünglich den Bewohnern von ganz Europa zugehörten, da sich mehr Gründe für die letztere Meinung, als für die erste aufstellen lassen; denn südliche und westliche Völker werden sich nicht so leicht zur Auswanderung nach nördlichen rauhen, der Vegetation so ungünstigen Ländern entschließen, selbst wenn sie durch die Ueberzahl gedrängt werden, als nordwestliche Völker, welche schon an ein rauhes Klima gewöhnt sind, und daher ist es eher zu vermuthen, daß die Gebirgsvölker des nord-westlichen Asiens ihre Auswanderung nach Europa begonnen haben, und die südöstlichen nach Afrika; denn erst als die Schiffahrt der Phönizier, Aegyptier, Cartaginenser und anderer Völker Asiens und Afrika's im Gange

war, kamen andere Völkerstämme, andere Sprachen nach Europa und vermischten sich mit der Sprache der Ureinwohner, die auch schon mannigfaltige Dialekte gehabt haben muß. Die Celten sollen sich daher auch über den westlichen Theil von Europa verbreitet haben, ja Kolonten nach Italien und Griechenland, ja selbst bis nach Persien geschickt haben, also wieder nach dem Erdtheile zurück, aus dem Europa bevölkert worden seyn soll. Dieses will man daraus ableiten, daß man in den Sprachen aller dieser Länder Spuren findet, die von einer gemeinschaftlichen Mutter zeugen, wie auch schon oben angeführt worden ist. Die Uebereinstimmung der Wörter: Tochter im Deutschen, θυγατης, im Griechischen, Dochter, im Persischen; Vater, πατης, Badar; Mutter, μητης, Maadar; Thür, θυρα, Dar, in eben diesen Sprachen, welches doch wohl mehr als bloßer Zufall ist. Von dieser Deutschen Ursprache ist uns bis auf die jetzige Zeit wenig überkommen; aber diese wenigen Ueberbleibsel zeigen uns doch den Urstamm der Deutschen Sprache an. Aus den Griechischen und Lateinischen Schriftstellern lernen wir einige dieser Urwörter kennen, die aber durch Hinzufügung Griechischer und Lateiuischer Endungen sehr entstellt worden sind; sie zeigen uns aber einige leichte Spuren von einigen Theilen der Rede. Von vielen Nennwörtern, die uns jene alten Schriftsteller aufbehalten haben, ist die allgemeine Bedeutung aus der Dentschen Sprache genommen worden. Hier nur einige zur Probe. Die Endsylbe mag wird bei vielen dergleichen Wörter angetroffen, als: Noviomagum, Neomagus, Rotomagus, Juliomagus etc. Dieses Wort scheint ursprünglich so viel geheißen zu haben, als eine Wohnung. Von dem Worte Brieg, welches man gleichfalls bei den Alten häufig antrifft, ist das jetzige Wort Brücke abgeleitet oder aus der Veränderung des Urwortes entstanden, welches die

Lateiner bald briga, bald briva schreiben; z. B. Arabriga, Lacobriga, Baudobriga etc. Dun, jetzt Dünen, Gau, Rich (Reich), sind in Menge von alten Wörtern sichtbar, und beweisen klar genug, daß die Deutsche Sprache mit den Sprachen jener Völker verwandt ist. Wie diese Verwandtschaft aber genauer zu ermitteln ist, oder wie dieses Dunkel eigentlich aufgeklärt werden kann, dazu fehlen die Beweise und Mittel. Nur so viel ist gewiß, daß beim Drängen der Völker in Asien um sich auszubreiten, sich mit ihren Herden neue Weideplätze zu suchen, oder auch kriegerisch gerüstet, mit allen Habseligkeiten beladen, mit Weib und Kind in ganzen Horden in fremde, ihnen unbekannte Länder zu ziehen, sich diejenigen Völker, welchen Europa näher lag, hierin einen Ausweg suchten, und diejenigen, welchen Afrika näher lag, sich dahin begaben, wie wir solches auch aus der heiligen Schrift bei den Zügen der Israeliten nach Aegypten gewahren. Daß übrigens diejenigen Völker, welche aus Asien nach Europa gewandert sind, sich erst überall auf ihren Wanderungen festgesetzt haben, ist gewiß; denn nur erst nach und nach können diese Wanderungen und mit ihnen die Bevölkerung von ganz Europa geschehen seyn; also läßt sich auch eine Ursprache annehmen, die sich in mehrere Dialekte verzweigt hat. Welchen Charakter aber diese Ursprache gehabt hat, darüber herrschen bloß Vermuthungen, und da man in allen Sprachen, bei Untersuchung ihrer ältesten Stammwörter, die meiste Aehnlichkeit mit der Deutschen findet, so urtheilt man hieraus, daß diese Ursprache einen Deutschen Charakter gehabt haben muß. Nach Adelung und andern Sprachforschern soll die jetzige Deutsche, die Isländische, Schwedische, Dänische, Holländische, Belgische, Schottische, Irländische und die Volkssprache mancher einzelnen Provinzen in England, Frankreich, Spanien ꝛc., die vornehmsten

ältesten Ueberbleibsel der alten Europäischen Sprachen seyn, die sich dann sämmtlich auf eine Ursprache, als Dialekte davon, zurückführen lassen. Daß die Sprache der alten Germanen, als sie mit den Römern Krieg führten, noch sehr rauh und unmelodisch gewesen seyn muß, läßt sich aus manchen uns durch die Römer aufbewahrten Namen ihrer Fürsten und vornehmsten Feldherrn, als auch aus andern Wörtern schließen, die noch einen besseren Klang durch die Römische Aussprache erhalten haben, da sich die Töne einer ganz rauhen, noch keine Kultur verrathende Sprache sehr schwer in einer, aller Modulation schon fähigen Sprache wiedergeben lassen, weil hier die Sprachwerkzeuge schon ausgebildet sind, und rauhe Töne nicht gut wieder geben können. Dieser Zustand der Rohheit hätte vielleicht sehr lange fortgedauert, wenn nicht in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, nämlich im dritten und den folgenden, neue Völkerhaufen aus dem nördlichen Asien und Europa sich nach dem Westen und Süden des letztern Welttheils gedrängt, und nicht nur Deutschland, sondern auch das ganze westliche und südliche Europa mit neuen Völkern und Volksstämmen angefüllt hätten. Die Einwohner Deutschlands änderten also ihren Wohnsitz, daher auch die Mundarten verpflanzt und auch wohl hin und wieder vermischt wurden. Es kamen nun neue, zum Theil verwandte, zum Theil noch ganz fremde Volksstämme nach Deutschland, welche neue Sprachen und Dialekte mitbrachten. Unter diesen Letztern sind hauptsächlich die Slaven zu bemerken, welche in den nördlichen und östlichen Gegenden Deutschlands sich festsetzten und ihre Sprache einführten. Ein anderer Zug der mit den Deutschen verwandten Völker waren die Gothen, welche ihre Wohnsitze am schwarzen Meere hatten, von den Hunnen gedrängt, sich aber nach Westen wandten und zu

beiden Seiten der unteren Donau sehr weit ausbreiteten. Ein Theil derselben, welcher in dem alten Mösien, jetzt Wallachey, wohnte, hatte es in der Kultur schon ziemlich weit gebracht, wozu Griechenland, als Nachbarland, wohl sehr viel beigetragen hatte; auch war die christliche Religion schon bei demselben eingeführt. Diesen Mösischen Gothen verdanken wir das älteste Denkmal einer Deutschen Mundart, nämlich des Ulphilas Uebersetzung des neuen Testaments. — Nachdem die Völkerwanderungen anfingen ihr Ende zu erreichen, fingen sich auch die in Deutschland niedergelassenen Völker zu bilden an, indem Staaten eingerichtet, Verfassungen eingeführt, und der frühern rohen und unumschränkten Lebensart der Deutschen dadurch Schranken gesetzt wurden. Auch die christliche Religion fing hin und wieder an der Donau und am Rheine Wurzel zu fassen an; kurz Deutschland fing an die Früchte der Gesittung, der eigentlichen Menschenwerdung zu genießen, und mit dieser Gesittung erhielt auch die Sprache einen größern Reichthum an Wörtern und mehr Klang. Die Franken waren das erste Deutsche Volk, welches sich zu bilden anfing, wozu sie nach ihrer Niederlassung in dem schon gesitteten Gallien noch mehr Veranlassung fanden, und diese Kultur bot ihnen auch die Mittel dar, durch welche sie sich einen großen Theil von Europa unterwarfen und die Fränkische Monarchie stifteten. Denkmäler der Sprache aus diesem ersten Zeitraume sind nur sehr wenige noch übrig. — Die Lateinische Sprache war die eigentliche Schriftsprache, welche von den Geistlichen, die sie nur verstanden und schrieben, zu allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht wurde; die übrigen Klassen des Volkes sprachen das rauhe Deutsch, und die Vornehmsten darunter das verderbte Latein der Geistlichen. — Der zweite Zeitraum beginnt mit Karln dem Großen, der ohne seine Helden-

thaten schon darum den Beinamen des Großen verdient, daß er die gleichsam von den Geistlichen und Vornehmsten der Nation verachtete Deutsche Sprache durch sein Beispiel zu heben und von der Verachtung, worin sie stand, zu befreien suchte. Er gab sich die größte Mühe die Sprache seiner Franken zu kultiviren, und ihren Gebrauch allgemein zu machen. Er lernte nicht nur vom Erzbischof von Mainz, Rabolin, vom Abte zu St. Gallen, Walfried, vom Bischof zu Hildesheim, Hanno, Deutsch, sondern vermehrte auch diese Sprache und zugleich die Kultur des Verstandes dadurch, daß er vielen Sachen, welche die Deutschen aus andern Ländern bekommen hatten, Deutsche Namen gab; er sammelte die Volkslieder der Alten, schrieb sie selbst ab, und munterte die Deutschen auf, seinem Beispiele zu folgen, indem er selbst als Philosoph, Sprachlehrer und Redner auftrat. Er legte Schulen an, und ließ die heilige Schrift in Deutsche Verse übersetzen, um sie dadurch dem Volke ansprechender zu machen; auch zugleich auf die Deutsche Sprache zu wirken, weil sie dadurch an Biegsamkeit und Klang gewann, woran es ihr vorher gefehlt hatte. Deutschland bestand unter den Fränkischen Monarchen aus fünf Völkerschaften: den Ostfranken, Allemannen, Bayern, Thüringern und Sachsen, wovon jede ihre besondere Mundart hatte, unter welchen die Fränkische die Hofsprache war. Dieser Aufgang der Morgenröthe der Deutschen Sprache wurde auch noch von Ludwig dem Frommen befördert, welcher die Bibel in Niederdeutsche Reime, also in die Sächsische Mundart übertragen ließ; auch wurden unter ihm noch mehrere Schulen angelegt, in welchen zwar kein Deutsch gelehrt wurde, die aber dennoch bei allen ihren Mängeln zur Bildung des noch rohen Geschmacks vieles beitrugen. Auch Ludwig der Deutsche, der erste Regent Deutschlands als eines besondern Landes, that

gleichfalls viel für die Deutsche Sprache. Von dieser Zeit ab bis zu den Schwäbischen Kaisern ist zwar die Sprache nicht wieder in ihren frühern rohen Zustand zurückgekehrt; allein sehr wenig für dieselbe gethan worden, indem die Kultur jetzt eine andere Richtung nahm und den Gewerbefleiß weckte, wodurch Städte entstanden, und in ihnen Handwerke oder Zünfte, Manufakturen und Handel, wodurch sich Wohlstand, aber auch der Luxus verbreitete, welches alles der Kultur der Sprache und der Wissenschaften und Künste hätte förderlich seyn können, wenn von der andern Seite nicht die unaufhörlichen innern Unruhen, das Faustrecht und die Kriege von außen sie aufgehalten und behindert hätte. — Unter den Schwäbischen Kaisern fängt eine neue Periode für die Sprache und schönen Künste mit den Schwäbischen Dichtern an, welche in ganz Deutschland Bewunderung und Nachahmung fanden, und diese macht den dritten Zeitraum in der Kultur der Sprache aus. Die Muster, nach welchen sie sich bildeten, waren zwar die sogenannten Troubadours oder Provenzaldichter, die sich hundert Jahre früher in dem südlichen Frankreich gebildet hatten, und deren Gegenstand das Ritterwesen und die Liebe war. Auch trug zur Erhebung dieser Dichtkunst in Deutschland die Lehnsverfassung bei, welche damals ihren höchsten Gipfel erreicht hatte, und unter den obern Klassen des Volkes Würde, Macht und Glanz, und unter den niedern blühenden Handel, Gewerbe und Geschmack verbreitete. Die Dichtkunst wurde das herrschende Vergnügen des hohen Adels, und die dadurch ausgebildete Allemannische oder Schwäbische Mundart die Hofsprache des ganzen gesitteten Deutschlands; auch wurde sie in die Gerichtsstuben eingeführt, wovon der Schwabenspiegel zeigt. Der dichterische Geist der Nation ward dadurch wieder geweckt und Schwaben oder Allemannien, die

Schweiz mit einbegriffen, als der Mittelpunkt der Entwickelung Deutscher Sprache und Dichtkunst angesehen, und die Dichter dieses Zeitpunktes, denen man den Namen Minnesänger giebt, weil sie nach den Provenzalen hauptsächlich nur die Liebe zum Gegenstande ihrer Dichtungen gewählt hatten, sie besangen, machten diesen Zeitpunkt merkwürdig; nur muß man sich sowohl die Sprache, als auch die Dichtungen nicht so verfeinert vorstellen, als in den spätern Perioden der Kultur; es waren Ergüsse, wie sie die damalige Bildung und Sprache gab, ungekünstelt, ohne hohe Begeisterung und blühende Einbildungskraft, die nur erst ein vollendeter Geschmack durch ein enthülltes und geweckes Gefühl für die Schönheiten der Natur, und ein fein gebildeter Geist zur Auffassung des Sinnlichen und übersinnlich Gedachten im Weltall hervorbringen kann; und dazu war diese Zeit noch lange nicht reif, weil in den ernsten Wissenschaften, die auch der Dichtkunst ihren Schatz zur Ausbildung öffnen müssen, überall noch Nacht und Barbarey herrschte. Die Dichter dieses Zeitpunktes haben insofern Verdienste um die Deutsche Sprache und Kultur, daß sie das Interesse des ganzen Volkes daran knüpften, und es aufmerksam auf diese Erholung, auf diesen geistigen Genuß machten, der in der damaligen Zeit, nach dem Grade der vorhandenen Kultur, vielleicht eben so wirkte, als die Gesänge unserer unsterblichen Dichter, und insofern war dadurch viel für die Sprache und Kultur gewonnen. Lesen wir jetzt dergleichen Dichtungen, und berücksichtigen dabei nicht die Zeit und den Zustand der Kultur in derselben, so müssen wir freilich über die rohe Nachahmung der Natur, über die matte, schale Reimerey, die unser Gefühl auch nicht im mindesten anspricht, die Achseln zucken, ja man möchte oft das Ganze dieser Liebesphantasien nicht kindlich, sondern kindisch nennen, nur die Zeit beschleiert

diese Stellen und läßt sie uns in einem Lichte erblikken, in dem uns diese Dämmerung wohl thut, wenn sie auch unser Gefühl nicht anspricht, uns nicht erwärmt, und die trockne, hölzerne Sprache eher zurückstößt, als zum Lesen fesselt, wie die Sprache in den Geistesprodukten der Neuern. — Diese ganze Periode war nicht von langer Dauer; es war eine kurze Erscheinung, die das Lehns- und Ritterwesen bis auf den Gipfel begleitete, und bei dessen Herabsinken, bei der Verminderung dessen Glanzes, auch aufhörte. Es war eine Kunst, die nach Brod ging, und dem Zeitgeiste huldigte; so lange dieser die Verschwendungen und Ueppigkeiten zuließ, so lange fand sie in dieser Mode Nahrung und Unterhalt, sobald aber die Erschöpfung eintrat, ging sie auch unter, wie viele der reichen und mächtigen Vasallen; dagegen fingen die Städte durch Handel und Gewerbe an blühend zu werden; sie waren der Wohnsitz des Fleißes und Wohlstandes, des stillen häuslichen Glücks, und nicht selten retteten die Ritter die Trümmer ihres Vermögens in die Städte, die überhaupt die Retter der Freiheit, die Zufluchtsörter aller Bedrängten und Verfolgten wurden, und in ihnen blühete die Dichtkunst in den Meistersängern wieder auf, freilich unter ganz anderen Glücksumständen, die aber immer der Sprache, wie auch immer die Gestaltung jener Dichterperiode war, vortheilhaft war. — In der vierten Periode der Deutschen Sprache ist besonders das letzte Drittel des dreizehnten Jahrhunderts, also der Anfang dieser Periode, welche mit Kaiser Rudolph von Habsburg beginnt, wichtig; denn beim Antritt der Regierung dieses Fürsten, im Jahre 1273, ließ derselbe zu Nürnberg einen Reichstag wegen der Deutschen Sprache abhalten, auf dem der Schluß gefaßt wurde, daß anstatt der Lateinischen Sprache, die bisher in den Gerichtshöfen gebraucht worden war, jetzt

die Mutterſprache eingeführt werden ſollte. Um dieſe Zeit litt die Deutſche Sprache eine groſſe Veränderung durch den Wachsthum der Städte, wie ſchon vorher angeführt worden, und von dieſen aus verbreitete ſich die Kultur über die ganze Deutſche Nation, weil ſie jetzt durch den Handel und die Gewerbe vereint wurde; alſo dieſe beiden Hauptzweige der Stadtwirthſchaft und ganzer Staaten, auch zur Ausbildung der Sprache und Kultur beitrugen. Die Sprache gewann auch dadurch, daß man anfing in allen Arten von Geſchäften mehr zu ſchreiben als vorher. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt, in dieſem Zeitraume, trug nicht wenig zur Verbeſſerung der Deutſchen Sprache bei, indem ſie dasjenige, was durch die Schreibekunſt mehr Privatgut blieb, zum Allgemeingut der Nation machte. Die Deutſche Sprache wurde zwar anfangs nicht gleich in dem Grade bedacht, wie es hätte ſeyn können, da die Liebe zu den alten Sprachen noch vorherrſchend war; allein ſie nahm doch an der Veefeinerung des Geſchmacks groſſen Antheil. — In der fünften Periode der Sprache entſtand die Reformation, die gleichfalls groſſen Einfluß auf die Sprache hatte. Luther ſelbſt war ein groſſer Kenner ſeiner Mutterſprache, der Deutſchen; er bereicherte ſie durch die Ueberſetzung der Bibel, durch ſeine Lieder und andere Schriften. Die Bibel ſoll ſchon zu Karls des Groſſen Zeiten von dem Erzbiſchof Rhabanus Maurus zu Mainz, von dem Abte Walfried, dem Grafen Herman Claudus, in Schwaben, und dem Biſchofe Hayme zu Hildesheim in das Deutſche übertragen worden ſeyn; allein man hat davon keine Gewißheit. Die Deutſchen Bibeln, die im funfzehnten Jahrhunderte herausgekommen ſind, findet man hin und wieder in groſſen Bibliotheken. Luthers Bibelüberſetzung iſt nach und nach herausgekommen. Im Jahre 1517 über-

seßte er die sieben Bußpsalmen; im Jahre 1522 wurde er mit der Uebersetzung des neuen Testaments fertig; 1523 übersetzte er die fünf Bücher Mosis; 1524 die Bücher von Josua bis an das Hohe Lied Salomonis, und so fuhr er fort bis 1534, da er ganz mit der Bibel fertig wurde. Vor diesem Jahre sind die Bücher nach Luthers Uebersetzung nicht zusammengedruckt worden. Gegen das Jahr 1541 fing er an seine Uebersetzung aufs Neue durchzugehen, wobei er sich des Raths verschiedener ansehnlicher Gottesgelehrten bediente; im Jahre 1545 legte er die letzte Hand an dieses Werk. Diese Bibelübersetzung hat nun zur Kultur der Deutschen Sprache unendlich viel beigetragen, weil jetzt die Bibel in der Muttersprache häufig gelesen wurde, und sich dadurch die Liebe zu einer Sprache einfand, die bis dahin nur stiefmütterlich behandelt worden war; auch erhielten die Sprachforscher dadurch Gelegenheit, sie auf gewisse Regeln zu setzen. Ein Schriftsteller sagt: „Die vorigen dunkeln Zeiten, wo die schönen Wissenschaften vergraben gewesen waren, waren seit Luthers Erscheinung vorüber. Das Lesen der alten Griechischen und Lateinischen Meisterstücke klärte den Verstand auf, und indem man sie auf Deutschen Grund und Boden verpflanzte, so hatte die Sprache der Deutschen die augenscheinlichsten Vortheile davon. In diesen Tagen, da in den schönen Wissenschaften eine allgemeine Gährung herrschte, drängten sich viele Männer aneinander, brachten Reichthum, Stärke und Kraft in die Deutsche Sprache, lieferten von den besten Werken der Alten kernige Uebersetzungen, und füllten die Sprache mit Geist.“ — Bis zu dieser fünften Periode war die Oberdeutsche Mundart noch die herrschende, da sie aber viele Härten hatte und in der Aussprache sehr roh war, so verfeinerte man sie anfangs durch die Obersächsische, welche durch den Handel und den daraus hervorge-

henden Wohlstand schon sehr ausgebildet war, und es immer mehr wurde, je mehr sich die Norddeutschen mit Handel und Gewerben beschäftigten; daher verließ man nach und nach die Oberdeutsche Mundart, oder diese wurde nach der Ober-Sächsischen ganz umgebildet. Würde man nun auf diesem Wege fortgegangen seyn, so würde unsere Sprache schon früher eine größere Vollkommenheit, ja Kraft und Wohllaut erhalten haben, besonders da jetzt die beiden Mundarten, die Süd- und Norddeutsche, verfeinert durch die Kultur hervorgingen und aus ihnen die Hochdeutsche Sprache entstand, die nach und nach die Hof- und Umgangssprache des ganzen gelehrten und gesitteten Deutschlands zu werden anfing; allein so trat eine Sturm- und Drangperiode in der kaum zum neuen und kräftigen Leben erwachten Literatur ein, die beinahe alles das Gute, was bis zu und kurz nach der Reformation geleistet worden war, über den Haufen warf; denn auf der einen Seite betrat Lohenstein mit seinen Anhängern einen ganz neuen Weg, indem sie die kräftige, rein fließende Sprache der Natur mit Dunst oder Schwulst und leeren Worten füllten, so daß sie durch diesen Bombast mehr zurückstieß, als anzog; von der andern Seite kamen die Deutschen Gelehrten und Schriftsteller, wahrscheinlich von der feinen Welt, auf das, was die neuen Sprachen anbetrifft, s. oben, S. 302, angesteckt, auf den Einfall, sie durch Einmischung von Lateinischen, Französischen und Italienischen Wörtern genießbarer zu machen, so daß unsere gute Muttersprache in den Werken dieser Zeit wie ein gespickter Hase aussieht, und auch hier zurückstoßen mußte. Und so wurde die Deutsche Sprache in der Zeit ihres kräftigsten Aufblühens feindselig von zwei Partheien behandelt und schleppte sich mit Bombast und Fremdwörtern bis zu Gottscheds Zeiten hin. War es da wohl zu

verwundern, wenn unsere Nachbarn unsere Sprache für ein buntscheckiges Ungeheuer hielten und sich mit der Erlernung derselben gar nicht befassen wollten. Man wird hier nicht nöthig haben, Proben der Deutschen Sprache dieser Zeit anzuführen, da man nur die schönwissenschaftlichen Werke, die von gekrönten Poeten im siebzehnten Jahrhunderte herausgegeben worden sind, lesen darf, die man in öffentlichen und Privatbibliotheken gewiß finden wird, um von der einen Seite den Bombast und von der andern das Sprachgemisch zu bewundern. Daß diese eingetretene verkehrte Sprachperiode nicht so bleiben konnte, ohne nicht unserer Sprache und Literatur bei dem rüstigen Vorwärtsschreiten unserer Nachbaren in diesen Zweigen den Todesstoß zu geben, besonders bei der eingetretenen Sucht des Deutschen, nur das Fremde geschmackvoll und schön zu finden, und das eigene Gute zu verachten, welche Sucht oder Mode besonders im siebzehnten Jahrhunderte Alles, was auf Geschmack und Bildung Anspruch machen wollte, mit sich fortriß, leuchtete ein, und so trat denn die sechste Periode ein, in welcher der gute Genius Deutschlands wieder erwachte; man fing an, das Unnatürliche zu fühlen, und reinigte die Sprache wieder von allem Fremden und von allem Unnatürlichen. Diese Periode fängt mit Gottsched an, welcher das Verdienst um die Muttersprache hat, zuerst die Bahn gebrochen zu haben; und wenn gleich sein Deutsch noch schleppend und wäßrig ist, so gab er doch durch das dreiste Auftreten und Hindeuten auf die Fehler der vor ihm herrschenden Sprachmengerey ꝛc. Andern Gelegenheit, über die Sprache und Schreibart nachzudenken, sie zu verbessern und zur weitern Vollkommenheit zu bringen. Es traten nun geistvolle Gelehrten und Schriftsteller auf, die durch ihre Werke auch der Sprache einen besseren Schwung gaben und sie von allem Unkraute nnd von

allen Fremdwörtern reinigten. Man fing nach Wolfen's Beispiel an Deutsch zu philosophiren, und dadurch wurde die Sprache auch zu den wissenschaftlichen Vorträgen geigneter gemacht. Der schönen Literatur, der Bellettristik, verdankt aber die Sprache ihre höchste Ausbildung in Hinsicht der Glätte oder des Flusses, der Zierlichkeit und des Klanges. Die ersten Schöngeister, die auf ihre Sprache in dieser Periode mächtig einwirkten, waren zur Zeit Gottsched's und gleich nach derselben: Bodmer, Breitinger, Uz, Gellert, Rabner, v. Kleist, v. Haller, Schlegel, S. Geßner, Lessing, Klopstock, Gleim, v. Hagedorn, Ramler, Fr. Nicolai, v. Gerstenberg, v. Cronegk, Abt, Wieland, Denis, Dusch, Schummel, Hermes, Musäus, Göthe, Herder, Hippel, v. Gökingk, v. Thümmel, Bode, Mylius, Zachariä, Miller, Müller, der Maler, Bertuch, Bürger, Hölty, v. Stollberg, Voß, Gotter, Meißner, Weisse, Jacobi, Kosegarten, Klinger, Mendelssohn und Andere. Auch einige Frauen und Jungfrauen versuchten es in dieser Periode ihre Sprache und Literatur mit Beiträgen zum Nutzen und Muster für ihre Schwestern zu bereichern, und dadurch auch ein Scherflein zur Verdrängung der Unnatürlichkeit, Seichtigkeit und des Fremdthums in der Literatur, durch reine Empfindungen und einen klaren Vortrag beizutragen, als die Gattin Gottsched's, Frau v. Runkel, Charlotte v. Schenk, Sophie Albrecht, Philippine Gatterer, die Gattin Gökingk's, des Dichters, unter dem Namen Nantchen, Louise Karschin, Karoline Rudolphi und Andere, welche den Namen der Bellettristinnen des Auslandes, wie: Babet, Ninon de Lenclos, Mistres Brook ꝛc. gewiß zur Seite gestellt werden können. Zu diesen, um unsere

Sprache und schönen Literatur so hoch verdienten Männern, Frauen und Jungfrauen, kommen hinzu: Jünger, Tiedge, v. Matthissson, v. Salis, Schiller, Ludw. Huber, Jean Paul (Richter), Mahlmann, Th. Hoffmann, A. W. Schlegel, Müllner, Lafontaine, Kotzebue, Falk; Sophie Brentano, Emilie von Berlepsch, Amalie Imhof, Louise Brachmann, Elise von der Reck; ꝛc. ꝛc. Der erste glückliche Fortgang unserer Sprache im zweiten Drittel des verwichenen achtzehnten Jahrhunderts wäre bald wieder durch ein neues Hinderniß aufgehalten worden. Es fingen nämlich Einige an, um, nach ihrer Meinung, recht gedrängt und kraftvoll zu schreiben, sich um keine Reinheit mehr zu bekümmern, sie setzten sich über diese Regeln hinweg, und schrieben eine Sprache in dem abgebrochenen Tone der niederen Volksklassen, nicht selten auch des Hanswurstes. Man fing mit dieser Sprache auf der Bühne an, setzte sie in Briefen fort, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sie auch auf den Katheder und auf die Kanzel gekommen; allein auch diese Thorheit ging bald vorüber, man sah wieder ein, daß die natürliche, ungezwungene, ungekünstelte Sprache, die schlichteste Wortverbindung, den besten Klang hatte. Eine ähnliche Periode trat auch in dem gegenwärtigen Jahrhunderte ein, wo man die Wörter in den Sätzen und Perioden so verworren stellte oder construirte, daß man Mühe hatte, den Sinn des Satzes zu finden, zu errathen, ja oft gar keinen fand. Dieses waren bloß versuchte Neuerungen, die aber der Natur so entgegenstrebten, daß man gern wieder zu dem Alten zurückkehrte.

In den verschieden oben angeführten Perioden des Fortganges unserer Sprache, hat es auch nicht an Sprachlehrern und Wortforschern gefehlt, die sowohl die Regeln derselben aufsuchten und bestimmten, als

auch die Bedeutung der Wörter zu erforschen und fest zu setzen suchten. Dieses geschah schon zu den Zeiten Karls des Großen. Dieser Kaiser soll selbst mit dem Entwurfe einer Grammatik den Anfang gemacht haben; daher nennt ihn Alcuinus: Grammaticae artis doctorem, welches aber von Andern widersprochen wird, und wohl nicht mit Unrecht, weil man diesem Kaiser so Vieles zuschreiben will, was damals noch gar nicht in der Zeit, in der Erziehung des Volkes lag, also auch verkehrt auf das Volk gewirkt haben würde, wie dieses auch die verschiedenen Perioden der Ausbildung unserer Sprache zeigen; auch gewahrt man es aus den alten Dokumenten, so weit nämlich diese reichen. — Nach einigen Nachrichten soll Ottfried, ein Mönch aus dem Kloster Weissenburg in Elsaß, der kurz nach Karln dem Großen lebte, daß von ihm angefangene Werk fortgesetzt haben; allein auch dieses ist nicht erwiesen. Die erste Deutsche Sprachlehre, von welcher man Gewißheit hat, gab Johann Clajus im sechzehnten Jahrhunderte unter dem Titel: Grammatica germanica linguae ex Bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta, heraus; ihm folgte Schottel, dann Bödicker, und im Jahre 1748 erschien zuerst Gottsched's Sprachlehre, unter dem Titel: Grundlegung zu einer Deutschen Sprachkunst, nach den besten Schriftstellern des vorigen und jetzigen Jahrhunderts entworfen von Johann Christoph Gottscheden, Leipzig, 1748. Es folgten schnell mehrere Auflagen auf einander, so daß 1762 die fünfte erschien. Ein Beweis, wie sehr man es fühlte, die Sprache nach bestimmten Regeln richtig zu schreiben. Ihm gebührt dabei das Verdienst, daß er die Dialekte aus der Bücherspracbe verbannen half, mehr Einheit der Sprache unter die Schriftsteller

brachte, und der besonders herrschenden Französisch-Deutschen Sprachmengerey und dem possirlichen Kanzleystyle vieler Schriftsteller mehr und mehr Einhalt that. Seine Fehden die er dieserhalb hatte, sind schon oben, S. 302 u. f., angeführt worden. Alle seine Werke, die er in Absicht auf die Deutsche Sprache und schöne Literatur herausgab, haben einen unglaublichen Absatz gefunden, welches man an den vielen Auflagen gewahrt, die davon veranstaltet wurden. So fängt er z. B. die Vorrede zur vierten Auflage seines Versuches einer kritischen Dichtkunst, welches Werk am meisten angegriffen wurde, mit folgenden Worten an: „Und meine Dichtkunst lebet noch! sie lebet, sag' ich ꝛc. ꝛc., um durch diesen Jubel anzuzeigen, daß sein Werk, trotz der Angriffe seiner Gegner, eines Breitingers, Bodmers, Meiers ꝛc., noch lebe. Seine ausführliche Redekunst ꝛc. hatte 1759 die fünfte Auflage erlebt, außer den Auszügen daraus für Schulen ꝛc., und der Akademischen Redekunst. Kurz, alle seine Werke erlebten mehrere Auflagen, welches den Beweis liefert, wie weit die Kultur damals schon vorgedrungen war, und wie sehr man den Mangel guter Werke zum Unterrichte in der Deutschen Sprach-, Dicht- und Redekunst fühlte, und mit einer Art von Heißbegier nach diesen Werken, trotz ihrer Mängel, griff, die von Andern zu eben der Zeit, als sie erschienen, aufgedeckt wurden. Nach Gottsched traten Aichinger, Popowitsch, Heinaz mit ihren Sprachlehren auf; ihnen folgten: Adelung, Moritz, Hartung, Splittegarb, Dolz, Heinsius, A. Link, Weiß und Andere. Adelung's Sprachlehre ist lange Zeit als die vollkommenste und richtigste angesehen worden, nämlich in so fern die Regeln einer lebenden Sprache, die einer beständigen Veränderung unterworfen ist, sich bestimmen lassen, und die ver-

schiedenen Veränderungen in dieser Sprachlehre, nach den neueren Fortschritten der Sprache, haben neuere Sprachlehrer auch gezeigt, jedoch sind sie nicht so wesentlich, daß sie die Sprachlehre Adelung's entbehrlich machen; diese bleibt immer noch ein gutes Lehrbuch unserer Muttersprache. — Was die Wörterbücher anbetrifft, so hat man sich eben so viel Mühe gegeben, um den Wörterreichthum, als auch die Abstammung, das Verhältniß und die Verbindung der Wörter mit einander zu bestimmen. Wachter, Haltaus und Scherz haben sich hierin um die alte Deutsche Sprache verdient gemacht, und in der neuern haben Adelung und Campe ihre Vorgänger, Spaten, Frisch und einige Andere, weit übertroffen. Die Schwierigkeiten bei Anfertigung großer kritischer Wörterbücher liegt zum Theil in der Menge der Wörter, theils auch in ihrer Abstammung und Bedeutung, theils auch in den verschiedenen Mundarten. Die Deutsche Sprache theilt sich, wie bekannt, in zwei Hauptmundarten: in die Ober- oder Süddeutsche, und in die Unter- oder Nordeutsche, welche beide Mundarten sehr merklich von einander unterschieden sind, und jede wieder eine Menge anderer Mundarten unter sich begreift, welche mehr oder weniger von einander abgehen, und doch zusammen ein Ganzes ausmachen, welches sich mit der andern Mundart nicht leicht verwechseln läßt. Diese beiden Mundarten sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht erst in Deutschland entstanden, sondern die ersten Einwanderer haben sie mitgebracht, wenn nämlich Deutschland, überhaupt Europa, nicht schon seine Ureinwohner gehabt hat, wie wir sie in Amerika und auf den Südsee-Inseln oder Australien, bei deren Entdeckung oder vielleicht nur Wiederauffindung, gefunden haben. Ist aber die Einwanderung vom nördlichen Asien aus nach Deutschland, ungeachtet der Ureinwohner, gesche-

hen, so läßt sich die Verschiedenheit der Mundart oder des Dialekts daher schließen, daß diejenigen Völker, welche vom schwarzen Meere die Donau herauf nach Deutschland gekommen sind, in gebürgigen Gegenden wohnten, und wegen des Einflusses der Luft auf die Sprachwerkzeuge, mit vollem Munde redeten. Ihre Buchstaben waren mehr Hauchbuchstaben und rauhe Doppellaute, wodurch ihre Sprache mehr gezischt und gerasselt wurde; sie liebten weitschweifende Ausdrücke; dagegen bewohnten diejenigen Völker, welche von der Nordseite nach Deutschland kamen, ein mehr ebenes und flaches Land und ihre Sprache war, in Ansehung der vorhin angeführten Eigenschaften, der vorhergehenden ganz entgegengesetzt. Dieser Unterschied ist schon in den ältesten Zeiten bemerkt worden. Die beiden ältesten Ueberbleibsel, die man noch hat und aus denen man mit Gewißheit etwas beweisen kann, sind die Schriften Ottfried's und Kero's aus dem achten und neunten Jahrhunderte in Süddeutscher Sprache. Die Schreibart des Ersten lautet so, wie noch jetzt die Sprache einiger Schweizer Kantons, und wenn man den Letztern einem Bauer in Oberschwaben vorlieset, so wird er ihn ohne große Mühe verstehen. Die Schriftsteller dieser Gegend Deutschlands suchten ihre Töne und deren Schattirungen durch die Schrift auszudrücken; sie schrieben daher tuir, ruaren, guat ꝛc., statt theuer, rühren, gut. Diese Mundart war lange Zeit die herrschende in Deutschland; sie war die Hof- und Büchersprache; wurde aber zur Zeit der Reformation, wie schon oben angeführt worden ist, umgewandelt, indem sie mit dem Dialekte Obersachsens vermischt wurde, und hieraus nach und nach die Hochdeutsche Sprache entstand, die bis jetzt die Conversations- und Büchersprache geblieben ist. Was sie, als Hofsprache, betrifft, so kommt davon ein eigener Artikel in diesem

Register vor; auch kann man den Artikel: Schrift- und Umgangssprache in diesem Register nachsehen. Diese Mundarten muß nun derjenige, der ein Deutsches Wörterbuch schreiben will, in seiner Gewalt, ja er muß sie förmlich studiert haben. Dieses ist nun der Haupthebel bei Entwerfung eines Wörterbuches. Man hat aber noch, außer dieser Hauptschwierigkeit, sich durch den Wörterwust durchzuarbeiten. Jede Mundart hat ihre besonderen Schwierigkeiten, die sowohl in die Sprachlehre, als Wörterkunde Einfluß haben, die nur dem Sprachforscher in ihrem ganzen Umfange bekannt seyn können, weil sich hier so viele Abweichungen bei den Mundarten finden, die sich auf keine Weise gut vereinigen lassen, weil sie eine viel zu feste Wurzel bei dem Theile des Volks gefaßt haben, welches diese oder jene Mundart spricht. Besonders hat die Süddeutsche Mundart viele Schwierigkeiten, weil sie zwischen der Hochdeutschen und Norddeutschen oder Niederdeutschen das Mittel hält; sie läßt sich daher nicht so leicht auf bestimmte Regeln bringen, obgleich in neuester Zeit, durch die viel verbreiteten Journale und Flugschriften sehr viel zur Vereinigung der Hauptmundarten zu der Hochdeutschen Umgangs- und Büchersprache geschehen ist und wird, je mehr Süddeutschland sich der Kultur Norddeutschlands nähert, und beide ein Ganzes, wenn auch nicht in Hinsicht des Volksthümlichen in Sitten und Gebräuchen, doch in Hinsicht der Conversations- und der Büchersprache. Die Süddeutsche Mundart ist jünger, als die Norddeutsche; auch soll sie nicht so reich an Worten, Beugungen und Verbindungen seyn. Auch die Mode in Veränderung des Rede- und Worttons hat Einfluß auf die Sprache, und giebt oft den Wörtern eine andere Gestalt, die gewöhnlich bei denjenigen, welche die Sprachlehre nicht genau kennen, nach der Aussprache der Wörter geschrieben werden,

wodurch sich wieder in einem gewissen Zeitraume manche Schwierigkeiten häufen, die alle der Lexicograph ausgleichen soll; dann soll er auch noch die Sprache des gemeinen Mannes, der unteren Volksklassen kennen, besonders diejenige des Landmannes, weil sich bei ihm die Sprache weit länger in ihrer ersten Einfalt oder Schmucklosigkeit erhält, als in den Städten; daher müssen ihm alle Provinzialausdrücke bekannt seyn. Es ist eine eben so beschwerliche, als nützliche Arbeit, die Sprache in den verschiedenen Provinzen nachzuforschen, und ihre allmählige Abänderung zu bemerken. Man trifft in den Provinzen die meisten alten, echten und kernigten Ausdrücke an; auch wird man nie die innere Stärke einer Sprache entdecken, wenn man nicht die Materialien dazu aus den Provinzen zusammen sucht. Wenn man daher nicht von den Provinzen Süd- und Norddeutschlands besondere Idiotika hat, wird man nie Hoffnung haben, ein vollständiges Deutsches Wörterbuch zu erhalten. Die sich gebildeten Deutschen Gesellschaften zur Beförderung der Sprache und Literatur ihres Vaterlandes, könnten sich daher kein besseres Ziel ihrer Bestrebungen vorstecken, als diesen Schatz aus den Provinzen zusammenzusuchen, und ihn Stückweise in einem diesem Zwecke entsprechenden Blatte bekannt zu machen, welches zum Besten der Sprache eine größere Wirkung thun würde, als wenn sie ganze Bände von andern, weit weniger nützlichen Materien in die Welt schicken, die oft ungelesen, also ungenützt liegen bleiben, und nur die Makulaturkammer des Buchhändlers oder Verlegers füllen. Die Deutsche Sprache muß jeden Vaterlandsfreund interessiren, weil sie ein Gemeingut, ein Nationalgut ist, was jeder sich aneignen kann; allein die Ausbeute dieser Forschungen muß auch in einem Style vorgetragen werden, daß sie Jeder lesen und verstehen kann, in einem schlichten Gewande,

ohne viele Kunstausdrücke und Lateinische Brocken, und wo diese oft nicht umgangen werden können, weil sie einmal das Bürgerrecht in der Sprache erhalten haben, da stehe die Erklärung eingeklammert dabei, so kann für unsere Sprache noch sehr viel geleistet werden. Der früher oft angeregte, und auch in neuester Zeit wieder laut gewordene Wunsch: die Plattdeutsche Sprache wieder einzuführen, weil sie die älteste, und mit den andern, oben, S. 436, angeführten nordischen Sprachen am meisten verwandte Sprache ist, möchte wohl nicht Eingang finden; denn so vorzüglich auch die Plattdeutsche Sprache in Hinsicht der Rundung und des Klanges ihrer Wörter ist, so hat sie doch auch manche Härten; auch ist unser Ohr verwöhnt, und unsere Sprachorgane haben sich durch die Hochdeutsche Mundart ganz anders gebildet, oder besser, sie sind auch verwöhnt, so daß uns die Aussprache in vielen Stücken sehr schwer fallen wird, da wir das, S. 55, angeführte: Piper pip up! nicht immer zum Maaßstabe des Klanges für alle Wörter dieser Mundart annehmen können; denn es kommen darin auch oft sehr holprige und mißtönende Wörter vor, wenigstens klingen sie uns jetzt so; wer daran gewöhnt ist, dem mögen sie freilich anders klingen. Ein Schriftsteller macht darüber in dem neuen Bremischen Magazine, Bd. 1., St. 1., seinem Herzen Luft und sagt:

> Es scheint, als wenn sich alle Deutschen eine geraume Zeit hindurch in eine Zusammenverschwörung wider ihre alte Muttersprache (die Plattdeutsche) verbunden hätten, daß sie nicht eher ruhen wollen, bis sie solche gänzlich aus der Welt geschafft haben. Man hat sie von den Lehrstühlen, in Kirchen und Schulen, und aus den Gerichtsstuben der Norddeutschen bereits verwiesen, auch ihr im gemeinen Leben beinahe einen Abschiedsbrief ertheilt, indem in der gegenwärtigen Zeit nicht nur der Fürst, der Edelmann und der Ge-

lehrte, sondern auch der Bürger und Bauer, jene aus Noth und des Wohlstandes halber, diese aus Eitelkeit und nachäffendem Stolze Hochdeutsch reden; ob ihnen gleich die natürlichen Sprachwerkzeuge nicht darnach gewachsen sind; auch unter tausend Niedersachsen kaum ein einziger ist, der sich in Wahrheit rühmen könnte, daß er die Hochdeutsche Mundart mit seinen Sprachwerkzeugen vollkommen treffen und aussprechen kann. Man kann nun zwar die Einführung der Hochdeutschen Sprache in die Provinzen Niedersachsens nicht tadeln, sondern muß vielmehr gestehen, daß sie in ihrer Art schön, wohlklingend und vollkommen ist, und auch jetzt keiner in den genannten Provinzen fertig werden kann, ohne nicht Hochdeutsch zu verstehen und zu sprechen, wenn er es auch nicht so geläufig ausspricht und correkt schreibt; allein die Plattdeutsche Sprache bleibt doch auch eine lebende Sprache und wird von den untern Volksklassen immer noch gesprochen, und daher ist sie noch nicht entbehrlich und kann der Hochdeutschen immer noch das Gleichgewicht halten. Sie behauptet sich durch sich selbst, und daher ist sie nicht bloß eine gemeine oder Pöbelsprache, wie man sich auszudrücken pflegt, sondern eine Sprache, die wegen ihres hohen Alters, ihrer Zierde, ihres männlichen Wohlklanges und Nutzens in Ehren gehalten zu werden verdient; denn die Plattdeutsche Sprache selbst, der ihr angedichtete grobe nnd harte Laut, oder ihre etwaige Armuth, haben es gewiß nicht verursacht, daß sie jetzt bei Vielen in so schlechtem Rufe und Ansehen steht. Sie kann sich eben sowohl hören lassen, man kann sich eben so deutlich darin ausdrücken, sie ist eben so wortreich, als irgend eine Sprache in der Welt; auch klingt sie keinem unangenehm, als nur einem verwöhnten partheiischen Ohre; sie hat dagegen recht etwas Erhabnes und Durchdringendes in ihren Redensarten uud in ihrer Aussprache, welches in der Hochdeutschen entweder gar nicht, oder doch nur in denjenigen Ausdrücken und Redensarten zu merken ist, welche diese von jener, als ihrer Mutter, erborgt und behalten hat. Die alten Deutschen Dichter dachten daher auch ganz anders, als ihre Nachkommen in diesen Stücken denken. Sie hielten ihre männliche

Sprache eben so gut und eben so brauchbar in allen Geschäften, als andere ihnen benachbarten Völker die ihrige, und bekümmerten sich wenig darum, ob sie den Fremden verständlich und gefällig wäre, oder nicht. Man schrieb in dieser alten Heldensprache die Rechte von ganz Sachsenland, den Sachsenspiegel, man fertigte darin öffentliche Briefe und Urkunden aus, welche die wichtigsten Angelegenheiten der Kirche und des Staates betrafen; man fing auch nicht lange nach der Buchdruckerkunst an, darin Deutsche Bücher zu drucken und es ließ sich damals wohl kein Niedersachse einfallen, daß man in dem Umgange und Gewerbe, in und außer Gericht, oder sonst irgendwo, keine andere als die gewöhnliche Landessprache gebrauchen könne oder zu gebrauchen nöthig habe; wie sie denn auch die eigentliche Sprache des ganzen Sachsenlandes war, und dieserhalb die Saßische, Saßisch-dädische Sprache, zum Unterschiede aller andern von ihr abgehenden Mundarten genannt und dadurch für die Mutter derselben erkannt und geehrt wurde. Auch bei dem Anfange der Kirchenverbesserung sorgte man dafür, daß den Niedersachsen das Evangelium in ihrer Muttersprache verkündiget, und ihnen solche Bücher darin gegeben wurden, aus welchen sie Unterricht und Erbauung in Kirchen, Schulen und Häusern haben könnten, woraus hervorgeht, daß es sich eben so gut in Niedersächsischer, als in Hochdeutscher Sprache predigen, singen und beten läßt. Hier nun einige Verse aus der Plattdeutschen Lübeckischen Bibelausgabe von 1533, mit Beisetzung der Hochdeutschen Uebersetzung:

Vnde vôr up den Chernb
vnde floth darher. He schweuede
vp den vittcken des windes.

Syn telt vmme en her
was düsternisse vnde swarte
dicke wulcken, dar was he in-
ne verborgen.

Van dem glantze vor em deel-
den syck die wulcken mit
hagel vnde blitzem.

Vnde de Here donnerde im
hemmel, vnde de Högeste
leeth vth synen donner, mit
hagel vnde blitzem.

He schoth sine stralen vnde
vorstrouwede se. He leeth seer
blitzemen vnde vorschreckede se.

Dar sach men watergöte,
vnde des erdboddems grundt
wart vpgedecket, Here von
dynem scheldende, van dem
athem vnde snuuende dyner
neesen.

*

Und er fuhr auf dem Cherub und flog
daher, er schwebte auf den Fittigen
des Windes.

Sein Gezelt um ihn her war
finster, und schwarze dicke Wol-
ken, darin er verborgen war.

Vom Glanze vor ihm trennten sich
die Wolken mit Hagel und
Blitzen.

Und der Herr donnerte im Himmel,
und der Höchste ließ seinen Donner
aus mit Hagel und Blitzen.

Er schoß seine Stahlen und zer-
strente sie; er ließ sehr
Blitzen und schreckte sie.

Da sah man Wassergüsse und
des Erdbodensgrund ward auf-
gedeckt; Herr von deinem
Schelten, von dem Athem und
Schnauben deiner Nase.

Man gewahrt hieraus, wie sehr die Plattdeutsche Sprache mit der Holländischen, Dänischen, Schwedischen, Norwegischen, Isländischen, ja auch mit der Englischen übereinkommt, und daß alle diese Sprachen Töchter der Plattdeutschen Sprache sind. Freilich gewahrt man dieses nicht mehr so in der Hochdeutschen Sprache, die einen ganz andern Typus, einen ganz andern Charakter angenommen hat, ob männlicher und fester, ob weicher, runder und klangvoller, dieses mag der Sprachforscher, der Grammatiker entscheiden. So viel ist gewiß, daß man sich bei dem Urtheile über diese Mundarten nicht muß durch das Gehör und durch die Schreibart täuschen oder verführen lassen, sondern nur Fülle, Ausdruck und Klang können das Urtheil bestimmen. — So viel leuchtet übrigens ein, daß das Deutsche Volk, wenn es nämlich einen, durch gemeinschaftliches Interesse verbundenen Körper bilden will, nur eine Sprache, sei sie nun Hoch- oder Plattdeutsch, im Staats- und Geschäfts-Leben, das heißt, in der Kirche, in den Lehr- Gerichts- und andern Staatsgeschäfts-Sälen, mit denen das Volk in nähere Berührung tritt, und in allen bürgerlichen Geschäften gebrauchen, reden uud schreiben muß, diese mag nun auf dem platten Lande, in den verschiedenen Theilen Deutschlands so viele abweichende Mundarten noch haben, als sie will, so muß doch in den Kirchen, Schulen und Gerichtssälen nur die Umgangs- und Geschäftssprache gebraucht und gelehrt werden, damit das ganze Volk nach und nach die Deutsche Hauptsprache als Mutter- und Landessprache reden und schreiben lerne; und insofern ist schon ein

großer Schritt gethan, daß man an den Deutschen Höfen in der neuesten Zeit Deutsch redet, also die Mutterſprache wieder zur Hofſprache gemacht hat, wie ſie es ſo lange vor der Wälſchen oder Sprachquodlibets-Periode im 17ten und 18ten Jahrhunderte geweſen war. Die Plattdeutſche und die Oberdeutſche Sprache gehen inſofern nicht verloren, weil wir ſchriftliche Denkmäler in dem Schwaben- und Sachſenſpiegel, in der Bibel, und in vielen Verordnungen in Beziehung auf die Kirche, Schule und die Regierungs-Angelegenheiten beſitzen, und auch die Mundarten auf dem platten Lande ſich immer neben der Hochdeutſchen oder Hauptſprache fortpflanzen werden.

Es iſt ſchon oben, unter Sprache und Sprachkunſt ungeführt worden, daß die Deutſche Sprache ſo reich an Wörtern iſt, daß ſich nicht leicht eine der neuern Sprachen über ſie erheben kann, und wenn einige Sprachen in der feinen Schattirung und beſondern Abartung der Begriffe einen Vorzug vor der unſrigen zu haben ſcheinen, wie z. B. die Franzöſiſche und Italieniſche, ſo hat unſere Sprache wieder, von der andern Seite betrachtet, ſo viele Vorzüge, iſt ſie eine ſo männliche und kräftige Sprache, ſind ihre Modulationrn in den Tönen ſo vielſeitig, daß wir alle Europäiſchen Sprachen, wie auch ſchon oben angeführt worden, durch unſere Svrachwerkzeuge, nachſprechen können. Und auch jene Vorzüge, welche die beiden oben genannten Sprachen, beſonders die Franzöſiſche, in feinen Wendungen und doppelſeitigen Begriffen, wovon die Franzöſiſche Diplomatie bei den Unterhandlungen in der neuern Zeit, ſo oft in Europa den Sieg über andere Völker davon getragen hat, die mit den einſchmeichelnden, vielſeitige Deutungen habenden Worten in fremder Sprache nicht bekannt genug waren, gehen unſerer Sprache nicht ganz ab; allein wir

gebrauchen sie nicht in den Staats- und bürgerlichen Geschäften; nur in der Unterhaltungssprache, in den Zirkeln der gebildeten und feinen Welt, die auf Erholung berechnet sind, wenden wir die Feinheiten unserer Sprache, die Witz- und Spitzspiele, die einschmeichelnden Worte der Zärtlichkeit in allen ihren Schattirungen an, und was wir in der Sprache der Liebe, in den feinsten Empfindungen der Freude und des Schmerzes oder der Klage thun können, das beweisen unsere Dichter; so wie überhaupt der Reichthum einer Sprache von der Menge und Vortrefflichkeit der Schriftsteller, und von der Ausbildung in jeder Gattung oder jedem Zweige der Wissenschaften abhängt, und daß oft mehr als ein Jahrhundert erfordert wird, um diese Lücken alle auszufüllen; doch muß die Möglichkeit hiervon in dem innern Baue der Sprache liegen. Daß diese unserer Sprache nicht fehlt, hat die Periode von Gottsched bis jetzt, also die neueste, bewiesen, indem wir in allen Fächern der Dichtkunst und in allen Zweigen der Wissenschaften unendlich viel geleistet haben; und wenn auch manches Fach der Dichtkunst, z. B. das lyrische und dramatische, in dem zweiten und dritten Decennium dieses Jahrhunderts nicht mehr das leistete, was es schon im letzten Drittel des verwichenen und anfangs dieses Jahrhunderts geleistet hat, so liegt dieses keineswegs in dem Mangel an Talent und Genialität dazu, sondern in der Aufmunterung und Weckung des Geschmacks für die Poesie. Italiener und Franzosen sind uns freilich früher um mehr denn ein Jahrhundert vorausgeeilt gewesen, und haben daher ihre Sprache ausbilden und ihr alle Feinheiten und Schärfe im Ausdrucke der Begriffe geben können; wir haben sie aber eingeholt, und liefern jetzt in den Fächern, worin uns die Mittel und Unterstützung nicht fehlen, gewiß das, was die oben genannten Völker leisten. Nur daß wir uns früher der vielen

Fremdwörter bedienten, brachte unsere Sprache bei unsern Nachbarn in Mißcredit; man hielt sie nicht nur für sehr arm, sondern uns auch für roh und unwissend im Ausbilden der Sprache, und dieser Glaube mußte noch mehr steigen, als die Französische Sprache sogar Hofsprache wurde, als sie vorzugsweise zu allen Unterhandlungen an die Stelle der noch hin und wieder gebrauchten Lateinischen Sprache trat, ja als die ganze gebildete Welt nur Französisch sprach, die Französische oder Italienische Literatur liebte, und die Schriftsteller dieser Nationen las. Freilich waren unsere Schöngeister noch zu Ende des 17ten, und selbst am Anfange des 18ten Jahrhunderts sehr zurück, so daß sie sich mit den Französischen und Italienischen einer noch frühern Zeit nicht messen konnten; allein dieses lag nicht an unserer Sprache, nicht am Mangel an Talent und an Geschmack des Schönen, sondern bloß daran, daß sie nirgends Aufmunterung fanden, keine Unterstützung in der Sprache von denjenigen erhielten, welche man die feine und gebildete Welt nennt, weil diese sich, wie schon erwähnt worden, nur mit fremden Sprachen abgab; was also geschah oder geleistet wurde, diente größtentheils zur Belustigung der untern Volksklassen, mußte also auch deren Sprache und Auffassungskraft am nächsten kommen; daher wurden immer wieder aufgelegt: Reineke Fuchs, Till Eulenspiegel, Rübezahl, in 3 Bändchen, und Andere; für höhere Klassen erschienen: Ibrahims und Isabellens Wundergeschichte, die Afrikanische Sophronisbe, die Asiatische Banise, der Simplicissimus ꝛc. ꝛc. Wenn gleich im 17ten und 18ten Jahrhunderte die Französische Sprache Hofsprache an vielen Höfen Deutschlands geworden war, und sie auch bei uns, in Preußen, unter der Regierung Friedrichs des Großen, ganz besonders begünstiget wurde, so hat diese

Begünstigung einer Fremdsprache, doch sehr vortheilhaft auf die Deutsche Sprache gewirkt; denn da man sah, daß ein großer vorurtheilsfreier Monarch, welcher die Künste und Wissenschaften nicht nur schützte und beförderte, sondern sie auch selbst ausübte, sich der Französischen Sprache zur Niederschreibung seiner Geistesprodukte bediente, und nur größtentheils mit Französischen Gelehrten und Künstlern umging und mit ihnen in Correspondenz stand, so erregte dieses eine Art Eifersucht unter den Deutschen Gelehrten und Schriftstellern, daß ein Deutscher Regent in einer fremden Sprache schrieb, und dazu die Muttersprache zu schlecht, zu roh und unausgebildet hielt. Man fing nun an das Feld der schönen Literatur mit Genialität zu bearbeiten; überall in Deutschland regte sich der Geist des Schönen, fing der gute Geschmack an, sich Bahn zu brechen, und von dem Anfange der Regierung Friedrich's, 1740, bis zu seinem Tode, 1786, welche Riesenschritte waren da nicht schon in der Sprache, schönen Literatur und den ernsten Wissenschaften gethan; unsere Dichtkunst stand schon auf dem Gipfel der Größe; unsere Sprache war durch sie vervollkommnet, war reich an Wörtern, fließend und hatte Wohllaut oder Klang, und wenn unsere Nachbaren, die Franzosen, sich noch vor dieser Zeit über uns, die Deutschen, lustig machten, und unter andern über Günthern, als unsern damaligen (im 2ten Decennium des verwichenen Jahrhunderts) größten Dichter herfielen und mit ihm unsere Dichtkunst lächerlich machten, ja noch lange nach ihm uns mit mitleidigen Augen betrachteten, gleichsam, als seien wir Barbaren, so wurden sie doch schon im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts gerecht gegen uns; denn einer ihrer größten Männer, der Abt Raynal, sagte damals zu einem Gelehrten: Ihre Literatur steigt, unsere sinkt. Sie beka-

men den Geschmack von uns, nun werden wir ihn von Ihnen wiederholen müssen." Wie sehr hatte er Recht. Die Reihe ist auch an uns gekommen, daß unsere Geistesprodukte im Auslande gewürdiget, übersetzt und gelesen werden, und daß wir uns auf einen Höhepunkt der Literatur heraufgearbeitet haben, von dem wir in philosophischer Ruhe wehmüthig auf die Periode Frankreichs herabblicken konnten, in welcher dasselbe auf einige Zeit (Revolution) in eine unerhörte Barbarey versank, und dessen Literatur erst wieder in neuester Zeit, nach vollkommener Ruhe von außen, zu steigen anfängt. Doch dieses muß man dem Franzosen zu allen Zeiten nachrühmen, daß er nie seine Sprache zu einer Landkarte der Moden gemacht hat, so sehr auch bei ihm die Moden in Allem, was sich auf Kleidung, Möbel und den Genuß des Lebens bezieht, Ton des Tages sind und wohl so lange bleiben werden, als es Franzosen giebt; nur die Sprache macht bei ihm eine Ausnahme, sie ist ihm als Nationalgut heilig. Nicht so war es bei dem Deutschen, der seine Muttersprache noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts jeder andern hintenansetzte, oder sie doch wenigstens einer Sprachmode unterwarf. So gab es eine Zeit, wo man unsere Sprache mit Geiechisch und Latein vermischte, um seine Gelehrsamkeit blicken zu lassen; dann spickte man die Schriften mit Französischen, Italienischen und Spanischen Wörtern und Redensarten, um galant zu erscheinen: man impfte der Sprache unverständliche jüdisch-deutsche Redensarten ein, und nannte es erbaulich; man pfropfte die Sprache mit scholastischen unverständlichen Wörtern voll, und nannte es philosophisch, und so hat man unsere Sprache nach den Thorheiten des Tages immer zu vermummen gewußt, so daß ihr wahrer Charakter nie recht an das Licht gekommen ist, und diese bunte Kleidung mußte bei unsern Nachbaren

Lachen erregen und uns mit der Sprache in ihren Augen herabsetzen. Diese Periode ist jetzt glücklich vorüber; wir erkennen jetzt, wie schon oben bemerkt worden, den Werth unserer Sprache, und sind, wenn auch nicht stolz darauf, doch sehr zufrieden, daß wir unsern Nachbaren Achtung gegen dieselbe eingeflößt haben. Uebrigens sind die Fremdwörter in vielen Zweigen des Wissens nicht ganz aus unserer Sprache zu verbannen. So z. B. werden die Kriegswissenschaften immer noch viele Französische und Italienische Wörter in der Sprache und in den Schriften beibehalten, für die wir keine Deutschen, der Sache entsprechenden, Wörter finden konnten; eben so hat der Jurist noch viele Lateinische Wörter in Sprache und Schrift, weil viele Gegenstände aus dem Römischen Rechte in das Deutsche übertragen worden, und ehemals das ganze Römische Recht bei uns Anwendung fand; also auch die Lateinischen Ausdrücke, wenn man gleich Deutsche dafür hatte, zur Gewohnheit wurden. Auch dem Arzte fehlt es nicht an Lateinischen Ausdrücken, die aus demjenigen Theile seiner Kunst fließen, der Lateinisch vorgetragen oder gelehrt wird; und so giebt es eine große Anzahl von wissenschaftlichen Schriften, z. B. die mathematischen, botanischen ꝛc., welche Lateinische Wörter besitzen; jedoch ist man auch jetzt bemühet, in den Schriften alle Lateinische Wörter, so wie alle fremde Ausdrücke Deutsch zu geben und die Lateinische Benennung eingeklammert dabei zu setzen, um so mehr, da es unserer Sprache durchaus nicht an Wörtern fehlt, um alle Fremdwörter darin auszudrücken. Man hat auch Versuche gemacht, alle fremde Wörter aus den militairischen Schriften zu verbannen, weil man für viele schon Deutsche Benennungen in alten Schriften gefunden hat; allein sie haben keinen Beifall gefunden, oder wenigstens sind die Verdeutschungen, von Officier,

Unterofficier oder Corporal, Lieutenant ꝛc. ꝛc., nicht beachtet worden, weil sie zu einer Zeit in Anregung gebracht wurden, wo Alles nach dem Befreiungskriege und kurz vor demselben zu sehr beschäftiget war, auch die Gemüther noch sehr aufgeregt waren, als daß man auf Sprachbemerkungen hätte achten sollen, und nachher waren die kleinen Schriften, welche sich damit beschäftigten, vergessen. Und so ging es mit mehreren Verbesserungen in unserer Sprache; sie wurden übersehen, nicht beachtet. — Was das Grammatikalische der Deutschen Sprache anbetrifft, so ist darüber schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, das Nöthige gesagt worden. Von der Literatur Deutschlands ist schon in diesem Artikel unter den verschiedenen Sprachperioden das Nöthige vorgekommen; auch sehe man oben die Literatur unter Sprache und Sprachkunst, S. 334 u. f., nach. Ueber die Altdeutsche Literatur findet man Nachrichten in Koch's Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte, in J. Grimm's Deutscher Grammatik, in von der Hagen's, Dorow's und Anderer Schriften; auch in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste, mit Beiträgen von dem Herrn von Blankenburg, findet man in den Artikeln der verschiedenen Dichtungsarten, die Literatur hinzugefügt; auch in dem jetzt in einzelnen Heften in Berlin herauskommenden historischen Handlexicon, Bd. 2, unter Literatur Deutschlands, S. 630—42, findet man über die Schriften, welche in den oben angeführten verschiedenen Perioden der Bildung unserer Sprache erschienen sind, Auskunft. — Die Blüthenperiode der schönen Literatur in Deutschland, die auf unsere Sprache und Sitten einen so mächtigen Einfluß übte, und die eigentlich, wie schon oben bemerkt worden, mit dem Regierungsantritte Friedrichs des Großen anhebt, erstreckt sich gleich an-

fangs über das ganze nördliche und einen Theil des südlichen und westlichen Deutschlands. Besonders Antheil daran hatten die Universitäten Leipzig, Halle und Göttingen, auf denen die schönen Wissenschaften besonders kultivirt wurden, und auf welchen die berühmtesten Dichter der Nation, ein Gellert, Lessing, Klopstock, Rabener, Zachariä, Göthe, Uz, Gleim, Gökingk, Bürger, Voß, Miller, die beiden Stollbergs, Hölty und Andere, von denen Mehrere schon oben erwähnt worden sind, sich bildeten; auch in Königsberg, wo Herder, Hippel, Hermes ꝛc. sich zu Dichtern bildeten; dann bildeten sich in Jena, Giessen, Rinteln, Kiel, Erlangen ꝛc. Bellettristen. In den Oesterreichischen Staaten, unter der Regierung Maria Theresia's und Joseph's des Zweiten, wurden die schönen Wissenschaften von Denis, Löper, Mastalier, Blumauer und Andere betrieben, und wie Berlin seinen Moses Mendelssohn hatte, so hatte Prag seinen Moses Dobruska, der zwar nicht an den Ersten hinanreicht; aber doch immer seinen Glaubensgenossen, die damals, besonders in jenem Lande, noch ziemlich verachtet waren, als ein helles Licht vorleuchtete; wenn gleich seine herausgegebenen Gedichte und Schäferspiele noch sehr der Feile und Reife bedurften. In Baden, Würtemberg, Bayern, in Mainz, unter Emmerich Josephs Regierung, erhoben sich die schönen und ernsten Wissenschaften und wirkten vortheilhaft auf die Sprache; so daß unsere Sprache, wenn gleich noch der Verbesserung zur immer größeren Vollkommenheit fähig, jetzt schon einen hohen Grad der Ausbildung und Correctheit erhalten hat.

Sprache (Englische), Engländische Sprache, Brittische Sprache. Keine Sprache hat so viel Einwirkungen von außen erlitten, als die Engli-

sche; denn wenn auch Sprachen, wie z. B. die Deutsche, Perioden der Fremdmengerey gehabt haben, so rühren diese nicht von dem Einflusse einer fremden Nation durch Unterjochung her, wie es hätte bei uns mit den Franzosen werden können, wenn sie Herr von Deutschland blieben, sondern von der Sucht, der Mode, die eigene Sprache mit Fremdwörtern zu mischen; die eigene Gediegenheit, die eigene Kraft und Schönheit unserer Sprache, für fremdes Gut auszugeben. Nicht so ist es mit der Englischen Sprache, die bei dem Einfalle und dem Festsetzen mehrerer Völker auf Brittischem Boden, auch jedesmal eine Umwandlung erlitt. Dieses geschah in vier Perioden: 1) durch die Einwanderung der Angelsachsen; 2) durch den Einfall der Dänen; 3) durch den Einfall der Normannen, und 4) durch die Einwanderung, oder besser, Hinüberziehung Französischer Kultur und Sitten. Die alte Brittische Sprache, als die Ursprache des Landes, die noch jetzt in dem Fürstenthume Wales geredet wird, wohin sich die Nachkommen der alten Britten flüchteten, ist zwar der Stamm der Englischen Sprache durch alle Perioden geblieben; sie ist aber so verändert worden, daß man sie in vielen, ja in den meisten Wörtern nicht wieder erkennt, und Mühe hat, die Wurzel zu finden, um so mehr, da die Angelsächsische Sprache, ein Dialekt der Plattdeutschen ist, mit der sie zuerst vermischt wurde, und große Verwandtschaft mit derselben hat, so wie alle Nordische Sprachen mit einander verwandt sind, und von einer Mutter abstammen. Die erste Periode der Sprachmischung fängt mit der Einwanderung der Augelsachsen, eines Deutschen Stammes, aus dem heutigen Frießlande, der von den Britten gegen die Picten und Scoten zu Hülfe gerufen wurde, im Jahre 449 oder 450 an, und dauert bis auf den Einfall der Dänen, um's Jahr 780. Dokumente über die Periode dieser

Sprache sind nicht vorhanden, und können es auch nicht seyn, weil die Angelsachsen ein rohes, sich nur mit Jagd, Fischerey und Krieg beschäftigendes Volk waren, und daher weder Schriftzeichen, noch Kunde von einer Schriftsprache hatten, und diese auch bei den Britten nicht fanden; sie führten aber ihre Sprache ein, nachdem sie die Einwohner des Landes zu Leibeigne gemacht hatten. Nur erst seit dem Jahre 750, als sich das Christenthum bei ihnen zu verbreiten anfing, bekamen sie mit demselben auch einen Vorschmack von Wissenschaften; sie nahmen das Römische Alphabeth an, und da sie in ihrer Sprache einen Laut hatten, welcher ein Mittellaut zwischen dem t und s war, den die Römer nicht kannten, und also auch kein Zeichen für denselben hatten, so entlehnten ihn die Priester, welche die ersten Betreiber der Wissenschaften waren und schreiben konnten, aus dem Griechischen, an dessen Stelle in der Folge das th kam. Von dieser Zeit sind auch keine schriftlichen Denkmäler vorhanden; was für die Ausbildung der Sprache geschah, bezieht sich mehr auf dasjenige, was die Priester lehrten, und durch Hülfe der nun erhaltenen Schrift in der Aussprache der Wörter zu verbessern suchten. — Die zweite Periode beginnt mit den Einfällen der Dänen, von welcher Periode die Geschichtschreiber aber nicht genau den Anfang anzugeben wissen, wenigstens stimmen sie nicht mit der Jahreszahl überein. Die ersten Einfälle sollen unter der Regierung Egbert's des Großen zu Ende des 8ten Jahrhunderts geschehen seyn, und von der Zeit an wird diese Periode bis zur Einwanderung der Normannen im Jahre 1066 gerechnet, und begreift einen Zeitraum von fast dreihundert Jahren. Ueber die Kultur der Sprache in diesem Zeitraume läßt sich eben so wenig viel sagen, als über diejenige des vorhergehenden; nur so viel wird angeführt, daß die sich schon verfei-

nerte Sprache mit der Dänischen vermischte, welches um so leichter geschah, weil beide Sprachen mit einander verwandt waren. Man soll von dieser Sprache noch schriftliche Dokumente übrig haben, welche man gewöhnlich Angelsächsisch nennt, die aber nicht Angelsächsisch, sondern Dänisch-Angelsächsisch sind. — Die dritte Periode beginnt mit der Einwanderung der Normannen unter der Leitung des Herzogs Wilhelm von der Normandie, im Jahre 1066, welche Periode bis nach dem Anfange des 13ten Jahrhunderts dauert; also 150 Jahre. Die Normännische Sprache vermischte sich nun in dieser Periode mit der Sächsisch-Dänischen, welche aber schon mit dem Französischen vermischt war. Die Französische Sprache fand in diesem Zeitraume besonders bei der gebildeten und vornehmen Klasse des Volks Eingang, und die Ausbildung der Landessprache geschah durch Vermischung mit der Französischen, welche dann zu der vierten Periode überführt, die mit dem 13ten Jahrhunderte anhebt und bis auf die gegenwärtige Zeit geht. In dieser Periode vermischte sich die mit der Normännischen schon gemengte Dänisch-Sächsische Sprache mit der neueren Französischen, und auch wohl mit den Wörtern der Lateinischen, und bildete sich durch Hülfe dieser beiden Sprachen zu der jetzigen Englischen aus. Die Normännisch-Sächsische Sprache blieb in der vorigen Periode eine verachtete Volkssprache und die ungemischte Normännische war die Hof- und höhere Gesellschaftssprache. Da aber der Bürgerstand durch den vom Könige Johann, mit dem Beinamen: ohne Land, ertheilten Freiheitsbrief (magna charta) ein größeres Ansehen und nach und nach mehr Gewalt erlangte, so hob sich auch die vorher verachtete Volkssprache; sie ward nach und nach die höhere Gesellschaftssprache, und konnte daher um so eher ausgebildet werden. So wie nun

dieses von der einen Seite mit der Hof- und Conversationssprache geschehen war, so geschah es jetzt von der andern mit der Volkssprache, welche sich mehr mit der Französischen Sprache vermischte und dadurch gleichfalls ausbildete, welches besonders zu der Zeit geschah, als Französische Kultur und Sitten mit dem Handel über den Kanal nach Großbritannien gingen. Die Bereicherung der Englischen Sprache durch die Französische, bestand nicht bloß in der Aufnahme von neuen Wörtern aus der Letztern, sondern sie erstreckte sich auch auf die Endigung der alten in der eigenen Sprache, auf die ganze Vorstellungs- und Verbindungsart. Wie sehr die Französische Sprache ihren Einfluß auf die Englische ausübte, beweiset die große Anzahl von Wörtern und Endigungen, welche aus jener genommen worden sind; besonders haben alle Gegenstände, welche den Luxus und die Mode betreffen, die ihnen angehörenden Französischen Benennungen behalten oder diese beteffenden Englischen Wörter sind französirt worden, dagegen sind diejenigen Wörter, welche Gegenstände des gewöhnlichen, des Alltags-Lebens bezeichnen, Angelsächsisch, oder Dänisch-Sächsisch, oder Sächsisch-Normännisch geblieben. Die Sprache des gewöhnlichen Lebens blieb daher alt, nur die der Conversation, des Tons des Tages ward französirt; so auch die technischen Ausdrücke vieler Wissenschaften, Künste und Gewerbe. So z. B. sind: Father, Mother, Son, Girl, Boy, Bread, Meal, Church, Day, Noon, Evening, Night, Earl, King, Queen, Man, Woman, Fire, Spark, Water etc. etc. aus der alten Sprache, dagegen: Saviour, Angel, Emperour, Duke, Dutschess, Count, Cousin, Uncle, Eternity, Colour, Ribbon, Cravat, Buckle, Vinegar, Dinner, Supper, Reason, Science, Ignorance, Prudence, Patience, Despair, Virtue, Vice,

Accuracy, Civility, Air, Tempest, Art, Changement etc. etc. aus dem Französischen, und diejenigen Wörter, die aus dem Lateinischen zu seyn scheinen, hat der Engländer nicht aus dieser Sprache genommen, sondern es sind Französisch-Lateinische Ableitungen, in welchen das Grundwort Lateinisch, das Anhängsel aber Französisch ist, und so hat sie der Engländer in seine Sprache übertragen oder sie noch englisirt, durch Veränderung einiger Buchstaben. Es hat übrigens keine so große Schwierigkeiten für einen Deutschen aus dem Wörtergemenge der Englischen Sprache die Wurzeln herauszufinden, was nämlich die Deutsche und Dänische Sprache anbetrifft; die Französischen Wörter sind für den, der Französisch und Lateinisch kann, leicht zu finden, indem sie entweder ganz übertragen oder doch nur einzelne Buchstaben verändert worden sind, so daß man den Stamm leicht erkennt. Nur das Normännische, ein Dialekt des Französischen, so wie das Alt-Brittische, auch wohl Schottische und Irische, was noch in der Sprache steckt, wird dem Sprach- und Wortforscher viele Schwierigkeiten machen, besonders das ächt Brittische, weil von dieser Sprache keine schriftlichen Dokumente vorhanden sind, und man die Wurzeln nur in der alten Angelsächsischen Sprache suchen muß, von der eben so wenig noch etwas übrig ist; da dasjenige, was sich von Schriften aus der frühern Periode noch vorfindet, Sächsisch-Dänisch seyn soll, wie auch schon oben angeführt worden ist. Herr Fick sagt in der Einleitung zur 9ten Auflage seiner Englischen Sprachlehre für Deutsche, S. 3. folgende wichtige Worte diese Sprache betreffend:

Da die Englische Sprache eine Mischung aus der alten Sächsischen und Dänischen, der Normännischen und neuen Französischen nnd der Lateinischen ist; da die eben genannten Sprachen in ihrem Aeußern und

Innern so sehr von einander verschieden sind, so sieht man leicht, daß diese Zusammenschmelzung nicht ohne große Gewaltthätigkeit und nicht ohne Zerstörung eines großen Theils des Eigenthümlichen jeder der einzelnen Sprachen, welche in der Englischen zusammengeflossen sind, geschehen konnte. Da nun die nächste Abstammung in allen Sprachen immer das ist, was sie in ihrer eigenthümlichen Gestalt enthält, und vor der großen Veränderung verwahrt, welche sonst die immer fortschreitende Kultur und die Unwissenheit des Volkes in und an denselben hervorbringen würde; so ist leicht begreiflich, daß durch diese Zusammenschmelzung der nachste Bau der Wörter, wenigstens für das Ohr, in sehr vielen Fällen verloren gehen muß, zumal da dieser nächste Bau in Ansehung der Wörter der fremden Sprache, welche mit der Landessprache zusammrnfließt, ohnehin so bekannt nicht seyn kann; daher ist die Aussprache in allen solchen vermischten Sprachen überaus veränderlich, weil dem Volke, welches sie spricht, in den meisten Wörtern die nächste Abstammung unbekannt ist, folglich fehlt es an einem festen, unbeweglichen Punkte, woran der Begriff geknüpft werden könnte, und welcher Zunge und Ohr leiten muß. Dieses ist der Fall bei allen denjenigen neuern Sprachen, welche sich durch Vermischung mit der Lateinischen gebildet haben, z. B. der Italienischen, Französischen ꝛc. Diese Sprachen würden sich in wenigen Jahrhunderten nicht mehr ähnlich sehen, wenn die dunkle Empfindung der Nothwrndigkeit hier nicht allein diesen Völkern ein Mittel an die Hand gegeben hätte, die nächste Abstammung, wenigstens eine Zeitlang, für die Augen zu erhalten, wenn gleich das Ohr sie verloren hat. Dieses Mittel ist kein anderes, als daß man anders schreibt, als man spricht; denn dadurch, daß man die Wörter so schreibt, wie sie ursprünglich heißen, wird die Verständlichkeit der Sprache befördert. Schriebe man die Wörter so, wie sie ausgesprochen werden, so würde der Engländer Mühe haben, dieselben, wenn sie in der Originalsprache vorkommen, als die seinigen zu erkennen, und da die Aussprache in allen vermischten Sprachen sich von Zeit zu Zeit vermindert, so würde ein Wort in Kurzem

völlig unkenntlich werden, wenn nicht die Schrift diese wahre Gestalt so lange erhielt, als es möglich und nothwendig ist. Da man ferner auch das Lateinische Alphabet (wie schon oben erwähnt worden) zum Schreiben annahm. so konnte dieses unmöglich durch seine Buchstaben alle die verschiedenen Laute ausdrücken, die jedes Volk, von dem man Wörter annahm, oder annehmen mußte, in seiner Sprache hatte.

Die Englische oder Brittische Sprache hat troß ihrer Zusammensetzung aus mehreren Sprachen, und bei den vielen, oft überflüssigen, nicht tönenden Schriftzeichen, doch einen sehr angenehmen Klang, Wohllaut, wenn sie von gebildeten Britten gesprochen wird; sie giebt uns die Aussprache der ächt Angelsächsischen Wörter einen treuen Abdruck von dem Klange unserer Plattdeutschen Sprache, der Stammsprache unserer Vorfahren, wovon oben, unter Sprache (Deutsche), eine Probe geliefert worden ist. Man gewahrt hieraus, daß so rauh auch eine Sprache in ihren Worten und der Schrift erscheint, sie dennoch sehr leicht und fließend gesprochen werden kann, welches die Englische beweiset, die die meisten überflüssigen Buchstaben in ihren Wörtern besitzt, und aus einem Gemische von mehreren zum Theil fern verwandten Sprachen besteht. Besonders lieblich klingt die Englische Sprache, wenn sie ein weiblicher Mund spricht, weil hier die Wörter gelinder abgestoßen werden, als bei den mehr rauhen Sprachwerkzeugen der Männer. Was das Grammatikalische dieser Sprache anbetrifft, so ist davon schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, gehandelt worden. Was die Literatur Groß-Britanniens betrifft, so wurde die erste Englische Bibelübersetzung zur Zeit der Reformation im Jahre 1535 herausgegeben. Schon einige Jahre früher, 1530, übersetzte William Tyndal, ein Reformirter, das neue Testament; er ließ es

zu Hamburg drucken und schickte viele Exemplare nach London. Die Bibel wurde in England freudig aufgenommen und begierig gelesen; da aber dem Könige Heinrich dem Achten vorgestellt wurde, daß in derselben Vieles enthalten sei, welches der katholischen Kirche zuwider laufe, so wurde sie vom Könige verboten. Eine zweite Bibelübersetzung erschien bald darauf von Johann Rogers, einem Lutheraner; er benutzte die Tyndalische Uebersetzung, übersah sie noch einmal, verglich sie mit Luthers und Anderer Uebersetzungen, und gab sie unter dem Namen Thomas Matthäi heraus. Diese wurde hierauf im Jahre 1541 von dem Bischofe Cuthbert, Tunstal und Nicol. Heath noch einmal durchgesehen. Nachdem die Königin Elisabeth zur Regierung gekommen war und die reformirte Religion eingeführt hatte, so wurde auf ihren Befehl von dem Bischofe Parker und Andern eine neue Uebersetzung verfertiget, und im Jahre 1573 herausgegeben, welche man die bischöfliche Bibel nannte und solche beim öffentlichen Gottesdienste gebrauchte. Als Jakob der Erste den Thron bestieg, so mußten auf dessen Befehl siebenundvierzig Gelehrte und Bischöfe die Bibel aufs Neue übersetzen. Nach einer siebenjährigen Arbeit erschien sie im Jahre 1612. Man nannte sie die Königliche, und braucht sie noch jetzt .Es wurden zwar nachher noch mehrere Versuche von Uebersetzungen gemacht; allein diese blieb die gewöhnliche Kirchenbibel. — Was die Englische schöne Literatur betrifft, welche auf die Ausbildung der Sprache einen so großen Einfluß hat, so hat Großbritannien in jedem Zweige dieser Literatur große Männer aufzuweisen. — In Werken über die Sprache sind noch besonders, außer den schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 336, angeführten Werken, die grammatisch-ästhetisch-kritischen Werke von Johnson, Ad-

dison, Warton, Lowth, Harris, Blair, Monboddo, Sheridan, Walker u. Andere. In der Belletristik, besonders der Dichtkunst, haben sich die Britten schon von den ältesten Zeiten her ausgezeichnet. Ihre Bardengesänge, besonders die der Schotten, sind bekannt, wenn man auch in neuester Zeit an der Aechtheit der Ossianischen Gesänge zweifelte und glaubte, daß sie untergeschoben seien, und Macpherson der Verfasser derselben sei, wie auch schon unter Spitzbube und Spitzbüberei, Th. 159, S. 454 angeführt worden ist. Ueber die Dichter von den Zeiten Wilhelms des Eroberers bis auf die Zeiten Jakobs des Zweiten findet man Nachricht in Liver of the most famous english Poets ... from the time of King William the Conqueror to the reign of K. James II. by W. Winstanley, Lond. 1687. Der eigentliche Zeitpunkt der Belletristik in England beginnt nach Erfindung der Buchdruckerkunst und nach der Reformation im sechzehnten Jahrhunderte, und geht bis auf die jetzige Zeit. In dem genannten sechzehnten Jahrhunderte traten schon sehr glänzend, mit großer Genialität und für die Bildung der Volkssprache sehr günstig auf: Surrey, Shakespeare, Spencer und Andere, und in der 2ten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts traten die Dichter Waller, Cowley, Buttler, Dryden und Milton auf; und wenn man gleich die Werke der Dichter aus der ersten Periode noch nicht für klassisch gefeilt hielt, so hat doch der berühmte Johnson, welcher auch das große Englische Wörterbuch herausgegeben hat, Shakespeares Schauspiele mit Verbesserungen und Erläuterungen verschiedener Ausleger herausgegeben, und mit seinen eigenen Noten versehen. Seine Noten sind von dreifacher Art: sie erläutern 1) dasjenige, was dunkel ist; 2) merken sie des Autors Schönheiten und Fehler an; 3) verbessern sie

verderbte Stellen. In dem Letzten ist er so bescheiden, daß er sich selten weiter, als an eine Veränderung der Unterscheidungszeichen und Partikeln wagt, und lieber seine Unwissenheit gesteht, als kritische Gewalt gebrauchte. Wie sehr günstig diese Arbeit Johnsons aufgenommen worden ist, beweiset, daß binnen Monatsfrist nach der ersten Ausgabe die andere schon veranstaltet werden mußte; also auch ein Beweis, daß selbst bei kritischer Strenge in Beurtheilung der Fehler Shakespeares, auch diese noch für groß gehalten werden. Besonders wirkten auch auf die Sprache durch die Dichtkunst im achtzehnten Jahrhunderte: Rochester, Pope, Young und Johnson durch ihre Satyren und andere Gedichte, wozu auch dir Werke der beiden, schon oben genannten Satyriker: Dryden und Buttler, gehören; dann Thomson, Gay, Savage, Goldsmith und Falconer in ländlichen Gedichten; Prior, Swift, Parnell, Lyttleton, Collins, Cunningham, Philips, West, Smollet, Lady Montagu, Jenny, Schenstone, Hoole, Shaw, Jago, Moore, Mallet, Lewi und Andere in der Erzählung, Idylle, Ode, Romanze und Ballade ꝛc. Noch mehr auf die Volkssprache wirkte das Lesen der Romane von Fielding, Smollet, Lewis, Richardson und Andern; der Reisebeschreibungen, von denen sie einen unerschöpflichen Schatz besitzen; dann wirkten vorzüglich auf die Sprache ihre großen Parlamentsredner, wie Bolingbroke, Lord Chatam oder der ältere Pitt, Burke, der jüngere Pitt, Fox, Grey Sheridau, Erskine und Andere; dann die Kanzelredner: Tillotson, Buttler, Forster, Blair und Andere. Auch wirkten die Zeitschriften, wie z. B. der Zuschauer mit Beiträgen von Addison, Steele und Andere nicht weniger auf die Sprache, so wie die politischen Blät-

ter und Zeitungen, die Alles, was in der ganzen bekannten Welt vorgeht, dem Volke täglich vorlegen. Hierzu kommen nun noch eine große Anzahl wissenschaftlicher Werke, die, wenn gleich nicht unmittelbar auf die Volkssprache wirken, doch mittelbar, indem sie zur Bildung derjenigan dienen, die wieder auf das Volk dnrch ihre Werke, ihre Reden ꝛc. wirken. Bei so vieleu Hebeln und Hülfsquellen konnte die Sprache der Engländer nicht unausgebildet bleiben, sie mußte gleichen Schritt mit ihren Nachbarn, den Franzosen gehen, deren Sprache auf die ihrige so mächtig eingewirkt, ja sich darin festgesetzt hat.

Was die Sprache der Schotten oder Schottländer insbesondere anbetrifft, so ist über deren Ursprung schon vielfältig gestritten worden. Nach Einigen sollen die Schottländer von den Irländern abstammen, nach Andern von den Celten oder Deutschen, wiederum nach Andern sollen sie eine Spanische oder Iberische Kolonie seyn. Wer hierin eigentlich Recht hat, ist schwer zu entscheiden, weil keine dieser Angaben oder vielmehr Behauptungen mit Gründen belegt werden kann, sondern sie bloß auf Muthmaßungen, auf Aehnlichkeiten in Worten und im Schalle, kurz auf etymologischer Gelehrsamkeit beruhen. Daß die Schotten von den Irländern abstammen sollen, widerlegt Macpherson, der Uebersetzer und Herausgeber der Ossianischen Gedichte, der, wie schon oben angeführt worden ist, der Verfasser derselben seyn soll, indem er anführt, daß die Hochländer sich Cael und ihr Land Caeldock, das ist, Land der Cael oder Celten nennen. Die Römer hatten durch Versetzung des Buchstabens l und durch Veränderung des rauhen ck in ein d diesen Namen in Caledonia verwandelt. Tacitus, der die Einwohner in drei Klassen theilt, in die Caledonier, Silurer und diejenigen, welche auf der Küste, Gallien gegenüber, wohnten, und

sich bemühet den Ursprung dieser drei Nationen auf dem festen Lande zu entdecken, schließt in Absicht auf die Ersteren, die Caledonier, aus ihrer Natur und der Farbe ihrer Haare, daß sie von den Deutschen abstammen. Diejenigen, welche die Schotten von den Spaniern abstammen lassen, haben für diese Angabe weiter gar keine Gründe, als das Phönizische Alphabet, welches die Schotten angenommen haben sollen, indem dasselbe nur aus siebzehn Buchstaben besteht, wie dasjenige der Schotten; und da schon frühzeitig zwischen den Spaniern und Phöniziern ein Handel bestanden habe, so hätten die Schotten, als eine Kolonie der Spanier, vor ihrem Uebergange nach Irland daran Theil genommen und so die Buchstaben erhalten; so wie überhaupt durch diesen Handel ganz Europa die Schriftzeichen erhielt. — Buchanan, selbst ein Hochländer, der auch ein Werk über eine zierliche und übereinstimmende Aussprache der Englischen Sprache *) herausgegeben hat, will den Namen Calydonia von Calden, eine Haselstaude in der Celtischen Sprache ableiten, woher der berühmte Caladonische Wald seinen Namen trage. Dr. Lloyd leitet das Wort von dem Brittischen Cilydien, angrenzende, ab, weil ihr Land an das Römische Gebiet grenzte; Camden leitet es von dem Brittischen Caled, hart, rauh, ab, woher in der Mehrzahl Caledien, ein rauhes ungesittetes Volk, kommt, und was dergleichen Ableitungen noch mehr sind; die hier nichts zur weitern Erklärung der Abstammung der Sprache beitragen; daher von ihnen hier nicht die Rede seyn kann. Da es überhaupt schwer zu bestimmen ist, ob die alten Schotten wirklich von einer Celtischen Nation abstammen, so sehr sich auch schon im zweiten Drittel

*) An Essay towards Establishing a Standard for an elegant and uniform pronunciation of the English Language. B. 4 James Buchanan.

des verwichenen Jahrhunderts die Alterthumsforscher in England Mühe gegeben haben, dieses zu ermitteln, oder ob sie eine Kolonie einer andern Nation sind, so kann man nur dasjenige über ihre Sprache hier anführen, was Sprach- und Geschichtsforscher darüber zu ermitteln gesucht haben. Könnte mit Gewißheit ermittelt werden, ob sie von den Celten abstammen, so würde man die sichersten Ueberbleibsel der Celtischen Sprache finden, da die Schotten am wenigsten bei den Eroberungen gelitten und am wenigsten von den Griechischen und Römischen Wissenschaften erlernt haben. Indessen scheint so viel gewiß zu seyn, daß nach Allem, was man über den Ursprung der Schottischen Sprache bis auf die neueste Zeit zu ermitteln gesucht hat, sie die alte Galische (Gallische) oder Erische Sprache ist, ein verwandter Dialekt der Irischen oder Irländischen, der Walesischen, die im Fürstenthume Wales, und der Niederbretagnischen, in der ehemaligen Provinz Bretagne, jetzt Departement von Finisterre in Frankreich, gesprochen wird; denn die jetzige Sprache der Bergschotten und der Irländischen Bauern, so wie die oben genannten Dialekte, sind Zweige einer vor Ankunft der Römer über ganz Britannien ausgebreitet gewesenen Sprache, welche mit dem Volke, das sie geredet, den Celten, von den Küsten Galliens nach Britannien gekommen ist. Die Walliser oder Walesische Sprache wird im Fürstenthume Wales in England noch in ihrer größten Reinheit gesprochen; auch rühmen sich die Einwohner ihrer wälschen Barden oder Naturdichter. Diese lebten bloß von den Gaben des wälschen Adels; sie und ihre Verwandten, die Harfenschläger, machten eine Innung aus, wurden gewöhnlich bei feierlichen Gastmalen eingeladen, die Gesellschaft zu unterhalten, welches mit lauter Narrenpossen und spöttischen Reimen aus dem Stegereife geschah. Zuweilen kommt

ein Barde an die Thür, und bat in Reimen eingelassen zu werden, worauf der Barde im Hause gleichfalls in Reimen antwortete; trug nun der Auswärtige in diesem poetischen Kampfe, nach dem Urtheile der Gesellschaft, den Sieg davon, so ward er eingelassen, um an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, und der Besiegte wurde herausgejagt, den Platz des Ersteren einzunehmen. Diesem Kampfe war das große Fest einigermaßen ähnlich, das in Süd-Wales angestellt wurde, wozu die Barden aus verschiedenen Gegenden zu einem poetischen Kampfe eingeladen wurden, und worin die Nord-Waleser den Sieg davon getragen haben sollen. Diese herumschweifenden Barden waren ehemals diesem Lande sehr nachtheilig; es ergingen daher verschiedene Parlamentsakten und Verordnungen, um es zu unterdrücken. Eduard der Erste soll dies auf eine grausame Art gethan haben, und unter Heinrich dem Vierten ward eine Akte gemacht, daß kein Reimer, Geiger oder anderer Herumtreiber sollte um Almosen oder Liebesgaben (Kymortha) bitten gehen. Wenn gleich durch diese Barden das Volk keinen besonderen Fortgang in der Verfeinerung der Sprache gemacht hat, so ist diese doch nicht rauh oder barbarisch, wenn sie gleich dem Fremden durch die vielen Mitlaute, welche die Wörter enthalten, schwer auszusprechen wird. Nach einigen Schriftstellern soll sie nicht mit so vielen unharmonischen einsylbigen Wörtern beladen seyn, welche die Anzeige der Abänderungen, Fälle und Zeiten der Wörter sind, als die Englische; sie soll daher in ihren Zahlen und Bildungen weit harmonischer und nachdrücklicher seyn; und ein Wort im Walesischen soll oft eine ganze Redensart ausdrücken. Und wenn sie gleich die Sprache eines Volks ist, das nur einen kleinen unfruchtbaren Flecken der Erde bewohnt, der der Welt nur in so weit bekannt ist, daß der Thronerbe von

England dessen Namen führt; und wenn sie auch nicht die Wörter der gänzlich vernachläßigten Künste des Lebens hat, und von Niemanden gesprochen wird, als von solchen, die aus freien Stücken auf alle Verfeinerung Verzicht thun; so können doch, in Ansehung der Mannigfaltigkeit, des Reichthums, und selbst der Harmonie, wenige mit ihr verglichen und vielleicht gar keine ihr vorgezogen werden. Diese Sprache, welche man auch die Kymrische Sprache nennt, von dem Namen der Einwohner, Kymri, Cumri, scheint, ungeachtet ihrer Menge Kehlbuchstaben und Mitlaute, um so viel geschickter zur Dichtkunst zu seyn, da sie das Sanfte und Harmonische der Italienischen mit der Majestät und dem Nachdrucke der Griechischen verbindet. In der Bildung des poetischen Numerus unterscheidet sie sich von allen neuern Sprachen. Jede Zeile besteht aus einer gewissen regelmäßigen Anzahl Füße, wie in andern Sprachen; nur unterscheidet sie sich darin, daß sie eine gewisse Art von Reim oder Wiederholung einerlei Lauts hat, welcher nicht die Zeile endiget, sondern ganz durch sie hindurch läuft. Die Dichter treiben die poetische Freiheit vielleicht etwas zu weit, indem sie, des Lautes wegen, neue Wörter bilden, welches gewöhnlich geschieht, wenn ihnen ein Wort zum Reime mangelt; und daher besteht ihre ganze Dichtkunst, sagt ein Schriftsteller, nur in bloßem melodischem Unsinne, einem Schwalle harmonischer Töne, der, übersetzt, kaum einen gesunden Menschenverstand blicken läßt. Indessen soll diese ungebundene poetische Freiheit, so gewöhnlich sie auch ist, nicht allgemein angenommen worden seyn; denn es fehlt auch nicht an Dichtern, die sich das Recht, ihre Wörter nach Belieben zu wählen, nur selten anmaßen. Die Ursprache der alten Schotten hat sich noch immer in ihrem eigenthümlichen Character erhalten, obgleich sie bei verschiedenen

Gelegenheiten einige neue Wörter angenommen und mehrere alten abgeschafft hat; und wenn man an den noch vorhandenen Ueberbleibseln ihrer Geschichte nicht zweifeln darf, so ist die Zusammenfügung der Wörter noch dieselbe, wie sie in den ältesten Zeiten der Geschichte gefunden wird. Sie ist, außer der Isländischen, die einzige Sprache in ganz Europa, welche ihre ursprüngliche Reinheit so ziemlich bewahrt hat. Das Alphabet der alten Schotten bestand, wie schon oben angeführt worden, aus siebzehn Buchstaben, und diese waren, in Absicht auf ihre Ordnung, ihre Gestalt und ihren Namen, von denjenigen sehr verschieden, welche die Römischen Missionaire im ersten Jahrhunderte eingeführt hatten. Sie waren ursprünglich durch gerade und krumme Striche, welche zuweilen auf Parallellinien gezogen wurden, von einander unterschieden. Das Alphabet fing mit den Buchstaben B, L und N an, so wie bei den Griechen A, B und G, und bei den Römern A, B und C die ersten sind. Sie schrieben auf glatte Holztafeln und ihre Buchstaben führten die Namen größtentheils von Bäumen, woraus ihre ersten Bücher verfertiget wurden. So z. B. hieß ihr erster Buchstab B, Luis, Birke, Round-tree, Nion, Aesche ꝛc. Diejenigen, welche das Leben des H. Patriks beschrieben haben, und die ältesten Engländischen Alterthumsforscher seit dem Christenthume, berichten von diesem Apostel, daß er mit dem Könige von Irland, Laogary Mac Neil in einem Staatsrathe beschäftiget gewesen, die alte Schottische Geschichte zu reinigen. Dieses giebt uns den Beweis, daß die Schotten schon vor dieser Zeit eine Schrift gehabt haben müssen, weil sie sonst die Geschichte nicht hätten reinigen können, wenn sie bloß auf Sagen beruhete. Es wird in den Büchern von Lecan, einer Sammlung der ältesten Schottischen Denkschriften, wovon sich ein Werk auch in der

Königlichen Bibliothek zu Paris befand, gemeldet, daß der H. Patrik, das Haupt der Römischen Missionaire, nicht weniger als 180 Abhandlungen über den Druidischen Gottesdienst in einem Haufen verbrannt habe; auch dieses beweiset, daß die Buchstaben bei den Schotten schon im Gebrauche gewesen sind, ehe solche etwas von fremder Gelehrsamkeit gewußt haben. Nach dem Tigernach, einem gelehrten Abte und Alterthumsforscher des eilften Jahrhunderts, sollen die historischen Schriften der Schotten mit vielen Ungewißheiten bis auf die Regierung des Kimbaoth 350 Jahre vor Christus, vermischt gewesen seyn. Seit Kimbaoth's Zeiten bis zur Einführung des Christenthums, ist die Zeitrechnung der Schotten nach ihren Geschichtsforschern ganz richtig, und diese Richtigkeit konnte nicht ohne Buchstaben erhalten werden. Die Buchstabenschrift reicht also bei den Schotten lange vor Christus hinauf; also können sie nicht die Römischen Missionaire hingebracht haben. Die gelehrten Kunstwörter der alten Schotten vor dem Christenthume, sind den Gelehrten noch bis jetzt bekannt. Sie nennen die Schottischen Buchstaben Feadha, oder Holz; die Bücher: Taible Filea, das ist: Tafeln des Dichters; die Dichtkunst: Uraiceach na neigeas, das ist: Poetische Vorschriften ꝛc. Die Analysis of the Galic langage by Will. Shaw, the second edition. Glasgow, 1779 in 4, ist die erste Sprachlehre, und ein kleines Wörterbuch von dieser Sprache gab Macdonell heraus; es soll aber wenig werth seyn. Auch die Bibel war noch nicht bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in die Gallische Sprache übersetzt worden, obgleich seit der Reformation ein Drittel der Kirchenlehrer in derselben prediget. — Die Irländische, Irische oder Ersische Sprache ist ein verwandter Dialekt von der Schottischen oder alten Gallischen Sprache. Auch

diese Sprache oder dieser Dialekt der alten Gallischen Sprache soll, nach Valancey, musikalischer seyn, als irgend eine andere Europäische. Sie wird aber wenig von andern Nationen erlernt, eher die Schottische, um darin die alten Barden, besonders den Ossian, zu lesen; und dieses könnte auch nur diesen oder jenen Bellettristen ermuntern, die Irische, Walesische und andere diesen ähnliche Sprachen oder Dialekte zu studieren, um dann die Original-Gesänge oder Lieder dieser Nationen zu lesen; in anderer Beziehung würde sie schwerlich von Jemanden erlernt werden, auch selbst dann nicht, wenn man diese Länder bereisen wollte, weil man mit der Englischen Sprache, als die Hauptsprache Großbritanniens, überall gut fortkommt. Die erste Irische Sprachlehre gab Molley im Jahre 1677 zu Rom heraus; dann erschien eine zweite 1728 zu Löwen von Mac Curtin; eine dritte von Valancey erschien zu Dublin im Jahre 1773, und dieser sind noch einige gefolgt; allein Liebhaber, um diese Sprache zu erlernen, außer den Engländern, haben sich wenige gefunden.

Ein Gelehrter, der sich lange Zeit in Endland aufgehalten hat, sagt über das Erlernen der Englischen Sprache und über ihren Zustand im Lande selbst ungefähr Folgendes: Die Englische Sprache ist außerhalb des Mutterlandes schwer zu erlernen. Man kann ziemlich viel Englisch wissen oder zu wissen glauben, und es von einem Sprachmeister in Deutschland oder in andern Ländern erlernt haben, und doch bei der Ankunft in England wenig verstehen; denn man findet gleichsam eine neue Sprache. In London selbst wird Jemand, dem es um richtige Erlernung der Englischen Sprache zu thun ist, schwerlich seinen Zweck erreichen. Die vielen Landsleute, die sowohl ein Deutscher, als auch ein Franzose ꝛc. daselbst finden wird, reden entweder ihre Muttersprache oder schlecht

Englisch. Man thut daher wohl auf's Land, einige Meilen von London, zu gehen, wo man sich unter lauter Engländern aufhält, und nichts als Englisch hört und reden muß. Eine gute Uebung ist es auch, aus den besten Englischen Schriftstellern in's Deutsche zu übersetzen, und hernach wieder, ohne das Original anzusehen, in's Englische; so zeigt es sich, wo man den Gang der Sprache und den eigenthümlichen Englischen Ausdruck verfehlt; es wird indessen doch mit aller Mühe schwer halten, wenn man nicht sehr jung nach England gekommen ist, die Sprache so zu erlernen, daß die Eingebornen den Ausländer verkennen. Je weiter man sich von London entfernt, um so schlechter wird die Aussprache; insbesondere weicht die Sprache in Yorkschire, in Schottland, Wales und Irland ab. Man muß schlechterdings die Englische Sprache verstehen und reden, wenn man in England fortkommen will, weil man sich sonst wenig Hoffnung machen darf, unter Engländern Bekanntschaften zu erlangen. Die meisten Vornehmen verstehen zwar das Französische, aber sie reden unter sich doch meistens ihre Muttersprache, die jetzt auch bei Hofe ihre Rechte wieder eingenommen hat, da man noch bis zum Anfange dieses Jahrhunderts an demselben Französisch sprechen hörte. Es gehört überhaupt in England nicht zum vornehmen Tone, wie in Deutschland, seine Muttersprache geringe zu schätzen, und in die Unterredungen immer Französische Brocken zu mischen; man liebt und schätzt die Muttersprache viel zu hoch, als daß man sie nicht für zureichend halten sollte, um eine Unterhaltung und Unterhandlung darin gut durchführen zu können. Wenn man sich mit Gelehrten in Latein unterhalten wollte, so würden beide Theile einander wegen der Aussprache nicht verstehen; auch gewöhnen sich die Englischen Gelehrten nicht sehr zum Latein reden, daher muß

man die Landessprache unumgänglich wissen, wenn man ihren Umgang benutzen will. Ueberhaupt legen sie sich auch selten auf die auswärtigen lebenden Sprachen, und die Anzahl von Gelehrten, welche die Französische Sprache bis zu einiger Fertigkeit sprechen, ist sehr geringe. Aus der geringen Kenntniß der auswärtigen Sprachen rührt es auch her, daß sie von dem Zustande der Gelehrsamkeit in Deutschland und andern Reichen nur geringe Kenntnisse bis zu Anfange dieses Jahrhunderts hatten, welches sich aber in neuester Zeit geändert hat. Am wenigsten bekümmerte sich der Engländer um die Geschichte, Geographie und politische Verfassung der übrigen Europäischen Länder; ihre Schriften in diesen Fächern, sobald von Gegenständen die Rede ist, die sich außerhalb England zugetragen haben, sind gemeiniglich voller grober Fehler. — Was die Englische und Schottische Literatur anbetrifft, so ist besonders die Erstere sehr reich an Bellettristischen Werken. Ueber die Englischen Schöngeister sehe man nach: Lives of the most famous english Poets from the time of King William the Conqueror to the reign of King James II; by W. Winstanley. London, 1687. — The poetical register, or the Lives and Characters of all the english Poets, with an account of thir writtings by J. (Giles Jacob) Lond., 1719. 2 Bde. — Histor. account of the Lives and writings of the eminent english Poets whether heroic, epic, lyric, elegic etc. Lond., 1733. 2 Bde. — Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands. Lond., 1753. (Nach Johnson soll der Verfasser von diesem Werke Robert Shiels gewesen seyn.) — Lives of the most eminent english Poets with critic. observat. on thir works, als Vorrede zu der im

Jahre 1779 erschienenen Sammlung der besten Englischen Dichter in 60 Bdn.; aber auch einzeln in 8 Bdn. und 4 Bdn. abgedruckt. — An account of the english dramatik Poets, or some observations and remarks on the lives and writings of all those that have published either Comedies, Traged. etc. in the english tongue, by Ger. Langbeine, Oxf., 1691. Aus diesem Werke haben die späteren Schriftsteller über diese Materie alle geschöpft und ihre Werke nur durch eine sorgfältigere Ausarbeitung und durch Zusätze bereichert, wie z. B. Giles Jacob, Gildon, Jam. Wright, Whinkop, Will. Cherwood, A. Betson ꝛc. Some specimens of the poetry of the anc. Welsh Bardes, by Evan Evans. London, 1764. — Translated Spec. of Welsh Poetry, by J. Walters, Lond., 1782. Musical and poetical relicks of the Welsh Bards, with a history of the Bards and an account of their Musik, by Edw. Jones. Lond., 1784. Von der neuern Englischen Dichtkunst: Advancement and reformation of modern Poetry; by J. Dennis. Lond., 1701. — The History of the English Poetry from the close of the eleventh to the commencement of the eighteenth Century, by Th. Warton, Lond., 1775. in mehreren Bänden. Critic. Essays on the Engl. Poets, by J. Scott. Lond., 1785. — Essay on the Origin of Scottish Poetry, von Pinkerton, vor den Anc. Scottish Poems. Edinb., 1786 etc. Viele Nachrichten über die Englischen Bellettristen und ihre Werke findet man auch in den Englischen Magazinen, Miscellanien, Journalen, Bibliotheken, Memoiren der Literatur, und in andern periodischen Schriften, wovon die ältesten in den Jahren 1682, 1694 — 1696, 1710 — 1714, 1725 ꝛc. er-

ſchienen, wovon mehrere, zum Theil unter andern Titeln, bis auf die neueſte Zeit fortgeſetzt worden ſind. Ein Mehreres über die Engliſche ſchöne Literatur hier anzuführen, iſt nicht der Ort.

Sprache (Erſiſche), ſ. oben, unter Sprache (Engliſche).

— (Estrangeliſche), ſ. oben, unter Sprache (Chaldäiſche), S. 404, und unter Sprache (Syriſche).

— Fetuiſche), eine Negerſprache auf der Goldküſte von Ober-Guinea in Afrika, von der man aber nichts Beſtimmtes weiß, als nur einzelne Worte, z. B. Jan Comme, Gott; Nipa, ein Menſch; Adja, der Vater; Enna, die Mutter; Nanna bannig, der Großvater; Nanna ba, die Großmutter; Una, der Bruder; Una ba, die Schweſter; Ubba, ein Kind; Effi, ein Haus; Opon, ein Tiſch; Attaire, ein Löffel; Dada-ba, ein Meſſer; Fufu, die Leinwand; Battape, die Kaufmannſchaft; Eppa, ein Bett; Enfan, der Branntwein; Engo, das Oel; Enkin, das Salz; Jufu, der Dieb; Etaba, der Tabak; Quiteriqui, ein Geizhals; Mantomantanni, ein Taugenichts; Cautje, das Brod; Didi, das Eſſen; Ahei, das Bier; Anum, das Trinken; Auvarre, der Herr; Abaffca, ein Diener; Ac-ju, guten Morgen; Aquaba, biſt willkommen; Mannic ju, es geht Dir wohl; Midasche, ich bedanke mich; ꝛc. ꝛc. Die Zahlen heißen: Wanni, 1; Abien, 2; Abiessan, 3; Anan, 4; Anum, 5; Essja, 6; Essam, 7; Aoqui, 8; Acon, 9; Edu, 10; Edu wanni, 11; Edu abien, 12; Edu abiessan, 13; Edu anan, 14, und ſo geht es weiter bis Edu Edu, 20; Enuip, 1000. Ein Mehreres über dieſe Sprache findet man nicht aufgezeichnet. Wahrſcheinlich hat dieſe Sprache noch weiter keine Ausbildung erhalten; iſt ſie mehr noch eine Naturſprache; die noch keine grammatiſche

Form hat und nicht nach grammatischen Regeln erlernt werden kann.

Sprache (Formosanische), Formosaische Sprache, welche auf der Insel Formosa in Asien gesprochen wird, welche Insel theilweise zu China gehört; theilweise behaupten die Einwohner darauf auch ihre Unabhängigkeit. Die Sprache der Formosaner soll viele Aehnlichkeit oder vielmehr eine große Verwandtschaft mit der Sprache der Japaner oder Japanesen haben; auch mit der Chinesischen Sprache ist sie verwandt, wenigstens hat sie von der letzten Sprache Manches angenommen. Die Regeln in dieser Sprache sollen nach den Regeln der Japanischen Sprache entworfen worden seyn und das Alphabet zwanzig Schriftzeichen oder Buchstaben besitzen, welche von der rechten gegen die linke Hand zu gelesen und geschrieben werden, wie die Hebräischen; auch sollen sie viele Partikular-Regeln von dem Gebrauche dieser Buchstaben haben. Einiges über diese Sprache wird noch unter Sprache (Japanische) vorkommen.

— (Französische). Unter dieser Benennung versteht man die Mischung der alten Gallischen, Lateinischen und Fränkischen Sprache zu einer Hauptsprache, der jetzigen Französischen. Vor der Ueberwindung der Gallier durch die Römer wurde in dem heutigen Frankreich die Gallische oder Celtische Sprache geredet, die man noch in der Nieder-Normandie, jetzigem Departement Finisterre, jedoch in einer etwas veränderten Mundart redet, und wovon die Walesische, Schottische und Irische Sprache Dialekte sind, wie auch schon oben, S. 480, angeführt worden ist. Diese Sprache wurde zuerst mit der Lateinischen gemischt, da sich nach der Eroberung Galliens durch die Römer, mehrere Römische Familien in diesem Lande niederließen; zu diesen kamen nun noch mehrere Deutsche Familien, die zu verschiedenen Zeiten eingewandert

waren. Doch die Hauptmischung erhielt die Sprache durch den germanischen Völkerstamm der Franken, der während der letzten Stürme, die das Römische Reich durch den Einfall fremder Völker erlitt, am Mittelrheine wohnte, und Merováus zum Befehlshaber und Heerführer hatte, dessen Sohn Childerich mit dem Stamme an den Niederrhein zog. Chlodowig, der Sohn Childerich's, besiegte den Syagrius bei Soissons im Jahre 486 nach Christi Geb., vernichtete dadurch den Ueberrest der Römischen Macht in Gallien, und ward Stifter des Fränkischen Reichs, des heutigen Frankreichs. Dieses kann man die erste Periode der Französischen Sprache nennen, wo sich hauptsächlich die oben genannten zwei Sprachen, die Lateinische und Deutsche, wenn nicht mit der Gallischen vermischten, doch festsetzten. Die zweite Periode beginnt mit Karln dem Großen, eigentlicher jedoch mit den Nachfolgern dieses Regenten, den eigentlichen Königen von Frankreich; denn Karl war mehr der Deutschen Sprache zugethan und suchte diese auf jede nur mögliche Weise zu befördern, achtete aber weniger auf die Französische Sprache, die bis zu seiner Zeit durch die Unruhen und Kriege in Frankreich sich nur erst roh gestaltete, indem man noch immer die Gallische, die Gallisch-Lateinische, und die Fränkische oder Deutsche Sprache unvermischt in den verschiedenen Provinzen des Landes redete. Nur erst im neunten Jahrhunderte, da die Franken die Oberhand behielten, fing auch ihre Sprache an die herrschende zu werden. Man redete am Hofe Deutsch, auf dem Lande aber Romanisch. Bei der Theilung des Reichs im Jahre 843, in welcher Karln dem Kahlen Frankreich zu Theil ward, war die Deutsche Sprache noch Hofsprache, die Romanische oder Römische Bauernsprache herrschte aber in Westfranken, und wird noch gegenwärtig in den Kantonen Wallis,

Waadt und im Innthale oder dem Thale Engadin im Kanton Graubündten geredet. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts fing sich aber das Französische aus dem Gallischen, Römischen und Deutschen zu bilden an, welche Bildung der Wörter noch sichtbar ist, indem man fast alle Wörter, oder doch wenigstens die Mehrzahl derselben, die zum Kriegeswesen gehören, aus der Deutschen Sprache entlehnt hat, z. B. marche, marechal, halte, lansquenet, soldat, solde, troupe, tumulte etc.; einige sind auch aus dem Lateinischen, wie: Empereur, Duc etc. Die Theile des menschlichen Körpers, und Alles, was man zu den täglichen Bedürfnissen bes Lebens gebraucht, sind aus dem Gallischen oder Celtischen, der Ursprache, geblieben, wie tête, nez, (Plattdentsch Neese) gorge, jambe, parler, écouter etc. Die übrigen Wörter, die nicht von einer der so eben angeführten oder genannten Sprachen herrühren, stammen von dem Lateinischen ab, welches man entweder abkürzte oder durch Versetzung der Buchstaben veränderte; so z. B. machte man aus sanguis, sang; corpus, corps; palatium, palais, lupus, loup; pax, paix; pretium, prix; pes, pied; sanitas, santé; venter, ventre; memoria, mémoire etc. etc. Man findet auch einige Wörter aus der Griechischen Sprache eingemischt, welche Sprache man ehemals zu Marseille redete. Im zwölften Jahrhunderte fing man auch an einige Griechische Kunstwörter aus der Philosophie des Aristoteles in die gemeine Sprache aufzunehmen, und zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts nahm man die Griechischen Benennungen der vornehmsten Theile des menschlichen Körpers und seiner Krankheiten auf. Auch aus der schon etwas früher ausgebildeten Italienischen Sprache wurden Wörter mit einiger Veränderung in die Französische übertragen. Wenn nun gleich die Französische Sprache noch

bis zu Ende des Mittelalters in der Kultur sehr zurück war, so war sie doch in der zweiten Periode ihrer Nachbarin, der Deutschen, vorgeeilt; denn schon damals waren die Provenzalischen Dichter, die Troubadours, die Muster, nach welchen sich die Deutschen bildeten; so wie auch der Französische Rittergeist, den die Troubadours zum Gegenstande ihrer Dichtungen machten, nur von ihm und der Liebe sangen, auf die höheren Volksklassen bei den Deutschen wirkte. Hier nur einige Proben von der Provenzal-Sprache zur Zeit des Troubadours: Tuit son preudome qui bien font; (derjenige ist ein Biedermann, welcher rechtschaffen handelt.)

Car d'armes est li mestier tiex.
Bruit es chans et joie à l'ostel.

Denn dieses ist das Handwerk der Waffen: großer Lärm im Felde und große Freude zu Hause.

Al encaussar premier,
Et al fugir dernier,
Car tot aiso cove,
A drut c'amor manté.

(Man zeige sich immer als der Erste bei dem Angriffe, und als der Letzte bei dem Rückzuge, dieses ist die Pflicht eines Jeden, welcher dem Paniere der Liebe folgt.)

Die Troubadours, welche die Romanische oder gemeine Landes-Sprache zu ihren Dichtungen wählten, wie auch schon unter Roman, Th. 126, S. 680, angeführt worden, haben dadurch der Französischen Sprache nicht wenig genützt, indem die untern Volks-Klassen nicht nur auf ihre Sprache aufmerksam wurden, sondern auch die höheren, deren Thaten und Liebesabentheuer in dieser Sprache besungen wurden. Man hielt nun die Romanische Sprache nicht mehr für eine gemeine Bauernsprache, in welcher sich nicht dichten und schreiben ließ, sondern fing an

sie hoch zu schätzen; und wenn sie auch nicht die Ehre genoß zur Hofsprache erhoben zu werden, so fand man doch viele ihrer Wörter volltönend und angenehm, so daß man sie in die Hofsprache aufnahm, und sich aus diesem Gemische nach und nach die Französische Sprache, von dem eilften Jahrhunderte an bis zum sechzehnten oder zur dritten Periode, herausbildete, indem man auch noch, wie schon oben erwähnt worden, die Bruchstücke der alten Gallischen Sprache dazu nahm. Mit Franz dem Ersten beginnt eigentlich die dritte Periode der Französischen Sprache. Dieser Monarch, der die Künste und Wissenschaften liebte, der auch von den Jägern, Vater der Jägerey genannt wurde, weil er nicht nur die Jagd leidenschaftlich liebte, sondern auch die zweckmäßigsten Anstalten zu ihrer Ausbildung errichtete, und besonders die Falknerey zu dem höchsten Ansehen erhob, beförderte dadurch die Kultur der Sprache seines Landes, daß er die bis dahin noch übliche Lateinische Sprache in den Gerichtssälen abschaffte, und dagegen die Französische einführte, wodurch der letzteren Sprache der größte Vortheil geschah, indem man jetzt gezwungen wurde, die Landessprache mehr zu kultiviren, die bis dahin weder edel in den Ausdrücken, noch regelmäßig in ihren Formen war; denn ein Jeder fügte die Worte nach seinem Belieben zusammen, von einer regelmäßigen Wortfügung war daher gar nicht die Rede. Hierzu kam nun noch, daß der gesellschaftliche Ton in Frankreich zu jener Zeit sehr drollig, ja närrisch war; daß man nur an allerlei Possierlichkeiten und Späßen Gefallen fand; daher wurde auch die Französische Sprache an burlesken Ausdrücken sehr reich, dagegen blieb sie arm an edlen, gedanken- und empfindungsreichen; hatte sie in ihren Verbindungen wenig Harmonisches. Gegen das Burleske setzte sich zuerst Marot, welcher das Ernsthafte in die Sprache zu bringen suchte,

allein er konnte nicht durchdringen; besser gelang dieses dem Montagne, welcher Ausdruck und Lebhaftigkeit in die Sprache brachte; allein es fehlt seiner Sprache die Harmonie und das Erhabene. Minder glücklich, aber für die Bildung der Volkssprache sehr günstig, schrieben und dichteten Ronsard, Theophile, Jodelet ꝛc. ꝛc. Der Erste brachte viele Griechische Wortfügungen in die Sprache der Dichtkunst, welche Malherbe mehr zu verdrängen suchte, der überhaupt den augenblicklichen Ruhm der zuerst genannten Dichter verdunkelte; eben so that es Balzac in der Prosa; auch Voitüre, Sarrasin ꝛc. ꝛc. wirkten durch ihre Werke mächtig auf die Sprache. Hierzu kommt nun noch in dieser Periode die Beförderung der Wissenschaften und Künste durch einen großen Staatsmann, den Kardinal Richelieu, der als erster Minister, Gelehrter, Schriftsteller, Lyriker und Dramatiker unter Ludwig dem Dreizehnten das Steuerruder des Staates ergriff, und durch seine thätige Aufmunterung, die er den Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern werden ließ, nicht nur eine große Anzahl dramatischer, lyrischer und epischer Dichter, wenn gleich von sehr ungleichem und oft nur geringem Werthe, sondern auch Historiographen weckte, eine Akademie der schönen Künste stiftete, und ein Wörterbuch der Französischen Sprache veranstaltete. Man kann schon diese dritte Periode, von Franz dem Ersten an bis zur Regierung Ludwigs des Vierzehnten, als eine glanzvolle für die Sprache, Wissenschaften und Künste betrachten, da in derselben nicht selten ein edler und freigebiger Monarch, wie z. B. Franz der Erste, die talentvollsten und geniereichsten Geister verschiedener Völker in seine Hauptstadt, überhaupt in seine Staaten zog, und dadurch dieselben verherrlichte. Hierzu kommt noch der populaire, gesellschaftliche und geistreiche Genius der Französischen

Nation, die unter allen Völkern fast nur allein zuerst die Frauen und Jungfrauen in den Kreis der Männer zog, sie an den gesellschaftlichen Vergnügungen Theil nehmen ließ, und dadurch nicht nur diese Vergnügungen selbst erhöhete, sondern auch die Sitten und mit denselben die Sprache verfeinerte; denn durch diese gemischten Zirkel wurde der Griechische und Lateinische Pedantismus, der bis dahin noch in der Männergesellschaft geherrscht hatte, verband, und die einheimische Sprache und Bellettristik gehoben und geschätzt, wodurch sich Witz und Geschmack verbreitete, und die Unterhaltung geistreich wurde, die bei andern Nationen in dieser Zeit, z. B. bei den Italienern, Britten und Spaniern, wenn sie gleich Geister von unerreichbarer Originalität in klassischen Werken aufstellten, immer nur dürftig und langweilig war, weil ihnen der Hebel fehlte, wodurch feine Sitte, Witz und Geschmack in die gesellschaftlichen Kreise, in die Gesellschaft gebracht wird, und dadurch Wohlklang und Fluß in die Sprache. — Die vierte Periode der Französischen Sprache beginnt mit der Regierung Ludwigs des Vierzehnten, und geht bis zur Revolution. Dieser junge, Ruhm, Wissenschaften und Künste, Vergnügen und Pracht liebende Monarch, dem in seiner mehr als funfzigjährigen Regierung zwei gleich große Minister, Mazarin und Colbert, zur Seite stehen, that alles nur mögliche zur Beförderung des Sprachstudiums durch großmüthige Aufmunterung jeder Kunst und Wissenschaft; und ein Schriftsteller sagt, in Beziehung auf den Anfang dieser Periode: „Nicht lebenvoller erwacht die von dem Frühlingsstrahle der Sonne erwachte Natur, und schmückt sich mit Kräutern, Blumen und Bäumen, als am Throne des, einst vielleicht zu sehr bewunderten, in unsern Tagen aber zu einseitig verkannten Ludwig XIV., Geist und Geschmack, Genie und

Talent jeder Gattung keimten und hervorwuchsen, und Künste und Wissenschaften mit Blüthen bereicherten, die, trotz allem Eigensinne und mitunter auch sehr gerechtem Tadel der Kritik, trotz aller Vervollkommnung in den spätern Decennien des Jahrhunderts, ewig zu den glorreichen in dem Kranze des Genius Europa's gehören werden." — Alles vereinigte sich unter der Regierung dieses Königs, eine Reihe von Siegen und Eroberungen, von Festen, Spielen und Vergnügungen, um die Musen in Thätigkeit zu setzen, und die Sprache zu veredeln. Die Academie française ließ sich die Berichtigung der Sprache angelegen seyn, und durch ihre Bemühungen bekam sie diejenige Ründung, Lieblichkeit und Harmonie, die sie noch gegenwärtig besitzt, obgleich durch die Revolution und die Französischen Kriege unter der Republik und Napoleon sie manche Abänderungen und viele Zusätze erhalten hat. — Das goldene Zeitalter der Französischen Sprache fängt daher zu Ende der dritten Periode, unter Ludwig dem Dreizehnten, an, und geht bis Ludwig den Sechzehnten. In diesem Zeitraume wirkten durch ihre Reden und Schriften im Reiche der Kanzelberedsamkeit und der Bellettristik auf die Sprache: Mascaron, Bossuet, Bourdaloue, Peter u. Thomas Corneille, Molière, J. Lafontaine, Chapelle (Luillier), Chaulieu, Madame und Mademoiselle Deshoulieres, Boileau, Regnard, Racine, Fenelon, J. B. Rousseau, Crebillon, Destouches, Voltaire, Gresset, J. J. Rousseau, Bernard, Bernis, Cazotte, Beaumarchais, Dorat, Boufflers, Chamfort, Delille, Lebrün, Berquin, Florian, Condorcet, Collin d'Harleville, der Herzog von Nivernois u. And.; auch St. Evremont, Fontanelle, Mad. de Sevigné ꝛc. brachten in die Prosa eine Feinheit,

Klarheit und Lieblichkeit, welche der Französischen Sprache einen ausgezeichneten Vorrang verliehen; und so ward Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten die Gesetzgeberin der Kunst und des Geschmacks für die kultivirte Welt; überall huldigte man der Französischen Sprache; aus allen kultivirten Reichen Europa's strömten die Vornehmen und Reichen nach Paris, als den Mittelpunkt des guten Tons und der feinen Welt, als die Hochschule der Kultur und feinen Lebensart, und in dieser Zeit war es auch besonders, wo unsere Sprache, die Deutsche, mit so vielen fremden Federn geschmückt wurde. — Was die Französische Sprache und Literatur in eine solche Aufnahme und in ein solches Ansehen brachte, war nicht allein die großmüthige Beschützung und Aufmunterung der Gelehrten und Künstler vom Throne herab, sondern auch die Theilnahme der Großen und Edlen der Nation; denn Alles, was auf Geschmack und Bildung unter den Vornehmsten des Volks Anspruch machte, verwandte sich für die Aufnahme der Wissenschoften und Künste, suchte die Sprache der höchsten Ausbildung fähig zu machen. Der Herzog von Orlean, die Prinzen von Condé und Conti, die Herzöge von Vendome und Bourgogne, die Harzoginnen von Bouillon und von Mazarin; die ersten Staatsbeamten, ein Richelieu, Mazarin, Fouquet, Colbert ꝛc.; ein großer Theil des hohen Adels, kurz Alles in Würden und Reichthum wetteiferte um den Rang, Mäcen der Künste und Wissenschaften zu werden; ja mitunter sie selbst auszuüben und sich in ihrem Glanze zu sonnen. Unter solcher Wartung und Pflege mußte die Französische Sprache und Literatur schnell emporblühen, mußte sie überall hin ihren Schein verbreiten und die Gebildeten aus allen Ländern anziehen. Und so wie sich bei uns ein Streit gegen Gottsched und seine Schüler erhob (s. oben,

S. 302 und S. 449), so erhob sich in Frankreich über das Lobgedicht Perraults auf Ludwig's Zeitalter, in Vergleichung der Vorzüge der Alten und der Neuern, ein Streit. Die feinen und originellen Denker, ein Fontenelle, ein St. Evremont waren auf der Seite Perrault's; die gelehrten Kenner, ein Boileau, Longepierre, Huet, waren auf der Seite seiner Gegner. Perrault behauptet nämlich in seinem Gedichte: **Le Siecle de Louis le Grand**, daß nicht nur die Neuern mit den Alten zu vergleichen wären, sondern die Erstern die Letztern noch übertrafen. Hier der Anfang seines Gedichts, welcher die angeführte Behauptung enthält:

La belle antiquité fut toujours vénérable;
Mais je ne crois jamais qu'elle fut adorable.
Je vois les Anciens, sans plier les genoux,
Ils sont grands, il est vrai, mais hommes, comme nous;
Et l'on peut comparer, sans craindre d'être injuste,
Le Siècle de Louis, au beau Siècle d'Auguste.

Si nous voulions ôter le voile spécieux,
Que la prévention nous met devant les yeux,
Et lassez d'applaudir à mille erreurs grossières,
Nous servir quelque fois de nos propres lumières,
Nous verrions clairement que sans témérité,
On peut n'adorer pas toute l'antiquité,
Et qu'enfin dans nos jours sans trop de confiance,
On lui peut disputer le prix de la science.

Dieser Streit, wegen der Vorzüge der Alten oder der Neuern, wurde mit einiger Hitze betrieben, und hat der Sprache gleichfalls genützt; so auch die gelehrte Streitigkeit mit dem Hrn. Lamotte und der Madame Dacier, wenn gleich diese Streitigkeiten an und für sich, auf die Wissenschaften bezogen, von keiner Erheblichkeit, sondern fruchtlos waren. Dieser Aufschwung der Französischen Sprache und Literatur dauerte auch unter Ludwig dem Funfzehnten

mit einiger Abwechselung fort. Die Marquise von Pompadour, die unter der Regierung dieses Monarchen einen großen Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten hatte, war auch ein Mäcen der Wissenschaften und Künste, und suchte diese auf jede mögliche Weise in ihrem Glanze zu erhalten. Ihr Pallast war den Künstlern und Gelehrten geöffnet, und da sie selbst von der Natur mit allen Gaben der Musen und der Grazien beschenkt worden war, so erhöhete sie dadurch jede Unterhaltung, brachte sie Leben in dieselbe; denn keine Ergötzung wurde für ergötzend geachtet, wenn sie nicht das Gepräge ihrer Erfindung oder das Siegel ihrer Gutheißung hatte; Alles mußte à la Pompadour seyn. Durch ihren Einfluß wurde der Abt Bernis, der ihre Reize und ihre Schönheit in verschiedenen Gedichten besungen hatte, zum Staatsminister und Kardinal befördert, und so wirkte sie überall für die schönen Künste und Wissenschaften und auf die Sprache. Die meisten der oben angeführten Bellettristiker verherrlichten durch ihre Schriften die lange Regierungsperiode Ludwig's des Funfzehnten, ja mehrere derselben überlebten die Revolution, Einige wurden ein Opfer derselben. Unter der Regierung Ludwig's des Sechzehnten fing die Literatur Frankreichs an zu sinken; und wenn gleich die Sprache noch ihre gewonnene Ausbildung behauptete, so sank doch der Geschmack, wie auch schon oben, S. 463, angeführt worden, die klassischen Werke der größten Genies wurden nur wenig beachtet, und nur einer frivolen Lektüre gehuldiget. Viele der angesehensten Gelehrten verließen ihr Vaterland und gingen in fremde Länder, folgten dem Rufe großer Regenten anderer Staaten, gleichsam als ahneten sie die Krisis, die ihrem Vaterlande bevorstand; auch lag die Revolution schon im Keime in dieser Regierung, und ihr Ausbruch drohete der Sprach-

bildung und Literatur den Untergang; denn Rohheit und Finsterniß fing schon an sich nach dem Vandalismus, der Viele der Edlen aus den Hallen Minervens auf das Blutgerüst geführt hatte, zu verbreiten, als Robespierre's Sturz die Wissenschaften und Künste zum neuen Leben weckte. Das Vollziehungs-Directorium gründete das National-Institut der Wissenschaften und Künste, mit welchem eine neue Epoche der Sprache und Literatur Frankreichs begann, die bis auf die neueste Zeit fortgeht. Aus dem goldenen Zeitalter der Französischen Sprache und Literatur gingen in die neue Epoche an Belletristen über: Delille, Bouflers, Beaumarchais, Lebrün, Collin d'Harleville, Arnaud und Andere. Hierzu kommen aus dem Zeitalter Ludwigs des Sechzehnten, dann der Republik, des Kaiserreichs, der Restauration: Fabre d'Eglantine, Andrieux, Mercier, Chenier, Picard, Düval, Arnaut, Lemercier, Rouget de Lille, Legaunè Saint Jüste, Raillon, Coupigny, Bouilly, Monvel, Le Bel, Scribe, Jouy, Béranger ꝛc.; dann die Frauen: de Genlis, de Stael, Cottin, Recamier, Jolliveau ꝛc. ꝛc. — In der Revolution, während der Republik, und nach der Wiederherstellung der Monarchie, in den Kammern, haben sich auch vortreffliche Redner gebildet, die auf die Sprache einen nicht geringen Einfluß hatten und haben, wenn gleich während der Revolution die Schreckensszenen die Aufmerksamkeit darauf hinderten. Als Redner zeichneten und zeichnen sich aus: Mirabeau, Barnave, Vergniaux, Isnard, Guodet, Sieyes, Thibeaudeau, Rewbell, Benjam. Constant, Düpin und Andere. Auch viele ihrer historischen, philosophischen und politischen Schriftsteller wirkten durch ihre Schriften auf die Ausbildung der

Sprache, weil sie häufig gelesen wurden und werden, wie: Bossuet, Voltaire, Vertot, Raynal, Fontenelle, d'Alembert, Labrüyere, Rochefaucault, Montesquieu, Helvetius, Rousseau, Thomas, Mirabeau, de Pradt, Chateaubriand und Andere. In der Grammatischen und Aesthetischen Kritik sind die Werke von Vaugelas, Bouhours, Büffier, Girard, du Marsais, Batteux, St. Mard, Clemens und Andere für die Sprache wichtig. Was die Französischen Sprachlehren, Wörterbücher ꝛc. anbetrifft, so ist darüber schon oben, S. 335, das Nöthige gesagt worden, so wie über das Grammatikalische derselben, oben, der Artikel Sprache und Sprachkunst nachzusehen ist.

Wenn sich gleich die Französische Sprache und Literatur nach der Revolution wieder gehoben hat, so herrschte doch in derselben ein ganz anderer Geist, als in der Periode unter Ludwig dem Vierzehnten und Funfzehnten. Der kriegerische Geist der Nation unter Ludwig dem Vierzehnten ist ein ganz anderer, als derjenige unter der Republik und Napoleon. Der Erstere behielt bei der mit dem Soldatenleben im Felde unzertrennlichen Rauheit und Härte, doch noch einen gewissen Grad der Feinheit und Galanterie, der feine Sitten, wenn auch nicht ganz in den Handlungen auf den Feind ausgedrückt, doch in der Lebensart, im geselligen oder gesellschaftlichen Leben; und diesen Geist athmeten auch die Sprache und die Schriften jener Zeit. Ganz anders ist dagegen der Letztere. Die Revolution hatte eine Roheit, eine Auflösung der gesellschaftlichen Banden hervorgebracht, welcher Charakter sich auch bei den Kriegern während der Republik und des Kaiserreiches ausdrückte, und der auch in der Sprache und in den Schriften dieser Zeit gefunden wird, sowohl die Poesie, und in

derselben die dramatischen und lyrischen Produkte, als auch die Prosa zeigen einen Geist der Aufgeregtheit des Gemüths, ein Brausen und Wogen der Phantasie, die weit entfernt von dem wahren Schönheitsgefühle, der Ruhe und Besonnenheit, der feinen treffenden Satyre sind, welche in den Schriften des siebzehnten bis zum letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts angetroffen werden; es finden jedoch auch hier Ausnahmen Statt, besonders bei den Schriftstellern, welche aus dem goldenen Zeitalter der Sprache in die neue Periode nach der Revolution übergetreten sind, wie z. B. Delille, Collin d'Harleville und Andere; auch findet man unter den neuern Schriftstellern, die sich während der Republik und des Kaiserreiches gebildet haben, Einige, welche an diejenigen des goldenen Zeitalters der Französischen Sprache und Literatur hinanreichen. — Die Eigenthümlichkeit der Französischen Sprache besteht besonders in der Bestimmtheit und Ordnung der Wortfolge, woraus zugleich die Klarheit des Gedankens hervorgeht; daher haben die Inversionen, die in der Lateinischen, Griechischen und auch Deutschen Sprache viele Mannigfaltigkeiten verursachen, hier nicht Statt; z. B. der Französische Ausdruck: Plancus a pris soin des affaires de Caesar, kann in dieser Sprache auf keine andere, als auf diese Weise geordnet werden; da im Gegentheil das Lateinische: Plancus res Caesaris diligenter ordinavit, auf vielerlei Art versetzt werden kann, ohne daß die Regelmäßigkeit der Sprache darunter leidet. Eben so ist es auch im Deutschen; denn ich kann sagen: Plancus hat Sorge für die Angelegenheiten Cäsars getragen, oder: Plancus hat für Cäsars Angelegenheiten Sorge getragen, oder auch: Für Cäsars Angelegenheiten hat Plancus Sorge getragen ꝛc. Die Französische Sprache ist ferner leicht und gefäl-

lig, wie der Französische National-Charakter; denn so wie dieser durch ergreifende Wendungen schnell und wechselnd gereizt werden will, eben so fügt sich auch die Sprache nach dieser Forderung mit Leichtigkeit, besonders bei ihrem Reichthume an mannigfaltigen schattirten Ausdrücken, an Witz- und verfänglichen Worten. Hier nur ein Paar dieser Wörter: Lis, Lilie, Lit, Bett, Lie, Hefen; Ver, Wurm, Verd oder Vert, grün, auch jung, frisch ꝛc., Vers, Vers, auch das Vorwort gegen; Sang, Blut, cent, hundert, Sens, Sinn, Verstand ꝛc., sans, ohne ꝛc.; und so giebt es in dieser Sprache viele Worte, die bei gleicher Aussprache etwas anderes bedeuten. Ein Schriftsteller sagt sehr richtig von dieser Sprache: „Sie schmiegt sich mit Leichtigkeit nach den Anforderungen des Geistes, und dringt sogar dem Dichter das Sententiöse, die witzigen Wendungen auf; und durch das Alter ihrer Kultur ist sie spröde gegen jede Neuerung geworden; daher gewinnt jeder Ausdruck des Gefühls in ihr den Anschein einer zierlichen Sentenz, daher jeder Flug der Phantasie, eine regelrechte elegante Gestalt; jede dichterische Betrachtung, leicht die scharfe Spitze eines Epigramms.“ — Spröde kann man jetzt die Französische Sprache in Beziehung auf Neuerungen in derselben nicht nennen; denn sie hat in der neuesten Periode, seit der Revolution, manche Neuerungen erfahren, jedoch sind diese nicht so wesentlich, daß sie eine große Veränderung in der Sprache bewirken, ihre Formen verändern; auch haben die Schriftsteller in dieser Sprache nie der Thorheit gehuldiget, sie mit Fremdwörtern zu durchspicken; sie haben sie in der Zusammenstellung, wie sie aus den ersten Perioden der Sprache und Literatur ihnen überkommen ist, behalten, und sie bloß ausgebildet und verfeinert, den Ausdrücken Wohllaut und Schärfe gegeben, und selbst mehrere Neuerungen z. B. die Endungen

oi, ois in den Zeitwörtern in ai, ais, zu verwandeln, ist sowohl von vielen guten Sprachlehrern, als auch von Schriftstellern noch nicht angenommen worden, und ihre Gründe dafür sind zu billigen. Das Einzige, was ihren Sätzen und Perioden zuweilen eine gewisse Einförmigkeit giebt, ist die Unabänderlichkeit ihrer Bei- und Mittelwörter, welches besonders in der Dichtkunst sehr fühlbar wird, wenigstens denjenigen, die an diese Abwechselung in anderen Sprachen gewöhnt sind, und die hier das Pathetische zu hindern scheint; allein sie ersetzt diesen Mangel durch die Leichtigkeit und Feinheit ihrer Wendungen, durch die Einheit, welche in dem Ausdrucke herrscht, und durch den harmonischen Fluß der Wörter, wodurch man auch manches Schleppende in dem Versbaue übersieht, wie dieses selbst in der oben angeführten Stelle des vortrefflichen Perraultschen Lobgedichtes der Fall ist. — Die Uebersetzung der Bibel in die Französische Sprache fällt in die dritte Sprachperiode unter Franz dem Ersten. Der erste Uebersetzer war Jacob Faber Etaples, welcher seine Uebersetzung im Jahre 1523 herausgab, die eingeführt und gebraucht wurde; als aber von einigen Reformirten eine Uebersetzung der Bibel erschien, so wurden die Theologen oder Gottesgelehrten zu Löwen im Jahre 1550 bewogen, eine neue Uebersetzung herauszugeben, welche späterhin oft nachgedruckt wurde. Unter den Reformirten fing Robert Peter Olivetan im Jahre 1535 an, eine Uebersetzung zu verfertigen, welche von den Genfer Theologen aufs Neue durchgesehen wurde, weshalb sie den Namen der Genfer Bibel erhielt. Nach vielen davon veranstalteten Ausgaben, gab Karl le Cene im Jahre 1741 eine neue Uebersetzung heraus, die aber viele Tadler fand. Im Jahre 1707 sah David Martin die Genfer Bibel noch einmal durch und gab sie verbessert heraus, und nach dieser Ausgabe sind

mehrere veranstaltet worden. Diese Bibelübersetzungen haben auf die Sprache einen großen Einfluß gehabt, indem dadurch die Schriftsprache auch unter die mittlern Klassen des Volkes verbreitet wurde, woraus die Geschäfts- und Umgangssprache verbessert hervorging. Den Bibelübersetzungen gebührt nach der Reformation der stärkste Antheil an der Kultur der Sprachen in allen gesitteten Ländern Europas.

Die Literatur der Bellettristik Frankreichs. Ueber die ältesten Dichter Frankreichs, die Troubadours, findet man Nachricht in: Vies des plus célèbres et anciens Poetes provencaux, par J. Nostradamus. Lyon. 1575. Das Werk soll zwar sehr fabelhaft seyn, allein dessen ungeachtet wird es von den Französischen Literatoren, besonders bei der Geschichte des Drama, als Autorität gebraucht. — Dann erschien: Histoire litteraire des Troubadours. Par. 1774. 3 Bde. — Recueil de l'origine de la langue et poesie françoise. Ryme et Romans, von Cl. Fauchet. Paris, 1581. — De l'Origine de la Poesie française, das 7te Buch in des Et. Pasquiers Recherches de la France. Paris, 1607, 1621, 1643. — Von eigentlichen Französischen Dichtern findet man Nachrichten in den allgemeinen biographischen Werken, als in: Les hommes illustres qui ont paru en France pendant un siècle p. Ch. Perrault. Par. 1696—1700. Memoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la republique des lettres, par J. P. Niceron. Par. 1730—1748. 43 Thle. in 42 Bdn. Vies des hommes illustres de la France, Par., 1736 u. f. in 26 Bdn. L'année franc. ou Vies des hommes qui ont honoré la France, par Mr. Manuel. Par., 1789. 4 Bde. Necrologe des hommes célèbres de la France. Mastr., 1764

s. 7 Bde. — Bibliotheque française, ou Histoire de la Litterature francoise p. l'Abbé Gouget. Par., 1710—1756; (18 Bde.) der 9te u. f. Bde. — Description du Parnasse français, p. M. Titon du Tillet. Par., 1726, verbunden mit dem Parnasse franc. von Ebendemselben. Par., 1732—1735 s. 3 Bde. mit Kupf. — Annales poetiques, ou Almanac des Muses, depuis l'origine de la poesie Française, 1776 s. 38 Bde. — Histoire du Théâtre français depuis son origine jusqu'a présent, avec la vie des plus célèbres poetes dramatiques etc. p. Franc. et Cl. Parfait. Par., 1734—1756, 17 Bde. — Les spectacles de Paris, ou Almanac historique et chronologique des Théâtres, avec un Catalogue de toutes les pièces restées au Théâtre dans les differens spectacles, les noms de tous les auteurs vivans, et la liste de leurs ouvrages. Par., 1751. Bis zur Revolution fortgesetzt und auch noch nach dieser Zeit. Abrégé de l'Histoire chronologique du Théâtre français. Par., 1780. — Essais historiques sur l'origine et les progrès de l'Art dramatique en France. Paris, 1784 — 1786. Lettre sur l'origine de la Poesie française, p. P. Dan. Huet, in den Mem. de Trevoux. Par. 1711, p. 471 s., und im 2ten Bde. S. 84 f. — Histoire de la Poesie franc., par l'Abbé Massieu. Par., 1739. — Les Muses en France ou l'"Histoire chronologique de l'origine, du progrès et de l'établissement des belles lettres dans la France, p. J. M. Le Febre. Par., 1750. Connoissance des beautés et des défauts de la Poésie et de l'Eloquence françoise. Par., 1750. — Essais de critique sur la Litterature ancienne et moderne, par Mr. Cle-

ment. Par. 1783. 2 Bde. — Histoire de la Litterature françoise p. Mr. Bastide. Paris, 1773, 2 Bde. — Les trois Siècles de notre Literature ou tableau de l'esprit de nos écrivains depuis François I. jusqu'à 1772, p. Mr. Sabatier etc. etc. Hierzu kommen noch eine große Anzahl moderner periodiſcher Schriften, welche die Franzöſiſche ſchöne Literatur des goldenen Zeitalters, auch vor und nach demſelben, berühren, beſonders viele Journale, vermiſchte Schriften, Flugblätter, Zeitungen ꝛc. Das älteſte Journal, welches ſich mit der Literatur Frankreichs beſchäftigete, iſt wohl der Mercure de France, welcher im Jahre 1672 zuerſt unter dem Titel des Mercure galant, von Jean Don. de Viſé herausgegeben, erſchien.

Sprache, (Galiſche), Galliſche Sprache, ſ. oben, unter Sprache (Engliſche).

— (Gauner=), Zigeunerſprache, Rothwälſch, ſ. Th. 128, S. 26 u. f.

— (Geiſter=), eine hohle, dumpfe Gruft= oder Grabesſprache, wie man ſie beim Geiſtervorladen, Geiſtererſcheinen in der Magie hören läßt, als wenn ſie von den erſchienenen Geiſtern herkomme. Die Worte einer Sprache werden nämlich ſo ausgeſprochen, daß ſie hohl und dumpf klingen, gleichſam von fern herzukommen ſcheinen, wie die Bauchſprache.

— (Gelehrten=) hierunter verſteht man eigentlich nur die Lateiniſche Sprache, weil ſie ehemals jeder Gelehrte wiſſen mußte, da vor dem ſechzehnten Jahrhunderte faſt alle wiſſenſchaftlichen Werke in Lateiniſcher Sprache geſchrieben wurden; überhaupt die Gelehrten nur Latein ſchrieben und es auch größtentheils unter ſich ſprachen. Sie iſt alſo diejenige Sprache, wodurch ſich alle Gelehrten der kultivirten Völker Europas und Amerikas verſtändlich machen, welche Mutterſprache ſie auch immer haben mögen. Die

erste Periode, wo die Gelehrten vieler Völker eigentlich anfingen, streng-wissenschaftliche Werke in ihrer Mutterſprache zu ſchreiben (denn die ſchön-wiſſenſchaftlichen Schriften, die Werke der Dichtkunſt, findet man in allen Sprachen ſchon bei dem Beginnen ihrer Kultur, zu deren Ausbildung ſie wirkten), fängt mit der Reformation an, nach welcher die Bibel in faſt alle Europäiſchen kultivirten Sprachen überſetzt wurde; man fing nun auch an, philoſophiſche, hiſtoriſche und andere Werke, nicht in Lateiniſcher, ſondern in der Mutterſprache, zu ſchreiben, und man machte dadurch nicht nur das Wiſſen allgemeiner, ſondern beförderte auch zugleich das Studium der Mutterſprache bei jedem Volke; ja man beförderte nicht bloß dieſes Studium, ſondern auch das Studium der neuern Sprachen überhaupt, da jeder Betreiber der Wiſſenſchaften gezwungen wurde, diejenige Sprache zu erlernen, in der wiſſenſchaftliche Werke, die für ihn Intereſſe hatten, erſchienen; auch um die Werke der Dichtkunſt zu leſen und zu überſetzen. Und dieſes war auch bei uns Deutſchen der Fall, daß wir uns dem Studium der Italieniſchen, Franzöſiſchen und Engliſchen Sprache hingaben; nur hätten unſere Schriftſteller und Gelehrten nicht auch Wörter und Redensarten aus dieſen Sprachen in die unſrige aufnehmen ſollen, um dadurch ihre Sprachgelehrſamkeit zu beweiſen, und ihre eigene Mutterſprache ungenießbar zu machen; ſie in den Augen derjenigen Völker, deren Sprache ſie ſtudierten, herabzuſetzen, und ihr Studium zu erſchweren; ihre eigenen, in dieſer Sprache geſchriebenen Werke, nicht zur Kenntniß dieſer Völker zu bringeu, und dadurch unſerer Literatur den größten Schaden zu thun; denn hätten andere Völker unſere Sprache ſchon früher ſtudiert, unſere Werke in ihre Sprache übertragen, ſo würde unſere Sprache ſchon eher mehr ausgebildet worden ſeyn, weil dieſes einen

regen Wetteifer unter den Deutschen Schriftstellern veranlaßt haben würde, auch ihre Sprache zur möglichsten Höhe herauszubilden, wie dieses im achtzehnten Jahrhunderte geschah, s. oben unter Sprache (Deutsche), allein so unterblieb es. — Uebrigens blieb die Lateinische Sprache immer noch in dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte diejenige Sprache, in welcher man viele wissenschaftliche, besonders philologische, juristische, medizinische und philosophische, Werke schrieb, welches auch noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts bei mehreren Völkern, wie z. B. bei den Deutschen, Schweden, Dänen, Holländern ꝛc. geschah, also bei den nördlichen Völkern; denn die westlichen schrieben ihre Werke in den oben genannten Zweigen schon in der Muttersprache, besonders die Franzosen, die hierin die Bahn brachen, ja selbst viele Gelehrten und Wissenschafter anderer Völker benutzten diese Sprache, da sie am meisten unter den gebildeten Klassen der kultivirten Völker verbreitet war, zum Niederschreiben ihrer Werke, um sie dadurch allgemeiner zu machen. Die Lateinische Sprache verlor ihr Ansehen noch mehr, als man anfing, alle diplomatischen Verhandlungen, welche fast größtentheils in dieser Sprache geführt wurden, in Französischer Sprache zu führen. Auch die Deutschen fingen nun an, bei der immer größeren Ausbildung ihrer Sprache, auch in derselben wissenschaftliche Werke zu schreiben. Dieses geschah besonders bei allen Völkern seit dem achzehnten Jahrhnnderte, wo die Lateinische Sprache immer mehr auf die gelehrten Schulen und Universitäten oder Hochschulen eingeschränkt ward, aus dem Umgangs- und Geschäftsleben aber immer mehr und mehr verschwand, wenn auch noch einzelne Werke in Deutschland in Lateinischer Sprache, bis auf die neueste Zeiten, in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, erschienen und erscheinen.

Franzosen und Engländer gebrauchen dazu aber ihre Mutterſprache. — Wenn nun die Lateiniſche Sprache immer noch als eine Gelehrtenſprache betrachtet werden muß und betrachtet wird, in welcher noch manches wiſſenſchaftliche Werk geſchrieben wird, ſo iſt es doch nicht zu verzeihen, die Sucht des Lateiniſirens in neueſter Zeit wieder ſo weit zu treiben, daß man die Aufſchriften an öffentlichen Gebäuden in dieſer Sprache macht, da man ſie oft eben ſo kurz und kräftig in der Mutterſprache geben kann. Man darf doch billig fragen: für wen ſind dergleichen Aufſchriften? Etwa bloß für Gelehrte und Wiſſenſchafter? oder für eine beſondere Klaſſe des Volkes, für Gebildete? oder ſind ſie für die ganze Nation, für alle Klaſſen des Volkes? Die Antwort ſcheint hier wohl nicht ſchwer zu ſeyn, da ſie in der letzten Frage liegt. Wenn nun die Aufſchriften für die ganze Nation ſeyn ſollen, warum giebt man ſie in einer todten, den Meiſten im Volke unverſtändlichen Sprache? Der Deutſche muß hier wieder als ein Muſter, nicht der Nachahmung, ſondern der Fremdſprachparadeſucht aufgeſtellt werden, indem man bei ihm, wenigſtens in den Reſidenzen der gebildetſten Deutſchen Staaten, die meiſten Aufſchriften der öffentlichen Gebäude Lateiniſch findet, und dieſes ſogar die neueſten in dieſem Jahrhunderte. Geſchieht dieſes nur an öffentlichen Gebäuden, die zu einem barmherzigen Zwecke beſtimmt worden, wie z. B. an Kranken-, Entbindungs-, Armen-, Waiſen-, Findel- ꝛc. Häuſern, ſo kann man nicht genug die Verbannung des Aberglaubens in der jetzigen aufgeklärten Zeit preiſen, da ſonſt diejenigen, die hier Hülfe in ihren Leiden oder ihrer bedrängten Lage ſuchen, vor dieſen Gebäuden wegen der ihnen ſowohl in den Schriftzeichen, als auch dem Inhalte nach unverſtändlichen Aufſchriften zurückſchrecken würden; indem ſie darunter etwas Geheimes, etwas Böſes ahnen, da

man sonst diese Aufschriften in der Muttersprache gemacht haben würde, damit sie dann ein Jeder, auch der schlichte Landmann, lesen und verstehen kann. Die Gelehrtensprache kann nie bei Gegenständen angewendet werden, worauf ein ganzes Volk Ansprüche hat, also dürfen auch nicht die Aufschriften an Schauspielhäusern, so wie an allen zur Lust und zum Vergnügen bestimmten Gebäuden, so wie überhaupt an allen Gebäuden, die der ganzen Nation angehören, allen Klassen des Volkes, und die nicht ausschließlich für Gelehrte oder zur Bildung der Gelehrten und Wissenschafter bestimmt sind, die auch bei den Franzosen die Aufschrift in der Muttersprache tragen, in fremder Sprache seyn, und hierin kann man wohl den Franzosen nachahmen, da dieses keine vorübergehende, sondern eine zweckmäßige, die Nation ehrende Mode ist, wenn man einmal öffentliche Gebäude, Bildsäulen ꝛc. ꝛc. mit Aufschriften und Inschriften verziert, solches auch in der Muttersprache zu thun. — Außer der Lateinischen Sprache wird auch noch die Griechische mit dem Namen der Gelehrtensprache belegt; allein dieses ist sie nur, in Beziehung auf diesen Namen, uneigentlich, wenn gleich die Gelehrten auch Griechisch verstehen sollen; denn nur diejenige Sprache führt diesen Namen, worin nicht nur die meisten wissenschaftlichen Werke geschrieben worden, sondern die auch unter Gelehrten gesprochen, worin auf Hochschulen oder Universitäten disputirt wird, Reden gehalten werden, und worin Staatsverhandlungen ehemals geführt wurden; kurz, worin Alles, was in die Gelehrsamkeit einschlägt, ehemals verhandelt wurde, uud dieses ist die Lateinische Sprache, die auch noch bis jetzt diesen Rang behauptet hat, jedoch nur mit der Einschränkung auf die Sprach= uud Hochschulen und auf die begränzten Wissenschaften in Vortrag und Schriften, die mehr für Gelehrte, als

für das Volk beſtimmt ſind; worüber auch ſchon das Nöthige oben geſagt worden iſt.

Sprache, (gemeine); hierunter verſteht man gewöhnlich die Volksſprache, welche von den unterſten Klaſſen eines Volkes geredet wird, zum Unterſchiede von der höheren Umgangsſprache, der Schriftſprache. Dieſer Unterſchied liegt nicht allein in der Correktheit und Zierlichkeit der Sprache, wie ſie von Gebildeten geredet wird, ſondern auch in den vielen Provinzialismen und andern niedrigen Wörtern, womit die Volksſprache gewöhnlich angefüllt iſt, die in der höheren Umgangsſprache nicht vorkommen, in welcher man für alle dergleichen Wörter andere Bezeichnungen hat. Von den eigentlichen Provinzialismen hat man mehrere in die Umgangsſprache aufzunehmen verſucht; ſ. auch oben, unter Sprache und Sprachkunſt, S. 287 u. f.

— (Georgiſche), ſ. Sprache (Kaukaſiſche).

— (Germaniſche), eine Benennung der Deutſchen Sprache, eigentl. der Plattdeutſchen Sprache, welche die älteſte Deutſche Mundart iſt.

— (Glagoliſiſche), ſ. Sprache (Kroatiſche).

— (Gothiſche), Getiſche Sprache, die Sprache von einem Volke, welches jenſeits des Dnepers bis an das Ufer der Donau wohnte, Gothen hieß und im fünften Jahrhunderte nach Italien und andern Theilen des Römiſchen Reichs zog, ſich daſelbſt feſtſetzte und einige Reiche ſtiftete, die aber ſpäterhin wieder untergegangen ſind. Von woher die Gothen urſprünglich gekommen ſind oder wo ſie zuerſt gewohnt haben, darüber ſind die Gelehrten nicht einig. Nach Einigen ſollen ſie aus dem Norden Europas, Scandinavien, gekommen ſeyn, und ſich immer weiter gegen Süden gezogen haben; nach Andern ſollen ſie von dem ſchwarzen Meere hergekommen ſeyn, von wo ſie in der Folge durch Pannonien gegen den Norden hinzogen;

dieses sind jedoch alles nur Muthmaßungen. — Mit Gewißheit läßt sich daher ihr ursprünglicher Wohnplatz nicht bestimmen, eben so wenig diejenigen Länder, wodurch sie nach Italien gegangen sind. Von der Sprache dieses Volkes besitzen wir nur einige Fragmente in einer Uebersetzung der vier Evangelien, die in dem vierten Jahrhunderte von Ulphilas, einem Kappadocier verfertiget worden sind, welcher die gemeine oder Volkssprache der Gothen durch Erfindung eines Alphabets zu einer Büchersprache machte. Die Gothische Sprache hat bei der Untersuchung ihrer Wurzeln eine große Uebereinstimmung mit den Nordischen Sprachen, hauptsächlich mit der Isländischen und der Germanischen oder alten Deutschen; daß sie aber, wie einige Gelehrten wollen, mit der Schwedischen beinahe einerlei seyn soll, wollen andere Schriftsteller nur in so fern einräumen, daß die Schwedische Sprache ein Abkömmling der Germanischen Sprache ist, und also auch deren Wurzeln darin stecken, mithin sey sie bloß eine Verwandtin der Gothischen. Noch andere Schriftsteller wollen die Gothische Sprache zur Ursprache machen, von der alle Nordischen Sprachen ausgegangen seyen; indem sie alle Gothen oder Geten als die Stammväter angesehen wissen wollen, von denen die übrigen nördlichen und östlichen Völker ausgegangen seyen, indem sie längs dem Ufer der Donau gegen Westen und dann gegen Norden zu fortgewandert wären. Dieses soll dadurch sehr deutlich werden, wenn man die übrig gebliebenen Fragmente dieser Sprache genau untersucht. Das Alphabet, worin sie geschrieben sind, ist nicht nur aus der Lateinischen, sondern auch vorzüglich aus der Griechischen Sprache entlehnt. In der Wallachey redete man Lateinisch, und ihre nächsten Nachbarn waren Griechen, daher das gemischte Alphabet. Man findet nun zwar in den übriggebliebenen Fragmenten der Gothischen

Schreibart eine Menge Wörter, von welchen man in der Deutschen Sprache nicht eine Spur, nicht ein Stamm- oder Hauptwort antrifft, welches aber daher rühren soll, daß nicht alle Wörter dieser Sprache nach Deutschland gekommen sind; auch können sich Wörter aus den Sprachen anderer kulturloser Völker, mit welchen die Gothen umgingen, eingemischt haben. So hat Wachter in dem Sitze der alten Gothen, in der kleinen Tartarey, einige Wörter gefunden, die in der Gothischen Uebersetzung der Evangelisten angetroffen werden, und die man weder in der Deutschen, noch in der Nordischen Sprache findet; auch findet man viele aus der Griechischen Sprache entlehnte Wörter, z. B. rhatizo, leichter, von ῥᾳδιος; maizo, größer, von μειζων. Hieraus muß man doch schließen, daß die Gothische Sprache an den Grenzen von Griechenland gesprochen worden ist, und daß die Gothen Verkehr mit den Griechen gehabt haben. Selbst in der Rechtschreibung findet man mit der Griechischen Sprache einige Aehnlichkeit, in welcher bekanntlich gg, wie ng, gk, wie nk, gelesen wird; z. B. Figgr, der Finger, drigkan, trinken ꝛc. Alles dieses beweiset, daß der Sitz der Gothischen Sprache nicht im Norden, sondern an der Donau zu suchen ist. Die Schriftzüge dieser Sprache hat man in drei Dokumenten aufbewahrt; das erste ist der sogenannte Codex argenteus zu Upsala; das zweite ein Stück des Briefes Pauli an die Römer, zu Wolffenbüttel, und das dritte ein Kaufbrief, den man in Italien gefunden hat, woraus man deutlich ersieht, daß die Gothen, welche Italien verwüsteten, eben die Schrift und Sprache gehabt haben, als worin der Codex argenteus geschrieben ist. Man gewahrt aus diesen Ueberbleibseln, daß das Gothische Alphabet Griechischen Ursprungs ist, doch sind einige Buchstaben, welche die Griechen nicht haben, hinzugefügt worden, um dadurch diejenigen Laute auszudrücken,

die der Gothischen Sprache eigenthümlich sind; z. B. den Laut, den wir durch qu und tsk aussprechen; auch haben sie statt des Spiritus asperi das h, und statt des Griechischen ξ, haben sie ein zischendes jod. Hieraus gewahrt man deutlich, daß die Gothische Schrift von denjenigen Zügen, die man auf den Runensteinen findet, ganz verschieden ist. — Das Vorgeben von besonderen Runenbuchstaben ist wohl keine Erdichtung, wie einige Schriftsteller wollen; daß aber diese Schriftzeichen nicht eine eigenthümliche Erfindung, sondern von andern alten Schriftzeichen Asiatischer Sprachen entlehnt worden sind, oder daß dergleichen Schriftzeichen zum Muster gedient haben, ist wohl nicht zu bezweifeln, besonders ist die Aehnlichkeit mit den Phönizischen Buchstaben sehr groß. Ueber die Runenschrift, sehe man den Art. Rune, Th. 128, S. 692 u. f., nach. Um das Grammatikalische der Gothischen Sprache aus den aufgefundenen Fragmenten zu entdecken oder zu entziffern, haben sich viele Nordische Gelehrten Mühe gegeben. Hier nur Einiges davon. Die Stammwörter in dieser Sprache sind beiderlei Geschlechts; ferner haben sie nach Art der Griechen und anderer Morgenländischer Völker einen Dualem. Ihre Casus werden durch die Endsylben bestimmt; z. B. Stains, der Stein, Stainis, des Steins, Staina, dem Steine, Stain, den Stein; in der Mehrzahl: Stainos, die Steine, Staine, der Steine, Stainam, den Steinen, Stainans, die Steine. Die Vergleichungsstufen bei den Adjectiven oder Beiwörtern bilden sie durch die Endsylben iza und ists; auch umschreiben sie den Comparativ durch die Partikel mais, mehr. Die Abwandlungen der Zeitwörter sind nur einfach; denn sie bestimmen die Personen und Zeiten nur durch Endsylben. Das Hülfswort haben, welches in den übrigen Europäischen Sprachen so häufig

vorkommt, haben ſie nicht, dagegen haben ſie die Vorſylbe ga bei den Infinitiven und Participien ſehr häufig, welches auch in einigen Deutſchen Mundarten gefunden wird. Sie haben nur die Gegenwart und Vergangenheit, die Zukunft beſtimmen ſie durch das Wort wairthan, werden. Die vier Arten oder modos, und das Partizipium oder Mittelwort haben ſie mit den andern Sprachen gemein. Zum Beiſpiel das Präſens ind. Einheit: sokja, ich ſuche, sokjais, du ſucheſt, sokeith, er ſucht; die Mehrzahl: sokjos, wir beide ſuchen, sokjats, ihr beide ſuchet, sokjam, wir ſuchen, sokaith, ihr ſuchet, sokjand, ſie ſuchen. Imperf. Einheit: sokida, ich ſuchte, sokides, du ſuchteſt, sokida, er ſuchte; Mehrzahl: sokidedum, wir ſuchten, sokideduth, ihr ſuchtet, sokidedum, ſie ſuchten. Imperativ: sokei, ſuche, sokjats, ſucht ihr Beide, sokjam, laßt uns ſuchen, sokeith, ſuchet, sokjana, ſie ſollen ſuchen. Präſ. conj. Einheit: sokjai, daß ich ſuche ꝛc. Imperf. sokidedi, daß ich ſuchte ꝛc. Infinitiv: sokjan, ſuchen. Particip. sokjandi, ſuchend. Das Vater Unſer in dieſer Sprache aus Matth. 6, 9—13 lautet: Atta unsar, thu in himinam; veihnai namo thein; vairthai viljaetheins, soe in himina, jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinen gif uns himmadaega; jah aflet vns thatei skulans, sva sve jah veis afletani thaim skutam unsaraim; jah ni briggais uns in fraistubrigai; sk lausei vns of thama vbilin. — Das Fragment des Kaufbriefes, welcher, wie ſchon oben bemerkt wurde, in Italien gefunden worden, lautet mit der Lateiniſchen Ueberſetzung des Cdm. Lye: ik Gudilibus DKns to frabauhta bok . . fra . . glyauruta tue DKns alamoda fiduor unkja n hog — Kaballarja jah Killi — anes Kags and novu jah uſmeida. Die Ueberſetzung: Ego

Gudilubus Diaconus haec vendidi, libellum fecit fra — tue Diaconus — quatuor uncias n hug — kaballariae et Killi — aneus renunciavit et subscripsit. Wenn man die Wörter in diesen beiden Fragmenten, welche hier als Muster dieser Sprache dienen, genau durchgeht, so wird man viele davon, als zur Deutschen Sprache gehörend, entdecken. Besonders entdeckt man diese Aehnlichkeit, wenn man in den Wörterbüchern die Wörter vergleicht, so daß die Verwandtschaft der Gothischen mit der Deutschen, und also auch mit den Nordischen Sprachen, außer allem Zweifel ist. Man darf nur das oben angeführte Vater Unser, mit dem in Isländischer Sprache, oben S. 426, vergleichen, um Aehnlichkeiten in den Wörtern zu finden; auch in dem Angelsächsischen oder Dänisch-Angelsächsischen findet man viele Gothische Wörter; alles Beweise, daß die Gothische und Deutsche Sprache eine gemeinschaftliche Mutter haben. Hier ein kleines Verzeichniß solcher Wörter, welche mit den gleichbedeutenden in der Deutschen Sprache Aehnlichkeit haben; ains, eins, twai, zwei, thrins, drei, fidur, vier, andbindnam, entbinden, auflösen, bisaulnjan, besudeln, fullnan, erfüllen, gadauthnam, sterben, mit Tode abgehen, von dauth, der Tod; sathnan, sättigen, waknan, erwachen, veihnam, weihen oder heiligen, dauran, sich unterstehen, Englisch, dare; munan, meinen, skulan, sollen, schuldig seyn, thugkjan, ausgesprochen, thunkjan, denken, waeurkjan, wirken, witan, wissen, bidjan, bitten, bairan, tragen, bindan, binden, biudan, befehlen, gebieten, brikan, brechen, brinan, brennen, dreiban, treiben, greitan, weinen, quitan, sagen (altdeutsch, quantn, Englisch, quoth), rinnan, laufen, rennen, (Englisch, run,) sitan, sitzen, (Englisch, set) skeinan, scheinen, wairthan, werden, andbaths, der Knecht (Altdeutsch, Ambacht) arman, erbarmen, Ar-

maheirti, Barmherzigkeit, Brothar, Bruder, gods, gut, Goth, Gott ꝛc.

Sprache, (Griechische), eine der am meisten ausgebildetsten Sprachen einer kultivirten, Künste und Wissenschaften liebenden Nation des Alterthums oder der alten Zeit. Wohl keine von den uns bekannten Nationen der alten Welt kann auf eine so hohe Ausbildung des Geistes Anspruch machen, als die Griechische; denn wie verfeinert und richtig ihr Geschmack in den Künsten war, zeigen uns noch jetzt die Bildwerke, die sie hinterlassen haben; und zugegeben, daß bei ihnen die schönen Körperformen zu den alltäglichen Erscheinungen gehörten, daß sie nicht nöthig hatten, sie erst unter einer Menge von unförmlichen Gestalten zu suchen, um sie zum Modell ihrer Bildwerke zu bestimmen, so sind doch die Stellungen, welche sie ihnen zu geben wußten, die schönen Gruppirungen bei mehreren Figuren, die zweckmäßig gewählten Sinnbilder zu ihrer Bezeichnung, die sichere, im Nachbilden geübte Hand zu bewundern. Eben so ist es mit ihren Schöngeistern; auch in den Werken derselben ist ihr Gefühl für die Schönheiten der Natur, ihre Darstellungsgabe, und ihr Geschmack im Erfinden und Anordnen zu bewundern; und die Gedichte Homers, der in dem frühesten Zeitalter ihrer Kultur lebte, und als der Vater der schönen Künste betrachtet wird, erhielten einen ausgezeichneten Beifall, nicht nur bei seiner Nation, den Griechen, sondern auch in der ganzen kultivirten Welt, den auch die spätesten Nachkommen aller kultivirten Völker immer noch anerkannt haben, und anerkennen werden, so lange bei einem Volke die Rohheit nicht obsiegt. Auch die Schauspiele des Sophokles und Eurypides haben zu allen Zeiten die Regeln des Theaters gegeben, welches den Beweis giebt, wie richtig der Geschmack der Griechen ausgebildet war und wie sehr dieses auf die Verfeinerung ihrer Sprache wirken

mußte. — Griechenland bildete keinen zusammenhängenden Staatskörper, es bestand aus vielen kleinen Völkerschaften, welche, obgleich durch See und Land von einander getrennt, durch verschiedene Gesetze regiert, ihre Sprache in mehrere Mundarten getheilt, nur durch das gemeinschaftliche Interesse, durch eine Hauptsprache, und durch die Liebe zum Vaterlande, wie die Deutschen, verbunden; aber auch eben so oft, wie diese Nation, ihrem gemeinsamen Interesse durch Uneinigkeit entgegen waren. Einen großen Einfluß auf die Bildung ihrer Sprache hatten die jährlichen Zusammenkünfte der Amphiktionen, die Olympischen und Isthmischen Spiele, die öffentlichen Reden, durch welche das Volk geleitet wurde, und die Vorzüge, die man den schönen Geistern gab; so wie überhaupt Alles bei dem einmal geweckten Geiste der Bildung darauf wirkte, und diese Bildung auch so rasche Fortschritte machte, daß uns von den ersten unvollkommenen Versuchen ihrer Sprache keine Fragmente geblieben sind; denn Alles eilte mit solchen Riesenschritten bei ihnen zur Vollkommenheit, sagt ein Schriftsteller, daß sich die ersten Versuche ihrer Bildung sehr frühzeitig in die Vergessenheit verlieren mußten; denn wenn sich eine Sprache nach und nach bildet, so daß die Perioden nicht schnell auf einander folgen, so bleiben immer einige Denkmäler vorhanden, woraus man von der Beschaffenheit der ältern Sprache urtheilen kann; die Ueberbleibsel der Gesetze der Römischen Könige, und der Gesetze der zwölf Tafeln zeigen etwas von der uralten Form der Lateinischen Sprache, welches schon zu den Zeiten Cicero's ziemlich unverständlich war; dergleichen Fragmente fehlen uns aber von der Griechischen Sprache, daher können wir auch über ihren Ursprung und ihre Fortschritte nicht urtheilen; denn wir haben nichts, was über die Zeiten Homers hinausgeht, und zu dessen Zeiten war die

Sprache schon vollkommen gebildet. Diejenigen Schriften, welchen Namen aus der Griechischen Vorwelt vorgesetzt sind, z. B. die Gedichte des Orpheus, die Schriften des Horapollo und Anderer, sollen Erfindungen der neuern Zeit seyn. — Ueber den Ursprung der Griechischen Sprache sind die Meinungen der Gelehrten sehr getheilt; am richtigsten scheinen diejenigen zu urtheilen, die sie aus der Celtischen oder Scytischen Sprache, mit der Phönizischen und Aegyptischen gemischt, herkommen oder abstammen lassen, weil die ersten Einwohner Griechenlands, aller Wahrscheinlichkeit nach, Scythen oder Celten waren. Hierzu kamen Kolonien der Phönizier und Aegyptier, welche Völker, wie bekannt, schon frühzeitig anfingen Schiffe zu bauen und auszurüsten, und damit an den Küsten des Mittelländischen Meeres bis an die Säulen des Herkules, des Handels wegen entlang fuhren, und Niederlagen und Kolonien auf den Küstenländern anlegten, und so scheinen sie mit Gründung der Kolonie in Griechenland den Anfang gemacht zu haben, wobei sie sich die Eingebornen des Landes unterwarfen. Nach dem Dionysius von Halicarnassus sollen zwei Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege die ersten Einwohner von Griechenland, die Pelasger, von den Phöniziern feindlich angegriffen worden seyn. Die ersten Einwohner Griechenlands waren also ein aus den oben genannten Nationen gemischtes Volk, und aus der Sprache dieser Völker entstand auch die Griechische Sprache, wovon man noch Spuren in letzterer Sprache findet. So z. B. hat die Griechische Sprache noch viele Wörter, welche ursprünglich aus der Sprache der Celten abstammen, wovon das Deutsche, Gallische, und Gothische Hauptdialekte sind, die wieder ihre Mundarten haben. Zu diesen Wörtern gehören die meisten Zahlwörter, wie εἷς, ἓν, eins, δυω, τωο, zwei, τρεις, drei, πεντε,

πεμπτος, fünf, ξ, sechs ꝛc.; auch andere Wörter, wie πατηρ, Vater, θυγατηρ, Tochter, γονυ, Knie, θυρα, Thür, πυρ, Feuer, μυς, Maus, αξις, Axe ꝛc. So findet man auch in den übrigen Abendländischen Sprachen Wörter, die mit den Griechischen übereinkommen; auch ist dieses der Fall mit vielen Nordischen Sprachen. So z. B. heißt hlifan in der Gothischen Sprache bedecken, verheimlichen, stehlen, im Griechischen heißt es κλεπτειν; kliumans, das Ohr, im Griechischen κλυμι, ich höre; udr, heißt im Isländischen das Wasser, im Griechischen, υδωρ. Auf eben die Weise hat auch die Phönizische Sprache eingewirkt, ja dieser gebührt der größte Antheil an der Ausbildung der Griechischen Sprache, indem Cadmus, ein Phönizier, die Buchstabenschrift zu ihnen gebracht hat. Einige wollen auch, daß die Griechische Sprache von der Hebräischen abstammen soll, weil sich viel Uebereinstimmung zwischen einigen Griechischen und Hebräischen Redensarten finden lassen; allein Andere wollen dies nicht zugeben, obgleich sie es nicht unwahrscheinlich finden, daß Manches von den Hebräern zu den Griechen gekommen ist, weil die Phönizier den südlichen, und die Hebräer den nördlichen Dialekt der Kanaanäischen Sprache hatten. Man findet dergleichen mit dem Hebräischen übereinstimmende Redensarten vorzüglich in den älteren Schriften der Griechen, besonders in dem Homer, in den späteren nahmen sie dagegen ab, woraus deutlich hervorgeht, daß die Phänizische oder Hebräische Sprache einen großen Einfluß auf die Sprache der Griechen hatte.

Die Griechische Sprache hat in ihrer langen Dauer, von ihrem Entstehen an, bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, fünf Perioden gehabt. Ueber die erste Periode, vor Homers Zeiten, läßt sich nicht viel sagen, so wie über den Anfang aller Sprachen; was darüber zu sagen gewesen

wäre, ist am Eingange dieses Artikels schon berührt worden. — Die zweite Periode geht von dem genannten Dichter bis auf Alexander den Großen. In diesem Zeitraume hatte die Sprache schon ihren Glanzpunkt erreicht, wozu besonders die Dichter, die in dieser Periode auftraten, viel beitrugen, wie Homer, Hesiodus, Archilochus, Tyrtäus, Sappho, Anakreon, Aeschylus, Pyndarus, Sophokles, Eurypides, Aristophanes und Andere. Man fing nun auch an in Prosa zu schreiben, und wenn man sich von dem Zwange des Sylbenmaßes jetzt entfernte, so ward doch der Rhythmus allgemeiner. In der ungekünstelten einfachen Schreibart zeichnete sich Herodot vorzüglich aus. Hippokrates zeigte in seiner Schreibart, daß man auch trocknen Materien durch einen guten Vortrag Geschmack im Lesen abgewinnen könne. Thucydides schrieb erhaben und zierlich. Xenophon natürlich; er mischte poetische Schönheiten in die Prosa. Isokrates schrieb fließend, Demosthenes ausdrucksvoll. Auch die Philosophen dieser Zeit schrieben zum Vortheile der Sprache, wie Plato, Aristoteles und Andere. Die Sprache erhielt dadurch eine hohe Ausbildung, weil die Schriften dieser Männer mit Begierde vom Volke gelesen wurden, und sie demselben zum Muster dienten. Die dritte Periode geht von den Zeiten Alexanders bis auf die Zeiten Augusts. In diesem Zeitraume sank die Sprache wieder, sie hatte nicht mehr die Kraft, den Nachdruck, wie in der zweiten Periode, weil die Freiheit der Nation durch die Römer unterdrückt wurde. Die Sophisten, welche in dieser Zeit ihr Wesen trieben, trugen zum Verfall der Sprache mit bei; denn da sie nur auf dasjenige aufmerksam waren, was den untern Volksklassen gefiel, ohne dabei die Natur des wahren Vegnügens zu kennen, so mischten sie auch viel Unwesentliches in die Rede und ver-

darben dadurch den reinen Geschmack des Volkes, welches nach und nach Gefallen daran fand. Man findet in diesem Zeitraume auch noch gute Schriftsteller; allein sie kommen weder in der Sprache, noch in der Zahl denen aus der zweiten Epoche gleich. Die vornehmsten sind: Theophrast, Theokrit, Polybius und einige Andere. — In dem vierten Zeitraume, von den Zeiten des Augusts bis zur Regierung Konstantins des Großen, ist der Verfall der Griechischen Literatur und Sprache noch sichtbarer, obgleich auch jetzt noch einige gute Schriftsteller, wie Lucian und Plutarch, sich auszeichnen; doch, sagt ein Schriftsteller, sah man die Barbarey mit langsamen Schritten anrücken, und in dem Grade wie die guten Schriftsteller abnahmen, nahmen die Sophisten und Kompilatoren zu, so daß sie die zahlreichste Klasse in der Schriftstellerwelt bildeten. Zur Erhebung der Sprache wurde wenig mehr beigetragen, sie verlor immer mehr ihre Kraft in den Ausdrücken und ihre Reinheit. — In der fünften Epoche, von dem oben zuletzt genannten Kaiser bis auf die Eroberung von Konstantinopel durch die Türken, fiel die Griechische Sprache gänzlich, welches die häufigen Einfälle der Türken vorbereitete. Die Redner waren nur leere Deklamatoren, die auf das Volk gar keine Einwirkung mehr hatten, wenigstens erhoben ihre Reden nicht mehr das Gemüth, erwärmten sie nicht mehr das Gefühl zu einem Rückblicke auf die ehemalige Größe ihrer Vorfahren; es war ein bloßer Wortkram, es waren bloß Mittel, jeden Funken der Erinnerung an die ehemalige Größe zu ersticken, jede Regung des Gefühls ehemaliger Kraft einzuschläfern. Die Geschichtsschreiber dieses Zeitraumes waren bloß Legendenmacher, und die Philosophen unnütze Sophisten, und so ging diese Sprache, als eine lebende, die einige tausend Jahre im Ansehen

gestanden hatte, zu Grunde. Aus den Trümmern dieser Sprache bildete sich nach und nach eine neue, unter dem Namen der Neugriechischen, welche sich zu der Altgriechischen verhält, wie das Italienische zu dem Lateinischen, wenigstens würde man keinen besseren Vergleich aufstellen können; denn so wie sich die Neu-Lateinische oder Römische Sprache, die man mit dem Namen der Italienischen belegt, aus der alten bildete, so geschah es auch mit der Griechischen Sprache; denn beide Sprachen hatten, wie ihre Völker oder die Völker die sie redeten, gleiches Schicksal, durch den Einfall fremder Völker vernichtet zu werden. Da nun die Griechen lange Zeit unter fremder Herrschaft standen, so nahmen sie theils von der Sprache ihrer Beherrscher, theils von der Sprache ihrer Nachbaren von Zeit zu Zeit immer etwas in ihre Sprache auf; dadurch verlor sich nicht nur nach und nach ihre Reinheit, sondern die Sprache bildete sich auch auf eine ganz neue Art. Nach Sprachforschern findet man in der Neugriechischen Sprache Fragmente aus der Lateinischen, Arabischen, Wallachischen, Türkischen und Italienischen Sprache, nachdem nämlich die Griechen in einem oder dem andern dieser Länder wohnten oder mit den Einwohnern mehr oder weniger Umgang hatten. Die neuen Griechen haben zwar die nämlichen Buchstaben, wie die alten; da sie aber die Jotistische Aussprache angenommen haben, so verwechseln sie solche oft miteinander. So verwechseln sie αι und ε, dann η, ι, υ, οι, fast beständig mit einander. Anstatt des b brauchen sie in fremden Wörtern, die sie angenommen haben, μπ, z. B. bombarda, schreiben sie μπομπαρδα, sonst sprechen sie das β wie das Lateinische v aus; z. B. μπλαβος, heißt blau; ν vor π sprechen sie wie μ aus, τον πατερα, tom patera, Von den Nennwörtern der zweiten Deklination oder Abwandlung der Nennwörter in ος, lassen sie das ν, bei

denen in ιον, die letzte ganze Sylbe weg, z. B. ψυχικο, für ψυχικον, παιδι für παιδιον. Aus der dritten Deklination machen ſie aus dem Accuſativ oder Anklagefall der Alten ihren Nominativ oder Nennfall; z. B. ορνιδα, der Vogel, πατερα, der Vater. Den Dativ oder Gebefall haben ſie nicht. Bei den Zeitwörtern oder Verben haben ſie nur drei einfache Zeiten oder Tempora, das Präſens oder die Gegenwart, das Imperfect. oder die bedingte Gegenwart, und das Perfectum oder die Vergangenheit, die übrigen Zeiten bilden ſie durch die Hülfswörter ειμαι, εχω, θελω. Sie haben nur das augmentum syllabicum, das temporale aber nicht. Den Artikel können ſie nach ihrem Gefallen brauchen oder nicht. Hier das Vater-Unſer in Neugriechiſcher Sprache, woraus man die Abweichung von dem Altgriechiſchen leicht finden wird: ω πατερα μας οπω εισαι εις τους ουρανους, ας αγιαθη ονομασου, ας ελθη βασιλειασου, ας γενη το θελημασου, καθως εις τον ουρανον, ετζι και εις την γην, το ψομιμας το καθημερινον, δος μας το σημερον, και συγχορησεμας τα χρεημας, καυος και ημεις συγχορουμεν τους χρειω φειλεταςμας, και μην μας φερης εις πειρασμον, αλλα ελευθερωσε μας απο τον πονηρον οτι εδικησου ειναι η βασιλεια, και η δυναμις και η δοξα εις τους αιωνας, αμην. — Ueber dieſe Sprache haben Meurſius und Düfresne Gloſſarien geſchrieben.

Was nun die alte Griechiſche Sprache, als eine todte, nur den Gelehrten noch nützliche Sprache anbetrifft, die Einige zur formellen klaſſiſchen Bildung für durchaus nothwendig halten, dagegen Andere das Gegentheil behaupten, da man von allen ihren klaſſiſchen Schriftſtellern in allen gebildeten Sprachen vortreffliche Ueberſetzungen beſitzt, ſie alſo nur noch den Theologen oder Gottesgelehrten, Philologen oder Sprachforſchern, Aerzten und Philoſophen in ſo fern nützt, daß ſie die Werke der Griechen in der Urſprache leſen können; ganz vorzüglich aber dem Philologen,

der überhaupt alle Sprachen der Alten gründlich verstehen sollte, weil dieses Studium sein Hauptfach ist, so wurde sie eine Zeitlang in den Sprachschulen oder Gymnasien nur sehr lau betrieben, besonders in dem achtzehnten Jahrhunderte. In neuester Zeit hat man sie aber wieder mit mehr Eifer in ihre frühere Rechte auf den Gymnasien eingesetzt, und entbindet ferner, wenigstens in Deutschland, keinen mehr davon, der sich den Studien zum Nutzen des Staatsdienstes widmen will. Die Sprache der alten Griechen ist sehr klangvoll und melodiereich, dieses kommt daher, weil sie auch große Liebhaber von der Musik und vom Schauspiele waren; Erstere auch praktisch übten, welche Leidenschaft zur Musik auch noch ein ausgezeichneter Zug des Charakters der heutigen Griechen ist. Da sich nun diese Liebe zur Musik auch in den untern Klassen des Volkes verbreitete, so wurde dadurch ihr Gehör verfeinerter, welches dann auch einen nicht geringen Einfluß auf die Sprache hatte; denn sie wurden hierdurch auch auf die Ausmessung der Sylben geleitet, auf Länge und Kürze und auf die Betonung derselben. Auch suchten sie so viel, als möglich, die vielen einsylbigen Wörter durch mehrsylbige zu ersetzen; sie verlängerten daher einen Theil derselben durch verschiedene Zusätze, Endungen, Verdoppelungen, wodurch sie nicht nur den Gedanken genauer ausdrückten, sondern auch der Sprache eine bessere Ründung gaben. Hierdurch erlangte ihre Sprache einen Reichthum an schönen, biegsamen und klangvollen Wörtern, wodurch sie sowohl zur epischen, als lyrischen und dramatischen Dichtkunst geschickt gemacht wurde, indem man sowohl das Erhabene und Ernsthafte, als auch das Drollige und Scherzhafte darin ausdrücken konnte. Ein Mehreres über das Grammatikalische dieser Sprache, über die Tonzeichen derselben, s. oben, unter Sprache und Sprachkunst. — Was die Aussprache der Griechi-

schen Wörter anbetrifft, so ist darüber unter den Gelehrten viel gestritten worden, „ob wir noch jetzt die alte ächte Aussprache haben.“ In der neuern Zeit theilen sich die Gelehrten hierüber in zwei Partheien; die eine nimmt die sogenannte Jotistische, die andere die Etistische Aussprache an. Die Ursache dieser Benennung gründet sich auf die Aussprache des η, welches entweder wie ein j (jotistisch) oder wie ein langes e (etistisch) ausgesprochen wird. Man nennt diese Aussprache auch nach zwei Gelehrten, welche die eine und die andere begünstiget haben, nämlich nach dem Erasmus u. dem Reuchlin, die Erasmische u. die Reuchlinische. Die verschiedene Aussprache des η ist es aber nicht allein, wodurch sich die beiden Arten von einander unterscheiden, sondern sie erstrecken sich noch auf andere Stücke. Nach der Etistischen oder Erasmischen Aussprache wird β, wie b; η, wie ê; υ, wie ein Französisches u; αι, wie äi; ει, wie ei; οι, wie oi; αυ, wie au; ευ, wie eu; ηυ, wie êu gesprochen. Nach der Jotistischen oder Reuchlinischen Aussprache wird β, wie w; η, wie i; υ, wie i; αι, wie ae; οι, wie i; λλ, wie l; αυ, wie af; ευ, wie ef; ηυ, wie if, gesprochen. Von dieser Verschiedenheit der Aussprache kommt auch die verschiedene Benennung der Buchstaben her. Die Jotisten oder Reuchlinianer sagen: bita, ita, tita, zita etc.; die Etisten oder Erasmianer, beta, eta, teta, zeta etc. Die Etistische Aussprache wird besonders von den Niederdeutschen, die Jotistische von den Oberdeutschen angenommen. Jene berufen sich auf die Art, wie die Römer oder Lateiner Griechische Worte in ihre Sprache übertragen haben, und auf eine Stelle beim Varo: ea sua voce Graeci appellant μηλα, nec multo secus nostri ab eadem voce, sed ab alia littera bela vocarunt, non enim mee, sed hec sonare videntur oves. Die Letzten, die

Jotisten berufen sich auf die Aussprache der heutigen Griechen, indem sie zur Vertheidigung ihrer Meinung anführen: daß, wenn gleich dieses Volk von der Reinheit seiner Sprache durch neu angenommene Wörter viel verloren hat, so hat doch ihr verfeinertes Gehör noch immer durch die Ueberlieferung das Sanfte der alten Aussprache beibehalten. Sie berufen sich auch auf eine Stelle aus dem Herodot: ηζει δωριακας πολιμος, και λοιμος αμ αυτω, wo der Geschichtsschreiber sagt, daß in der alten Weissagung in dem Worte λοιμος eine Zweideutigkeit liege, und solches auch eine Hungersnoth bedeuten könne, woraus hervorgehe, daß es wie λιμος ausgesprochen worden sey. In neuester Zeit folgen die meisten Deutschen der Erasmischen oder Etistischen Aussprache, weil sie die meisten innern Gründe für sich haben soll, welches durch die Art, wie Griechische Namen aus Wörtern von den Lateinern, und Lateinische von den Griechen geschrieben werden, größtentheils ihre Bestätigung erhalte. Bei der Jotistischen oder Reichlinischen sey die Sprache mehrere Jahrhunderte hindurch den fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen, so, daß nicht nur eine Wortmengerey entstanden, sondern auch die Aussprache ganz anders geworden sey; und dieses Letztere ist auch wohl gewiß; denn wir finden dieses auch in unserer Hochdeutschen und Plattdeutschen Sprache, wie sehr die Aussprache der Ersteren von der Letzteren jetzt abweicht, und daß die Letztere einen ganz andern Klang in den Provinzen Deutschlands, wo sie gesprochen wird, hat, z. B. im Holstein-Oldenburgischen ꝛc. ꝛc., wie unsere, die Hochdeutsche, Sprache, die zwar voller tönt, aber nicht das Musikalische der Plattdeutschen Sprache hat; und so ist es auch mit der Neugriechischen, die durch die Ausbildung unter dem Joche eines fremden Volkes, auch eine ganz andere Aussprache, einen ganz andern Klang erhalten hat, um

so mehr, da man in der früheren Zeit der Unterjochung das Grammatikalische dieser Sprache wenig geachtet hat; nur erst in jünster Zeit ist man wieder in Griechenland darauf aufmerksam geworden. — Ein besonderer Vorzug der Alt-Griechischen Sprache ist ihre Deutlichkeit, die größtentheils von ihrer natürlichen Constructionsordnung abhängt. Alle Theile der Perioden stehen in einem solchen Verhältnisse gegen einander, daß sie keine Ungewißheit zulassen, oder man müßte sie absichtlich hineinbringen. Ein Schriftsteller sagt über diese Sprache:

Nicht nur die Deutlichkeit, sondern auch der Reichthum macht diese Sprache liebenswürdig. Wir verstehen darunter nicht sowohl die Menge der Wörter, die ihren Umfang ausmachen, als vielmehr, daß sie sich nach allen Arten von Kenntnissen bequemen kann, und solche Zeichen enthält, die solchen angemessen sind. Wir haben in wenig Sprachen eine solche Mannigfaltigkeit von Sachen, die durch verständliche Sprachzeichen ausgedrückt werden können, als in dieser. Ein tiefsinniger Plato, ein tändelnder Anakreon, ein vor Begeisterung rasender Pindar, ein sanfter Isokrates, ein demonstrirender Euklides, ein naiver Theokrit, ein donnernder Demosthenes, ein beobachtender Hippokrates, ein gedankenreicher Thucydides, ein forschender Polybius, und noch viele andere Genies finden die Griechische Sprache für die Produkte ihres Geistes angemessen. Keiner hat nöthig fremde Wörter einzuführen; denn ein Jeder findet in seiner Sprache, was er sucht. So weit hat noch keine Nation die Kultur ihrer Sprache gebracht gehabt, daß sie aus ihrem eigenen Vorrathe Kunstwörter zu allen Wissenschaften genommen hätte. Wie viele Zeit geht bei unserm Studieren verloren, bis wir uns nur die Kunstwörter aus fremden Sprachen bekannt machen? Die Griechen finden sie nicht nur in ihren eigenen Schätzen, sondern bilden sie auch unter andern Nationen aus. Wie viele Griechische Kunstwörter treffen wir nicht in der Lateinischen Sprache

an! Ob sich gleich Cicero, der Redner, alle Mühe gab, sie aufzusuchen, um sie durch gleichlautende Lateinische Ausdrücke zu ersetzen, so mußte er dennoch gestehen, daß seine Sprache zu arm sey, um sie alle auszutauschen. Haben nicht selbst viele Griechische Wörter in unserer Sprache das Bürgerrecht bekommen (Viele bekommen es noch jetzt)? Weit vortheilhafter würde es für die Wissenschaften gewesen seyn, wenn man die Griechische Sprache zur Muttersprache der Gelehrten gemacht hätte. — Noch ein anderer Vorzug der Griechischen Sprache ist die schickliche Verbindung der Glieder einer Rede, wobei sich nicht nur immer die folgende Idee aus der vorhergehenden entwickelt, sondern auch die angenehmste Harmonie dadurch entsteht. Man nehme eine Periode, und verändere die Ordnung der Wörter, so wird man selbst durch das Gehör empfinden, daß sie nicht mehr den nämlichen Anstand habe. Dionys von Halicarnassus drückt sich hierüber also aus: Wenn man die Wörter versetzt, so wird nicht nur das Sylbenmaaß und die Versification vernichtet, sondern die Figuren, das Pathos, die Sitten, gehen zugleich mit verloren. Bei dem beinahe unerschöpflichen Reichthume der Griechischen Sprache haben die Schriftsteller einen Vortheil, ihren Perioden eine Wendung zu geben, wie sie wollen. Ihre besten Schriftsteller tragen einen Gedanken in so verschiedenen Ausdrücken und Veränderungen vor, daß man sich nicht genug darüber verwundern kann.

So wie alle alten Ur- oder Grundsprachen, auch die neuern, verschiedene Dialekte haben, so hat sie auch die Griechische; auch sie hatte in den verschiedenen Gegenden, wo Griechisch gesprochen wurde, ihre Abänderungen und Abweichungen von der gemeinen Regel. Man rechnet gewöhnlich vier Dialekte der Griechischen Sprache, den Dorischen, Jonischen, Aeolischen und Attischen, wovon die beiden Ersten die Haupt-Dialekte sind. Den Dorischen Dialekt traf man ursprünglich bei den Do-

riern in Thessalien an. Da nun der Dorische Stamm der größte war, und seine Kolonien am weitesten verbreitete, so war auch dessen Mundart die verbreitetste. Sie herrschte im ganzen innern Griechenland, in Italien und auf Sicilien. Sie war rauh und machte auf das Ohr durch das darin vorwaltende gedehnte a einen Eindruck, den die Griechen breite Aussprache nannten. — Die Aeolische Mundart war ein Nebenzweig der Dorischen, und wurde in den Aeolischen Kolonien von Kleinasien, und auf den benachbarten Inseln geredet, bildete sich auch zu einem nicht geringen Grade aus. — Der Jonische Dialekt ist dem Dorischen gerade entgegen; denn dieser war rauh und jener weich. Die Griechen dieses Stammes bewohnten in den früheren Zeiten das nachher sogenannte Attika, und schickten Kolonien auch nach der Kleinasiatischen Küste. Da nun dieser Stamm früher als der Mutterstamm, und früher, als alle übrigen Griechen kultivirt wurde, so behielt er den Namen Jonier, und die ursprünglichen Jonier in Attika hießen nun Attiker, Athener, und die Ausbildung ihrer Mundart: der Attische Dialekt, der also ein Nebenzweig des Jonischen war. Der Jonische Dialekt ist, wie schon oben erwähnt worden, wegen der Häufung der Vokale, der weicheste. Die Jonier lachten daher über die Dorier, als über bäurische, den Mund weit aufsperrende Leute; dagegen wurden sie von diesen als Weichlinge verspottet. Der Attische Dialekt vereinigte aber beides, die Härte mit der Weiche, und da diese Mundart nicht nur gewandt, fließend, sondern auch beißend war, so nannte man dasjenige, was in andern Sprachen in diesem Tone geschrieben wurde, Attisches Salz. Die Gewandtheit des Attischen Dialekts ist in der Syntax am sichtbarsten, wo er sich nicht nur vor allen andern Dialekten, sondern auch vor allen Sprachen, durch zweckmäßige Kürze, durch

zweckmäßiges Zusammenstellen der Hauptmomente ꝛc. auszeichnet. Andere Dialekte, wie der Böotische, Lakonische, Thessalische ꝛc., kennt man nur nach einzelnen Wörtern und Formen, aus zerstreuten Nachrichten, aus Inschriften ꝛc. ꝛc. „Als Mutter aller Dialekte, sagt Buttmann, muß man eine Altgriechische Ursprache annehmen, von welcher man aber nur durch philosophische Sprachforschungen bestimmte Wortformen ausmitteln oder wohl nur voraussetzen kann. Zu dieser alten Sprache gehören auch die dichterischen Formen und Freiheiten. Der Dorische Dialekt oder wenigstens der Aeolische, als ein Zweig des Dorischen, welcher in Groß-Griechenland geredet wurde, soll nach einigen Schriftstellern die Mutter der Lateinischen Sprache seyn.“ — Zum Jonischen Dialekte gehören die ältesten Dichter, wie Homer, Hesiod, Theognis und Andere. Den eigentlichen und jüngeren Jonischen Dialekt findet man in den Prosaisten, worunter Herodot und Hippokrates die Vornehmsten sind, obgleich beide Dorier, ihrer Herkunft nach, waren. Die Lyriker jener Zeit waren in allen Dialekten einheimisch; die ältesten und berühmtesten waren die Aeolischen, an deren Spitze Sappho u. Alcäus standen, von welchen nur sehr wenige Fragmente auf uns gekommen sind. Anakreon, von dem auch nur wenige, zum Theil zerrissene Fragmente übrig sind, dichtete in Jonischer Mundart, die meisten übrigen in Dorischer. Von dem Pindar, als dem Einzigen von den Dorikern, oder Dorischen Dichtern, ist noch etwas Ganzes auf uns gekommen. In Dorischer Prosa ist nur sehr Weniges noch übrig, und was davon noch vorhanden ist, sind Fragmente mathematischen und philosophischen Inhalts. In Attischer Prosa sind die vorzüglichsten Schriftsteller: Thucydides, Plato, Isokrates, Demosthenes und andere Redner.

In der Poesie glänzen im Attischen Dialekte die Dramatiker: Aeschylus, Sophokles, Euripides und Aristophanes, die drei ersten als Tragiker, und der Letzte als Komiker. Für die übrigen Dichtungsarten, besonders im Hexameter, die epische, didaktische, elegische, bleiben Homer und die übrigen älteren Jonischen Dichter die Muster, mit welchen sich auch die Jonisch-Homerische Sprache hielt, welche die herrschende Mundart für die Poesie blieb, so wie der Attische Dialekt für die Prosa in dem Alexandrinischen und späterem Zeitalter. Nach einigen Schriftstellern wird Alles, was hierher gehört und die Poesie betrifft, am besten unter den Namen der Epischen Sprache gebracht, weil Alles von der epischen Poesie ausging. Die bekanntesten der hierher gehörigen Dichter sind: Apollonius, Kallimachus, Aratus; späterhin Oppian, Quintus und Andere. Prosaisten im Attischen Dialekte einer späteren Zeit sind: Aristoteles, Theophrast, Apollodor, Polybius, Diodor, Plutarch und die übrigen noch späteren; unter denen noch Manche waren, welche in der alten Attischen Sprache, also noch klassisch, schrieben, z. B. Lucian, Aelian und Arrian. — Auch die Dorische Mundart war in den späteren Zeiten nicht von der Dichtkunst ausgeschlossen; sie behauptete sich besonders in ländlichen Dichtungsarten, der Idylle, und in scherzhaften, und dieses, nach einigen Schriftstellrrn, wahrscheinlich aus den Gründen, weil der Dorische Stamm am weitesten verbreitet war, also auch dessen Sprache, mithin konnten auch nur Dichtungen Aufnahme finden, welche alle Zweige dieses Stammes berührten, auch bei dem Landmanne Eingang finden, so wie bei dem gemeinen Manne in den Städten, und dieses konnte nur die ländliche und die scherzhafte Dichtkunst thun. Dorisch sind daher die Werke der Idyllendichter Theo-

krit, Moschus und Bion, deren Sprache aber sehr von der des Pindar abweicht. Eine besondere Gestaltung bekam die Griechische Sprache auch in den späteren Zeiten durch Einmischung des Macedonischen Dialekts, der mit dem Dorischen verwandt war, zu welchem Stamme sich auch die Macedonier zählten. Die Eigenthümlichkeiten, welche die Griechische Sprache durch den Einfluß des Macedonischen Dialekts erhielt, werden von den Grammatikern als Macedonische Form angemerkt, welche Form man auch mit dem Namen der Alexandrinischen Mundart belegt, weil späterhin der Sitz Griechischer Bildung Alexandrien in Aegypten war. Nicht nur die Griechen pflanzten ihre Sprache in den eroberten Ländern fort, sondern auch die Einwohner jener Länder verbreiteten diese Sprache, und so wurde die Griechische Sprache in Asien, Afrika und Europa in jener Zeit als eine lebende Sprache beinahe eben so verbreitet, als die Französische im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, als eine fein gebildete Sprache der Gelehrsamkeit und des Geschäfts, und auch der Mode wegen, sich in dieser Sprache zu unterhalten. Hieraus entstand nun der neuere Sprachgebrauch, in dem die Sprache fremde Formen und Wendungen aus den Sprachen derjenigen Nationen annahm, mit denen die Griechen durch ihre Eroberungen in engere Verbindung traten, und den man in den Schriftstellern dieser Zeit mit dem Namen der Hellenistischen Sprache belegt, und welche Sprache besonders in der Griechischen Uebersetzung des Alten Testaments durch die siebzig Dolmetscher, und im Neuen Testamente zu finden ist, von dem hier noch Einiges gesagt werden soll, weil es nothwendig in Verfolgung der Griechischen Sprache in der Abnahme ihrer Klassicität bis zum Mittelalter, oder bis zum Sitze des Griechischen Kaiserthums in

Konstantinopel, dem alten Byzantium, welches der Mittelpunkt der damaligen Griechischen Literatur wurde, woraus die Sprache der Byzantischen Schriftsteller, und durch die Einmischung neuer Barbarismen nach und nach die noch jetzt in Griechenland herrschende Neugriechische Sprache hervorging.

Was nun die Griechische Sprache des Neuen Testaments betrifft, so werden Kenner der klassischen Schriftsteller der Griechischen Sprache leicht gewahren, daß sie von dieser sehr verschieden ist; obgleich man ehemals heftig darüber stritt und es der Würde dieses göttlichen Werkes für nachtheilig hielt, wenn das Griechische in demselben nicht eben so rein, als in andern Griechischen Schriftstellern sey. Man glaubte, sagt ein Schriftsteller, daß es mit der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift nicht bestehen könnte, wenn man vorgäbe: daß Paulus und die übrigen Apostel nicht so geschrieben hätten, wie Xenophon oder Thucydides. In der neuesten Zeit denkt man hierüber ganz anders. Die Juden, welche unter den Griechen wohnten, lernten nach und nach die Griechische Sprache, redeten sie im gemeinen Leben uud brauchten sie auch in vielen Schriften. Man nannte diese Juden Hellenisten oder auch Griechische Juden, zum Unterschiede derjenigen, welche in Palästina wohnten und die Chaldäische Sprache redeten, welche den Namen Hebräische Juden führten, und sich dadurch von Jenen unterschieden. Daß nun die sogenannten Griechischen Juden Vieles aus ihrer Muttersprache, der Chaldäischen oder Hebräischen, in die Griechische Sprache übertragen mußten, ist gewiß; denn es ging ihnen, wie es noch jetzt denjenigen geht, die eine Fremdsprache aus dem Gebrauche lernen, daß sie Redensarten und Wendungen aus ihrer Muttersprache beibehalten; ja es hält selbst schwer, wenn man eine Sprache nach den Regeln der Grammatik, also

kunstmäßig erlernt, solche abzulegen. Bei den Juden kam nun noch hinzu, daß sie nicht einzeln oder zerstreut unter den Griechen lebten, sondern in ziemlicher Anzahl in den Städten bei einander; auch wurden sie durch ihre Religion zusammen verbunden, daher redeten sie auch ihre Muttersprache untereinander, und nur im Umgange mit den Griechen, in ihren Geschäftsverbindungen Griechisch, also mußte sich auch in die erlernte Fremdsprache manches Hebräische mit einmischen. In dieser angenommenen Fremdsprache übersetzten nun die Juden das Alte Testament, und daher ist es nicht zu verwundern, daß in diese Uebersetzung sich auch viele Hebräismen eingeschlichen haben, und sie nicht ein reines klassisches Griechisch ist, wie man dasselbe bei den alten Schriftstellern der Griechen antrifft. In derselben Sprache des alten Testaments, ist auch das Neue geschrieben worden. Wenn man die Erzählungsart in den historischen Büchern ansieht, so leuchtet die Hebräische Form überall durch. So z. B. ist im Neuen Testamente die Partikel καὶ am gewöhnlichsten, wo ein geborner Grieche mit andern Partikeln abgewechselt haben würde; eben so oft kommt die Partikel ἐάν vor, ohne daß ein besonderer Nachdruck ihre öftere Anwendung rechtfertiget. Was die Hebräischen Constructionen anbetrifft, so findet man sie in Menge darin. Ein Schriftsteller sagt:

> Wer das Griechische des neuen Testaments richtig verstehen will, muß eine genaue Bekanntschaft mit den besten Griechischen Schriftstellern haben, damit er wisse, wo diese beiden Arten der Sprache von einander abweichen. Besonders muß er mit den sogenannten siebzig Dollmetschern vertraut seyn, welche ihm ein unentbehrliches Hülfsmittel sind. Es ist demnach eine sehr verkehrte Art, die Griechische Sprache zu lernen, wenn man mit dem neuen Testamente anfängt. Man hält es gemeiniglich für das leichteste Buch, daraus man die Griechische Sprache lernen

kann, und es ist gerade das schwerste; denn ohne Kenntniß des Hebräischen und Syrischen wird es Keiner wohl gründlich verstehen. Nur diejenigen halten es für leicht, die es nicht verstehen, und weil ihnen die Deutsche Uebersetzung von Jugend auf bekannt ist, sogleich glauben, daß sie es verstehen, wenn sie die Uebersetzung nachbeten. Wer wird zweitens aus einem Buche eine Sprache lernen wollen, welches nicht ganz rein geschrieben ist? Man glaubt zwar gemeiniglich, daß man der Religion einen Dienst thue, wenn man mit dem neuen Testamente den Anfang macht; allein dieses ist gerade umgekehrt. Liest man ein wichtiges Buch, ohne vorher die nöthige Sprachkenntniß zu haben, so wird man ungeduldig, verliert die Aufmerksamkeit auf die Sachen, und verfällt endlich auf den thörichten, aber gewiß schädlichen Einfall, das neue Testament wie einen Orbis pictus zu gebrauchen, wodurch die Religion offenbar leidet. — Ueber die Sprache des neuen Testaments kann man auch die Schriften von Olearius, Böklerus, Pfochenius und Cocceji nachlesen, die Rhenford unter dem Titel: Observationes theologico — philosophicae de stilo N. T. zusammen herausgegeben hat.

Was nun die Hülfsmittel zur Erlernung der Griechischen Sprache anbetrifft, so steht die Grammatik bei diesen oben an. Schon die alten Griechen hatten die Regeln ihrer Sprache in Ordnung gebracht. Einer der vornehmsten Sprachordner war Apollonius, mit dem Zunamen Dyscolos, welcher zu den Zeiten des Kaisers Hadrian lebte, und verschiedene grammatikalische Werke schrieb. Zu derselben Zeit lehrte auch Herodian zu Rom die Grammatik und schrieb darüber verschiedene Werke. Priscian sagt von diesen Beiden, daß sie alle andere Grammatiker weit übertrafen. Zu den Zeiten des Verfalls des Griechischen Reiches kamen viele Griechen nach Italien, welche nicht nur die Griechische Sprache lehrten, sondern auch Sprachlehren entwarfen. Unter diesen

Sprachlehrern waren Emmanuel Chrysoloras, Theodorus Gaza, Demetrius Chalcondylas, Constantinus Lascaris, die vornehmsten. Ihre Werke gab Albus Manutius in verschiedenen Bänden heraus. Fabricius hat in seiner Bibliotheca graeca ein grammatikalisches Werk des Dionysius Thrax abdrucken lassen, welches bis dahin nur im Manuscripte vorhanden gewesen war. Nach diesem Schriftsteller giebt es noch mehrere Griechische Grammatiker, welche noch nicht im Druck herausgegeben sind, so wie er auch ein Verzeichniß von Grammatikern dieser Nation liefert, deren Werke ganz verloren gegangen sind. In den neuern Zeiten hat es eine Menge von Gelehrten gegeben, welche entweder vollständige Griechische Grammatiken geschrieben, theils besondere zur Grammatik gehörige Stücke abgehandelt haben. Unter den Ersten sind: Caninius, Clenardus, Golius, Gretser, van der Hardt, Löber, Neander, Henricus Stephanus, Weller, Schulz, Ramsler und noch mehrere Andere; unter den Andern ist zu bemerken: Devarius von den Partikeln, Lamb. Bos von den Ellipsen, Wechner von der Uebereinstimmung der Griechischen und Lateinischen Sprache, Montfaucon über die Kritik seiner Palaeographia graeca. An Wörterbüchern hat man von den Alten: Suidas, Hesychius, das sogenannte Etymologicum magnum etc.; von den Neuern: das Wörterbuch Phaverini, Camertis, Budaei, Camerarii und anderer Mitarbeiter commentarii linguae graecae; Stephani thesaurus; Damms Lexicon über den Homer und Pindar ꝛc. Einige der neuesten Griechischen Sprachlehren und Wörterbücher findet man auch oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 332, angeführt. Um die Griechische Sprache zu erlernen, sind auch die Scholiasten ein Hülfsmittel,

und wenn sie auch, sagt ein Schriftsteller, vieles Unnütze und Falsche mit eingemischt haben, so findet man doch auch Vieles, was zum Verständniß der Griechischen Schriftsteller nützlich gebraucht werden kann, z. B. aus der Mythologie, Herleitung und Bedeutung der Wörter ꝛc. ꝛc.

Wirft man einen Blick auf die Literatur der Griechen mit Beziehung auf die Sprache, so ist diese, in Berücksichtigung der Zeit, so reich, als nur immer eine der neuern Völker. Die Produkte ihres Geistes haben eine Freiheit und Schärfe in jeder Beziehung des Lebens, die ihre hohe Kultur anzeigen, durch welche sie sich vor allen Nationen auszeichneten. Hierzu trug sehr viel die Freiheit und Ruhe, die sie vor andern Völkern genossen, bei. Die Ersten, die auf die Griechische Literatur und Sprache einwirkten, waren die sogenannten Weisen von Griechenland. Sie bedienten sich der Poesie zu ihren Lehren, die sie dem Volke, ihren Mitbürgern, gaben. Diesen folgte Homer, und die andern Dichter und Schriftsteller. Als Griechenland späterhin in viele langwierige Kriege verwickelt wurde, so ging doch der einmal erwachte Funken nicht verloren, sondern Dichtkunst und Weltweisheit nahmen im schnellen Wachsthume wieder alles Vermuthen sehr zu, nur schlichen sich allerhand Spitzfindigkeiten ein. Jetzt stand Sokrates auf und widersetzte sich den Sophisten, welche den Charakter der Griechen durch diese Spitzfindigkeiten zu verderben droheten; er führte die mit allerhand Figuren durchflochtenen künstlichen Reden wieder auf die natürliche Sprache zurück, bestimmte den Werth der Wissenschaften nach der größeren oder kleineren Anwendbarkeit, und zeigte wie alle bisher erworbenen Kenntnisse von der Natur, von der Dichtkunst und andern Wissenschaften, auf eine reelle Art zum Nutzen des Menschengeschlechts angewendet werden können,

wodurch denn die Sophisten nach und nach außer Cours gesetzt wurden, von denen Xenophon sagt: daß sie dem ganzen Griechenlande mehr geschadet, als genützt, mehr Herzen zerrüttet, als Geister aufgeklärt, und daß endlich alle ihre Erfindungen dem Verderbnisse der Sitten nicht das Gleichgewicht gehalten, welches sie unter den Griechen hervorgebracht hätten. Besonders waren sie den Jünglingen schädlich, indem sie ihnen allerhand verderbliche Grundsätze einflößten. Von ihren Schriften ist, mit Ausnahme einiger Bruchstücke, die von andern Schriftstellern als Dokumente angeführt werden, nichts bis auf unsere Zeiten gekommen. — Auch die Redekunst erhob sich bei der Verfassung der Griechischen Freistaaten und wirkte vortheilhaft auf die Literatur und Sprache; so wie überhaupt alle diejenigen Wissenschaften, welche ihre Ausbildung der Natur, dem gesellschaftlichen Leben und dem Nachdenken verdanken. Die Athenienser waren die Ersten, die über die Natur der Sprache, Zusammensetzung und Ableitung der Wörter und ihrer Bestandtheile, über den Bau und Wohlklang der Perioden, Untersuchungen anstellten, und die Kunst richtig und schön zu reden und zu schreiben auf feste Regeln brachten; sie trugen die Weltweisheit, die Theorie der Künste und Wissenschaften vor, welches nicht nur mündlich, sondern auch in Schriften geschah, wodurch die Literatur und Schriftsprache im Ansehen stieg. — Die Literatur der Griechen verpflanzte sich in der Folge der Zeit auch auf den Römischen Boden. Cato lernte noch in seinem Alter Griechisch, nicht bloß die Sprache, sondern er studierte auch die Schriftsteller der Griechen und lernte daraus die Manier kennen, wie sie ihre Gegenstände behandelten, welches der Ausdruck Graecae litterae bei den Lateinern bedeutet. Horaz und Virgil studierten die Dichter der Griechen und bildeten sich

nach ihnen. Cicero las und übersetzte die Redner und Weltweisen der Griechen und suchte ihre Manier in seiner Muttersprache auszudrücken. Man deklamirte eben so oft in Griechischer, als in Lateinischer Sprache, und da man vor Ciceros Zeiten nicht anders philosophiren zu können glaubte, als in der Griechischen Sprache, so war Cicero der Erste, welcher in seiner Muttersprache nach Art der Griechischen Philosophen schrieb. Bei dem Verfall des Römischen Reiches erhielt sich die Griechische Literatur noch am längsten; da aber in späterer Zeit die Trennung zwischen der Lateinischen und Griechischen Kirche dazu kam, so wurde die Griechische Literatur ganz aus den Abendländern verbannt. Bei der Wiederherstellung der Wissenschaften im vierzehnten Jahrhunderte war die Griechische Literatur das Erste, welches sein Haupt wieder emporhob, wozu diejenigen Griechen Veranlassung gaben, welche aus ihrem Vaterlande bei dessen Eroberung durch die Türken nach Italien gegangen waren. Sie gaben den Ton zum Studieren der alten Griechen an, und so wurden denn die alten Griechischen Schriftsteller, welche mehrere Jahrhunderte in den Winkeln verborgen und unbeachtet gelegen hatten, wieder hervorgesucht und mit Eifer studiert. Dieser Eifer war aber nicht von langer Dauer, indem man die Griechischen Schriftsteller als bloße Sprachbücher anzusehen anfing; und sie daher bloß auf Theologen und Schulmänner einschränkte, und so blieb diese Literatur lange ein Eigenthum der Letztern, welche sie auch nicht nach ihrer Würde behandelten; denn man war zufrieden, wenn Jemand nur das neue Testament mit Hülfe eines Wörterbuches einigermaaßen übersetzen konnte; er hatte dann Griechisch genug gelernt. In der neuesten Zeit hat es mit der Griechischen Literatur aber eine andere Wendung genommen, sie ist nicht mehr ein bloßer Helfer im Sprachstudium, son-

dern man berücksichtiget jetzt auch ihren Inhalt, lernt die Schätze in den Wissenschaften und Künsten der alten Griechen aus ihren Schriften kennen, und hat durch gute Uebersetzungen in mehreren Sprachen, sie auch den nicht Philologen, Theologen und Philosophen jetzt zugänglich gemacht, so daß jetzt jeder Bellettristiker die besten Schriften der alten Griechen in seinem Fache in der Muttersprache lesen kann; so wie überhaupt auch alle Wissenschafter, die sich mit der Erlernung der Griechischen Sprache nicht befaßt haben, die sie interessirenden Schriften der Griechen in guten Uebersetzungen studieren können. In der Bellettristik zeichneten sich bei den Griechen aus, als Theoristen, welche die Regeln der Dichtkunst vortrugen: Aristoteles und Longin; in der epischen Dichtkunst: Homer, Orpheus, welches aber ein neuer Dichter seyn soll, wahrscheinlich Duomacritus, Musäus, Apollonius, Coluthus; in der Fabel: Aesop; im Lehrgedichte: Hesiodus, Theognis, Phocylides, Empedocles, Aratus, Nicander, Dionys, Oppian; in der Satyre: Lucian und Julian; in der Idylle: Theocrit, Bion, Mochus, Longus ꝛc.; im Sinngedicht: Theocrit, und Andere, welche in der Anthologie stehen; in der lyrischen Dichtkunst: Homer, Orpheus, Tyrtäus, Sappho, Anakreon, Pindar, Calimachus; in der Dramatik: Aeschylus, Sophocles, Euripides, Lycophron, Aristophanes, Menander. — In der Redekunst traten als Lehrer auf: Aristoteles, Demetrius, Phaleräus, Dionys von Halicarnaß, Aristides, Hermogenes; ausgeübt wurde sie von Lysias, Isokrates, Antisthenes, Baus, Lykurg, Demosthenes, Aeschines, Libanus, und einer Menge Epistolographen. — In der Geschichte zeichnen sich aus: Diodor, Aelian, Olympio-

dor, Ctesias, Dyktis, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plutarch, Polybius, Dionys, DioCassius, Herodian, Diogenes Laertius, Philostrat. — In der Erdbeschreibung: Strabo, Arrian, Ptolemäus, Pausanias ꝛc. — In der Weltweisheit: Aeschines, Cebes, Plato, Aristoteles, Theophrast, Epictet, Plutarch, Lucian und viele Andere. — In der Mathematik: Euclides, Archimedes, Hero, Polyenus. — In der Arzneikunde: Hippocrates, Xenokrates, Aretäus, Galenus, Oribasius, Palladius ꝛc. — In der Natur-, und in der Sternkunde: Dioscorides, Aelian, Oppian, Aratus, Empedocles, Manethon, Aristarch ꝛc. Alle diese Schriftsteller haben mehr oder minder auf die Sprache gewirkt, ganz vorzüglich aber die Bellettristen.

Sprache (Grusinische), s. Sprache (Kaukasische).

— (Handwerks-), uneigentlich, die technischen oder Kunst-Ausdrücke der Handwerker in ihren Gewerben, von denen jedes Handwerk seine besonderen hat; s. auch Sprache (Kunst-).

— (Hebräische), Ebräische Sprache, Jüdische Sprache, letztere Benennung jedoch uneigentlich, diejenige Sprache, welche Abraham und seine Nachkommen bis zur Babylonischen Gefangenschaft geredet haben. Viele Juden, und auch Christen waren der Meinung, daß dieses die ursprüngliche Sprache der Welt gewesen, die sich Adam im Paradiese bedient haben soll, und die hernach bei der Verwirrung der Sprache in der Familie des Ebers geblieben ist, von diesem dann auf den Abraham, und von dem oder dessen Familie auf die Israeliten gekommen ist. Da man nun glaubte, daß die Auserwählten in jener Welt auch diese Spache redeten, so legten die Juden auch derselben eine gewisse

Heiligkeit bei, und nannten sie die heilige Sprache; indessen will man sie in dieser Hinsicht doch nicht höher stellen, als die Griechische, in welcher das Neue Testament geschrieben ist. Als Sprache betrachtet, hat sie nichts vor den übrigen voraus; wenn man sie gleich für die Ursprache der Welt hält. Die Gründe, warum man sie für die erste Sprache der Welt hält, hier anzuführen, würde zu weitläuftig seyn, auch beruhen sie bloß auf Vermuthungen und lassen sich mit keinem Dokumente aus der Urzeit bewahrheiten. Es scheint aber nicht ganz unwahrscheinlich zu seyn, daß die Sprache Abrahams und seiner unmittelbaren Vorfahren, von der Sprache, welche Noah und seine Söhne geredet haben, nicht zu weit entfernt gewesen sey; denn der Enkel des Sems, Arphachsad, starb, als Abraham acht und achtzig Jahr alt war, und wie Seruch starb, war derselbe ein und vierzig Jahr alt. Der Tod Noä erfolgte zwei Jahr vor der Geburt Abrahams. Der Thurmbau zu Babel oder Babelon geschah hundert funfzehn Jahr nach der Sündfluth. Da nun Noah, Arphachsad, Salah, Eber, Peleg, vor und nach dieser Begebenheit gelebt haben, so läßt sich auch vermuthen, daß sie ihre vorige Sprache behalten haben, weil sie auch noch nach der Sprachverwirrung zusammen lebten; oder man muß annehmen, sagt ein Schriftsteller, daß sie durch ein göttliches Wunder eine neue Sprache erhalten haben, die mit der vorigen nichts gemein hatte. Dieses Letztere läßt sich jedoch nicht annehmen; denn wenn der Schöpfer die Absicht gehabt hat, die enge zusammen wohnenden Menschen in andere Länder zu zerstreuen, um die Bevölkerung derselben zu bewirken, oder diese allgemeiner zu machen, so würde er sie zur Auswanderung nach verschiedenen Richtungen hin ohne Sprachverwirrung haben führen können, da es nur seines Willens bedurfte; auch findet man so viele

Aehnlichkeit in den Morgenländischen Sprachen, ja selbst zwischen diesen und den Abendländischen, wenn man die Wurzeln derselben untersucht, daß man annehmen muß, alle Dialekte hatten früher nur eine Ursprache, die mit der Zeit durch die Verschiedenheit des Klima, der fremden Produkte, neuen Erfindungen ꝛc., und durch die Erschaffung neuer Wörter für die aufgefundenen Naturalien, Erfindungen ꝛc., in jedem Lande einen ganz anderen Charakter erhalten mußte, der sie der Ursprache nicht mehr ähnlich machte; denn jeder ausgewanderte und sich in einem fremden, menschenleeren Ländertheile niedergelassene Stam̃, benannte die ihm fremden Produkte ꝛc. nach seiner Weise, gab ihnen Namen nach seiner Erfindung; und so mußte eine jede Sprache einen andern Typus erhalten. Man findet daher die Aehnlichkeit in den Wurzeln mehrerer Wörter nur immer bei solchen, die in das gewöhnliche Familienleben eingreifen, gewöhnliche Bezeichnungen enthalten, von denen schon oben, unter den verschiedenen angeführten Sprachen, an verschiedenen Stellen die Rede gewesen ist. — Abraham und seine nächsten Vorfahren waren in Chaldäa, von da kam derselbe nach Kanaan. Die damalige Sprache der Chaldäer und Kanaaniter oder Kanaaniten scheint eine große Verwandtschaft mit einander gehabt zu haben; denn da er Unterhandlungen mit ihnen hatte, so müssen sie auch einander verstanden haben; sie waren also bloß in der Mundart von einander abweichend. Die eigentliche Sprache der Kanaaniter oder Phönizier, wie dieses Volk von den Griechen genannt wird, soll, nach der Meinung mehrerer Gelehrten, ein Ueberbleibsel der alten Ursprache gewesen seyn, und also die Grundlage von der Sprache Abrahams und seiner Nachkommen, welche letztere Sprache die Hebräische genannt wird. Woher der Name Hebräisch eigentlich entstanden ist, läßt

sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Nach Einigen soll dieser Name von dem Patriarchen Eber herrühren, weil diese Sprache bei seinen Nachkommen erhalten worden ist. Diese Ableitung wollen Andere nicht gelten lassen, indem sie anführen, daß das Wort Hebräer Jemanden bedeute, der jenseits des Flusses, das ist, jenseits des Euphrats wohne oder gebürtig sey; daher wird Abraham, 1. B. Mos. 14, V. 13, der Hebräer genannt, welches die siebzig Dollmetscher durch περατης, der jenseits her gebürtig ist, übersetzen. Selbst Eber könne hiervon den Namen erhalten haben, weil diejenigen, die jenseits des Euphrats wohnten, von ihm abstammten, so wie er von den Arabern Hud genannt wird, weil spätere Nachkommen von ihm Jehuden, Juden, genannt werden. Wie dieses nun auch seyn mag, so wurde die Kanaanitische oder Phönizische Sprache von den Juden die Hebräische genannt, weil ihr Stammvater Abraham, der als Hebräer, nach der oben angeführten Erklärung dieses Wortes, jenseits des Flusses herstammte, solche angenommen und auf seine Nachkommen fortgepflanzt hatte. Diese Sprache hieß nun in so fern die Kanaanitische oder Phönizische, in so weit sie die Eingebornen des Landes redeten, in so fern sie aber die Hebräer, als Fremde, redeten, Hebräische. Die Hebräische Sprache wird daher auch noch beim Jesaias, Kap. 19. V. 18, die Sprache Kanaans genannt. Zu dieser Zeit waren fünf Städte in Aegypten, welche die Sprache Kanaans redeten und dem Herrn schwuren, das heißt, die Sprache und den Gottesdienst der Hebräer hatten. Die Sprache dieses Volkes war, wie bei allen Völkern, in ihrer Kindheit rauh; obgleich die drei Patriarchen von dem Berufe Abrahams bis auf den Abzug Jakobs nach Aegypten, eine Zeit von beinahe zweihundert Jahren, in dem Lande herumgezogen waren, so war diese Lebens-

art doch nicht geschickt, die Sprache auszubilden, wenn sie auch mit Wörtern vermehrt wurde; sie blieb daher in dieser ganzen Zeit immer noch rauh und ohne Regeln; nur erst in der folgenden Zeit bekam sie mehr Wohllaut. Die erste Periode dieser Sprache fängt daher mit der Ansiedelung der Patriarchen in Kanaan an, und dauert die Zeit über, als sie daselbst blieben. Die zweite Periode fällt in diejenige Zeit, in welcher die Israeliten in Aegypten waren. Hier fing die Sprache unter den Hebräern sich auszubilden, und der Wörterreichthum sich immer mehr und mehr zu vermehren an. Es wurde ihnen in Aegypten ein besonders Land eingeräumt, wo sie von den Eingebornen des Landes getrennt leben konnten, und woselbst sie zweihundert Jahre in tiefster Ruhe und Frieden zubrachten, welches der Kultur der Hebräischen Sprache sehr vortheilhaft war. Da sie von keinen Drangsalen des Krieges etwas erfuhren, so konnten sie ihre Mußestunden der Natur um so ungetrübter widmen, welches Dichter in der Nation erweckte, wodurch die Sprache mehr Feinheit und Wohllaut erhielt. Wir haben zwar aus dieser Zeit keine Dokumente von dem Zustande der Sprache und Dichtkunst, wir gewahren aber beides in den Schriften Mosis, die zu der Zeit geschrieben worden sind, wo sich die Sprache bereits gebildet hatte. In seinen Schriften findet man das reinste Hebräische, sagt ein Schriftsteller, und seine Dichtkunst ist die erhabenste, daher kann man diesen Zeitpunkt das jugendliche Alter der Hebräischen Sprache nennen. Nach den Zeiten Mosis scheint ein Stillstand in der Hebräischen Sprache gewesen zu seyn. In den Büchern Josua, der Richter und Samuels ist der Styl rein und fließend, die Gedanken erhaben, und wenn gleich der poetische Ausdruck nicht mehr so reich an Bildern ist, als vorher, so hat er doch mehr prosaische Festigkeit, mehr

Nachdruck gewonnen. Nach den Zeiten Samuels fängt die Sprache und Literatur der Hebräer an zu sinken, obgleich man noch in den Schriften Davids und Jesaias noch den alten reinen und fließenden Styl der Hebräischen Sprache antrifft, und Kraft und Leben in der Dichtkunst; dagegen findet man denselben nicht in den Weissagungen des Ezechiels und Jeremias. Von dieser Zeit ab sinkt die Sprache immer mehr und mehr, und mit der Babylonischen Gefangenschaft fängt das Greisenalter dieser Sprache an, in welchem sie sich in Schwäche auflöset. Ein Schriftsteller sagt: Die Ursache zum Verfall der Hebräischen Sprache ist leicht zu finden; denn die Juden wurden in ein fremdes Land geführt, hier wurde ihre Sprache durch die Einmischung vieler Fremdwörter und Constructionen entkräftet; sie wurde hart und rauh durch die vielen fremden Idiotismen; und wenn gleich die Juden wieder in das Land, welches sie früher bewohnten, zurückkehrten, so hatte sich doch ihre Sprache so verändert, daß sie die alten Ueberreste von der reinen Hebräischen Sprache nicht mehr verstehen konnten. Nur die Gelehrten erlernen sie noch; allein sie wurde mit der Zeit von dem Chaldäischen, das sich darunter gemischt hatte, verdrängt, und hörte nun auf eine Muttersprache zu seyn; dagegen fingen die Juden an Aramäisch, oder Syrisch-Chaldäisch zu sprechen, und hiermit erreichte die Hebräische Sprache, die über tausend Jahre eine blühende Sprache gewesen war, ihr Ende; es trat nun an deren Stelle bei den Jüdischen Gelehrten und Schriftstellern die Talmudische Sprache, in der zwar die Grundlage aus den alten Denkmälern der Hebräischen Sprache kunstmäßig geschöpft worden war, die aber durch Einmischung des Syrischen, Chaldäischen und anderer Sprachen einen ganz anderen Charakter erhielt. In dieser Sprache, welche sich gegen das Alt- oder Klassisch-Hebräische

verhält, wie das Lateinische des achten Jahrhunderts gegen dasjenige zu den Zeiten des Augustus, wurde der Talmud geschrieben, woher sie auch die Benennung Talmudische Sprache erhalten hat. In dieser Sprache wurden nun einige Stücke ihrer Gesetze in den Synagogen abgelesen und der Unterricht in der Mosaischen Religion ertheilt. Man findet zwar in der späteren Zeit, als die Talmudische Sprache schon als Schriftsprache eingeführt worden war, noch hin und wieder einige Schriftsteller, welche sich der Reinheit der Althebräischen Sprache immer mehr näherten, nachdem sie die Urschriften dieser Sprache mehr oder weniger studiert hatten; allein es blieben nur immer Einzelnheiten, die auf das Ganze gar keinen Einfluß mehr ausübten. Da späterhin die Juden, bei der Auflösung ihres Staates, unter andere Völker zerstreut wurden, so mußten sie sich zwar nach der Landessprache derjenigen Völker, bei denen sie Aufnahme fanden, bequemen; allein sie behielten ihre Neuhebräische oder Rabbinische Sprache bei, welche letztere Benennung von den Erklärern des Talmuds, den Rabbinen, herrührt. Dieses war nun nicht mehr eine abgeschlossene Gelehrtensprache bei ihrer Nation, sondern alle Juden lernten solche von Kindheit auf in den Schulen, und sprachen sie unter sich. Jetzt standen auch Grammatiker unter ihnen auf, welche die Regeln dieser Sprache bearbeiteten oder sie vielmehr auf gewisse Regeln setzten. Hierdurch entstand nun ein zweifaches Hebräisch, nämlich dasjenige, welches sie unter sich sprachen, und dasjenige, welches sie sich in den Schriften bedienten. Ersteres wurde ein Gemisch von dem Rabbinischen, das sie theils aus Schriften, theils durch die Uebung von Jugend auf gelernt hatten, mit den Landessprachen, und daraus entstand in allen Ländern, wo sie wohnten, ein solches gemischtes Hebräisch, dergleichen das Jüdisch-Deutsch

bei uns ist, das aus dem Hebräischen, Rabbinischen und Deutschen besteht, welches sich die Juden in ihren Geschäften, theils mündlich, theils schriftlich bedienen; jedoch jetzt nur noch in den unteren Klassen, die höheren oder gebildeten Klassen bedienen sich der Sprache desjenigen Landes in ihren Geschäften, dessen Bürger sie geworden sind. Die Buch- oder Schriftsprache ist eine Nachahmung der Rabbinischen Sprache. Rein Hebräisch findet man wenig unter ihnen, sagt ein Schriftsteller, weil sie die Schriften der Rabbinen fleißiger lesen, als die Bibel; indessen hat sich auch dieses in der neuesten Zeit geändert, wo die Gelehrsamkeit auch bei ihnen gestiegen ist, und sich Mancher unter ihren Gelehrten wieder mit dem Althebräischen beschäftiget. Nach einem Schriftsteller würden die Perioden nach der Zeit, als die Hebräische Sprache aufgehört hatte eine Muttersprache zu seyn, sich auf folgende Weise folgen: Erste Periode: Syrisch-Chaldäisch, um die Zeit Christi und noch einige Jahrhunderte nach demselben; zweite Periode: Talmudisch, von dem dritten Jahrhunderte an bis zum sechsten; dritte Periode: Rabbinisch, nach dem sechsten Jahrhunderte; und Neuhebräisch als die vierte und letzte Periode. — Was nun die Sprachkunst oder Grammatik bei den Juden anbetrifft, so weiß man nicht mit Gewißheit den Ersten anzugeben, der ihre Sprache auf gewisse Regeln brachte. Aus dem neunten Jahrhunderte wird uns Einer von denjenigen Gelehrten, die sich Geonim nennen, als Verfasser einer Sprachlehre genannt; er heißt R. Saadias, und war aus der Stadt Pitham, jetzt Fiume, gebürtig. Nach ihm folgten eine Menge Grammatiker, von denen ein Verzeichniß in Wolfens Bibliotheca Hebraica, T. I, p. 337, und T. II, p. 595 zu finden ist. An diesem Orte findet man auch ein zahlreiches Verzeichniß von

Christen, welche Hebräische Sprachlehren herausgegeben haben, welches noch weit mehr vergrößert werden kann. Da die Christen anfangs Juden in der Hebräischen Sprache zu Lehrern hatten, so wurde besonders das Rabbinische gelehrt, und dieses von den Christen mit solchem Eifer betrieben, daß man es beinahe zur Hauptsache machte. Man gewahrte aber zuletzt, daß, wenn man aus dem Neurabbinischen das Althebräische lernen wollte, es ein eben so verkehrter Weg sey, als wenn man das klassische Latein aus den im Mittelalter geschriebenen Werken lernen wollte, in welchen die Lateinische Sprache verderbt war; man fing daher an, das Hebräische der Schriftsteller in der Bibel zu studieren, und so die klassische Sprache der alten Hebräer sich zu eigen zu machen. Man betrat also einen ganz andern Weg zur Erlernung dieser Sprache, als die Juden, und daher kam es auch, daß das Studium der Hebräischen Sprache unter den Christen ganz anders betrieben wurde, als es die Juden thaten, unter welchen noch bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr wenige in Deutschland gefunden wurden, welche das Althebräische regelmäßig kannten. Man schränkte sich nun nicht bloß mehr auf die Regeln der Sprache, auf das bloße trockne Sprachstudium ein, sondern studierte auch den Geist derselben, suchte den Genius der Nation in ihrer Blüthe darin kennen zu lernen, wozu die Wörterbücher, die man auszuarbeiten anfing, die wesentlichsten Dienste leisteten. Was nun die Wörterbücher betrifft, so sind diejenigen, welche von Juden geschrieben worden, allein nicht hinreichend, um den Geist der Hebräischen Sprache kennen zu lernen; auch haben die Wörterbücher der Christen noch ihre großen Mängel. Hier nur einige: 1) Wird die Grundbedeutung eines Wortes nicht allemal von seinen Nebenbedeutungen hinlänglich unterschieden, und 2) werden auch nicht immer die besten Hülfsmittel von

ihnen angemerkt. Was nun die Hülfsmittel betrifft, so wollen Einige sie aus dem Zusammenhange errathen. Gusselius ist einer der Vornehmsten, die diesen Weg betreten haben. Andere nehmen ihre Zuflucht zu ganz fremden Sprachen. Es war von Lappland an, sagt ein Schriftsteller, bis an die Malabarische Küste kein Land, in dessen Sprache man nicht Aehnlichkeiten mit der Althebräischen endeckt haben wollte, und aus denen man die Bedeutungen der Althebräischen Wörter zu bestimmen suchte. In der neuesten Zeit bekam dieser Theil der Philologie mehr Aufklärung, als in den vorhergehenden, indem man Hülfsmittel anwandte, die der Absicht weit angemessener waren. Man zog und zieht vorzüglich die alten Uebersetzungen, besonders die Griechischen, zu Rathe; denn man glaubt hier sicherer zu gehen, weil in den Gegenden, in welchen die Uebersetzer lebten, und zu deren Zeit noch Manches von der Althebräischen Sprache, entweder mittelbar oder durch Hülfe der andern Morgenländischen Sprachen, bekannt seyn mußte, das wir nach so vielen hundert Jahren entweder gar nicht mehr wissen, oder mit vieler Mühe auf anderm Wege entdecken müssen. Und wenn gleich diese Uebersetzungen gemacht worden sind, nachdem die reine Hebräische Spcache aufgehört hatte eine Muttersprache zu seyn, so war doch die Ursprache der Juden noch nicht so lange ausgestorben, als zu den Zeiten der Rabbinen, und einer noch spätern Zeit. Es war wohl möglich, daß ihnen manches uns unbekannte Wort noch durch den Gebrauch in Palästina und durch mündliche Ueberlieferung bekannt seyn konnte. Daß nun diese alten Uebersetzungen bei Anfertigung der Wörterbücher zu wenig gebraucht worden sind, hat eine Menge Unrichtigkeiten in dieselben gebracht. Die Jüdischen Lexicographen verstanden sie nicht, und viele der christlichen waren aus Vorurtheil gegen sie eingenommen. Wenn

nun gleich dieses Hülfsmittel zur Erlernung der Hebräischen Sprache sehr gut ist, sagt ein Schriftsteller, so ist es noch nicht das einzige, und erfordert auch dabei einen vorsichtigen Gebrauch. Mit diesem verbindet man nun die mit der Hebräischen Sprache verwandten Dialekte, nämlich die noch lebende Arabische, die zwar ausgestorbene, aber in vielen Schriften noch erhaltene Syrische und Chaldäische, und die ältere Talmudische Sprache. Diese Sprachen sind untereinander und mit der Hebräischen weit näher verwandt, als die Dialekte Deutschlands, und dienen also einander wechselsweise zur Aufklärung; sie dienen nicht allein zur Erfindung des Unbekannten, sondern auch zur Bestätigung des Bekannten, und dieses nicht allein in Absicht auf die Bedeutung, sondern auch in Absicht auf die grammatikalischen Regeln. Man muß nun diese Hülfsmittel nicht einzeln, sondern mit einander in Verbindung gebrauchen; denn wo das eine nicht ausreicht, da hilft das andere zur Aufklärung. Hierdurch hat das Studium der Hebräischen Sprache in der gegenwärtigen Zeit eine ganz andere Gestalt bekommen. Um eine dieser Sprachen zu erlernen, schlägt ein erfahrener Grammatiker vor, den Anfang nicht mit dem Hebräischen zu machen, weil diese Sprache unter allen die schwerste ist, nicht allein weil es eine todte Sprache ist, sondern auch, weil wir von derselben nur sehr wenige Schriften besitzen, von den andern Hülfssprachen aber mehrere. Die vielen Regeln, Ausnahmen, und Ausnahmen von den Ausnahmen, dann die besondern Anmerkungen über diese, machen sie einem Anfänger sehr schwer. Die Anomalien in den Zeitwörtern sind in der Hebräischen Sprache weit verworrener, als in den andern; die Verwechselung, Veränderung und Wegwerfung der Selbstlaute oder Vokale, trägt zu diesen Schwierigkeiten bei, besonders wenn einige Sprachlehrer dieses

gleichsam zum Wesentlichen der Sprache machen. Hiervon sind die übrigen Dialekte dieser Sprache weit freier. Wenn man nun annimmt, daß das Syrische und Arabische weit allgemeiner, als das Hebräische ist, so wird man schon hieraus urtheilen, daß es besser sei, wenn man mit dem Ersten den Anfang mache. Da es aber einmal Mode geworden ist, den Anfang mit den Morgenländischen Sprachen auf Gymnasien mit der Hebräischen zu machen, so wird es auch nöthig seyn, darüber einige Anmerkungen zu geben, da man diese einmal eingeführte Mode wohl sobald nicht verlassen wird. Man suche sich daher das Studium der Hebräischen Sprache durch schnelles Lesen der Bibel zu erleichtern; denn Viele geben sich Jahre lang mit den Regeln der Grammatik ab, ehe sie nur einen geringen Anfang mit dem Lesen machen; sie haben dann bis zu dieser Fertigkeit die viel Mühe gekosteten Regeln wieder vergessen, und dieses, ehe sie einmal angefangen haben, sie zu brauchen; und wenn sie solche auch behalten haben, so sind sie dennoch nicht im Stande, nur eine Zeile der Bibel zu lesen. Man nehme also, sobald man die Nenn- und die Zeitwörter hat beugen lernen, sogleich ein leichtes Buch der Bibel durch. Bei dem Analysiren der Wörter nehme man nicht jedes Wort mit, so oft es von neuem vorkommt, weil solches nicht nur die Zeit tödtet, sondern auch die Aufmerksamkeit stört. Sobald einige Fortschritte in der Sprache gemacht sind, so nehme man das Syrische und Arabische dazu, wodurch man dasjenige, was noch fehlt, ersetzt und das übrige befestiget. Den eigentlichen Geist und das Eigenthümliche der Hebräischen Sprache kann man nur aus der Hebräischen Bibel kennen lernen, wie auch schon oben angeführt worden. Was in den folgenden Zeiten in dieser Sprache gethan worden, stößt so sehr gegen die Regeln der Grammatik an, daß man daraus wenige gute Regeln wird

schöpfen können, und dieses ist auch die Ursache, warum man früher unter den Juden so wenig gute Hebräer antraff, weil sie sich schon vorher durch das Lesen der Rabbinen verdarben. In neuester Zeit ist dieses aber bei den Juden anders geworden, indem sie die ältesten Quellen zum Studium des Hebräischen benutzen. — Diejenigen, die mit der Erlernung der Grammatik sich gar nicht befassen, sondern sich nur durch das Lesen der Bibel helfen wollen, werden nicht zur Kenntniß dieser Sprache gelangen; denn die Grammatikalischen Regeln aus der Anwendung oder dem Gebrauche der Sprache lernen zu wollen, hält sehr schwer, besonders in einer todten Sprache, von der man nur wenige schriftliche Dokumente besitzt, die über dieselben Aufschluß geben können.

Was nun das Grammatikalische dieser Sprache betrifft, so ist darüber oben, unter Sprache u. Sprachkunst, Manches gesagt worden. Hier nur noch Einiges über den einfachen Bau derselben. Die Hebräische Sprache hat nur drei Theile der Rede: Nennwörter, Zeitwörter, und Partikeln. Unter diesen sind die Zeitwörter, die Stamm- oder Wurzelwörter, von denen die übrigen abstammen. Jedes derselben besteht aus nicht mehr und nicht weniger, als drei Radikalbuchstaben. Wenn man die Hebräischen Buchstaben, jedesmal zwei zusammengenommen, so oft versetzt, als es möglich ist, so werden höchstens 530 Stammwörter herauskommen, welches für eine Sprache zu wenig ist. Versetzt man dagegen die Buchstaben der Hebräer, jedesmal drei zusammen genommen, auf diese Art, so entstehen 7500 Versetzungen, diejenigen ungerechnet, wodurch der Wohlklang verletzt wird. Jedes Hebräische Zeitwort kann durch sieben Conjugationen oder Abwandlungen so gebeugt oder abgewandelt werden, daß es allemal seine Bedeutung ändert, und daraus entstehen 50,000 Zeitwörter. Aus

jeder Wurzel können die Hebräer wohl 40 Nennwörter bilden. Hieraus folgt, daß die Hebräische Sprache ihrer Natur nach eine der reichsten seyn könnte, wenn sie als eine lebende Sprache fortgebildet worden wäre, und dennoch läßt sie sich auf sehr wenige Grundsätze reduciren. Die Herleitung ihrer Nennwörter, sowohl durch die Veränderung der Conjugationen, als auch durch Hinzufügung gewisser Buchstaben, ist nicht willkührlich; denn sie entdeckt nicht nur den Grund ihrer Veränderungen, sondern führt auch auf ihre wahre Bedeutung. — Was die Aussprache des Hebräischen betrifft, so läßt sich darüber nicht viel mit Gewißheit sagen, da die Zeit seines Aufhörens, als eine lebende Sprache, zu weit von uns entfernt ist. Dieserhalb können uns auch die jetzigen Juden keine Anweisung darüber geben, und dies um so weniger, da sie selbst darüber uneinig sind. Die Deutschen und Polnischen Juden sprechen das Hebräische anders aus, als die Italiener, Franzosen und Spanier; denn jene sprechen das Kamets, wie o und diese wie a aus; jene sprechen das tau am Ende und in der Mitte wie s, diese wie a aus; jene machen aus dem Cholem ein au, und diese sprechen es wie o aus. Dann giebt es auch noch einige Buchstaben deren richtige Aussprache nicht einmal durch Europäische Charaktere angezeigt werden kann, z. B. das Ajin, dessen Aussprache ein Jude, der aus der Gegend von Jerusalem gebürtig war, einem Deutschen Gelehrten mehrere Male vorsagte, dieser konnte es ihm aber nicht nachsprechen; es war kein ng, kein gn, kein hh; es schien ein tief aus der Gurgel geholtes g zu seyn. — Das ℵ sprechen wir gemeiniglich gar nicht aus, und doch bezeichnet es einen gewissen Laut, nämlich denjenigen, welchen wir vor einem Vokale bilden, wenn wir eine Sylbe, die sich damit anfängt, deutlich aussprechen wollen, wo man merkt, daß sich bei dem Anfange jeder dergleichen

Sylben unvermerkt ein ſchwacher Hauch findet, der eine Sylbe vor der andern abſondert. Soll dieſer Hauch gar nicht gehört werden, ſo ſagt man das א quieſcire. Die Selbſtlaute ſind bei den Hebräern nicht unter dem Hebräiſchen Alphabete begriffen; die neuen Grammatiker zeichnen ſolche durch gewiſſe beſondere Figuren an, die ſie unter oder neben die Buchſtaben ſetzen, wohin ſolche gehören. Sie haben neun Selbſtlaute oder Vokale, davon vier ordentlich lang, vier kurz, und einer bald lang, bald kurz ausgeſprochen werden. Sie heißen: Kamets, â, Tsere, ê, Cholem, ô, Schurek, û; Patach, a, Segol, e, Komets, Chatuph, o, Kybbuts, u, derjenige, welcher kurz und lang ausgeſprochen wird, heißt: Chirek, i. Die erſten vier werden alſo lang und die andern vier kurz ausgeſprochen. Ueber das Alterthum derſelben iſt viel geſtritten worden, welcher Streit aber nicht hierher gehört. Die Anwendung dieſer Vokale macht in der Hebräiſchen Sprache die größten Schwierigkeiten; denn bald werden ſie weggeworfen, bald angenommen, bald verwechſelt, bald verſetzt. Die langen Vokale pflegen die Hebräer in ſolchen Sylben zu brauchen, die ſich auf einen Vokal endigen, die kurzen aber, die ſich auf einen in der Ausſprache deutlich zu hörenden Conſonanten endigen. Sie ſind nämlich gewohnt eine Sylbe ſo lang auszuſprechen, als die andere, weil ſie auf die Ausſprache des letzten Mitlautes einige Zeit verwenden müſſen, ſo entziehen ſie ſolche der Ausſprache des Vokals und ſprechen ihn kurz aus. — Was die Wortfügung anbetrifft, ſo unterſcheidet ſich die Hebräiſche Sprache am meiſten von der Abendländiſchen, welches man gewahrt, wenn man eine Stelle genau nach dem Buchſtaben überſetzt. Hier Proben davon zu geben, würde zwecklos ſeyn, da man ſie in dem Syntaxe der Hebräi-

schen Sprachlehren findet. Die Hebräische Sprache hat vor vielen andern Sprachen das voraus, daß ihre Regeln sehr allgemein sind, und mit den Wörtern keine so starke und gewaltsame Veränderungen vorgehen, als in andern Sprachen; sieht man aber die Regeln als bloß willkührlich an, so kann man entweder von vielen Veränderungen gar keinen Grund angeben, oder man giebt Gründe an, die es nicht sind. Indessen kann man auch bei andern Sprachen von vielen ihren Veränderungen keine Gründe angeben, sondern muß sich dabei nur auf allgemeine beschränken. Es bleibt aber allemal so viel bei der Hebräischen Sprache richtig, daß die Regeln dieser Sprache im Ganzen genommen, sehr einfach, und doch dabei sinnreich sind. Man darf nur die Bildung der Zeitwörter aus den persönlichen Fürwörtern in der Hebräischen Sprache mit andern Sprachen vergleichen, um den Unterschied deutlich zu merken. — Einiges über die Wortforschung und Wortfügung dieser Sprache findet man auch oben unter Sprache und Sprachkunst angeführt, so wie auch über die Sprachlehren und Wörterbücher, S. 331.

Sprache (Hellenistische), s. unter Sprache (Griechische).

— (Hetrurische), s. u. Sprache (Lateinische).

— (Hindostanische), s. unter Sprache (Indische).

— (Hochdeutsche), derjenige Dialekt der Deutschen Sprache, der zwischen dem Ober- oder Süd-, und dem Nieder- oder Nord-Deutschen in der Mitte steht. Man nannte ihn ehemals auch den Obersächsischen oder Meißnischen Dialekt. Von seinem Ursprunge ꝛc., s. oben, unter Sprache (Deutsche). Nach der Vermuthung eines Schriftstellers ist der Obersächsische Dialekt, der die Grundlage der Hochdeutschen Sprache geworden ist, aus dem Fränkischen entstan-

den; denn die Fränkische Mundart und die Thüringische, waren zwischen der Süd- und der Norddeutschen Sprache in der Mitte; das eigentliche Fränkische nähert sich mehr dem Süddeutschen, und das Thüringische, besonders auf der nördlichen Seite, mehr dem Norddeutschen, und aus der Zusammensetzung dieser Dialekte, der Süd- und Norddeutschen Mundarten, jedoch mehr sich neigend zu dem Norddeutschen, entstand die Hochdeutsche Sprache, welche das Mittel in so fern zwischen den beiden oben genannten Hauptdialekten, dem Süd- und Norddeutschen, hält, daß sie aus jeder dieser Mundart so viel sich angeeignet hat, als zu ihrer ersten Ausbildung nöthig war; sie hat also von dem Vollen, Rauhen, Weitschweifigen und Zischenden der Süddeutschen, und von dem Weichen, Schlüpfrigen, Kurzen und Kernigen der Norddeutschen Sprache Vieles behalten; besonders hat aber die Nieder- oder Norddeutsche Sprache das Meiste zur Ausbildung des Obersächsischen Dialekts zur Hochdeutschen Sprache beigetragen, und daher kann man jetzt, wie auch schon oben, S. 453, angeführt worden, die Ober- oder Süddeutsche Mundart, als das Mittel zwischen der Platt- und Hochdeutschen Mundart haltend, betrachten. Die erste Periode der Hochdeutschen Sprache beginnt mit Luthers Bibelübersetzung, s. oben, S. 443 u. f.; welche, wie ein Schriftsteller sehr richtig bemerkt, ein Meisterwerk der Deutschen Dikzion in jener Zeit ist. Wie sehr in dieser ersten Periode schon die Hochdeutsche Sprache Wurzel faßte, und sich zur Umgangs- und Buch- oder Schriftsprache von Deutschland gestaltete, beweiset die schnelle Verbreitung der Bibel; denn nach einer Berechnung sollen bereits im sechzehnten Jahrhunderte von Luft in Wittenberg neunzehn Auflagen, die man auf 100,000 Exemplare schätzt, in Umkauf

gebracht worden seyn, und hierdurch mußte auch die Hochdeutsche Sprache verbreitet werden. Die zweite Periode dieser Sprache beginnt mit den sogenannten Schlesischen Dichtern im ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts und während des dreißigjährigen Krieges, an deren Spitze Opitz steht, und zu welcher Dichterschule Logau, Flemming, Canitz, Rachel, der zwar als Rector zu Schleswig im Jahre 1669 starb, aber dennoch jener Schule beigesellt wird, weil seine Gedichte in jene Periode fallen, und so mehrere Andere. In dieser Periode wurden besonders viele Süddeutsche Wörter und Wendungen aus der Oberdeutschen Mundart durch die Schlesischen Dichter in das Hochdeutsche gebracht, aber dadurch auch manche Unrichtigkeiten. So behauptet z. B. Gottsched, daß die meisten Zeitwörter, die in der vorletzten Sylbe im Infinitiv ein ie haben, solches in der zweiten und dritten Person des Präsens in eu verwandeln, z. B. von fließen, du fleußest, er fleußt; von betriegen, du betreugst; von gießen, du geußest ꝛc., und stützt sich auf Opitz und andere Schlesische Dichter, welche diese Wörter so abgeändert hätten; allein dieses kommt daher, daß Opitz ein Oberdeutscher war, bei welchem diese Abwandlung Statt fand, und auch hin und wieder jetzt noch Statt findet, wenn gleich nicht mehr in der Schriftsprache; auch hatten die Deutschen schon lange vor Gottsched das mildere ie für das rauhe eu angenommen; und so hatte sich Manches eingeschlichen, welches erst späterhin wieder ausgeschieden wurde. In dieser Periode wirkten auch noch auf die Hochdeutsche Sprache die sich in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gebildeten Deutschen Gesellschaften, z. B. der fruchtbringende oder der gekrönte Palmenorden; der gekrönte Blumenorden, oder die Gesellschaft der Pegnitzschäfer; die

Deutschgesinnte Genossenschaft; der Schwanenorden an der Elbe ꝛc.; s. auch unter Orden, Th. 105, S. 284 u. f., von denen regierende Fürsten Mitglieder waren. Die dritte und letzte Periode der Hochdeutschen Sprache beginnt mit Gottsched und geht bis auf die neueste Zeit, fällt also mit der sechsten allgemeinen Deutschen Sprachperiode, s. oben, S. 446, zusammen, daher sie auch hier weiter nicht berührt wird, weil Alles, was sie betrifft, schon an dem angeführten Orte gesagt worden ist. Hier noch einige Unvollkommenheiten der Hochdeutschen Sprache: 1) Hat sie viele Unregelmäßigkeiten, welche besonders in den Zeitwörtern sehr sichtbar sind, und die daher kommen, weil sie aus zwei Hauptdialekten zusammengesetzt ist, und also auch von jedem gewisse Eigenthümlichkeiten mit einflossen, die auf jede einzelne Sprachart, Mundart, angewendet, wohl paßten, aber hier vereint sich auf keine sichere Regel setzen ließen, und daher den Gebrauch schwankend machen und Unrichtigkeiten erzeugen. — 2) Ist sie, weil sie der Form und Ausbildung nach jünger ist, als die Süd- und Norddeutsche Sprache, nicht sehr reich an Wörtern, arm an Wortfügungen und Verbindungen, um einen Begriff nach allen seinen Schattirungen geschickt auszudrücken, und wird darin von den beiden genannten Mundarten weit übertroffen, besonders von der Ersteren. Die Armuth dieser Mundart zeigte sich besonders, da man anfing Wissenschaften und Künste in derselben vorzutragen; denn der Mangel an eigenen Ausdrücken machte, daß man die meisten Kunstwörter nicht anders, als durch Hülfe fremder Sprachen ausdrücken konnte, für welche die Süddeutsche Sprache schon längst Benennungen hatte. So z. B. heißt bei einer Rottenschaft (Kompagnie) eine einzelne Abtheilung, eine Rotte, und derjenige, unter dem sie steht, der Rottmeister

(Unterofficier), ein Ingenieur, Schanz- oder Schanzenherr, ein Kamerad, Spißgesell, eine Obligation, ein Schuldzettel ꝛc.; dafür hat aber die Hochdeutsche Sprache die oft wiederkehrenden Fremdwörter: Acteur, Anciennetät, Componist, Attitüde, Decoration, Kopie, Kolonie, Pendant, Plaisanterie, Publicität, Popularität, Ideal, Tirade, frappant, suffisant, Direction, delicat, Disciplin, Fundament, Regiment, indifferent, Industrie, Jujurie, Infamie, Ignorant, ignoriren, jovial, Officiant, Grazie, pretiös, sententiös, sentimental, Respect, Reputation, Ruin, Seminar, Parade, Rival, Qualität, und eine große Anzahl anderer, die allein einen mäßigen Quart-Band füllen, und die sich recht gut durch Deutsche gleichbedeutende Wörter ersetzen lassen, wenn man sich nur die Mühe geben will, außer dem Verdeutschen nach eigener Erfindung, die Oberdeutsche und Plattdeutsche Mundart durchzugehen, in welchen man passende Wörter genug finden wird. Für die eben angeführten Fremdwörter hat man für die meisten auch gute passende Deutsche, man wendet sie aber selten an, weil man einmal an die Fremdwörter gewöhnt ist, und sie unwillkührlich dem Munde und der Feder entschlüpfen; allein es ist doch gut, wo man Deutsche Wörter hat, solche zu gebrauchen. — 3) Ist auch die Unbeständigkeit ein Fehler der Hochdeutschen Mundart, so wie überhaupt einer jeden Sprache, die zur Umgangs- und Geschäftssprache, zur Sprache der feinen Welt, und der Wissenschaften und Künste geworden ist. Die Mundarten der untern Volksklassen, besonders auf dem Lande, erhalten sich oft Jahrhunderte hindurch ohne merkliche Veränderung; allein nicht so ist es mit der Sprache der gebildeten und gelehrten Welt, welche sich mit den

Moden verändert; auch durch die immerwährenden Erfindungen in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben, dnrch den Ton des Tages in der feinen Welt, erhält eine gebildete Sprache die meisten Zusätze und Abänderungen, und ein Schriftsteller sagt sehr richtig: „Neue Wahrheiten, neue Einkleidungen alter Wahrheiten, haben einen starken Einfluß auf die Sprache. Die höhere und poetische Schreibart arbeitet unaufhörlich an dem Untergange der Sprache des täglichen Umganges. Sie nimmt dann ihre Zuflucht gewöhnlich zu der Süddeutschen Mundart, die an sich schon prächtiger ist, als die gewöhnliche Hochdeutsche. Dieses ist nun, an sich betrachtet, nicht zu tadeln, weil die Süddeutsche Mundart noch einen Schatz an unbekannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen hat; allein es wird nur zu oft Zwang, wenn wir in unserer Muttersprache Ausdrücke und Verbindungen haben, die den Begriff eben so gut erschöpfen, und dafür andere wählen; denn hundertmal werden Ausdrücke und Verbindungen gewählt, die dem Charakter unserer Sprache widersprechen.“ — Man wird auch in der Plattdeutschen Sprache, als die Ursprache der Deutschen, viele Wörter, Ausdrücke und Wendungen finden, die man in die Hochdeutsche Sprache übertragen kann. Freilich hat die Süd- oder Oberdeutsche Mundart, besonders unter den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause, durch die Minnesänger ꝛc., und dann, daß sie lange Zeit die Muttersprache eines glänzenden und mächtigen Hofes war, viele neue Wörter, Ausdrücke und Wendungen, hauptsächlich in denjenigen Gegenständen, die sich auf den Glanz eines Hofes, das Hofleben, den Hofhaushalt, an Festen, Vergnügungen, ritterlichen Uebungen, auf Wissenschaften und Künste ꝛc. beziehen, erhalten, die in der Nieder- oder Plattdeutschen Sprache nicht angetroffen werden, weil sie wenige Veränderungen erlitt

und nicht das Glück hatte, sich zur Sprache eines bedeutenden Hofes zu erheben, wodurch auch sie dieselbe Ausbildung wie ihre Schwester hätte erhalten können; allein wenn sie auch nicht zu dieser Ehre gelangte, so war sie doch eine vorzügliche Beihülfe zur Ausbildung der Hochdeutschen Mundart, unserer jetzigen Buch- und Unterhaltungssprache. Wenn unsere Hochdeutsche Sprache in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte reicher an Wörtern und Ausdrücken ist, um besondere Gegenstände im Gesellschaftsleben zu bezeichnen, als es noch im zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts der Fall war, so kommen auch jetzt noch Fälle vor, wo man wegen der Wörter und Ausdrücke, die man gebrauchen will, in Verlegenheit ist; besonders ist dieses im Geschäftsleben der Fall, das heißt, wenn man sich nicht der Fremdwörter bedienen will. Ein Schriftsteller sagt in dieser Beziehung wohl nicht unrichtig: „Man kommt oft in Verlegenheit, daß man kein schickliches Wort in der Sprache finden kann, welches gerade dasjenige bezeichnet, was man anzeigen will. Wenn dem bloßen Stubengelehrten diese Vorsicht unbedeutend scheint, so ist sie dem Manne von Weltkenntniß und feinen Sitten sehr schätzbar. So sehr Manche über den sogenannten Kanzleystyl spotten, so sollte es ihnen doch sehr beschwerlich seyn, wenn sie niemals darin von der Hochdeutschen Sprache abweichen sollten; gewöhnlich müssen sie dann ihre Zuflucht zur Süddeutschen Mundart nehmen über welche sie sonst zu spotten pflegten, oder zu Fremdwörtern.“ — Daß solches im verwichenen Jahrhunderte häufig der Fall war, davon erzählt Adelung folgende Anekdote: „In dem siebenjährigen Kriege hatte ein Deutscher Reichsfürst nebst andern Reichsständen ein Regiment zur Reichsarmee zu stellen. Dieses Regiment sollte nun mit einem Feldprediger versehen werden, und der Fürst glaubte dieses für sich,

ohne Zuziehung der andern Stände thun zu können. Er gab daher seinem Superintendenten den Befehl, den Feldprediger einzusetzen. Dieses geschah, allein die Sache machte bei den übrigen Ständen, deren Contingente (Beimannschaften) sich mit bei dem Regimente befanden, Aufsehen, als eine eigenmächtige Handlung, und diese Angelegenheit wurde auf den Kreistag gebracht. Der Fürst schob die Schuld auf den Superintendenten und dieser sollte nun einen Verweis bekommen. Hierbei kam es nun auf die Einkleidung an. Man konnte kein Wort finden, welches das Betragen des Superintendenten bezeichnen sollte, und doch dem fürstlichen Deputirten nicht zu hart, und dem Deputirten der beleidigten Stände nicht zu geringe schiene. Nach einiger Ueberlegung fiel man zuletzt auf das Oberdeutsche Wort: Begangenschaft, und hiermit waren beide Theile zufrieden." Dergleichen Beispiele findet man nun mehrere.

Sprache (Hof-), diejenige Sprache, welche an Fürstlichen Höfen gesprochen wird, und die gewöhnlich, wenn nicht eine besondere Fremdsprache eingeführt worden ist, wie es z. B. mit der Französischen Sprache im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte an verschiedenen Höfen Europa's geschah, aus den ausgebildetsten Dialekten der Landessprache genommen wird. In Deutschland war an dem Hofe Karl's des Großen die Deutsche Sprache neben der Lateinischen im Gebrauche; denn wenn gleich Karl, nach dem Berichte Eginhard's, selbst an einer Deutschen Sprachlehre gearbeitet haben soll, woraus hervorgeht, daß die Deutsche Sprache an seinem Hofe gewiß die begünstigste gewesen ist, so läßt sich doch auch annehmen, daß die Lateinische Sprache, die damals von allen Geistlichen und in den Klöstern, auch von den weltlichen einflußreichen Personen, besonders von den Staatsbeamten gesprochen und geschrieben wurde,

weil die meisten diplomatischen Verhandlungen in dieser Sprache geschahen, auch an dem Hofe oder Hoflager des Kaisers ist geredet worden, um so mehr, da unter ihm die Deutsche Sprache erst anfing einige Bedeutung zu erhalten, die vor seiner Regierung nur größtentheils von den unteren Volksklassen geredet wurde, da die höheren, neben der Deutschen Sprache, auch ein verderbtes Latein sprachen. Die Lateinische Sprache ist auch noch neben der Deutschen Sprache unter seinen Nachfolgern, und unter den Kaisern aus den andern Deutschen Fürstenhäusern geredet worden. Die Mundart, die unter Karln dem Großen an seinem Hofe, unter seinen Nachfolgern, den Karolingern; dann unter den Kaisern aus dem Sächsischen und aus dem Fränkischen Hause, geredet wurde, war die Fränkische, nur erst unter den Schwäbischen Kaisern, den Hohenstaufen, wurde die Oberdeutsche oder Süddeutsche Mundart Hofsprache; denn diese edle Fürstenfamilie, die mit dem braven Conradin, der in der Blüthe seines Alters in Neapel auf dem Schaffote, auf Befehl Karls von Anjou, hingerichtet wurde, endete, wirkte durch eigenes Beispiel auf die Ausbildung der Sprache, indem sie den Minnegesang beförderte. Bis zur Reformation blieb die Süddeutsche Mundart die Hofsprache, nicht nur an dem Kaiserlichen Hoflager, sondern auch an dem Hofe der übrigen Süddeutschen und Westdeutschen Fürsten; an dem Hofe der Norddeutschen Fürsten redete man die Niedersächsische und Plattdeutsche Mundart. Nach der Reformation fängt die aus der Obersächsischen, der Ober= und Niederdeutschen Mundart sich gebildete Hochdeutsche Sprache die Hofsprache nicht nur an dem Kaiserlichen Hoflager, sondern auch an den Höfen der übrigen Deutschen Fürsten zu werden an, wobei jedoch die Lateinische Sprache noch immer zu den Verhandlungen in

Staatsangelegenheiten gebraucht wurde; auch gewahrt man aus den Wahlsprüchen oder Stammbuchaufsätzen und andern Schriften des sechzehnten und zu Anfange des siebzehnten Jahrhnnderts, daß die Lateinische Sprache an den Fürstlichen Höfen Deutschlands noch sehr gebräuchlich war. Hier nur einige Wahlsprüche jener Zeit aus dem Stammbuche des Pfalzgrafen August von Sulzbach; woraus man nicht nur die Sprache, sondern auch die Herzlichkeit, Biederkeit und Gottesfurcht, die damals an den Höfen der Fürsten Deutschlands herrschte, sehen kann:

Fiat Voluntas Domini. Rudolphus mppria (Imperator) (1594)

In amicitia omnia insunt, quod putant homines expetenda, honestas, gloria, tranquillitas animi atque jucunditas, ut cum haec adsint, beata vita sit et sine iis esse non possit.

Johannes Friedericus Dux Würtembergensis et Teccensis, Comes Montisbeligardiensis ac Dominus in Heidenheim. (1599.)

In Deo faciemus Virtutem.

Julius Fridericus Dux Wirttemberg. (1600.)

Initium sapientiae timor Domini.

Wolffgangus Archieps. Mog. mppr. (1594.)

Dominus virtutum nobiscum.

Maximilianus U. Bavariae Dux mppr. (1594.)

Dominus illuminatio mea

Phil. Eps. Ratisbon. Bavariae Dux mppr. (1593.)

Deum time, Rege honora.

Otto Henricus Comes Palatinus ad Rhenum. mppr. (1597.)

Beneficentia et Veritas custodiunt Regem.

Johannes Casimirus Comes Palatin. Rheni Biponti. (1601.)

Illumina oculos meos Domine.

Zu seyn Christ, Fürst, Freundt meyn Vorsatz ist
Darzu helffe mir Herr Jesus Christ.
Eyn Christ zu seyn nach Gottes Wort,
Eyn Fürst zu seyn an meinem Ort,

Eyn Freund zu seyn in dieser Welt,
Alles deßen was Gott gefällt.
Jahonnes Pfalzgraue (1593).

In Gott mein Hoffnung.
Anna Maria, Hörtzogin zu Sachsen
geborne Pfalzgreuin. (1591.)

Herr, wie du willt!
Fräulein Maria, Hertzogin zu Sachsen (1594.)

Mein Gott füg es zum Besten.
Sophie, Markgreuin zu Brandenburgk,
geborne Herzogin zu Braunschweigk vnd
Lüneburgk, manu propria (1596.)

Allein Gott die Ehre.
Elisabetha, gebornes Freuwlein zu Leiningen (1601).

Aus dem Stammbuche eines Grafen und Herrn von Limpurg, vom Jahre 1592 bis 1644.

Initium Sapientiae Timor Domini.
Christianus Dux. Saxoniae (1597).

A. D. M. Pietas tutissima Virtus. Nihil laudabilius, nihil magno et praeclaro Viro pulcrius, placabilitate et clementia.
Fridericus Guilielmus Dux Saxon. Tutor
et Electoratus Administrator (1597).

Pro Lege et pro Grege.
Johann Sigismundt, Marggraff zu
Brandenburg, in Preußen Hertzog (1597).

H. A. D. T. I.
Bien heureux est, qui pour devenir sage
Du mal d'aultruy fait son apprentissage.
Ludwig L. zu Heßen. (1601.)

Tout vient à temps, qui peult attendre.
Non si puo haver la rosa senza la spina.
In Deo spes mea.
Joh. Georg Graff zue Hohenzollern (1604).

Eu Dieu ma demeure.
Ludwig von Sein Grav zu Witgenstein (1600).

Vertu surpasse richesse.
Philips Graue zu Solms. (1600.)

Herr regiere mich durch deinen heiligen Geist.
Magdalena, Landtgreuin zu Heßen
geb. Marggreuin zu Brandenburgk (1601).

Herr regiere mich nach deinem Wort.
Frewlein Agnes Marggreuin zu
Brandenburgk (1601).

Herr nach deinem Willen.
Dorothea Sabina Pfalzgreuin (1596).

Gott regiert alles.
Anna Fürstin zu Anhalt, geb.
Greuin zu Bentheim.

Chi mal e ben non fa soffrire
A grand honor non puo venire.
Johann Casimir Graue zu Naßaw
Saarbrücken (1599.)

Trois choses sont tout d'un accord,
L'Eglise, la Cour et la mort,
L'Eglise prend du vif et du mort,
La Cour rend le droit et le tort,
La Mort prend le foibbe et le fort.
Weibrecht Graue zu Oettingen (1599).

Lustig, listig,
Heint hier, morgen dort,
Mein Vatterland ist aller Ort,
Niemand weis meinen Sinn,
Ob ich ein Fuchß oder Haaß biu.
Dieses schrieb zu freundlicher gedechtniß
zu Anspach den 21sten Nov. 1630,
Otto Heinrich Freiherr zu Herberstein.

Plustot mourir, que changer,
Ew. Lbden gehorsame Dochter und
Dienerin so lang' ich leb.
Dorothea Maria Frau zu Limburg
geb. Grävin von Hohenlohe (1640).

Zeitliches Glück vndt ewige Freudt
Gibt Gott selten alle beydt.

Ew. Lbde gehorsame Dochter vndt
Dienerin so lang' ich leb'.
Anna Loysa Grävin vndt Frau zu Castel
geb. Semperfreyin von Limpurg (1644.)

F. F. F. Ave.
Im Unglück trag einen Löwen=Muth,
Trau Gott, deine Sache wird woll gut.
Jobst von Karlowitz (1597.)

Aus diesen Wahlsprüchen oder Stammbuchaufsätzen, die ich aus den Abschriften der oben genannten Stammbücher ohne die Folge der Jahreszahlen zu berücksichtigen, in bunter Reihe genommen habe, wird man die Sprache, die an den Höfen Deutscher Fürsten, Grafen und Herrn vor dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts bis beinahe zur Mitte des siebzehnten geredet wurde, erkennen. Nicht nur die Lateinische Sprache erhielt sich noch neben der Hochdeutschen, sondern auch die Italienische und Französische hatten schon Eingang gefunden, wenn gleich nicht in dem Grade, als zu Ende des zuletzt genannten und des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Französische Sprache an den meisten Deutschen Höfen Hofsprache wurde; und wenn sie auch nicht immer in dem engen Familienkreise gesprochen wurde, so geschah es doch bei Hoffesten und allen andern kleinen Gesellschaftszirkeln, wobei die Hofleute zugegen waren, ja an mehreren Höfen bestand die Dienerschaft, die in der Nähe der Fürstlichen Personen war, aus gebornen Franzosen, zum Theil auch aus Italienern, besonders bestand aus diesen Letztern die Kapelle der Fürsten, so daß dadurch die gute Muttersprache, die so viele Jahrhunderte hindurch die ihr gebührende Ehre genossen hatte, Hofsprache im Vaterlande zu seyn; ganz zurückgesetzt, ja sogar von den andern Klassen des Volkes gleichsam verachtet wurde, indem Alles nur Französisch lernte und radebrach. Von Prinzen

und Prinzessinnen, Damen, Mademoiselles und Demoiselles wußte man vor dem Westphälischen Frieden noch nichts in Deutschland. Unsere jungen Fürsten und nicht regierenden Herren hießen Grafen, Markgrafen, Herzöge, mit dem Beinamen derjenigen Besitzung, die ihnen entweder nach den Hofgesetzen zukamen oder von den regierenden Fürsten verliehen wurden, als Markgraf von Schwedt ꝛc. Die Fürstlichen Frauen führten den Namen ihrer Geschlechtswürde, und die unvermählten mit dem Beisatze: Fräulein, z. B. Fräulein Agnes, Markgräfin zu Brandenburg, Fräulein Maria, Herzogin zu Sachsen. Die andern Personen von Stande, der hohe und niedrige Adel, führten die Titel von ihren Besitzungen mit dem Beisatze: Graf, Freiherr oder bloß Herr v. Sonnenwalde, und die Frauen: Gräfin, Freiin oder bloß Frau von Sonnenwalde; die unvermählten oder unverheiratheten: Fräulein oder Jungfrau, und die Bürgerlichen, Herr, Meister, Frau, Jungfrau und Jungfer. Nach dem Westphälischen Frieden wurden alle die oben angeführten Französischen Benennungen mit der Französischen Sprache an den Deutschen Höfen angenommen, und so wie von der Sonne in der Schöpfung die Strahlen überall ausgehen und die Natur erwärmen und zur Thätigkeit erwecken, so ging auch die Französische Sprache von den Höfen Deutschlands aus und theilte sich den übrigen Ständen mit, und so wurden die Französischen Benennungen: Monsieur, Musge, Dame, Madame, Mademoiselle, Demoiselle, Oncle, Tante, Cousin, Cousine ꝛc. allgemein; man wollte nun nicht mehr Herr, Oheim und Vetter, sondern Monsieur, Musge, Oncle und Cousin; und die Frauen: Madame, Tante, Cousine; die Jungfrauen und Jungfern: Mademoiselle und Demoiselle heißen. Die Sprache bekam nun eine ganz andere Richtung;

und wenn auch an einigen Deutschen Höfen noch die Muttersprache geredet wurde, so erhielt sie doch immer nur eine untergeordnete Stelle, indem man sich wenig um ihre Ausbildung bekümmerte, wie es doch früher der Fall war; und daher kam es denn auch wohl, daß sie mit so vielen Fremdwörtern angefüllt wurde, weil man glaubte, sie dadurch den Höfen wieder zugänglich zu machen; allein man irrte und verdarb damit die Sprache ganz, wie auch schon oben, unter Sprache (Deutsche), ist angeführt worden. Man gewahrt auch bald an dem Geiste, den Ausdrücken der Deutschen Sprache, daß sie von der feinen Welt verlassen worden war, und daß sich daher viele Schriftsteller, so auch Rachel, zu plattem, pöbelhaftem Witze hinreißen ließen, um dem nach dem dreißigjährigen Kriege entarteten rohen Geschmacke zu huldigen, und der feinen Welt ein mitleidiges Lächeln über die Unbehülflichkeit und Plattheit der Muttersprache in ihren Witzspielen abzulocken, die sich an den Französischen und Italienischen Geistesprodukten ergötzten, im Lesen derselben ihre Erholung suchten, und ihre eigene Muttersprache als eine ungenießbare verachteten. — Die Periode der Französischen Sprache, als Hofsprache an den Deutschen Höfen, dauerte von dem Westphälischen Frieden an bis zur Revolution in Frankreich; an mehreren Höfen auch noch bis zum Befreiungskriege, da besonders die durch die Revolution aus Frankreich vertriebenen oder ausgewanderten weltlichen und geistlichen Großen ihre Zuflucht auch an Deutschen Höfen suchten, und dadurch der schon hin und wieder zu erlöschen anfangenden Französischen Sprache eine neue Nahrung gaben. Auch späterhin die Kriege der Franzosen in Deutschland während der Republik, und dann während des Kaiserreiches, die Stiftung des Rheinbundes von Napoleon, die Besitznahme eines großen Theils des südlichen und westlichen Deutschlands,

von demselben; Alles dieses verbreitete die Französische Sprache von Neuem; sie blieb Hofsprache bei allen Fürsten des Rheinbundes, und bei denen sie es nicht mehr war, wurde sie es wieder. Bei uns in Preußen erhob Friedrich Wilhelm der Dritte, unser jetzige Monarch, gleich nach seiner Thronbesteigung, die Deutsche Sprache wieder zur Hofsprache; auch an dem Deutschen Kaiserhofe wurde sie nicht hintenan gesetzt, und sowohl bei der Lateinischen, als Französischen Sprache gepflegt, so auch bei manchem kleinern Fürsten, der der alten guten Sitte: mit Herz und Mund Deutsch zu seyn, mit seiner Familie treu blieb. Nach dem Befreiungskriege Deutschlands hat die Deutsche Sprache ihr altes Recht auch Hofsprache an allen Deutschen Höfen zu seyn, und auch von dem Throne, wie von der Kanzel und dem Katheder herab gehört zu werden, wieder größtentheils eingenommen. Und der jetzige König Ludwig von Bayern hat, gleich den Hohenstaufen auf den Kaiserthron, auch auf den Königlichen die Deutsche Dichtkunst erhoben, und die feine Welt Deutschlands wird jetzt keinen Anstoß mehr finden, sich in einer Sprache zu unterhalten, die nicht nur kühn mit jeder Sprache der gebildeten Völker Europas in die Schranken treten kann, sondern sie auch in Hinsicht ihrer Vielseitigkeit übertrifft, wie auch schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, und unter Sprache (Deutsche), angeführt worden ist.

In Frankreich war die Hofsprache, nach der Festsetzung der Franken in dem alten Gallien, die Fränkische, ein Deutscher Dialekt; auch ist die Lateinische Sprache, nicht die klassische der alten Römer, sondern das Mönchs- oder Klosterlatein, welches auch an Karls des Großen Hof neben der Deutschen Sprache gesprochen wurde, am Hofe üblich gewesen, wie solches auch aus einem noch vorhandenen

Dokumente dieser Zeit, einer Eidsformel, welche unter Sprache (Italienische), weiter unten, vorkommen wird, ersichtlich ist. Wie lange eigentlich die Fränkische Sprache in ihrem Urzustande, das heißt, ohne Aufnahme von Fremdwörtern, Hofsprache gewesen ist, läßt sich aus der Geschichte der Französischen Literatur nicht ermitteln, so viel aber, daß die Lateinische Sprache, in dem Zustande, wie sie damals von den Geistlichen und von den Höfen gesprochen wurde, sowohl der Italienischen, als auch der Französischen Sprache eigentlich das Daseyn gegeben hat, und daß daher die sogenannte Romanische oder Provenzal-Sprache, s. oben unter Sprache (Französische), S. 493, worin die Troubadours ihre Lieder dichteten, nicht ganz ohne Einfluß auf die Hofsprache gewesen ist, weil diese Dichter das damalige Ritterwesen zum Gegenstande ihrer Dichtungen machten, mithin mußten die Großen, um ihre besungenen Thaten zu lesen, die Romanische Sprache üben. Auch die Italienische Sprache scheint dem Französischen Hofe in der zweiten Periode der Französischen Sprache nicht fremd gewesen zu seyn, wie mehrere Wörter in der Letzteren, die aus der schon ausgebildeten Italienischen Sprache genommen worden sind, beweisen. Die Hofsprache scheint daher bis zur dritten Periode der Französischen Sprache die Fränkische und die in der Ausbildung zur Französischen Sprache begriffene Lateinische Sprache gewesen zu seyn. Nur erst mit der Regierung von Franz dem Ersten, also mit dem Beginnen der dritten Periode der Französischen Sprache, wird diese Sprache nicht nur ein Allgemeingut der ganzen Nation, indem durch sie die Lateinische aus den Gerichtssälen verdrängt wurde, sondern man findet sie auch jetzt als Hofsprache in mehreren Verordnungen, die früher in Lateinischer Sprache erlassen wurden; und von diesem Zeitpunkte an ist die

Französische Sprache bis auf die neueste Zeit als Muttersprache, auch Hofsprache geblieben; denn sowohl der Hof, als auch die Nation waren stolz darauf, daß ihre Sprachr im siebzehnten Jahrhunderte, gleich nach dem Westphälischen Frieden, als eine der gebildetsten aller neuern Sprachen, überall Eingang fand, von allen gebildeten Europäern gesprochen und an den meisten Höfen als Hofsprache eingeführt wurde. Diesen Stolz würde man auch, auf ihre verfeinerte Sprache angewendet, gerecht gefunden haben, weil Hof und Nation zusammenwirkten, um ihrer Sprache und Literatur die höchste Ausbildung zu verschaffen, und dadurch die Bewunderung anderer Nationen auf sich zu ziehen; allein so verbanden sie damit eine Geringschätzung und Nichtachtung anderer Nationen, in Allem, was diese leisteten, so daß dieser Stolz sich nicht selten auf fremdem Boden nachdrücklich äußerte, wodurch ein Haß gegen sie bei fremden Völkern rege wurde, der auch nicht wenig auf diese gewirkt hat, um ihre Sprache und Literatur gleichfalls, ohne besondere Mitwirkung des Hofes und der feinen Welt, zu gleicher Höhe herauf zu arbeiten, und dadurch die Bewunderung, die nur einer einzigen Nation so reichlich gezollt wurde, zu theilen. —

In den verschiedenen Italienischen Staaten ist die Hofsprache nach dem verschiedenen Interesse der Höfe oder der Fürstlichen Linie, welche regierte, auch verschieden gewesen, daher läßt sich hier nicht mit Bestimmtheit in den verschiedenen kleinen Staaten, den Herzog- und Groß-Herzogthümern, ehemaligen Republiken ꝛc. anführen, welche Sprache am Hofe die herrschende gewesen ist. An dem Römischen oder dem Päbstlichen Hofe ist die Lateinische Sprache schon in den frühesten Zeiten die herrscheude Hofsprache gewesen und hat daselbst alle Abänderungen bis zur Italienischen Sprache durchgemacht, wie solches die

Briefe von dem Pabste Martin dem Zweiten an den Groß=Emir von Sizilien vom Jahre 884 beweisen, wovon der Eine dieser Briefe weiter unten, unter Sprache (Italienische), vorkommen wird. Man sprach daher an dem Päbstlichen Hofe zu jener Zeit die Neu=Lateinische Sprache oder das Italienische im neunten Jahrhunderte nach der Sizilianischen Mundart, als die damals ausgebildetste; späterhin führte man die Toskanische Mundart ein, nachdem diese sich über die Sizilianische erhoben hatte; auch die Venetianische Mundart hat daselbst Aufnahme gefunden. Uebrigens ist, außer der Italienischen Sprache, auch noch die Lateinische bis auf die neueste Zeit in allen Angelegenheiten der Kirche an dem Römischen Hofe im Gebrauche. — In dem Königreiche beider Sizilien oder Neapel und Sizilien, hat bei dem öfteren Regierungswechsel der Regentenfamilie in den früheren Zeiten, auch die Hofsprache gewechselt. Unter dem Normännischen Regentenstamme war die Normännische Sprache Hofsprache; unter den Hohenstaufen, von denen Kaiser Friedrich der Zweite sein Hoflager zu Palermo hatte, war der Sizilianische Dialekt Hofsprache. Unter den Regenten aus Französischem u. Spanischem Geblüte war bald die Französische und Italienische, bald die Italienische und Spanische Sprache Hofsprache, je nachdem ein Regent und die Großen des Reichs bald an dieser, bald an jener Sprache mehr Gefallen fanden, wenn sie gleich außer den Hofzirkeln und sonstigen Erholungs= und Unterhaltungs=Zusammenkünften auch den Landesdialekt, auf Sizilien, den Sizilianischen, und in Neapel, den Neapolitanischen Dialekt als Volkssprache redeten; von denen der Erstere viel reicher, reiner und klangvoller ist, als der Letztere, der mit dem Calabresischen übereinkommt, der sehr hart und rauh ist; in=

dessen ist der Neapolitanische Dialekt doch ziemlich kultivirt und bei weiten nicht so unangenehm, als der Bolognesische, Mayländische und Bergameskische; s. auch unter Sprache (Italienische). Die gemischten Sprachen am Sizilianischen Hofe fanden besonders in der Zeit Statt, wo dieses Königreich drei Jahrhunderte hindurch (von 1503 bis 1700) von Vice-Königen oder Statthaltern regiert wurde; es war damals bloß als eine Provinz des entfernt liegenden Spaniens zu betrachten, von dem es, wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, uur gebraucht wurde, wie Mexico und Peru, um Gold zu liefern. In dieser langen Periode nun, wo die Vice-Könige, die Großen des Reichs, die Geistlichkeit oft gegen einander wirkten, und es ein getheiltes Interesse unter diesen Ständen gab, wirkte diese Uneinigkeit doch nicht nachtheilig auf die Nationalsprache; denn beide Mundarten, die Sizilianische und Neapolitanische, wurden noch mehr ausgebildet, besonders die Letztere im siebzehnten Jahrhunderte, woran die Großen des Reiches durch ihre Mitwirkung Theil hatten. Vorzüglich wirkte aber auf die Sprache im achtzehnten Jahrhunderte die Regierung Karls des Dritten, welcher der erste König von Neapel nach drei Jahrhunderten war, der bei seinem Volke lebte, und dessen Wohlstand auf jede nur mögliche Weise zu befördern suchte; Künste, Wissenschaften, Ackerbau, Fabriken uud Manufakturen, und Bergbau erhob, Aufklärung durch ertheilte Denk- und Schreibfreiheit allgemein verbreitete, die Landessprache zur Hofsprache machte, wenn auch gleich das Französische nebenbei gesprochen wurde, und so zum Wohlthäter seines Volkes ward. Auch sein Sohn und Nachfolger in der Regierung, als er den Spanischen Thron bestiegen hatte, Ferdinand der Vierte, suchte, gleich seinem Vater, die Landessprache an seinem Hofe allgemeiner zu machen; nur

die unglücklichen Kriege mit den Franzosen unter der Republik und des Kaiserreiches, die Erhebung des Bruders und des Schwagers (Josephs und Murats) von Napoleon auf den Thron von Neapel, machten die Französische Sprache auf einige Zeit zur Hofsprache; bis jetzt, unter Franz dem Ersten, man wieder anfängt die Nationalsprache zu berücksichtigen, besonders den Sizilianischen Dialekt. — In den übrigen Italienischen Staaten, Sardinien etwa ausgenommen, an welchem Hofe größtentheils Französisch gesprochen wird, so auch in gegenwärtiger Zeit an dem Hofe von Parma, ist die Landessprache auch Hofsprache, nur waren und sind die Mundarten an diesem oder jenem Hofe verschieden. In den frühesten Zeiten war der Sizilianische Dialekt beliebt; als aber die berühmtesten Italienischen Dichter: Dante, Petrarca, Boccaz, und hernach Tasso und Ariost Toskanisch schrieben, so wurde dieser Dialekt der herrschende und auch Hof= und Büchersprache an den meisten Italienischen Höfen; besonders beförderten aber die Toskanische Mundart durch großmüthige Unterstützung der schönen Künste die Herzöge von Toskana, aus dem Hause Medici; dann die Herzöge von Parma und Piazenza aus dem Hause Farnese, und das Haus Este, besonders der Kardinal Hippolit von Este. Ueberhaupt war der Toskanische Dialekt im fnnfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte durch fast ganz Italien und an allen Italienischen Höfen verbreitet; auch der Venetianische Dialekt wurde hin und wieder an den Höfen gehört. Die Französische Sprache ist eigentlich in Italien, Savoyen und Piemont ausgenommen, wenig beliebt; denn als sie noch in allen Europäischen Ländern herrschte, ja diese so zu sagen beherrschte, fand sie doch nur eine geringe Aufnahme in Italien; denn außer einzelnen Französischen Höflichkeitsphrasen, mit

denen man dem Fremden allenfalls entgegen kommt, macht man von derselben keinen Gebrauch in der Unterhaltung oder thut es doch nur gezwungen, welches Letztere selbst unter der Herrschaft Napoleons über Italien geschah; und daher sprach und spricht man auch an den Italienischen Höfen lieber die ausgebildeten Mundarten der Muttersprache, als eine Fremdsprache; wodurch man gleichsam den Reisenden, der Italien besuchen will, nöthiget, die Italienische Sprache zu erlernen, welches ihrer Nationalität gewiß Ehre macht; statt andere kultivirte Völker gleich dem Fremden mit seinen Höflichkeitsbezeugungen und mit der Anrede in seiner Muttersprache entgegen kommen, um ihm dadurch gleichsam anzuzeigen, daß man ihn der Mühe überheben wolle, ihre Sprache und ihre Sitten zu studieren. —

Die Hofsprache in Großbritannien ist nach den verschiedenen Sprachperioden, s. oben, unter Sprache (Englische), auch verschieden gewesen. In der ersten Periode, der Brittisch-Sächsischen, ist die Hofsprache an den sieben kleinen Angelsächsischen Höfen wohl Deutsch, die Friesische Mundart, ein Dialekt der Nord- oder Plattdeutschen Sprache, gewesen, deren Wurzeln man noch in der Englischen Sprache findet, ja nicht bloß die Wurzeln, sondern die ganze Grundlage der jetzigen Englischen Sprache, ist die Plattdeutsche, wovon die meisten Wörter des gewöhnlichen Familienlebens, des Hausstandes, zeugen. Die Deutsche Sprache hielt sich demnach als Hofsprache unter den vielen Königen dieser kleinen Reiche, und auch unter Egbert dem Großen, der die sieben Angelsächsischen Reiche im neunten Jahrhunderte zu einem Ganzen vereinigte, und seinen Nachfolgern bis zur Regierung Kanuts, des Königs der Dänen, im Jahre 1017. Nach der Eroberung Englands von den Dänen wurde die Däni-

sche Sprache Hofsprache, und wenn gleich diese Periode nicht lange dauerte, sondern mit dem Tode des letzten Dänenkönigs, als Regent von England, Hardiknut, aufhörte, so hatte sie doch einen bedeutenden Einfluß auf die Sprache, besonders da die Großen des Reichs wegen der Königlichen Familie gezwungen waren, das Dänische zu erlernen, und es dadurch auch auf das Volk fortpflanzten, daß sie in die Volkssprache Dänische Wörter und Redensarten mischten. Mit der Einwanderung der Normannen unter dem Herzoge Wilhelm von der Normandie, nach dem Tode Eduards des Bekenners, des letzten Königs aus Angelsächsischem Geblüte, ward die Normannische Sprache Hofsprache, welches sie auch bis nach dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts blieb, von welcher Zeit an sich die früher verachtete Volkssprache, durch Vermischung mit der Normannischen und den schon mehr ausgebildeten Französischen Mundarten so herausgebildet hatte, daß man sie zur Hof- und höheren Gesellschaftssprache erhob, woran besonders die Großen des Reichs einen großen Antheil hatten, welche den König Johann, der auf seinen Bruder Richard, mit dem Beinamen Löwenherz, folgte, haßten, weil er die Privilegien der Stände des Reichs verletzte, und dem Lande große Steuern auflegte. Auch hatte der Bürgerstand schon ein größeres Ansehen durch Handel und Gewerbe gewonnen, wodurch sich denn auch die Volkssprache heben mußte, die nun von den Vornehmen des Reichs zur Gesellschaftssprache erhoben wnrde. Wie lange die Muttersprache diese Ehre genoß, die alleinige Hof- und Gesellschaftssprache zu seyn, läßt sich nicht aus der Geschichte ermitteln, so viel aber, daß bei den Verbindungen des Englischen Hofes mit dem Französischen durch Vermählungen, wodurch viele Französische Länder im dreizehnten, vierzehnten und funfzehn-

ten Jahrhunderte an die Krone Englands kamen, ja sogar unter Heinrich dem Fünften die Thronfolge in Frankreich diesem Monarchen zugesichert wurde, die Französische Sprache in den genannten Jahrhunderten auch zu verschiedenen Zeiten als engere Hofsprache ist geredet worden, wenn sie gleich bei den Großen des Reiches und dem Volke keinen solchen Anklang fand, um sie als Unterhaltungssprache der Nationalsprache vorzuziehen. Nur nachdem England alle Französischen Besitzungen auf dem Continente verloren hatte, scheint die Englische oder Muttersprache ein größeres Recht als Hofsprache erhalten zu haben. Auch scheint das klassische Latein im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte dem Hofe nicht ganz fremd gewesen zu seyn, welches aus dem Werke de septem sacramentis, das König Heinrich der Achte gegen Luthern schrieb, hervorgeht, wenn sie auch gleich zur Unterhaltungs= oder Gesellschaftssprache nicht erhoben wurde, sondern nur in diplomatischen Verhandlungen Anwendung fand, worin sie damals fast von allen gebildeten Nationen gebraucht wurde, also die diplomatische Hofsprache in allen kultivirten Staaten war. Unter der Königin Elisabeth, unter den Königen aus dem Hause Stuart und dem Hause Hannover, der jetzigen Regentenfamilie, ward abwechselnd die Englische und Französische Sprache Hofsprache, jedoch wurde Erstere, als die Landessprache, wenn nicht gerade im engeren Kreise des Hofes, doch in größeren Kreisen und bei Hoffesten gesprochen. Daß die Periode der Gallomanie, die fast alle gebildeten Nationen Europas im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ergriff, auch nicht an England ohne Zündung vorübergehen konnte, war gewiß; um so mehr, da England, wenn gleich der stärkste Nebenbuhler von Frankreich, doch im steten Verkehr mit demselben stand; auch Viele der Begüterten

Englands Frankreich zum Erholungsaufenthalte wählten, und auch die neuere Ausbildung der Englischen Sprache den Einfluß der Französischen sehr deutlich zeigt; allein sie faßte doch nie so stark Wurzel, wie zum Beispiel bei uns in Deutschland, weil der Britte seinen Nationalstolz, nicht der Mode der Fremdsprachsucht aufopfert, sondern seine Muttersprache, in der schon große Geister, wie Shakespeare, Spencer, Milton, Buttler, Dryden, Walter, Cowley ꝛc. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte auftraten, sorgsam pflegte. Auch die eigenthümliche Staats-Verfassung der Britten, das Parlament oder Ober- und Unterhaus, bringt die verschiedenen Stände, die verschiedenen Klassen des Volks, näher an einander und befestiget, außer den Parlamentsreden, schon die Muttersprache, so daß sie als höhere Gesellschaftssprache, durch diesen immerwährenden Verkehr, wozu sich auch noch die vielen Fabrikunternehmungen, Handelsverbindungen und Spekulationen, woran auch viele der Großen und Reichen Theil haben, gesellen, nie verdrängt werden kann, und dadurch auf den Hof auch immer ihren Einfluß übt, und keine Fremdsprache zum Rechte einer ausschließlichen Hofsprache kommen läßt; auch hat Wilhelm IV., der jetzige Monarch von Großbritannien, der Englischen Sprache, als Landessprache, den alleinigen Vorzug als Hofsprache wieder eingeräumt. — An dem Schottischen Hofe, bis zur Vereinigung Schottlands mit England unter Jakob dem Ersten von Großbritannien, aus dem Hause Stuart, ist in den frühesten Zeiten neben der Gallischen oder Ersischen Sprache, als Landessprache, auch nach der Einführung des Christenthums die Lateinische Sprache am Hofe geredet worden; denn man konnte Schottland, außer dem Verkehre mit England, als ein abgeschlossenes Land betrachten, dessen Volk mit keinen Ausländern vermischt war, und daher

so sehr das Andenken seiner Vorfahren durch Aufrechthaltung alles dessen, was ihnen heilig war, ehrte, also auch die Sprache. — Nur erst späterhin durch mehrere Kriege mit den Engländern, durch eheliche Verbindungen des Schottischen Hofes mit dem Französischen, kam die Englische u. die Französische Sprache an den Hof von Schottland. Letztere besonders im sechzehnten Jahrhunderte, unter der Regierung Jakobs des Fünften, dessen Gemahlin, Maria von Guise, Tochter Klaudius des Ersten von Lothringen, Herzogs von Guise, war; und dann unter der Maria, die Tochter Jakobs des Fünften, die als Königin von Schottland die Französische Sprache besonders an ihrem Hofe begünstigte, da sie in ihrer Jugend in Frankreich erzogen und mit Franz dem Zweiten von Frankreich vermählt worden war; und seit dieser Zeit ist die Französische Sprache an diesem Hofe bis zur Vereinigung Schottlands mit England Hofsprache geblieben.

Ueber die Hofsprache in Spanien in den ältesten Zeiten läßt sich nichts Bestimmtes ermitteln, doch scheint die aus dem Lateinischen sich gebildete reine Castilianische Mundart Hofsprache gewesen zu seyn, und nebenbei späterhin auch die Französische. Ob die Deutsche Sprache unter den Regenten aus dem Oesterreichischen Hause am Spanischen Hofe gesprochen worden, findet man nicht angeführt; so viel kann man aber annehmen, daß wenn dieses vielleicht im engeren Kreise geschehen ist, doch nicht in Hofzirkeln, an Hoffesten, kurz überall da, wo die Großen des Reichs zugegen waren, die besonders von der Muttersprache, der Spanischen, eingenommen waren, welche schon im sechzehnt. Jahrhunderte sehr ausgebildet worden war. Und so scheint die Landessprache, die Castilianische Mundart, die Hofsprache bis zum siebzehnten Jahrhundert gewesen zu seyn; nur nach dem dreißigjährigen Kriege, an welchem Spanien gleichfalls Theil genom-

men hatte, und auch schon in den Kriegen mit Frankreich im sechzehnten Jahrhunderte, fing auch die Französische Sprache an dem Spanischen Hofe mehr und mehr an in Gebrauch zu kommen; und als im achtzehnten Jahrhunderte das Haus Bourbon auf den Spanischen Thron gelangte, und Frankreich auf das Spanische Kabinet einen großen Einfluß erhielt, wurde auch die Französische Sprache immer mehr Hofsprache, und von da ab ist sie abwechselnd mit der Spanischen am Spanischen Hofe gesprochen worden. — Ueber die Hofsprache in Portugal in den frühesten Zeiten läßt sich nichts Bestimmtes ermitteln, nur soviel ersieht man aus den Reisebeschreibungen über Portugal, daß bis zum ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts die Landessprache, die Portugiesische, welche aus der Lateinischen, Spanischen, Arabischen und Französischen zusammengesetzt ist, auch am Hofe gesprochen wurde; auch die Französische Sprache war in dem genannten Jahrhunderte, wie man aus den Berichten von Reisenden ersieht, schon sehr beliebt bei den Portugiesen. Auch der Verfasser des Etat politique de Portugal en l'année 1766, traf damals in Portugal unter den jungen Standespersonen eine große Liebe zu den Voltairschen und Rousseauschen Schriften an, die auch in die Portugiesische Sprache übersetzt worden sind. Die Handelsverbindungen der Engländer mit den Portugiesen, und dann der Einfluß des Englischen Kabinets auf die Portugiesischen Angelegenheiten vor und während der Revolution Frankreichs und unter Napoleon, brachten sowohl die Französische, als auch die Englische Sprache den Portugiesen zu, und so wurde auch die Französische Sprache an dem Hofe Portugals gesprochen, die überhaupt als diplomatische Sprache sich überall im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte festsetzte, und dadurch auch Eingang bei den Höfen fand. — In

wie fern die Spanische, als auch die Portugiesische Sprache, als Hofsprache, vom Throne herab Aufmunterung zu ihrer Ausbildung fanden, wird weiter unten, unter Sprache (Portugiesische) und Sprache (Spanische) vorkommen.

In Rußland hat seit der Umwandlung des Russischen Staates zu einem Europäisch-civilisirten durch Peter I., auch die Französische Sprache Eingang gefunden. Die Nachfolger des ersten Civilisirers Rußlands, des eben genannten Fürsten, folgten seinem Beispiele und machten die Französische Sprache immer mehr zur Hofsprache. Besonders geschah dieses unter der Kaiserin Katharina der Zweiten, die mehrere Französische Gelehrten an ihren Hof zog, und auch mit denselben im Auslande correspondirte; die Großen des Reiches, kurz Alles, was auf Bildung Ansprüche machte, erlernte die Französische Sprache, und gab sich mit der Französischen Literatur ab; und wenn gleich in den Schulen und Pensionsanstalten für die höhern Klassen auch die Russische Sprache grammatisch gelehrt wurde, so beschäftigte man sich doch lieber mit der Französischen, schenkte dieser mehr Aufmerksamkeit und Fleiß, weil sie Hofsprache war, und von allen Großen des Reichs und von allen gebildeten Russen gesprochen wurde. Die Kaiserin hatte zwar, um die Russische Sprache nicht hintenan zu setzen, und sie als ein Nationalgut zu pflegen, bei allen öffentlichen Vergnügungen angeordnet, sie auch in Russischer Sprache zu begehen; so z. B. wurden die Schauspiele sowohl in Russischer, als auch in Französischer und Deutscher Sprache gegeben, und um der Landessprache den Vorzug zu lassen, so wurden in der Woche drei Russische, zwei Französische und eine Deutsche Vorstellung gegeben, so daß sechs Vorstellungen wöchentlich Statt fanden. Da aber die Französischen Vorstellungen nicht nur am häufigsten von den Vornehmen und Gebildeten

besucht wurden, sondern auch der Hof, der nur zuweilen die Schauspielhäuser besuchte, weil die Kaiserin auf dem Theater in der Eremitage sich die gewählten Stücke durch eine der drei Schauspielergesellschaften vorstellen ließ, und dabei auch die Französischen Vorstellungen den übrigen vorzog, das Nationalschauspiel nicht durch sein Erscheinen besonders begünstigte, so konnten alle diese Veranstaltungen, so gut sie auch gemeint waren, nicht besonders auf die Russische Sprache wirken, und dieses ist auch der Beweis, daß sich so wenig ausgezeichnete Russische Schriftsteller gebildet haben, und solches auch nur in der jüngsten Zeit, unter der Regierung Alexanders des Ersten, s. unter Sprache (Russische). Wenn für die Russische Literatur wirklich etwas Bedeutendes geschehen soll, so muß es vom Hofe ausgehen, von den Großen und Reichen der Nation, weil die ganze Schöpfung des Russischen Reiches von Peter dem Großen ab, noch zu jung ist, um sich durch eigene Kräfte zu erheben. Es ist schon ohne Unterstützung der gebildeten Klassen des Volkes und des schönen Geschlechtes viel, sehr viel geschehen; allein es fehlt der Sprache noch an feinen Wendungen und Ausdrücken, an Glätte und Politur, und diese kann sie nur dann erhalten, wenn sie Hofsprache wird, wenn die feinen Gesellschaften sie in ihren Kreis aufnehmen, und sie in der Unterhaltung herausbilden; allein dazu soll es bis jetzt in Rußland noch nicht gekommen seyn, weil die Französische Sprache am Hofe und in allen guten Gesellschaften noch die herrschende ist, und man sich lieber mit der Französischen und mit jeder andern Literatur beschäftiget, als mit der Russischen, der Nationalliteratur. Es soll zwar in der neuesten Zeit in Rußland Perioden gegeben haben, wo eine kurze Aufwallung für die Vaterländische Literatur sichtbar gewesen ist; allein eben so schnell, wie dieses Auflodern war, sind sie auch vor-

übergegangen, und die Werke der Franzosen, Engländer und auch der Deutschen haben wieder ihren früheren Rang eingenommen, besonders aber die Ersteren; denn von den Letzteren sucht man auch Französische Uebersetzungen zu erhalten, weil die Französische Sprache so zu sagen national in den feinern Gesellschaften geworden ist; und es auch eine Zeit in Rußland gab, wo man nur sein Glück machen konnte, wenn man gut Französisch sprach.

Die Hofsprache in Schweden in den frühesten Zeiten, als Schweden noch ein Wahlreich war, war die Landessprache, nur späterhin unter dieser Regierungsform, von dem Könige Magnus, mit dem Beinamen Ladelaß an, bis zum Könige Albert von Meklenburg, dem Letzten vor der Vereinigung Schwedens mit Dänemark unter der Königin Margaretha von Dänemark, ist auch die Deutsche Sprache am Hofe geredet worden. Denn Magnus zog viele Fremden in sein Land, und vorzüglich erfreueten sich die Deutschen seines besondern Schutzes, weil er sie als brave, tapfere Leute ganz besonders schätzte, und ihnen dieserhalb auch an seinem Hofe die ersten Stellen gab. Unter der Regierung der Dänen tritt die Dänische Sprache als Hofsprache ein, und als Gustav Wasa Schweden den Dänen wieder entriß, ward auch die Schwedische Sprache wieder Hofsprache, die übrigens mit der Dänischen nahe verwandt ist, wie auch oben, unter Sprache (Dänische), ist angeführt worden. Auch die Lateinische Sprache wurde an dem Schwedischen Hofe gesprochen; besonders war diese Sprache daselbst im Gebrauche unter der Regierung Gustav Adolphs und seiner Tochter, der Königin Christina. Auch unter den folgenden Königen war sie noch im Gebrauche, wie man solches aus der Geschichte Karls des Zwölften gewahrt, der mit den Fremden an seinem Hofe im Feldlager nur Lateinisch

sprach. Unter den Regenten aus dem Hause Holstein, im achtzehnten Jahrhunderte, wurde auch die Französische Sprache eingeführt, und auch Hofsprache, wenn gleich nicht in der Ausdehnung, als unter Karln dem Dreizehnten u. dem Vierzehnten, dem jetzigen Könige von Schweden. — Am Dänischen Hofe ist die Landessprache in den frühesten Zeiten auch Hofsprache gewesen, nur erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte ist die Französische Sprache auch am Dänischen Hofe, neben der Landessprache, gesprochen worden. Sowohl die Dänische, als Schwedische Sprache, als Hofsprache, haben dadurch eben keine großen Veränderungen erfahren, wie man es hätte glauben sollen; welches aber daher rührt, daß sich in der Bellettristik eben nicht sehr viele Schriftsteller ausgezeichnet haben; nur erst in der neuesten Zeit hat sich Dänemarks Literatur gehoben, und dadurch auch auf die Sprache vortheilhaft gewirkt. Schweden steht in diesem Zweige ihm noch nach, wenn es auch in dem strenge Wissenschaftlichen gegen Dänemark nicht zurück steht. Die meisten Werke dieser Art, sind aber in Schweden in Lateinischer Sprache geschrieben, haben also keinen Einfluß auf die Mutter- oder Landessprache, um diese zu bilden, wie es doch mit den schönwissenschaftlichen Werken in der Muttersprache der Fall ist. — In Holland ist unter der Regenten-Familie von Oranien-Nassau die Deutsche, Holländische und Französische Sprache Hofsprache gewesen, Letztere besonders im verwichenen Jahrhunderte. Auch in dem gegenwärtigen sowohl unter der kurzen Regierung von Louis Napoleon, als auch unter derjenigen des jetzigen Königs von Holland, der alten Regentenfamilie, ist neben der Holländischen, auch die Französische Sprache Hofsprache geblieben. Diese Sprache ist auch Hofsprache in dem neuen Königreiche Belgien.

Sprache, (Holländische). Die Holländische Sprache ist eine Tochter der Deutschen, besonders der Plattdeutschen, von der sie eine Mundart ist; und da früher, zu den Zeiten der Römer, das eigentliche Holland zu Deutschland gerechnet wurde und eine Provinz desselben ausmachte, so war auch die Deutsche Sprache, besonders die Friesische Mundart der Norddeutschen Sprache, als Landessprache die natürlichste. Wie die Holländische Sprache in der ersten Periode als eine selbstständige Sprache sich gestaltete, wird unter Sprache (Nordische) vorkommen. Hier nur so viel, wie ihre Ausbildung geschah. Schon im vierzehnten Jahrhunderte fingen die Holländer oder Batavier, wie sie auch genannt werden, an, sich durch ihre sogenannte Spreekers. oder Kamerspeelers, die einzigen Redner der damaligen Zeit, zum dramatischen Fache vorzubereiten, und ihre Sprache dadurch zu verfeinern, ihr Fluß und Glätte zu geben, da sie damals, wenn gleich nicht klanglos, doch noch viele Härten hatte. Diese Spreekers beschränkten sich aber nicht bloß auf ihr Vaterland, Holland, sondern reiseten allein oder zwei zusammen an den Höfen der Fürsten umher, deklamirten erdichtete oder wahre Begebenheiten, und begleiteten ihre Stimme mit allerhand Geberden. Unter diesen Rednern, auch wohl Barden, zeichnete sich besonders Willem von Hillegardsberg aus. Daß diese Deklamatoren auch auf ihre Sprache wirken mußten, war natürlich, da sie, um die Monotonie oder Einförmigkeiten zu vermeiden, die Stimme oft veränderten und dadurch die Sprache gleichsam zu einem gewissen Rythmus oder Wohlklang zwangen, wodurch manche Härten in der Aussprache gedehnter Sylben verschwanden. Auf diese Kamerspeelers folgten im funfzehnten Jahrhunderte die Redenrykers oder Rhetorykers, die sich durch ihre Gedichte und Schauspiele allgemein berühmt machten,

und besondere Gesellschaften bildeten, die man Redenrykkamers, Rhetoryk-kamers nannte. So kommt schon im Jahre 1430 die Rhetoryk-kamer zu Middelburg in Zeeland vor (bet bloempje van Jesse), deren Mitglieder auch Sprook-spreekers (rhetores proverbiorum) genannt wurden. Auf diese folgten in den Jahren von 1433 bis 1447 die Rhetoryks-kamers von Waardingen, von Nieuwkerk und von Gouda. So wurde schon im Jahre 1401 die Auferstehung Christi in Gegenwart des Herzogs Albrecht von Bayern gespielt, und im Jahre 1418 wurden allerlei biblische Geschichten, z. B. Herodes und seine Thaten, in der Domkirche zu Utrecht vorgestellt. Unter den moralischen Gemälden kommen z. B. vor: „Hed schaakspel gemoraliseerd.“ — „De Moralisatien in de destructie van Troye“ etc. Im Jahre 1452 ward ein Zinnespel van de Maagd Maria vor dem Rathhause zu Arnheim vorgestellt. Das älteste Stück, welches man hat auffinden können, führt den Titel: „Meyspel amoureus, daar Pluto Proserpina ontscaect. (Verliebtes Maispiel, worin Pluto Prosepina entführt.) Selbst Philipp der Schöne hielt es nicht unter seiner Würde, Mitglied der Rhetoryk-kamer von Brüssel (het-boek) zu werden. Ja dieser Fürst that noch mehr. Er errichtete zu Mecheln eine „souvereyne Kamer“ für die Rhetoryker, und machte seinen eigenen Kaplan, Peter Aelturs zum Haupt (souvereyne Prince der Kamer). Aelturs versetzte in der Folge diese Kammer nach Gent, und Maximilian der Erste und Karl der Fünfte bestätigten seine Einrichtungen. Aus dem hier Angeführten erhellt, daß im Anfange hier die Geistlichen, die ersten Dichter, Redner, Schauspieler und Sprachverbesserer waren. In Holland wirkten daher diese Vergnügungen zuerst auf die Ausbildung der Holländischen Sprache;

und wenn auch die ersten Redner oder Spreekers nur die Belustigung und den Broderwerb zur Absicht bei ihren Deklamatorien hatten, so wirkten sie doch absichtslos auf die Sprache, und bahnten denjenigen, die mit dem Erwerbe auch die Absicht, die Sprache zu verbessern, verbanden, den Rhetorykern den Weg. Wenn daher in andern Ländern die Barden, Troubadours, Minnesänger, Meistersänger ꝛc. durch ihre Lieder, ihre Gesänge, zuerst auf die Sprache wirkten und die ersten Ausbilder derselben waren, so waren es in Holland die Redner und Schauspieler, weil diese Vergnügungen im Charakter und Geschmacke der Nation lagen, wie man dieses überhaupt bei allen Nationen findet, deren Hauptbeschäftigung der Handel ist; Schauspiel, Vermummungen oder Maskeraden, sind ihre Erholungen. Um diese biblischen Schauspiele und Vorstellungen noch mehr zum Gegenstande des öffentlichen Vergnügens zu machen, wurden sogenannte Battementen (Lustspiele) und Kluchten (Possenspiele), die man auch zotte Kluiten nannte, denselben beigefügt. Der moralische Zweck dieser Vorstellungen ward gewöhnlich durch einen Prolog oder Epilog näher entwickelt, und nicht allein die weltlichen Fürsten, sondern auch Erzbischöfe und Päbste begünstigten dieselben, weil sie dem Volke in diesem Zweige des Vergnügens, Manches, das auf die Kirche Bezug hatte, vortragen konnten, welches von der Kanzel herab nicht so gewirkt haben würde. Allein diese sittlichen Zwecke verloren sich sehr bald, und das ganze Lust- und Possenspiel wurde possenhafte Satyre; denn man erlaubte sich zuletzt in diesen Stücken so viele Bitterkeiten und Zügellosigkeiten, daß sie schon im Jahre 1445 hier und da verboten wurden. Dieser Verbote ungeachtet wurden sie immer wieder begonnen, weil sich das Volk diese Vergnügungen nicht wollte nehmen lassen; man war daher genöthiget in der Folge diese Vorstellungen

und auch die Schauspieler an den meisten Orten der Obrigkeit unterzuordnen, und erst alle Stücke, welche aufgeführt werden sollten, durch dieselbe untersuchen zu lassen. Daß auch in diesen Lust- und Possenspielen gerade nicht absichtlich die Sprache berücksichtiget wurde, wird aus den Zwecken hervorgehen, denen sie unterlagen; allein gerade diese Erweckung der Satyre, des bitteren Spottes, bereicherte die Holländische Sprache ungemein an witzigen Ausdrücken, an Witz- und Spitzworten, die man theils erfand, theils durch Zusammensetzung von Sylben und Wörtern bildete, und nicht allein von dem Bereiche der Kirche aus auf das profane Leben, sondern auch von diesem wieder auf die Kirche; es war ein Wirken und Rückwirken; denn bis gegen das sechzehnte Jahrhundert hin waren es die Geistlichen, welche diese Spiele zu ihren Zwecken gebrauchten, um das profane oder weltliche Leben herab zu setzen, den Weltlichen übel mitzuspielen. Vom Anfange des sechzehnten Jahrhunderts an waren es die Weltlichen, welche die Geistlichen auf alle nur mögliche Weise in ihren Dramen herabwürdigten. So hatten z. B. in Amsterdam, nach einem Schriftsteller, einige Rhetorykers eine Kamer im Jahre 1533 ohne Wissen der Regenten errichtet, und ein Lustspiel aufgeführt, in welchem sie die schlechten Sitten der Geistlichen auf die ausgelassenste Weise zur Schau stellten; allein sie wurden dafür auch bestraft; denn nicht nur mußten neune aus dieser Kamer nach Rom wallfahrten, sondern es wurde auch ein Gesetz entworfen, wodurch alle Battemente verboten wurden, welche nicht vorher von der Regierung der Stadt untersucht und zugelassen wurden. Ein gleiches geschah zu Vosmeer, zu Zierikzee in Zeeland, und an verschiedenen andern Orten. Es waren aber weder Gesetze, noch Proklamationen, noch Strafen im Stande die satyrische Geißel der Rhetorikers zurück zu halten, und es

kam so weit, daß im Jahre 1564 zu Harlem alle Spiele verboten wurden, die nicht durch den Bischof oder seinen Kommissarien untersucht und gebilliget waren. Damit war aber die Sache noch nicht abgemacht. Die Geistlichen, von Zorn entbrannt, ergriffen nun ein anderes, aber sicheres Mittel, den Schimpf, dem sie durch diese Kamerspiele ausgesetzt waren, zu rächen, und diese wo möglich ganz zu vernichten, welches darin bestand, daß sie alle Mitglieder einer solchen Rhetorykkamer, Schauspieler und Schauspieldichter, bei dem Volke in ein gehässiges Licht brachten und sie mit den schwärzesten Farben abschilderten; so daß von der Zeit an, durch den Einfluß der Geistlichkeit, die Schauspieler auf lange Zeit hin alle Achtung bei ihren Mitbürgern verloren und ihnen durch dieses Gewerbe gleichsam ein Schandfleck angehängt wurde, der noch bis zum letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts hin gedauert hat; und nicht allein in Holland und Deutschland, sondern auch in andern Staaten; selbst in dem sonst eben nicht so gewissenhaften Frankreich, wollte man Molièren ein anständiges Begräbniß auf dem Kirchhofe versagen, und noch lange nach ihm versagte man den Schauspielern daselbst einen Platz auf dem Kirchhofe. Ungeachtet dieser Verachtung waren diese Rhetorykers und ihre sogenannten Kamern oder Gesellschaften in späteren Zeiten doch die Gründer der eigentlichen Schaubühne, deren Mitglieder nicht eben Dichter, so wie von der andern Seite die Dichter nicht mehr Mitglieder der Schaubühne zu seyn brauchten; und schon im siebzehnten Jahrhunderte wurde von einem Mitgliede, Samuel Coster, der alten Amsterdamschen Kamer der Eglantieren, unter dem Wahlspruche: „in lief de bloeijende“ der erste Grund zu der großen Nationalbühne in Amsterdam gelegt, deren Ruhm in der Folge durch die großen Schauspieler Adam, Carelzoon van

Zjermesz, Js. Duym, Jan Punt, Covver und Wattier so außerordentlich stieg. Der oben genannte Coster errichtete nämlich im Jahre 1617 auf der Keizersgragt, wo zwanzig Jahre darauf das große Theater erbauet wurde, die sogenannte Neder-duytsche oder Costers Akademie, in welcher die besten Stücke der damaligen Zeit gegeben wurden. So viel nun von den ersten Instituten, welche zur Ausbildung der Holländischen Sprache beitrugen. — Daß die Sprache durch alle diese rhetorischen und dramatischen Vorstellungsarten unendlich gewonnen hat, leidet wohl keinen Zweifel; denn gleich nach dieser Hauptperiode, die vom vierzehnten Jahrhunderte an bis zu Ende des sechzehnten gedauert hat, traten im siebzehnten Jahrhunderte schon Dichter auf, wie Cats, Vondel, Hooft, Goes und Andere, welche in dieser zweiten Periode der Sprache und Literatur Hollands glänzen, und auch noch jetzt als Muster den jüngern Dichtern dieses Volks dienen. Freilich war im Anfange des genannten Jahrhunderts der Geschmack im Drama noch sehr verdorben; denn von der einen Seite gewahrte man die scheußlichsten und von der andern die lächerlichsten Scenen; Gewaltstreiche wechselten mit Hanswurstiaden ab; ja die komischsten Zusammenstellungen, wie Helden und Harlekine, Nonnen und Zechbrüder, Philosophen und Narren erschienen auf der Bühne, und neben den Schauerstücken sah man zugleich biblische, historische und Sittengemälde, geistliche Monodramen und Duodramen; kurz Alles, was verdorbener Geschmack nur Schauerliches und Närrisches oder Schnurriges hervorbringen kann, sagt ein Schriftsteller, erschien auf der Bühne. Das Volk fand daran Geschmack, und diesen Geschmack suchte man zu nähren, weil er der Kasse etwas einbrachte. Auf die Volkssprache bezogen, wurde diese zwar reich an drolligen und schauer-

lichen Ausdrücken, bekam sie zwar Fluß; allein an feinen Wendungen und Ausdrücken, an Politur, konnte sie nicht gewinnen, weil die Diktion dieser Dramen zu gemein, ja oft pöbelhaft war; denn eine Schnurre jagte die andere, und ein Witz- oder Spitzwort das andere; ja die Holländer verpflanzten diese Dramen auch auf Deutschen Boden, indem eine Truppe Holländischer Schauspieler in Deutschland herumzog und die eben angeführten Dramen gab, die, wenn sie auch weiter keine Verdienste hatten, doch Regelmäßigkeit in das Deutsche Drama brachten, wenn man nämlich ein gemeines Possenspiel mit diesem Namen belegen kann, das zwar Handlung enthält, aber welche Handlung! Zu den dramatischen Dichtern, die auf die Volkssprache einwirkten, gehören besonders der berühmte Geschichtsschreiber Brand und der Geschichtsschreiber und Dichter Hoofe. Letzterer gab der Bühne zwei historische Trauerspiele: Bato u. Gerard van Velsen, und ein geistvolles Lustspiel: Warenar met de pot, welche drei Stücke der Holländischen Bühne zur größten Zierde gereichen sollen. Hierzu kam noch, daß der berühmte Carelzoon von Zierikzee, der vorzüglichste unter den damaligen Holländischen Schauspielern, durch sein Spiel und seine Beredsamkeit sehr viel beitrug, den Geschmack der Holländer zu verbessern, und sie für die besseren Stücke empfänglich zu machen. Auch der Glaser Jan Vos gehört unter die besseren Dichter seiner Zeit, die für das Theater geschrieben haben. Sein Trauerspiel Aran und Titus erwarb ihm so viel Ruhm, daß er im stolzen Gefühle seiner Talente ein zweites Trauerspiel: Medea, schrieb, in welchem er, mit Hintenansetzung aller dramatischen Regeln, ganz seinem Genie folgte, und in dem Vorbericht dem Dichter Horaz zuruft:

Gy zyt een lierpoeet, en schryft het treurspe
wetten?

Zoo tergt reen hadersfluit de klank der
krygstrompetten!
Uw les ïs overlast de kumst gedoogt genn pyn:
Het spel wil wel bepaald maar niet ged-
wongen zyn!

In seiner Posse: Oene, schildert dieser Dichter die Sitten der niedrigsten Volksklasse zu Amsterdam auf die ausgelassenste und unsittlichste Weise, welches nur die Zeit und der Charakter der Nation entschuldigen kann, der eine derbe, piquante Kost verlangt; in so fern wirkte er auch auf die Sprache durch seine Dramen; denn sein Aran nnd Titus soll bewunderungswürdige schöne Stellen haben, und seine Gemälde, die er dem Zuschauer vorführt, sollen schrecklich-schön seyn, dabei sind seine Verse vortrefflich; nur Ordnung und Regelmäßigkeit liegen, nach einem Kritiker, nicht in seinen Dramen, sondern Alles ist bunt durcheinander geworfen, gleich einem Chaos; denn hochtrabende, geschraubte Gedanken, stehen neben den erhabensten Stellen; indessen hat er doch viele Verdienste um die Holländische Sprache, indem er manche Wendungen und Ausdrücke des erhabensten und des gewöhnlichsten Lebens hineinbrachte, die sie früher nicht besaß, und welche den Dichtern der Alten zierlich entwandt worden sind; aber auch viel eigene Ansichten des Volkslebens, viele treffende philosophische Betrachtnngen impfte er dem Volke ein, die auf die Sprache nicht ohne Wirkung blieben. Ihm ähnlich ist Schubarts Ahasveros. Auch Bredero hat durch seine Lustspiele und seine mit lustigen Scenen durchmischte Trauerspiele sehr auf die Volkssprache gewirkt. Er begab sich sehr oft auf den Fisch- und Obstmarkt seiner Vaterstadt, um Sprache, Ton und Sitten der Amsterdamer Fischverkäuferinnen und der geringen Klasse des Volkes zu studieren, und sie dann in seine Stücke zu verweben, wodurch er nicht nur das Volk anzog,

sondern es auch unvermerkt auf manche Gebrechen aufmerksam machte, ihre Sprache mit einer gereinigteren vermischte, und dadurch zur Verbesserung der gemeinen Sprache beitrug. Alles, was in Holland für die Volkssprache geschah, kam größtentheils von der Bühne, daher auch diese hier nicht übergangen werden konnte, da die Sprachbildung von derselben so zu sagen ausging, und sich früher selbst die Theologen derselben bedienten, um auf das Volk zu wirken, weil sie von der Kanzel herab nicht so kräftig auf dasselbe wirken konnten, wie auch schon oben angeführt worden ist. Auch konnte auf die Holländische und Niederländische Sprache nur größtentheils durch das öffentliche Schauspiel gewirkt werden, wie bei allen Nationen, die eine republikanische Verfassung genießen, und ihre Freiheit immer mit Argusaugen bewachen müssen. Auch haben die Revolutionskriege, die Kriege mit England ꝛc. im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte der Ausbildung der Sprache eben nicht geschadet, wie man es hätte glauben sollen; und dieses wahrscheinlich daher, weil die Holländische Sprache ihrem alten Charakter so ziemlich treu geblieben ist, und von Fremdsprachen, die doch in Amsterdam, namentlich die Französische, sehr gewöhnlich sind, wenig angenommen hat. Auch gebühret dieses Lob ihren Schriftstellern und Dichtern, daß sie die Sprache nicht mit vielen Fremdwörtern mischten, sondern sie in ihrer eigenen Natur zu verfeinern und zu vervollständigen suchten. Der schon oben erwähnte Vondel (Joost van den Vondel), ist aus dem siebzehnten Jahrhunderte fast der einzige Dichter, der alle seine Vorgänger verdunkelte, und den man mit dem Beinamen des Holländischen Virgils beehrte. Er gab durch die Menge seiner vortrefflichen Trauerspiele, so sehr auch Jan Vos ihn zu unterdrücken suchte, der Amsterdamer Bühne einen neuen Schwung; auch

gebührt ihm die Ehre von allen oben genannten Dramatikern der Einzige zu seyn, dessen Stücke noch bis auf die neueste Zeit gegeben werden. Eines seiner am wichtigsten gewordenen Stücke, wenn gleich nicht in der Diktion, doch in der Wahl und Behandlung des Gegenstandes, ist: Gysbrecht van Amstel, durch welches Stück das neue Theater zu Amsterdam im Jahre 1638 eingeweihet wurde. Dieses Stück wird noch in neuester Zeit alle Jahre gegen Weihnachten mehrere Male hintereinander auf dem Amsterdamer Nationaltheater gegeben, und dieses wegen der Beziehungen auf diese Stadt, indem Vondel darin die Schicksale und den durch den Handel erhaltenen Rang dieser merkwürdigen Stadt sehr anziehend schildert, und am Ende des Stücks durch einen Engel die zukünftigen Schicksale derselben verkündigen läßt. Dieser Dichter, dem die Nation im Jahre 1772 in der Neuen Kirche zu Amsterdam ein marmornes Denkmal setzen ließ, und bei dessen Gysbrecht sie alle Jahre mit Enthusiasmus das Andenken des Dichters feiert, mußte auf der Laufbahn seines langen Lebens viele Schicksale erdulden und oft darben. Die Nation, die so oft den Genuß seiner Geisteserzeugnisse suchte und sich daran vergnügte, vergaß den Mann, der ihr diesen Genuß bereitete und ihre Sprache bilden half. Dieses war nicht allein ein Fehler der Holländer, sondern auch der Engländer, daß sie sich ihrer großen Männer erst nach dem Tode derselben erinnerten, und Hunger, Kummer und alle Trübsale, die sie ausgestanden, mit einem prachtvollen Denkmale zu belohnen suchten. Dieses war übrigens keine Härte des Herzens, kein böser Zug ihres Charakters, sondern bloß die Folge von dem Geschäftsgewühle, den Spekulationen und der Staatsverfassung bei großen Handelsnationen. Sie glauben, daß Alles so beschäftiget, Alles so im Füllhorne der Fortuna vergraben ist, wie sie selbst;

und wenn sie dann einmal aus ihrem Geschäftstaumel erwachen, sich besinnen, und bei dem Genusse eines ihnen dargebotenen Vergnügens nach dem Manne fragen, von dem es herrührt, ob dieser auch sein Auskomen habe, so ist dieser oft längst nicht mehr. Jetzt ist dieses auch in den Handelsstaaten anders geworden. Vondel starb im Jahre 1679, im zwei und neunzigsten Jahre seines Alters, und ward durch vierzehn Dichter zu Grabe getragen.

Die Holländische Sprache und Literatur ist daher früher als die Deutsche von allen Zeiten her bearbeitet worden, wie aus dem oben Angeführten ersichtlich ist, besonders ist dieses aber im sechzehnten Jahrhunderte geschehen, in welchem Holländische Sprachforscher, Sprachkenner und Dichter sehr viel für die Vervollkommnung der Sprache gethan haben; und der kleine Erdraum, sagt ein Schriftsteller, den Holland in Vergleichung mit andern Staaten Europas einnimmt, hat nach Vergleichung seiner Größe weit mehr Dichter gebildet, und mehr gelehrte Gesellschaften u. Akademien hervorgebracht, als jedes andere Land. Schon die Errichtung der Rederykkamers und der Akademie des Doktors Coster, und späterhin die Errichtung einer Nationalschaubühne bezweckten beinahe bloß die Reinheit und Vervollkommnung der Holländischen Sprache, wie auch schon oben angeführt worden. Die zahlreichen Preise, welche durch 30 bis 40 Genootschappen auf Verbesserung der Sprache, auf vorzügliche Gedichte, sprachwissenschaftliche Erörterungen ꝛc. gesetzt wurden, beförderten diesen Zweck noch mehr, und man suchte auch aus der Deutschen Sprache, der Mutter der Holländischen, neue und mannigfaltigere Ausdrücke in die Holländische Sprache zu übertragen und heimisch zu machen. Auch im achtzehnten Jahrhunderte blieb man nicht bei den schon gemachten Verbesserungen stehen, sondern erweiterte das Feld der Li-

teratur und Sprache. Besonders wirken die Literarischen Gesellschaften in Amsterdam auf die Kultur der Nationalsprache; z. B. Concordia et Libertate, Felix Meritis, Doctrina et Amicitia, die Gesellschaft pour la culture de la langue et de la poesie, und noch einige Andere. Die zuerst angeführte Gesellschaft ist die älteste; sie soll einer Gesellschaft Adepten ihre Entstehung verdanken, und über hundertfunfzig Jahre alt seyn; sie besteht nur aus wirklich arbeitenden Mitgliedern, und bildet einen Zirkel von den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern Amsterdams. Die zweite, unter dem Namen: Felix Meritis bestehende Gesellschaft, ist die berühmteste von allen. Der Stifter derselben ist Willem Writs. Die Zahl der Mitglieder besteht aus vierhundert, und der Zweck der Gesellschaft ist das Verdienst zu belohnen. Die Arbeiten der Gesellschaft sind auf alle Tage der Woche vertheilt, und von Zeit zu Zeit nehmen auch Frauen daran Theil. Das Ganze ist nach den verschiedenen Zweigen der ernsten und schönen Wissenschaften in Departements abgetheilt, die ihre eigenen Zimmer und Abtheilungen haben. Die zuletzt genannte Gesellschaft ist auch sehr zahlreich und hat sehr viel zum bessern Geschmack in der Holländischen schönwissenschaftlichen Literatur beigetragen. Haag hat eine ähnliche Gesellschaft. Die ehemalige politische Gesellschaft: Doctrina et Amicitia, welche 1787, bei Gelegenheit der Oranischen Unruhen, unterdrückt wurde, hat jetzt einen rein literarischen Zweck. Die meisten Mitglieder sind Kaufleute. Auch seit dem Jahre 1802 besitzt Amsterdam ein Museum, in welchem man die vorzüglichen Journale und Werke Europas über Künste, Wissenschaften und Handel beisammen findet. Dieses Institut zählt über dreihundert Mitglieder. Alle diese Institute haben den Zweck, die Kultur der Sprache durch alle nur mögliche lite-

rarische Hülfsmittel und durch die Unterhaltung zu befördern; dann betrachtet man sie auch nicht als bloße Lesesäle, sondern als Gesellschaftsörter, die durch die Unterhaltung bei Billard, Musik und einer Pfeife Tabak, mehr zur Ausbildung der Sprache und Verbreitung der Literatur beitragen, als das einsame Sitzen bei einem Journale, einer bellettristischen oder streng-wissenschaftlichen Schrift, ohne irgend einen andern Genuß. Es ist übrigens zu bewundern, daß bei uns, den Deutschen, die Holländische Literatur noch gar nicht recht bekannt ist, ja daß man bis auf die neueste Zeit so wenig über diese Literatur und die Holländische Sprache in Deutschen Schriften erwähnt findet; und man nur aus Zeitungen, Reisebeschreibungen, Journalen und andern Tagesblättern die nöthigen Notizen darüber schöpfen kann. Da nach allem, was diese Nation in den Wissenschaften und Künsten schon geleistet hat und noch leistet, und nach der Beschränkung der Volkszahl, ihr, nach der Deutschen und Englischen, wohl der erste Rang unter den gelehrten Nationen Europas eingeräumt werden kann. Und wenn auch mehrere ihrer frühern Schriftsteller nicht in der Muttersprache, sondern Lateinisch schrieben, so haben sie doch für die Verbreitung der Wissenschaften und Künste in ihrem Vaterlande viel gethan, und was sie thaten, gehört doch demselben an. Man darf hier nur in den ernsten Wissenschaften die Namen: Erasmus, Hugo Grotius, Boerhave, Swammerdam, Huygens, Ruysch, Leeuwenhoek, Muschenbroek, Camper, Nieuwland; unter den Lateinischen Dichtern Hoeufft, de Bosch, Lennep, Nau, d'Escury; unter den Gelehrten: van Swinden, Deiman, Bonn, van Marum und Andere nennen, um vor der Gelehrsamkeit der Holländer alle Achtung zu bekommen. Um die Ausbildung der Holländischen Sprache, der Muttersprache,

machten sich in früheren Zeiten verdient: Kilian, Plantyn, van Hasselt, Huydekoper, Ten Kate und Andere, und in der neuern Zeit: Clarisse, van Engelen, van Alphen, Brender à Brandis, Lublink de Jonge, Feith, Siegenbeek und Weiland. Von Dichtern wirkten auf die Sprache, außer den schon oben genannten älteren Dichtern, noch: Hoogvliet, Antonides, Poot, Anna Maria Schuurman, Cath. Lescaille, Willem van Merken und de Lanoy; und in neuester Zeit: van Meerman, van Winter, Bilderdok, Loots, Loosjes, Barbaz und Andere. — Sowohl die Regierung, als auch die oben angeführten Gesellschaften gaben sich alle Mühe um Einheit und Reinheit in die Sprache zu bringen. Unter Louis Napoleon erging der Befehl eine einstimmige Schreibart durch einstimmige Grammatiken und Wörterbücher einzuführen. — Hier der Auszug aus einem Schreiben über die Kultur der Holländischen Sprache in der neuesten Zeit aus der Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 6.

Es ist hier nicht der Zweck den Ruhm der Holländer im Allgemeinen noch zu erhöhen, sondern bloß ihre an vortrefflichen Eigenschaften so reiche und auf eine unwürdige Art verkannte Sprache bei dem vorurtheilsfreien Ausländer, und wenn das Aethiopem lavare möglich seyn sollte, auch bei den Franzosen ins rechte Licht zu stellen. Zu einer unbezweifelten Ueberzeugung von dem Reichthume der Holländischen Sprache, deren Ursprung allgemein bekannt ist, kann freilich nur derjenige gelangen, der sich mit besonderem Fleiße auf das Studium derselben gelegt, und sich bemühet hat, die Dichter dieser Nation in der Ursprache zu lesen. Alle Deutsche, welche bei einem längern Aufenthalte in Holland sich dieser Mittel bedient haben, werden zuverlässig nicht nur ihre vielfachen Vorurtheile gegen diese Sprache gänzlich ablegen, sondern auch zugleich die Vielfältigkeit und Energie derselben bewundern. —

Was die Holländische Sprache als Conversationssprache in den Niederlanden anbetrifft, so wird es keinem Menschen einfallen, jemals eine andere Conversationssprache einführen zu wollen, als die Holländische. Das tief eingewurzelte Vorurtheil gegen fremde Sprachen, wird sich gewiß nirgends verläugnen, als in der Residenz, wo das Corps diplomatique und der Hof ehemals die Französische Sprache zur herrschenden in höhern Zirkeln gemacht haben; dagegen ist es den Franzosen sonst nirgends gelungen ihrer Sprache Weihrauch streuen zu lassen, und am allerwenigsten in Amsterdam (von Friesland und Nordholland bedarf es gar keiner Versicherung). Ehe würde man zu Amsterdam, wo die Hälfte der Einwohner gewiß aus Deutschen besteht, wo Deutsche Opern, Kollegien, Lesegesellschaften und Zeitungen gefunden werden, die Deutsche Sprache zur allgemein herrschenden machen können, als die Französische. Dagegen hat der Holländer hohe Begriffe von dem Werthe der Französischen Literatur, betet nicht nur Corneille, Voltaire, Racine, Boileau an, sondern huldiget ohne Unterschied jedem Französischen Dichter, und übersetzt Arnaud, Belloy, Decis und zahllose andere dramatische Schriftsteller mit eben dem Eifer und mit eben der Anhänglichkeit, als ob sie durchaus fehlerfrei wären. Dieses hat seinen Grund zum Theil in den sonderbaren Gesetzen des Holländischen Buchhandels, zum Theil auch in dem zunehmenden Mangel an Originalien. Wenn nun die Franzosen sehen, daß alle ihre Geistesprodukte, Bagatellen und Auswüchse mit unbegreiflicher Schnelligkeit übersetzt werden, wenn sie von den Holländischen Dichtern höchstens Vondel und Cats durch ihre Dictionnaires historiques haben kennen lernen, während daß die Holländer alle Französischen Produkte himmelhoch erheben; wenn man den Franzosen überall mit ihrer Sprache und mit Lobeserhebungen entgeggen kommt; wenn selbst viele Holländer wähnen, daß es zum bon ton gehört, überall Französischen Jargon hören zu lassen; dann ist es auch kein Wunder, daß die Franzosen so kleinliche Begriffe von der Holländischen und so große von ihrer eigenen Sprache haben. Allein gerade die Vortreff-

lichkeit der Holländischen Sprache (die man freilich nicht aus einer Holländischen Oper beurtheilen muß) sollte auch die Holländischen Gesellschaften und Theaterdirektionen, und vorzüglich die Regierung mehr anspornen, Original-Dichtern größere Belohnungen und Ehrenbezeugungen zu ertheilen, sie nicht bloßen Uebersetzern gleich zu stellen, wie dieses bei der Holländischen National-Bühne der Fall ist, und das Ausland zugleich mit den Verdiensten ihrer großen Männer, die man oft kaum dem Namen nach kennt, auf eine ruhmvolle Weise bekannt zu machen. — Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß während die Franzosen Holland besetzt hielten, vom Jahre 1795 an bis zur Regierung Ludwig Napoleons 1806, die Französische Sprache in den nur zu sehr gemischten Gesellschaften der Holländer durchaus kein Feld gewinnen konnte, als es von der andern Seite unverzeihlich war, daß die Französische Nation ihres langen Aufenthaltes in Holland ungeachtet, in einer so tiefen Unwissenheit in Ansehung der Holländischen Literatur und Sprache blieb. Es würde jedem Leser der Französischen Blätter, der auf die mannigfaltigen herabwürdigenden Bemerkungen über Holland und Holländer, über wissenschaftliche und überhaupt Geisteskultur in den Niederlanden stößt, unbegreiflich vorkommen, daß die Französische Nation beinahe einstimmig über die Holländer und ihre Sprache so absprechend und im niedrigsten Tone urtheilt, wenn es nicht längst schon bekannt wäre, daß oberflächliche, vom Eigendünkel und Ignoranz erzeugte Beurtheilung anderer Nationen den Franzosen von jeher eigenthümlich waren. Bei den Holländern ging dieses selbst so weit, daß man den Franzosen im wissenschaftlichen Fache weit öfter und stärker den Ton des Ueberwinders anstimmen hörte, als in politischer Hinsicht. Auch über Deutsche Werke urtheilten sie nicht besser; denn bis zum letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts sahen sie noch mit stolzem Mitleiden auf beinahe alle Zweige der Deutschen Literatur herab; sie gestanden mit Mühe, daß auch Monsieur Wieland quelques talents pour la poësie hätte; auch standen sie viele Jahre lang in dem Wahne, Kotzebue sei der einzige dramatische

Originalschriftsteller der Deutschen; ja man hörte jüngst noch Französische Journalisten verwundernd ausrufen: die dramatische Literatur in Deutschland sei so arm, daß man zu Französischen Stücken seine Zuflucht nehmen müsse ꝛc. ꝛc. —

Was die Holländische Sprache selbst betrifft, ihr Wörterreichthum, ihre Beugungen oder Abwandlungen, kurz ihre Sprachregeln, Grammatik, so wird davon das Nöthige unter Sprache (Niederdeutsche) und Sprache (Nordische) vorkommen, weil sie besonders mit der Ersteren die größte Aehnlichkeit hat, von der sie auch eine Mundart ist, wie auch schon oben, am Eingange dieses Artikels, bemerkt worden ist. Auch werden daselbst noch einige Sprachwerke, Sprachlehren und Wörterbücher vorkommen.

Sprache (Hunnische), Hunnisch-Scytische, s. unter Sprache (Scytische).

— (Jäger); hierunter versteht man alle Wörter, die Gegenstände aus der Jägerey und Forstwissenschaft bezeichnen, alle Jäger- und Forstausdrücke, z. B. Abholzung, Abtrieb, Aesung, Anjagd, Ansitz, Anstand, Aufschlag, Bau, Bestände, Contrejagd, Dunkelschlag, Durchforstung, Fanfaren, Fährte, Fänger, Fuchswitterung, Geäse, Gebräch, Geheck, Gescheide, Gewölle, Hallaly, Hatze, Jahrring, Kesseljagen, Keuler, Kümmerer, Laßreidel, Lichter, Lichtschlag, Meute, Nachmast, Plänterung, Prunkjagen, Raffholz, Stand, Standwild, Steckling, Suhlung, Treibjagd, Verbellen, Verlappung, Wassereis, Weidmesser, Windbruch ꝛc. ꝛc.; deren Erklärung man in der eröffneten Jäger-Praktika oder dem wohlgeübten und erfahrenen Jäger ꝛc. ꝛc. von Döbel findet.

— (Japanische), welche in dem Japanischen Reiche in Asien geredet wird, und die einen ganz eigenthümlichen Charakter hat, wodurch sie sich von den Spra-

chen ihrer Nachbarn als eine Originalsprache auszeichnet; s. auch unter Japan, Th. 29, S. 94. — Wenn man die Japaniiche Sprache nach ihren Wörtern und Eigenschaften genau untersucht, so muß man sie von der Vermischung mit andern Sprachen ihrer Nachbarn, besonders der Chinesischen oder Sinesischen, ganz frei oder rein erklären; denn von den drei Hauptdialekten oder Mundarten der Chinesen oder Sinesen, dem Nankinschen, Tsjaktsjuschen und Foktsjuschen, verstehen die Japaner kein Wort, es müßten denn Benennungen von Produkten seyn, welche ihnen die Chinesen im Handel überbracht haben; da sie viel mit den Bewohnern der an der See gelegenen Landschaften Chinas Handel treiben, indem diese Japan mit ihren Schiffen besuchen. Durch eine gleiche Handelsverbindung mit Japan haben auch die Portugiesen die Wörter: pau, palma, botan, cappa, frasco, bidorn, tanta, und noch viele andere Wörter in der Japanischen Sprache nach ihrer Verbannung aus Japan im Jahre 1638 zurückgelassen. Daß sich die Japaner der Chinesischen Charaktere oder Schriftzeiche. bedienen, ist kein Grund, auch ihre Sprache von der Chinesischen abstammen zu lassen; denn ihnen sind diese Charaktere überkommen, wie uns die Lateinischen Buchstaben, die sich auch bei den meisten Völkern Europas verpflanzt haben, und dieses geschah durch den Handel mit den Chinesen, wodurch die Japaner auch die Künste und Wissenschaften, ja sogar Kenntniß von den gelehrten Büchern der Ersteren erhielten. Auch die Coreyer, Tunkinesen und andere an China gränzende Nationen bedienen sich der Chinesischen Schriftzeichen. Hierdurch wird auch derjenigen Meinung widerlegt, welche die Japaner von den Chinesen wollen abstammen lassen; wenn es nicht schon dadurch geschieht, daß die uralten Charaktere und Buchstaben beider Nationen auch

nicht die geringste Aehnlichkeit haben; denn die alte grobe oder unförmliche Schrift der Japaner, hat mit den schlichten Thierbildern der Chinesen nichts gemein; auch stimmen beide Völker in der Lebensart und den Sitten gar nicht überein; denn der Chinese ist friedsam, bescheiden, liebt ein sitzendes spekulatives und contemplatives Leben, ohne jedoch von Arglist und Wucher frei zu seyn; der Japaner ist dagegen kriegerisch, geneigt zu Unternehmungen und Empörungen; dabei ehrsüchtig und jeder Gattung von Ausschweifung ergeben. Auch im Essen und Trinken, im Schlafen und in der Kleidung, dem Haarscheeren, Grüßen, Sitzen, und in andern bürgerlichen Gebräuchen sind sie ganz verschieden. Auch die Natur und Construction der Japanischen Sprache ist von der Chinesischen ganz verschieden; denn wenn die Japaner Chinesische Bücher entweder nach dem Laute der Charaktere oder ihrer gemeinen Sprache lesen, so lesen sie die Wörter allemal nicht nach der Reihe, in der sie gestellt sind, sondern etwas versetzt, und zuweilen hängen sie einige Wörter an oder fügen sie zwischen, damit der Sinn und die natürliche Construction ihrer Muttersprache herauskomme. Daher pflegen sie auch die Chinesischen Bücher so nachzudrucken, daß sie die Constructionsordnung nach ihrer Weise durch beigefügte Zeichen andeuten, um sie dann ohne Behinderung lesen zu können. Auch die Bildung ihrer Sprachwerkzeuge ist von der der Chinesen ganz verschieden, welches von der verschiedenen Aussprache oder Abstoßung der Wörter herkommt. Die Japanische Sprache hat fast immer einen reinen und deutlichen Laut, und die Sylben derselben pflegen selten mehr als zwei oder drei Buchstaben zu haben; dagegen hört man in der gemeinen Chinesischen Sprache beständig einen gemischten Schall verschiedener Konsonanten oder Mitlaute mit einem gleichsam singenden Akzent. Eine

gleiche Verschiedenheit findet man auch bei einem jeden Buchstaben. Die Japaner können das h nicht anders, als mit einem f, die Chinesen aber weit deutlicher aussprechen; dagegen sprechen die Japaner das d und r sehr rein und deutlich, obgleich am Anfange einer Sylbe etwas durch die Kehle aus, die Chinesen aber, und vorzüglich die Nankiner, können kein d oder r hervorbringen oder aussprechen, und diejenigen, welche in auswärtigen Sprachen sehr erfahren sind, wissen diese Buchstaben nicht anders als durch ein l auszudrücken. Im Schreiben gehen die Chinesischen Zeichen bei den Japanern in Kolumnen von oben herab, und zwar von der rechten Hand gegen die linke, und bedienen sie sich alphabetischer Zeichen, so schreiben sie solche von der rechten zur linken und von der linken wieder zur rechten Hand. — Daß die Formosanische Sprache von der Japanischen abstammen soll, läßt sich schwer bestimmen, diejenigen Schriftzeichen, welche sich die Formosaner bedienen sollen, wenn es nicht die von Psalmanazar, s. unter Spitzbube und Spitzbüberey, im 159. Theil, erfundenen Schriftzeichen sind, die hin und wieder in einigen Werken über Sprachen für Formosanisch ausgeben werden, haben mit den Japanischen und Chinesischen eben keine große Aehnlichkeit. Auch kann die Japanische Sprache auf die Ureinwohner von Formosa oder Taiwan wohl keinen großen Einfluß gehabt haben; denn die Japaner bewohnten diese Insel zu Anfange des siebzehnten Jahrhunders, und hatten, als sich die Holländer auf derselben niederzulassen anfingen, nur erst einige kleine Flecken angelegt; verließen sie aber bald wieder, nachdem sich die Holländer förmlich darauf angesiedelt hatten, und überließen diesen deren Besitz allein; aber auch diese konnten sich nur einige Jahre darauf halten, indem ein Chinesischer Feldherr, der in dem Kriege mit den Tataren geschlagen worden

war, sein Augenmerk auf Formosa richtete, mit dem Vorsatze, die Holländer zu vertreiben, und ein Königreich daselbst zu stiften, welches ihm auch gelang, nachdem er mit einer Flotte von einer ansehnlichen Zahl Chinesen besetzt, im Hafen von Formosa landete, seine Truppen glücklich ans Land setzte und das Fort der Holländer angriff, welches sich nach einer dreimonatlichen Belagerung ergab, worauf die Holländer freien Abzug erhielten. Seit dieser Zeit ist nun die Insel, bis auf den östlichen Theil derselben, den Chinesen unterworfen, wie auch schon oben, unter Sprache (Formosanische), ist angeführt worden, und seit dem Jahre 1683 gehört sie zur Chinesischen Provinz Fokien, welcher sie fast gerade gegenüber liegt, und wird von deren Vice-König regiert. Aus diesem hier Angeführten wird man ersehen, daß die Japanische Sprache wohl keinen großen Einfluß auf die Formosanische ausüben konnte, noch eher die Chinesische. Wie aber aus allen Beschreibungen dieser Insel hervorgeht, so sind die noch freien Ureinwohner dieser Insel ein noch ganz kulturloses Volk, welches von Schriftzeichen und einer nur einigermaßen geordneten Sprache noch nicht viel weiß. — Daß die Japanische Sprache einen höheren Grad der Ausbildung erhalten hat, als die Chinesische, geht schon aus der Druckerey und Malerey der Japaner hervor, welche beide weit vollkommener, als die Chinesischen sind, obgleich sie solche von den Chinesen erhalten haben. Die Sprache soll nicht nur wortreich, sondern auch, nach dem Grade ihrer Ausbildung, sehr regelmäßig seyn; auch soll sie die Sachen, die sie bezeichnet, vollkommen ausdrücken. Die Bücher werden mit Holztafeln gedruckt. Die große Eifersucht der Japaner gegen die Fremden, verhindert, daß man ihre Sprache und Literatur ganz kennen lernen kann; auch erlaubt die Regierung keinem Ausländer die Japanische Sprache zu erlernen,

damit sie keine Kenntniß des Landes bekommen können; dagegen besoldet sie vierzig bis funfzig Dolmetscher von ihrer Nation, die das Holländische erlernt haben, und sowohl im Handel, als auch in andern Angelegenheiten der Holländer mit den Japanern die Geschäfte einleiten und führen. Diese Dolmetscher sind in drei Klassen getheilt. Die ältesten, welche die Holländische Sprache am besten reden, heißen Oberdolmetscher, diejenigen, welche sie weniger gut sprechen, Unterdolmetscher, und die sie noch lernen, Lehrlinge. Ehemals lernten die Japaner, die zum Dolmetscher-Geschäft bestimmt waren, die Holländische Sprache von den Holländern, besonders war dieses das Geschäft des Arztes, jetzt aber werden sie von den alten Dolmetschern unterrichtet. Auch dürfen die Lehrlinge die Factorey der Holländer nicht wenn sie wollen besuchen, sondern bloß wenn sie im Dienste daselbst gebraucht werden. Wenn Einige dieser Dolmetscher das Holländische auch ziemlich gut erlernen, so sprechen sie es doch nicht gut aus, welches an ihren Sprachwerkzeugen liegt, weil ihre Sprache in Redensarten und Konstructionen so sehr von der Europäischen abweicht. Daher geschieht auch die Uebertragung der gegenseitigen Sprache zum öfteren schriftlich, wozu sie sich ihres Papieres, des Pinsels und des Tusches bedienen. Sie schreiben wie die Europäer, von der linken zur rechten Hand; und die Lateinischen Buchstaben, deren sie sich beim Schreiben bedienen, sind mehrentheils zierlich und schön.

Sprache (Indische), Indianische Sprache, diejenige Sprache, welche in Indien geredet wird, und die sich in mehrere Hauptdialekte theilt, die wieder ihre Nebendialekte haben. Die Samskrit- oder Samskreda Sprache, auch wohl die Sprache der Brahminen oder Brahmanen genannt, ist die Mutter aller Indischen Sprachen, in welcher die Religions-

bücher der Hindus geschrieben sind. Schon aus ihrer Benennung geht hervor, daß sie eine vollkommene ausgebildete Sprache seyn muß; denn Kreda bedeutet ein vollkommenes, ein vollendetes Werk, und das Wörtchen Sam, miteinander, zugleich, enthält eine Anspielung auf die Verbindung ihrer zu einem harmonischen Ganzen geordneten Theile. Diese Sprache soll in der Regelmäßigkeit ihrer Wortfügung und der grammatikalischen Ordnung alle anderen Sprachen übertreffen, und sehr deutliche Merkmale an sich tragen, daß sie von einer Gesellschaft Gelehrten, die den Charakter dieser Sprache studierten, auf ordentliche Regeln ist gesetzt worden, wodurch sie bei ihrer natürlichen Einfachheit und Stärke des Ausdrucks, Regelmäßigkeit und Harmonie erhalten hat. Sie führt nicht nur den Namen der heiligen Sprache, sondern auch den der Götter u. der Weisen. Nach der Lehre der Brahmanen soll sie aus der Unterredung entstanden seyn, welche der Isshvara (der Herr) mit der Göttin Shakti oder Bhavàni (der Natur) hielt, als beide gemeinschaftlich das Weltall erschufen. Das Originalwort Samskrit, welches in keiner andern Sprache vorhanden ist, als nur in dieser, wird nicht nur von ausländischen, sondern selbst von Indischen Schriftstellern auf mancherlei Art geschrieben, nämlich: Samskrit, Samskretan, Samskrudam und Samskret. Alle diese Abänderungen haben ihren Grund in den Alphabeten der verschiedenen Provinzial-Dialekte, welche aus dieser Ursprache entstanden und in Indien eingeführt worden sind; es verhält sich damit eben so, als mit dem Lateinischen Homo, welches der Italiener in Uomo, der Franzose in Homme, und der Portugiese in Homem umgewandelt hat. Die Samskritsprache besteht aus zwei und funfzig Radikalbuchstaben, unter welchen es mehrere giebt, die man in keiner andern

Sprache findet; daher ist es auch schwer, die ursprünglich Samskritanischen Wörter gehörig auszusprechen, und beinahe nicht möglich sie in andere, besonders Europäische, Sprachen zu übertragen. Die Griechen, Perser, Römer, Sineser, Pejuaner und Europäer, haben viele Samskritanische Wörter so sehr verunstaltet, daß sie fast nicht mehr kennbar sind. So heißt z. B. der Fluß Yamuna, bei dem Plinius: Jomanes, bei dem Ptolemäus: Djemna und Diamuna. Herr de l'Isle nennt ihn: Gemené, und der Pater Markus a Tumba: Giamuna. Aus den zwei und funfzig Radikal-Buchstaben werden wieder eine Menge anderer gebildet, welches so weit geht, daß Paolino da San Bartholomeo ein Samskritanisches Alphabet besaß, welches nicht weniger als acht tausend und vier Bestandtheile enthielt. Die Vervielfältigung dieser schon an sich so zahlreichen Buchstaben entspringt aus der Sylbenbildung; denn dasjenige, was bei uns Europäern eine Sylbe bildet, wird in der Samskritsprache vermittelst eines einzigen Buchstabs oder eines einzigen Charakters ausgedrückt; will man zum Beispiel die Sylben kra, kre, kri, kro, kru, krai, krau, auf Samskritanisch schreiben, so setzt man anstatt derselben, nur sieben einzelne Buchstaben, deren jeder aber so viel gilt wie eine ganze Sylbe. Die Art und Weise wie die Sylben gebildet und mit einander in Verbindung gesetzt werden, ja sogar die Anzahl der Buchstaben, deren man sich hierzu bedient, ist in allen Indischen Provinzialsprachen, die von der Samskreda abstammen, eben dieselben, nur mit dem Unterschiede, daß jede dieser Sprachen, wie z. B. die Nagarische, Talengasche, Canarinische, Tamulische, Malabarische u. Guzaratische, ihr eignes Alphabet hat, welches in Ansehung seiner Gestalt von allen andern verschieden ist. Das Merkwürdigste hierbei ist, daß diese Bestandtheile sogar in

dem Alphabete der Birmanen in Pegu und Ava, wie auch, jedoch mit einigen Abweichungen, in dem Aethiopischen Alphabet Gheez und Ambhar enthalten sind, eben dieselbe Gültigkeit haben, und auf ähnliche Art zusammengesetzt werden, woraus als historisch gewiß anzunehmen ist, daß die Peguanischen Birmanen die in der Samskreda vorhandenen Schriften, nebst dem dazu gehörigen Alphabete und der Anweisung diese Sprache zu lernen, aus Indien erhielten. Das Alphabet der Birmanen im Reiche Ava ist im Jahre 1787 in Rom durch die Congregation de propaganda fide herausgegeben worden. Viele, ja die meisten Wörter der Palisprache sind entweder ganz Samskritanisch oder doch wenigstens daraus abgeleitet und zusammengesetzt. Als sich einst unter den Peguanischen Talapoinen über die Auslegung gewisser in den Pali-Büchern enthaltenen Redensarten ein Streit erhob, schickte der König von Pegu einige Deputirten an den König von Candia, auf der Insel Ceylan, welche den Auftrag hatten, sich bei den dortigen Brahmanen und Budhisten nach der wahren Bedeutung jener streitigen Ausdrücke zu erkundigen. Dieser Vorfall und die genaue Uebereinstimmung, welche man zwischen den Sprachen jener beiden Reiche wahrnimmt, dient wohl zu einem hinlänglichen Beweise, daß die Pali-Sprache in Pegu ein Dialekt der Samskreda sei. Was nun das erwähnte Aethiopische Alphabet anbetrifft, welches ebenfalls mit der Samskritsprache eine gewisse Aehnlichkeit hat, so kann man nach einem Schriftsteller annehmen, daß es von jenen Indischen Gymnosophisten oder nackten Philosophen nach Aethiopien gebracht worden ist, die zur Zeit des Apollonius auf einem gewissen Berge nicht weit vom Nil wohnten. Nach Reinhold Forster war es nicht nöthig, daß es gerade Leute aus Indien waren, welche die Griechen den Namen

Gymnosophisten gaben; denn das heiße Klima habe die Bekleidung solcher Leute, die ein kontemplatives Leben führten, auch am Nil überflüssig gemacht, weshalb man sie ebenfalls so benannt habe; allein die Buchstabenschrift sei nicht von ihnen aus Indien nach Aethiopien gebracht worden. — Es ist aber auch sehr möglich, daß die Aethiopier, Perser, Tibetaner und Peguaner die Samskritsprache von den Parreas oder Suders (Zigeuner) erhalten haben, die nach dem Zeugnisse Grellmanns *) unter der tyrannischen Regierung des Timur aus Indien flohen, und die Tatarey, Scythien und Ungarn durchzogen, sich auch in Deutschland hin und wieder verbreiteten, und noch bis auf die neueste Zeit eine Sprache reden, die mit dem Samskridanischen Dialekt, dessen man sich im Königreiche Guzarat, und besonders in der Stadt Tatta bedient, eine auffallende Aehnlichkeit hat. Diese Vermuthung gewinnt eine um so größere Wahrscheinlichkeit, wenn man bedenkt, daß jene Völkerschaften in älteren Zeiten mit den Indiern auf eben die Art Verkehr hatten, wie heutigen Tages die Araber mit den Einwohnern der Küste Malabar; daß sie nach ihrem eigenen Geständnisse, ihre Religion und ihre heiligen Bücher aus Indien erhielten, und daß folglich auch die Samskritsprache leicht von Tatta, Kabull und Kandahar nach Persien, so wie von Nepal über Tibet nach der Tatarey, wie auch nach Asem in Pegu und bis an den Ava gebracht werden konnte.

Die Samskritsprache enthält sehr viele Wörter, die sowohl dem Klange, als auch der Bedeutung nach mit dem Lateinischen übereinkommen, z. B. Dendha, dens, ein Zahn; Juncta, junctus, vereint; Nau, navis, ein Schiff; Naviga, navita, navicularius, ein Schiffer; Nava, novem, neun;

*) Historischer Versuch über die Zigeuner. Göttingen, 1787.

Sapta, septem, sieben; Tri, tres, drei; Dui, duo, zwei; Adja, hodie, heute; Vidhava, vidua, eine Wittwe; No, non, nein; Sua, suus, sein ꝛc. Diese und andere ähnliche Wörter beweisen hinlänglich, daß diese Sprache nicht, wie der Pater Pons einst behaupten wollte, vor der Sündfluth existirt habe, sondern daß ihr Ursprung eben da zu suchen ist, wo andere Morgenländische Sprachen entstanden, aus welchen man die Analogie mehrerer anderer Wörter herleitet, deren sich damals manche Völkerschaften, und also auch die Vorfahren der Brahmanen und Lateiner bedienten. Uebrigens besitzt die Samskritsprache einen größeren Reichthum an Synonimen, als die Lateinische, wenn man dieses nämlich als den Reichthum einer Sprache betrachten kann, da dieses doch eigentlich von der Bezeichnung jedes Dinges mit einem eigenen Namen abhängt. Die Sonne bezeichnen z. B. dreißig, den Mond mehr als zwanzig, ein Haus zwanzig, einen Stein sechs bis sieben, einen Baum zehn, ein Blatt fünf, einen Affen zehn, und einen Raben neun verschiedene Benennungen; eben so verhält es sich auch mit andern, sowohl sichtbaren, als unsichtbaren Dingen. — Obgleich die Samskritsprache sehr wortreich ist, so ist doch eine kleine Sprachlehre hinreichend, die Grundsätze des Ganzen zu erläutern; nur die Aussprache macht, wie schon oben angeführt worden, die meisten Schwierigkeiten, sie ist so geschwind, und erfordert so viele Anstrengung, daß sich Jemand, der sie erlernen will, lange üben muß, ehe er sie richtig aussprechen kann, ja manche Wörter lernt er gar nicht aussprechen. — Die jetzigen lebenden Sprachen des nördlichen Indiens haben eine große Aehnlichkeit mit der Samskritsprache, und werden als Töchter derselben angesehen, obgleich sie durch die Vermischung mit andern schlechten Mundarten sehr verdorben worden sind. Die Hindostanische

Sprache kommt mit der verdorbenen Samskritsprache sehr überein, dagegen sollen die Sprachen, welche gegenwärtig im südlichen Indien gesprochen werden, weniger mit derselben übereinkommen, woraus man schließen will, daß sie eine Originalsprache ist, von der eine Menge Mundarten ausgegangen sind, von denen die wichtigsten hier angeführt werden sollen.

Da die Samskritsprache, wie so eben erwähnt worden ist, als eine Original- und heilige Sprache betrachtet wird, so werden die von derselben ausgehenden Mundarten oder übrigen Indischen Sprachen nur als gemeine Sprachen angesehen. Von diesen sind nun als wichtig zu bemerken: 1) Die heilige Sprache, deren sich die Priester und Budahisten auf der Insel Ceylan bedienen. Ptolemäus hat in seiner Erdbeschreibung, in welcher er dieser Insel unter dem Namen Salica erwähnt, mehrere Samskritanische Benennungen angeführt; so schreibt er z. B. Sindocanda, welches Sindhucanda heißen soll, so gedenkt er des Berges Malà unter der Benennung Malea, und ein großer den Brahmanen zugehöriger Distrikt Mahágràmam, wird von demselben Maagramum genannt. Auch beim Arrian u. Strabo kommen Samskritanische Wörter vor. Diese Sprache wird noch gegenwärtig im Königreiche Candia gesprochen, aber nicht auf der Seeküste, wo man sich durchgehends des Cingalesischen Dialektes bedient, der aus dem Tamulischen und Malabarischen zusammengestoppelt ist. — 2) Die Tamulische Sprache, welche in Tanjaur, Madura, Maissur, Concao, Malabar, doch nur in den Ortschaften an der Seeküste bis in die Gegend von Collam, und auf den Gottesbergen gesprochen wird; überhaupt soll diese Sprache von der Küste Orixa an bis an das Kap Komorin, und von dort aus über die ganze Küste Malabar bis Kochin herauf geredet werden. Diese Sprache

soll nach Einigen sehr mangelhaft seyn, weil jeder Buchstab auf verschiedene Art ausgesprochen und geschrieben werden kann, indessen wird dieses von Andern so gut wie widersprochen, indem sie nicht nur wohlklingend seyn und sich zur Poesie ungemein gut schicken soll, sondern auch leicht zu erlernen ist, weil ihre Bestandtheile sehr einfach sind. Wenn Samskritanische Wörter darin vorkommen, die sie vermittelst ihres Alphabets, welches nur dreißig Buchstaben zählt, welche von der Linken zur Rechten geschrieben werden, nicht ausdrücken kann, so entlehnt sie zu diesem Behufe einige Buchstaben entweder aus der Granthamischen oder aus der Samskritanischen Ursprache. Die Buchstaben, welche sie von der Grantha borgt, sind: kſha, ſza, ſhda, sa, spa, sma, stra, skra. Von den dreißig Buchstaben des Alphabets sind, nach einer zu Tranquebar gedruckten Grammatik, zwölf Selbstlaute, von denen fünf kurz und sieben lang sind. Die Buchstaben sind folgende: Selbstlaute: ă, a, ĭ, i, ŭ, u, ĕ, e, ae, ŏ, o, ou. Mitlaute: k, ng, sch, gn, ta, n, r, n, p, m, y, t, l, v, j, f, r, n. Die Mitlaute werden nicht immer auf gleiche Art ausgesprochen; sie sollen anders am Anfange eines Wortes und anders in der Mitte lauten; eben so verändert sich ein Selbstlaut und mit ihm der vorangehende und folgende Mitlaut. Diese Zusammensetzung soll eine große Dunkelheit verursachen, und da sie keine Unterscheidungszeichen haben, auch die Worte nicht auseinander setzen, so macht dieses, daß diejenigen, welche die Sprache nicht genau verstehen, oft den wahren Sinn des Satzes nicht herausfinden können. Hieraus kann man sich, sagt ein Schriftsteller, einen Begriff machen, was die Europäischen Missionaire für Mühe anwenden mußten, um diese Sprache zu lernen, da die Indianer oft einander selbst

nicht verstehen. Nach einigen Missionairen soll ihnen der Buchstab v fehlen, wofür sie das b besitzen, nach Anderen ist dieses umgekehrt, wie auch aus dem oben angeführten Alphabete zu sehen ist. Auch der Buchstab h fehlt ihnen. V und H ersetzen sie durch B und G. Sie schreiben daher statt Aham welches auf Samskritanisch Ich heißt, Agam oder Akam, und anstatt Vàva, der Neumond, Baba. Nach den Dänischen Missionairen von Tranquebar soll sie eine sehr rednerische und kernige Sprache seyn, die sich auch sehr angenehm anhören läßt; dann ist sie wortreich, doch sollen ihre Worte sehr schwer zu behalten und auszusprechen seyn. Die Bilder sollen in derselben sehr lebhaft seyn und sich nie ganz von der Natur entfernen, ob sie gleich zuweilen überspannt sind. So wird z. B. in der Beschreibung eines Gefechts das Geklirre der Waffen durch das Rollen und die wiederholten gähen Stöße der Zunge nachgeahmt. Dadurch, daß die Indianer oft jedes Wort einzeln aussprechen müssen, um es deutlich zu machen, auch oft das nämliche Wort mehrere Male hintereinander aussprechen und noch Vergleichungen hinzusetzen, um sich verständlich zu machen, sind manche Europäische Schriftsteller verführt worden, die über Indianische Gegenstände geschrieben haben. So führt nun z. B. ein Schriftsteller an, daß man in der Gegend von Pondychery Bruma, in Tanjour Brama, auf der Küste Orixa Birma spricht, welche alles eins und dasselbe sei. — 3) Die Malabarische Sprache. Diese Sprache, oder wohl besser Mundart, erstreckt sich vom Kap Komorin bis an den Berg Illy, welcher die beiden Landschaften Malabar und Canara von einander scheidet. Bei diesem Dialekte bedient man sich eines doppelten Alphabets, nämlich des Maleyam Tamul und des Grantha. Ersteres besteht aus drei und zwanzig, und Letzteres aus zwei und funfzig

Buchstaben, welche vollkommen zureichend sind, um das Samskritanische zu schreiben. Dieser letzteren Charaktere sollen sich die Verfasser aller heiligen Bücher bedient haben, welche man in Maissur, Madura, Carnada, und auf der Küste Malabar zu Gesicht bekommt. Aus dem unter Nr. 2 Angeführten geht hervor, daß auch die Tamulische Sprache oder Mundart neben der Malabarischen in diesem Theile Indiens herrschend ist. Auch soll nach Dänischen Missionairen die Tamulische Sprache auf der Malabarischen Küste am reinsten gesprochen werden, man soll auch nach diesem Dialekte die Bücher schreiben, weil derselbe, wenn er gleich manche Abänderungen in andern Mundarten erleidet, doch überall verstanden werden soll. — 4) Die Canarinische Sprache, welche in der zum Königreiche Canara gehörigen Gegend des Berges Illy und von da bis nach Goa gesprochen wird. — 5) Die Marashda- oder Maharattensprache, eine eigenthümliche, jedoch auch mit dem Samskrit nahe verwandte Sprache, welche in dem Reiche der Maharatten, die man auch, jedoch unrichtig, Maratten nennt, geredet wird. Da die Maharatten einen der weitverbreitesten Hindustämme in Vorderindien bilden, so ist auch ihre Sprache daselbst sehr verbreitet. — 6) Die Talenga-, Talinga- oder Talinetasprache wird auf der östlichen Seite der Indischen Halbinsel gesprochen. Sie soll eine wohlklingende, kraftvolle, männliche, dabei reichhaltige und gelehrte Sprache seyn, die sich auch durch Europäische Buchstaben genauer ausdrücken lassen soll. Sie hat, wie die Granthamsche, zwei und funfzig Buchstaben, welche vollkommen zureichend sind, das Samskritanische zu schreiben. Man spricht sie auf der Küste zu Orixa, in Golconda, am Flusse Krshna und bis an die Gebirge von Balangate. Alle diese Sprachen haben ihre eigenen Alphabete, so

daß man sich in jeder Provinz mit einer besondern Art von Charakteren bekannt machen muß, wenn man seine Gedanken in der daselbst gewöhnlichen Mundart aufsetzen will. — 7) Die gemeine Bengalische Sprache, welches ein im höchsten Grade verdorbener Dialekt seyn soll, in dessen Alphabet man auch kein V antrifft und sich statt desselben des B bedient, so daß man z. B. Beda anstatt Veda schreibt. Man spricht ihn zu Calcutta und in Bengalen an den Ufern des Ganges. Wahrscheinlich ist dieses diejenige Mundart, die andere Schriftsteller, die über Indien geschrieben haben, bei der Erwähnung der Warugischen und Maleyischen Sprache, die in den Gegenden üblich ist, wo die Europäer ihre Besitzungen haben, mit anführen als eine besondere kauderwälsche Sprache, die aus der Landessprache und dem Portugiesischen zusammengesetzt seyn soll. — 8) Die Devanagarische oder Hindostanische Sprache, von Andern Nagru, Nagari oder auch Devanagari genannt, welche zu Benares oder Banares gesprochen wird. Sie hat, gleich der Samskritsprache zwei und funfzig Charaktere, von denen sechzehn Selbstlaute sind, mit denen man ebenfalls das Samskritanische schreiben kann. Ihre Schriftzüge sind im nördlichen Indien überall eingeführt. Man findet sie im ersten Bande der Asiatick Researches. Außer den hier angeführten Sprachen oder Mundarten der Indier oder Indianer, giebt es noch eine große Anzahl Unterdialekte, welche in verschiedenen Provinzen dieses großen Asiatischen Landes geredet werden, die aber immer mehr oder weniger mit den Hauptdialekten übereinkommen, und das Samskritanische zur Grundlage haben. — 9) Die Guzaratische Mundart, welche nicht nur im Königreiche Guzarat, sondern auch zu Baroche, Surate, Tatta, und auf den Gebirgen von Belangate eingeführt ist. Der Charakter derselben ist

wenig vom Devanagarischen verschieden. — 10) Die Nepalische Mundart, welche im Königreiche Nepal gesprochen wird, und sehr viel Aehnlichkeit mit dem Devanagarischen hat. Diese Sprache wird von Einigen als ein Hauptdialekt des Samskrit betrachtet. — Die meisten der oben angeführten Sprachen oder Dialekte werden mehr gesungen, als geredet, und daher soll es fast unmöglich seyn, sie anders, als durch den Gebrauch zu erlernen. Die Holländer haben zu Batavia eine Malayische Grammatik drucken lassen, wozu sie sich der Arabischen Buchstaben bedient haben. Um die Sprache zu erlernen, setzten sich die Europäischen Missionaire unter die Schulkinder, und fingen die Buchstaben an in Sand zu schreiben; und dieses war der einzige Weg um die Worte schreiben und aussprechen zu lernen; sie nahmen darum einen Dolmetscher an, der ihnen die Bedeutung der Wörter sagte, auf welche Art sie nach und nach so weit kamen, daß sie mit den Landeseinwohnern reden konnten.

Ueber die Indischen Sprachen sich ausführlicher auszulassen, ist hier nicht der Ort, da von den Hauptdialekten hier nur ein kurzer Umriß zur Uebersicht des Indischen Sprachschatzes genügen wird, um so mehr, da diese Sprachen in Europa doch nur von Wenigen studiert werden. Wer darüber weitere Belehrung wünscht, der findet sie in den Grammatiken, die von Missionairen in Rom, London, Paris, Amsterdam ꝛc. herausgegeben worden sind, worunter sich besonders die in Rom im Jahre 1790 herausgekommene Samskritanische Grammatik des Fra Paolino da San Bartholomeo auszeichnet, in welcher man über alle die oben angeführten Indischen Sprachen oder Mundarten umständliche Nachrichten findet; in welcher Grammatik der Verfasser auch beweiset, daß alle Indische Sprachen aus dem Samskrit entsprossen sind, obgleich Wilkins und Jones behaupten wollen,

daß eigentlich das Nagru oder Devanagari den ursprünglichen und wahren Charakter der Samskritsprache ausmacht, und daß solche keinesweges eine Indische Ursprache ist, sondern aus Persien nach Indien verpflanzt worden sey. Auch die Congregationen zu Rom und zu Venedig haben verschiedene Schriften in diesem Zweige drucken lassen; eben so findet man auch in den Asiatick Researches Verschiedenes über die Indischen Sprachen. — Was die Schreibart der Indianer anbetrifft oder die Art wie sie schreiben, so geschah solches und geschieht es auch noch hin und wieder mit einem Grabstichel auf allerlei Gegenstände. Besonders bedient man sich zum Schreiben einer Art Palmblätter, welche die Gestalt eines Fächers haben und dünn und dürr sind. Der Schreibende legt ein solches Blatt auf die eine Hand, und gräbt mit der andern durch einen Grabstichel die Buchstaben ein. Sie schreiben auf beiden Seiten, und überziehen dann die Buchstaben mit Dinte. Die beschriebenen Blätter werden nun auf einander gelegt, an dem Ende eines jeden ein Loch gemacht, ein Faden durchgezogen, und so hängen dann die Blätter gleich einem eingebundenen Buche zusammen. Dann haben sie auch eine Art von Papier, das aus Lumpen von Leinen und Baumwollenzeug gemacht und mit Reiswasser geleimt worden ist, worauf sie mit einer Feder von Schilfrohr schreiben; dieses ist aber noch nicht lange üblich. Auch haben sie jetzt, besonders diejenigen Indianer, welche unter den Europäern stehen oder deren Besitzungen nahe liegen, noch Papier nach Europäischer Art fabricirt, worauf sie mit Federn aus Geflügeln schreiben. Die ältesten Bücher der Indianer sind auf Palmblätter geschrieben. Wenn die Indianer schreiben lernen, so zeichnen ihnen die Schreibmeister große Buchstaben vor, worein die Schüler ihre Griffel legen, und nach den Zügen so lange herumfahren, bis sie die

Buchſtaben ſchreiben können. Wenn ſie buchſtabiren lernen, ſo ſchreiben ſie die einzelnen Buchſtaben und Wörter anfänglich in den Sand, und hernach mit dem Griffel auf Palmblätter; wodurch ſie auch zugleich die Orthographie lernen.

Was nun die Literatur der Jndier oder Jndianer anbetrifft, ſo iſt das vornehmſte Buch in der Samskritſprache der Véda, welches Wort von einigen Engländern unrichtig in Bed oder Beadh verwandelt worden iſt. Dieſes Werk bezeichnet nicht etwa ausſchließend ein beſonderes heiliges Buch, ſondern es bedeutet ſo viel als ein heiliges Geſetz, gleichviel von welchem Volke oder welcher Völkerſchaft es beobachtet wird. So heißt z. B. das Geſetz oder Religionsſyſtem der ſogenannten Najarener oder Thomaschriſten, Nafrànni Veda, und das Jüdiſche Geſetz, Judaveda. Dann wird dieſes Wort auch noch außerdem in ſehr ausgedehnter Bedeutung genommen, wie man aus folgender Mythe gewahren wird. Der Gott Brahma war zur Zeit der allgemeinen Weltüberſchwemmung in Schlaf gerathen; da kam der böſe Dämon, Hayagriva genannt, ſtahl ihm den Veda und warf ihn ins Meer. Dieſes Buch würde nun auf immer verloren geweſen ſeyn, wenn nicht der Gott Viſhnu ſich augenblicklich in einen Fiſch verwandelt und es wieder aufgeſucht hätte. Als er es fand, übergab er es den Menſchen, welche ſich mit dem Könige Manu in der Yanapatra, das iſt, in einem ſchwimmenden Fahrzeuge, gerettet hatten. — Es fällt von ſelbſt in die Augen, ſagt ein Schriftſteller bei Erwähnung dieſer Mythe, daß dieſes ſich unmöglich auf den noch jetzt vorhandenen Véda anwenden läßt. Nimmt man dagegen an, daß dieſes Wort hier, wie es wirklich der Fall iſt, das Naturgeſetz bedeutet, ſo läßt ſich die ſinnreiche Allegorie erklären. Die Brahmanen wollen nämlich dadurch zu verſtehen

geben, daß die natürliche Ordnung und Verbindung der Elemente zur Zeit der Sündfluth gänzlich zerrüttet, nachher aber durch den Viſchnu wieder hergeſtellt worden ſey.*) — Die übrigen Indiſchen Bücher, welche vorzüglich geſchätzt werden, ſind folgende: Manuſhaſtra und Mahabhàrada, die ſich, der Sage nach, noch aus den Zeiten des Manu oder Noah herſchreiben ſollen. Die neun Purana oder Canda, worin die neun Erſcheinungen des Viſhnu beſchrieben werden. Das Buch Ràmàyana, welches die fabelhafte Geſchichte des Gottes Ràmà und der Sida enthält. Ferner das Bhagavada, ein ſehr geſchätztes Buch, das von der Menſchenwerdung des Viſhnu handelt, als er ſich nämlich in der Geſtalt des Krſhna, oder des ſchwarzen Gottes zeigte. Von der Kindheit dieſes Letzteren wird in dem Balagapuràna ausführliche Nachricht gegeben. Das Lingapuràna enthält die älteſte Geſchichte des Lingam oder Phallus. Das Shivapuràna erzählt die Geſchichte des Gottes Shiva oder Mahadèra. Das Gangabhakya, das iſt: Gangis felicitas, handelt von der Glückſeligkeit, welche man durch die Reinigung in dieſem Fluſſe erhält oder deren man ſich theilhaftig macht. Das Raghuvamſha enthält den Stammbaum des Raghu nàtha, das iſt, des Viſhnu, der aus der Familie Raghu entſproſſen ſeyn ſoll. Aadiparba iſt ein Gedicht, worin die Entſtehung der Dinge beſungen wird. Das Sandhya carma enthält Vorſchriften, wie man ſich bei den Reinigungsopfern zu verhalten habe, welche des Abends vorgenommen werden; und das Yudhiſthiravigea, ein ſehr ſchönes Sams-

*) Asiatick Researches, S. 116 — 120. — Systema Brahmanicum, S. 83 u. 279, wo dieſes oben angeführte Ereigniß nach einem Indiſchen Original-Gemälde abgebildet worden iſt, das ſich im Borgianiſchen Muſeum befindet.

kritanisches Gedicht, worin der Sieg des Königs Yudhisthira besungen wird, der einer von den fünf Söhnen des Pando war. Hierzu kommt noch das Buch Bhagavatguita, wovon Wilkins eine Uebersetzung geliefert hat. — Um die Samskritanische Sprache nach Regeln, und nicht, wie die meisten Europäer, durch Uebung zu erlernen, muß man folgende Bücher gebrauchen: 1) Die Sidharuba oder Saraspada (die Samskritanische Grammatik); die Vyàgarna (der Syntax), und mehrere Shloga oder versifizirte Sentenzen, woraus man die wahre Bedeutung und den richtigen Gebrauch der Samskritanischen Wörter kennen lernt; besonders aber das Amarasinha, ein vortreffliches Wörterbuch in Samskritanischer Sprache, welches ungefähr sechzig Jahre vor Christi Geburt zusammengetragen worden ist. Es ist, wie alle älteren Indischen Bücher, in Versen geschrieben, und nicht in Kapitel abgetheilt, sondern nur in gewisse Rubriken, so daß die Wörter, welche zu einer gewissen Gattung gehören, ohne Rücksicht auf Auswahl und Ordnung zusammengetragen sind. So führt zum Beispiel die eine Abtheilung die Aufschrift: Svarggavargga, das ist, Geschlecht der Benennungen, welche dem Himmel zukommen; eine andere heißt: Manushavargga, Geschlecht der Benennungen, welche dem Menschen beigelegt werden ꝛc. Diese Einrichtung, sagt ein Schriftsteller, zeigt von dem hohen Alterthume dieses Werkes; denn die Art und Weise, die Bücher nach Maaßgabe des Inhalts in besondere Kapitel einzutheilen, und hierbei einen gewissen Plan zum Grunde zu legen, ist eine Erfindung neuerer Zeiten. Amarasinha, der Verfasser dieses nach ihm benannten Wörterbuches, war, zur Folge einer Tradition, die unter den Bewohnern des nördlichen Indiens allgemein für glaubwürdig anerkannt ist, Minister bei dem Könige Vikramà-

dityа, welcher sieben und funfzig Jahre vor Christi Geburt starb (Asiatick Researches, T. I, p. 160; T. II, p. 123). Jones, Davis, Hastings, Anquetil dů Perron und andere hochverständige Männer, pflichten dieser Behauptung bei, uud die Brahmanen sind so sehr von dem hohen Alterthume dieses Buches überzeugt, daß sie sich desselben als eines Probiersteines bedienen, die Echtheit der Samskritanischen Ausdrücke, welche in anderen Schriften vorkommen, durch dessen Beihülfe zu erforschen.

Was die auf die Ausbildung einer jeden Sprache so mächtig einwirkende Dichtkunst betrifft, so ist auch diese den Indianern, einem Volke, welches viel früher als manches andere zur Kultur gelangte, schon in den frühesten Zeiten nicht fremd gewesen. Zu ihren ältesten Gedichten gehören einige Kriegeslieder, worin die Heldenthaten des Gottes Ramà, des Indischen Bacchus, die er auf der Insel Lanca oder Ceylan ausgeübt, besungen werden. Sie enthalten Lobeserhebungen der ersten Indischen Krieger und Helden, der Vaterlandsliebe, der Volkstugenden, und des glücklichen Zustandes, worin sich Indien in den ältesten Zeiten befand. Nächst diesen haben die Indier auch noch Hirtengedichte und dramatische Dichtungen, deren Ursprung gleichfalls in das graue Alterthum hinauf reicht. Hier einige Proben dieser Dichtungen.

Kriegsgesang in der Samskritanischen Sprache.

Mada gagia padanandam Vigghna vicèsha daksham
Sarasigia bhava giàyàm bhàradi sòma misham
Nisiciara cula càlàm Ràghavam giàna kinciam
Pradidinam anubhaktyà nauvimanmica màryam.

Ihm, der die Kriegsschaaren und Elephanten überwältigte, der alle Hindernisse überwand;
Ihm, der seine Gattin, die Beherrscherin des Mondes, im Triumphe davon führte;

Ihm, der die nächtlichen Ungeheuer verſcheuchte, dem Sieger Ràghava (Ramà),
Sey täglich Preis und Anbetung; ja, angebetet ſey er, der Herr!

Kriegsgeſang in Malabriſcher Sprache.

Uttama puràna purushende ciaridànam
Uttamamidàdi Ragghu nàyaga ciaritram
Bhaktiyòdu ciolluvadinna tuniyuenen
Mukti padam-èguga namuka Hari Ràma.

Ich beginne zu ſingen die uralten Thaten
Des Gottes Viſhnu, des Herrn, der vom Geſchlechte Raghu ſtammt;
Und damit ich ſie auf eine würdige Art erzählen könne,
So begeiſtere Du ſelbſt mein Lied, o Hari Ramà!

Ein anderer Malabariſcher Geſang beginnt auf folgende Weiſe.

Shuga tarunni gena mannyum manni maguda malighe
Ciolledo ciolledo Krshna lil-amrdam
Sugha vibhavam adiladhigam-iha nahi namukahto
Dugghanguel agambiloke ninghi tulom.

Junges, niedliches Papageyen-Weibchen! Du Freude und Wonne der Menſchen! Erzähle, o erzähle die edlen Thaten des Gottes Krſhna! Heitere unſere Herzen durch deinen Geſang auf, und verſcheuche jede Sorge, die unſere Gemüther beunruhiget, damit ſie weit von uns fliehe!

Es giebt nun in Indien auch viele dramatiſche Stücke, die aufgeführt werden, und von denen beſonders die Malabaren und Tamuler leidenſchaftliche Liebhaber ſind, und in ihrer Liebhaberey ſo weit gehen ſollen, daß ſelbſt die neubekehrten Chriſten dergleichen Stücke, worin die Heiden die Thaten ihrer Götter vorzuſtellen pflegen, zuweilen vor den Kirchthüren aufführen. Der apoſtoliſche Vikarius und Erzbiſchof von Codungalur oder Cranganor befindet ſich daher oft in die Nothwendigkeit verſetzt, dergleichen Beluſtigungen alle Jahre zu verbieten. Einige

dieſer dramatiſchen Dichtungen ſollen wenigſtens zweitauſend Jahre alt ſeyn, welches man ſowohl aus dem Stoffe, als auch aus der Kompoſition derſelben beweiſen will. Von dieſer Art ſoll das Gedicht Sakontala ſeyn, welches William Jones ins Engliſche überſetzt und Georg Forſter aus dieſem ins Deutſche, mit Anmerkungen begleitet, übertragen hat; es kam im Jahre 1791 zu Mainz heraus. Es giebt in Malabar auch noch andere dramatiſche Dichtungen, welche ſehr geſchätzt werden ſollen, und worunter das Sharniſhta, Devayàni und Calàbadi die merkwürdigſten ſind. Hier eine Probe aus dieſem Letztern, damit man daraus erſehen kann, welche Freiheiten ſich die heidniſchen Theaterdichter erlauben:

Jngane prasidhamàm Dasharha Kshmàpadi
Mangàlam guiàm Kashi ràgia Canyaque vettu
Canyaca Calàbadi yennum pereyullavell
Mannidam pucashnoru oiaru saunaryatodu.

Der König Dàſharha vermählte ſich öffentlich mit der ſchönen Calàbadi, der jungfräulichen Tochter des Königs Kàſhi, die nicht nur außerordentlich ſchön, ſondern auch ſehr züchtig und ehrbar war.

Dhanyanam nrben tande dnerma pàriniyày.
Sannadàmguinmàr manni tal grehamèvum càlam
Càmalàlaguel tudarniduvanàr ambhicia
Càmini manniyàle viliciu paducave.

Als die Königin Calàbadi zu dieſem reichen und mächtigen Könige ins Zimmer trat, und er wahrnahm, daß ſie alle anweſende Prinzeſſinnen an Schönheit übertraf, erwachte das Verlangen in ihm, ſie als ſeine Gemahlin zu umarmen. Er redete ſie daher liebreich an und ſprach:

Sunari variguedò talpam èruga shubhè
Cundahàsini ninde lagna yendidu nèram
Jttaram Nrbavaren cionnadu kettu neram
Uttaram pareyàde ninnidu Calàbadi.

Komm, o komm, du Beglückte, du schöne Braut! Wozu diese Schaamröthe, die dein züchtiges Gesicht überzieht? — Auf diese Worte des Königs fing Calàbadi an zu zittern und zu beben, und war nicht vermögend, ihm zu antworten ꝛc. ꝛc.

Alle diese Verse sind vierzehnfüßig und werden in einem sanften erzählenden Tone gesungen. Uebrigens mag man die Freiheiten, welche sich dergleichen Theaterdichter herausnehmen, entschuldigen wie man will, so bleibt es eine entschiedene Wahrheit, sagt ein Schriftsteller, daß sie einen schädlichen Einfluß auf die Sitten haben. Um diesen Nachtheil zu vermeiden, hat man den Thomaschristen hier und da Veranlassung gegeben, biblische Geschichten dramatisch zu bearbeiten, und auf der Schaubühne vorzustellen. In diesem Fache zeichnen sich die Kompositionen eines gewissen Alangatta Capiar, und des Katechumenen Ramà Nayer aus. Die Indischen Sprachen Amerikas, s. unter Sprache (Westindische).

Sprache (Irländische), s. oben, unter Sprache (Englische), S. 484, und unter Sprache (Nordische).

— (Isländische), s. ob., unter Sprache (Dänische), S. 426 u. f., und unter Spr. (Nordische).

— (Italienische), welche in der Halbinsel Italien und auf Sardinien und Sicilien gesprochen wird. Die Italienische Sprache ist eine Tochter der Lateinischen, ja diese ging als eine lebende Sprache ganz in dieselbe über, und blieb nur noch als eine ausgestorbene in den Schriften der Alten das Muster, um eine Gelehrtensprache für alle cultivirten Völker zu werden. Schon zu den Zeiten der Römer gab es in Italien eine gewisse Bauernsprache, die das gemeine Volk, besonders in den Provinzen, redete, indessen hatte sie anfangs auf die Lateinische Sprache, als Hauptsprache, oder als Hauptdialekt und Büchersprache der vielleicht noch vor-

handenen Provinzialdialekte, keinen Einfluß; nur erst in späteren Zeiten, als sich viele Einwohner der entlegensten Römischen Provinzen nach Rom drängten, und daselbst zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, gewann die Bauernsprache auch Einfluß auf das klassische Latein, jedoch ohne Hauptveränderungen darin zu bewirken. Die Umgestaltung der Lateinischen Sprache geschah hauptsächlich in der Zeit, da Nordische Völker, Longobarden, Heruler, Gothen ꝛc., nach Italien zogen und dem Römischen Westreiche ein Ende machten. Diese Eroberer nahmen zwar die Römische Sprache an, vermischten sie aber mit der ihrigen, woraus denn ein verborbenes Latein entstand, welches von dem Klassischen sehr abwich. Man gewahrt dieses deutlich in den wenigen schriftlichen Urkunden jener Zeit, die man noch hin und wieder in großen Bibliotheken vorfindet; auch die Bücherſprache bildete sich nach der gemeinen Sprache; und so entstand nach und nach durch die Veränderung der alten Wörter eine ganz neue Sprache, welche nun als Landesſprache galt, wobei die Beugung der Wörter auf Gerathewohl geschah. Zu welcher Zeit diese Hauptverwandlung der Lateinischen Sprache in die Italienische eigentlich geschah, weiß man nicht mit Gewißheit zu bestimmen, welches theils wohl in der Verwirrung, die damals wegen der Völkerzüge in Italien herrschte, und der daraus hervorgehenden Kriege liegt, theils auch darin, daß sich die Italienische Sprache aus der Lateinischen während dieser Verwirrung in der Zertrümmerung eines Weltreiches nur erst nach und nach bildete. Hier ein Dokument der Lateinischen Sprache aus dem neunten Jahrhunderte, in welchem man die deutlichsten Spuren der daraus entstandenen Italienischen Sprache entdeckt. Es ist eine Eidsformel, in welcher Ludwig der Deutsche mit seinem Bruder Karl dem Kahlen ein Bündniß bestätiget; sie lautet: **Pro**

don amore et pro Christian poblo et nostro comun saluament dist di auant, in quant Deus favir et potir me dunant, si saluarai eo cest meon fradra Karlo et in adjudha in caedhuna cosa, si cum ham per dreit son fradra salvar dist, ino quid il imi altre si foret, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vel cist meon fradre Karlo in damno sit. — Den größten Einfluß auf die Bildung der Italieniſchen Sprache hatten die Sicilianiſchen Dichter an dem Hofe des Kaiſers Friedrich des Zweiten in der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der ſich in Sicilien aufhielt. Ja es ſoll ſo gut als bewieſen ſeyn, daß die Sicilianiſche Sprache oder vielmehr Mundart die ſogenannte lingua vulgare iſt, deren ſich die Italiener im Mittelalter bedient haben. Wenn die Dokumente aus der ältern Geſchichte Siciliens, die man im verwichenenen Jahrhunderte in Palermo gefunden haben will, beſonders der Brief *) an Pabſt Martin den Zweiten an den Groß-Emir von Sicilien vom Jahre 884, ächt ſind, ſo hat der Sicilianiſche Dialekt ſchon im neunten Jahrhunderte exiſtirt. Wie es ſich aber auch mit dieſen Dokumenten verhalten mag, ſo iſt doch ſo viel gewiß, und kann durch In-

*) Hier eine Kopie dieſes Briefes, wie er ſich in dem Codex zu Palermo, welcher die Geſchichte der Sarazenen enthält, nach der oben angeführten Angabe gefunden hat, als eine zweite Probe von der Italieniſchen Sprache oder vielmehr von dem ſchon Vorhandenſeyn des Sicilianiſchen Dialekts.

Lu Papa di Roma Marinu servus di omni servi di lu maniu Deus te saluta e ki lu manius Deus te det la sua benedikzione. Te precor o grandi Amira de venderki al Arkhiepiskopu lu Episkopu di Malta, i Papasi chi veneru skavi a Sarkusah, e illa gens granda, ki hai sklava in Balirmu omni. La tua dominakzione me invii la responsio, quantus vorrai danari per omni kaput de illa gens; dunka grandi Amir al Hasan filius di Alabbas ti

schriften, Schenkungsbriefe und Italienische Schriftsteller bewiesen werden, daß diese Sprache schon im zwölften Jahrhunderte vorhanden war, und daß das Italienische jener Zeiten la favella volgare siciliana genannt wurde, welches nach einem Schriftsteller ein starker Grund für die Behauptung derjenigen ist, die das jetzige Italienische von dem alten Sicilianischen Dialekte, der das Lateinische mit einer Menge Deutscher, Griechischer und Arabischer Wörter vermischt hatte, herleiten; indessen ergiebt sich aus dem oben angeführten Dokumente des neunten Jahrhunderts die Bildung der Italienischen Sprache aus der Lateinischen ganz deutlich, und dieses kann man auch als die erste Periode der Italienischen Sprache ansehen, die bis zu den Sicilianischen Dichtern geht, von denen Werke bis auf uns gekommen sind, also bis ums Jahr 1190. Denn daß es schon vor dieser Zeit Dichter gegeben hat, ist wohl nicht zu bezweifeln, nur sind ihre Dichtungen verloren gegangen, weil sie entweder nicht gesammelt wurden, oder auf sonst eine Weise bei den vielfältigen Unruhen in diesem Reiche vernichtet wurden. Soviel ist aber gewiß, daß die ältesten Italienischen Dichter Sicilianer gewesen sind, und in ihrer Mutterspracbe gedichtet haben, welches Petrarca in der Vorrede zu seinen Briefen erzählt; nur ist es streitig,

---

lu diko Maniu Amir ki mi mandi la responsio de lu plus prestu. Ki si farai ak kosa tantu bona lu maniu Deu ti dat una vita longa, omnia plena di benedikzioni, ok ke lu precor kun li lakrimi, quia lu mens cor mi fa male multu di abere li frate sklavi kun la katena di ferru alli piedi; intantu non abeo de plus ki dire alla tua dominakzione, te salntu multu, e me sutto skribo di ok modo; lu Papa Marinu per la grazia de lu Deu servu di omnes servos di maniu Deu. Principali Civata di Roma, li tres di lu Mensi di April oktocento oktantadui di lu usu di li Kristiani.

ob die Sicilianer oder die Provenzalen die ersten waren, die den Reim gebrauchten. Man will diese Ungewißheit aus den Erzählungen des genannten Dichters heben, indem er ausdrücklich sagt: daß die gemeine Poesie unter den Sicilianern entstanden und von ihnen der übrigen Nation, den eigentlichen Italienern, überkommen sei; woraus hervorgehen würde, sagt ein Schriftsteller, daß man in Sicilien Verse in der gemeinen Sprache gemacht habe, ehe man die Provenzalsprache zur Dichtkunst brauchte. Reimfreie Verse (versi sciolti) soll man aber zu Petrarcas Zeiten noch nicht gekannt haben, welches auch nach eines Schriftstellers Meinung sehr natürlich gewesen ist, da die Menge Vocale, welche die Sicilianische Sprache hat, ihre Inflexionen und Endsylben, in denen sich die Reime von selbst und ohne alle Schwierigkeiten darboten, Jedem, der diesen Versbau oder dieses Versmaaß kannte, den Reim sehr angenehm machen mußten, und um so mehr, da sowohl der Sicilianer, als auch der Italiener nicht nur die Musik liebt, sondern sie auch ausübt. Die Kenntniß von dem Reime war sehr leicht durch die Lateinischen versus leonini und fescennini, oder auch durch den Umgang mit den Normannen zu erhalten, welche ihre Dichtkunst in der Muttersprache wohl mitgebracht haben werden; wenigstens muß man es annehmen. — Die zweite Periode der Italienischen Sprache beginnt mit dem Ende des zwölften Jahrhunderts und geht bis zum Ausgange des dreizehnten. In dieser Periode wirkte besonders die Hofhaltung des Kaisers Friedrich des Zweiten aus dem Schwäbischen Hause in Palermo auf Sicilien vortheilhaft auf die Sprache, wie auch schon oben angeführt worden ist. Dieser, die Künste und Wissenschaften liebende Kaiser, der selbst, gleich seinen Vorfahren, den Hohenstaufen, in allen Kenntnissen jener Zeit unterrichtet

worden, und selbst Dichter war, von dessen Liebesliedern im Sizilianischen Dialekte einige bis auf uns gekommen sind, und dessen Söhne Manfred und Ezius, König von Sardinien, ihren Vater in der Dichtkunst noch übertrafen, beförderte auf jede mögliche Weise die Ausbildung der Sprache durch Erhebung der Künste und Wissenschaften an seinem Hofe durch sein eigenes Beispiel. Außer ihm und seinen Söhnen, als Sizilianische Dichter, sind hier noch zu nennen von den ältesten Sizilianischen Dichtern: Ciullo von Alcamo, Jacob von Lentini, Guido delle Collonne von Messina, Ruggerone von Palermo, Monna Nina, die durch ihre Freundschaft mit Dante von Majano (der nicht mit Dante Alighieri zu verwechseln ist) und Andern mehr bekannt war, und deren Gedichte der berühmte Römische Prälat Leo Allacci gesammelt und in Neapel im Jahre 1660 herausgegeben hat. In dieser Periode kommen auch die sogenannten Trovatoren aus der Provence vor, die auf die Ausbildung der Italienischen Sprache gleichfalls einwirkten. Ihre Sprache wurde die Romanische genannt, in welcher Sprache nicht nur viele witzige Köpfe der Italiener geschrieben haben, sondern man übersetzte auch andere Gedichte in dieselbe, so daß diese Sprache zu Ende dieser Epoche, am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, schon einen solchen Grad der Ausbildung erhalten hatte, daß man in den Werken der Dichter jener Zeit, schon feine Wendungen und einen gereinigten, fließenden Styl findet. — Mit dem Anfange der dritten Periode, die vor dem Ausgange des dreizehnten Jahrhunderts angeht und bis zum sechzehnten sich erstreckt, wird die Toskanische Mundart die herrschende, in welcher Dante, Petrarca, Boccaz, Bojardo, zuerst mit ihren unsterblichen Dichtungen auftraten; und wenn man auch Dantes

Gedichte nicht gerade für Originale halten kann, die eine neue ganz von den Alten abweichende Bahn bezeichnen, so sind sie doch ausgezeichnet in Beziehung auf die Römer; denn diesen, vorzüglich dem Virgil, ist in seiner divina comoedia der Styl und die Diktion nachgebildet worden, wie er es auch selbst gesteht, und hierdurch verpflanzte er den Geist uud den Geschmack der Alten wieder auf den neu bearbeiteten Boden; erweckte er wieder die damals vergrabenen klassischen Alten. Er sagt in Beziehung auf den Virgil, der ihm Muster zu seinem Gedichte war:

Or sei tu quel Virgilio e quella fonte,
Che spande di parlar si largo fume?
O, degli altri poeti onore e elume!
Vagliami'l lungo studio e'l grande amore,
Che m'han fatto cercar lo tuo volume.

Ein Kunstrichter sagt über dieses Gedicht: „Die divina Comoedia von Dante ist offenbar eine Kopie des sechsten Buches der Aeneïde, welches, so wie das Dantische Gedicht die Wunder der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses, die Abfahrt des Aeneas in den Tartarus und ins Elysium enthält.“ Und so sagt derselbe über Petrarcas Sonnette und übrige Dichtungen: „Unstreitig sind die Sonnette Petrarcas den Provenzalischen Dichtern nachgebildet worden; nur seine andern lyrischen und erzählenden Gedichte tragen das unverkennbare Gepräge tiefen Studiums der Lateinischen Dichter, welches besonders aus seinem großen epischen Gedichte „Afrika“ hervorgeht.“ In dieser Periode erhielt die Toskanische Mundart, als die Sprache der Gebildeten und die Büchersprache, wozu sie von den genannten Schriftstellern erhoben wurde, schon eine große Ausbildung; denn nicht nur Petrarca gab derselben Reinheit, Zartheit und feine Wendungen durch seine lieblichen Sonnette, sondern auch Boccaz an witzi-

gen Ausdrücken, wenn gleich auch an schlüpfrigen. — Die vierte Periode der Italienischen Sprache beginnt mit dem Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts und geht bis auf die neueste Zeit. Gleich zu Anfange dieser Periode traten die größten Geister Italiens auf, wie: Politian, Bembo, Annibal Caro, Arioſt, und Taſſo. Ein Schriftſteller ſagt über dieſe Helden in der Dichtkunſt: „Sie waren Richter und Schöpfer nicht nur der neuern Italieniſchen, ſondern auch gewiſſermaßen des Geiſtes und Geſchmacks der ganzen Neu-Europäiſchen Dichtkunſt; denn von Italien ging alle intellectuelle und beſonders alle äſthetiſche Bildung nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften aus. Sie waren nicht nur gründliche Kenner, ſondern auch ſehr glückliche Bearbeiter der Lateiniſchen Poeſie. Wir haben von den vier Erſten einige klaſſiſche Gedichte in der Lateiniſchen Sprache, und Taſſo würde ſich zu jener unerreichbaren ſchönen und ächt-poetiſchen Dikzion, welche in ſeiner Jerusaleme liberata durchgängig glänzt, ohne das ſorgfältigſte Studium des großen Sprachkünſtlers der Georgica und der Aeneïde unmöglich emporgeſchwungen haben, wie dieſes auch aus der Bildungsgeſchichte ſeines Genies unwiderſprechlich hervorgeht.“ Wenn Arioſt gewiß ein vortrefflicher Kenner des Homers und Virgils war, ſo ſcheint das Vorbild zu ſeinem berühmten Epos: „ Orlando furioso “ wohl der Orolando inamorato des Grafen Bojardo geweſen zu ſeyn, welcher freilich nach dem Urtheile ſtrenger Kunſtrichter weit unter dem Werthe des Erſteren ſteht, und nur erſt durch Berni's Feile und durch die berühmte Nachbildung des Arioſt's einige Aufmerkſamkeit erlangt hat. — In dieſer Periode kommt auch gleich Anfangs die Bibelüberſetzung in Italieniſcher Sprache vor. Der Erſte, der die Bibel in Italieniſcher Sprache drucken ließ, war Nicolaus

de Malermi im Jahre 1471. Im Jahre 1532 gab Anton Bruccioli eine Italienische Uebersetzung heraus, welche mehrere Auflagen erlebte. Die Genferbibel wurde im Jahre 1562 in das Italienische übersetzt, und im Jahre 1607 gab Joh. Diodati eine neue Uebersetzung nach dem Grundtexte heraus. — Außer den schon oben genannten Belletristen in dieser Periode, wirkten noch auf die Sprache folgende Prosaisten und Dichter: Machiavell, Castiglione, Dolce, Davila, Souave, Goldoni, Fabroni, Verri, Denina; im Lyrischen: Filicaja, Testi, Guidi, Maggi, Frugoni; im Liede und der Elegie: Lemene, Rolli, Zoppi, Metastasio; im Lehrgedicht: Ruccellai, Alamanni, Riccoboni, Bettinelli; in der Satyre: Pulci, Boccalini, Fortiguerra, Salvator Rosa, Palavicini und Andere; in der Idylle oder dem Hirtengedichte: Tasso, Guarini, Lemene; in der romantischen Erzählung: Machiavell, Berni und Andere; in der Fabel: Pavesi, Passeroni, Pignotti; im Burlesken: Berni, Pulci, Tassoni, Loredano, Bettinelli; im Trauerspiel: Ruccelai, Manfredi, Torelli, Metastasio, Alfieri; im Lustspiele: Goldoni, Gozzi, Willi und mehrere Andere. In der Sicilianischen Mundart sind die ältern Dichter schon oben, S. 635, erwähnt worden. Unter den neuern, die auf diese Sprache oder Mundart wirkten, zeichnen sich aus: Monsignor Rau, Abbate di Santa Lucia, Antonio Veneziano, Pietro Fullone, Ventiniglia, Sporacio, Arciprete d'Alessandria, Prinz Campofranko, Simonelli, D. Giovanni Meli u. Andere. Idyllen, überhaupt Beschreibungen von Naturscenen, Liebes- und Trauerlieder sind diejenigen Theile der Dichtkunst, welche die Sicilianer am meisten lieben, und die auch in ihrer

Mundart mit dem meiſten Glücke bearbeitet worden ſind, da ſie ſo viel Naivetät und Reichthum hat, als dazu gehört. Die Dichter haben auch hier freie Gewalt, Ausdrücke nach ihrem eigenen Gutbefinden zu ſchaffen oder zu bilden, wodurch dieſe Mundart mit einer Menge Wörter bereichert worden iſt, deren Ton den Gegenſtand und deſſen Natur bezeichnend ausdrückt. Hier ein Paar der berühmteſten Stanzen in dieſem Geſchmacke von Rau, welche in Sicilien für Meiſterſtücke gehalten werden.

Die Beſchreibung eines Todtenkopfes:

Chist' urribil avanzu, chi spulpatu
Lassau lu denti di la parca dura
Sta nuda testa, chist' ossu incavatu
Chi non lu digeriu la sepultura.
Quanti pinzeri e machini hà furmatu,
Quand' era comu nui carne e figura;
Quanti disinni a un nesciri dixiatu
Suaneru? oh quantu fici un puntu, un hura!

„Dieſes ſchreckliche Ueberbleibſel; das gefühllos den Zahn der grauſamen Parze ermüdete; dieſes kahle Haupt; dieſer ausgehöhlte Knochen, den das Grab nicht verzehrt hat, wie viele Gedanken und Anſchläge hat er nicht gefaßt, als er noch Fleiſch und gleich uns geſtaltet war? Wie viele Vorſätze ſchwanden nicht durch das Stocken eines einzigen Athemzuges? O! wie viel konnte ein Augenblick, eine Stunde thun.“ —

Die Beſchreibung eines kleinen Landgutes, welches der Dichter Rau, von der Hauptſtadt entfernt, in Beſitz hatte:

Ntra una campagna sulitaria e alpestre,
Sutta celu'ngelatu ed aria impura
Sentu sulu gridari alla finestra
Li venti, ch'amminazzanu li mura.
Di nigra uliva e pallida ginestra
Sta la campagna sulitaria e oscura:
Criiu che ccà si agnuna e si sequestra,
Quannu sta visitusa la natura.

„In einer einsamen und felsigen Gegend, unter von Frost starrendem Himmel und unreiner Luft, höre ich nur die Stürme, die den Mauern drohen, gegen das Fenster brausen. Einsam und dunkel von der schwarzen Olive und der bleichen Ginster steht das Feld. Ich glaube, daß die Natur hier hinzieht und sich verbirgt, wenn sie tief über den Tod eines geliebten Freundes trauert."

Diese und noch einige andere Stanzen pflegen die Sicilianer den Fremden vorzudeklamiren, um sie zu überzeugen, daß ihre Sprache schön und zur Poesie tauglich ist; denn die Sicilianer sind stolz auf ihre National-Dichtungen, und viele Gedichte, die nicht gedruckt worden, gehen in Abschriften aus einer Hand in die andere und werden so der Vergessenheit entrissen. Auch kommen von Zeit zu Zeit kleine Sammlungen heraus, in welchen man diejenigen Sprüchwörter und Gedichte abgedruckt findet, welche volksthümlich geworden sind und noch in keiner andern Anthologie stehen. Die Sicilianer sind nicht bloß bei den Originalen ihrer Nationalpoesie stehen geblieben, sondern sie haben auch Stücke aus alten Dichtern übersetzt. So z. B. hat Don Tomas von Aversa, ein berühmter Sicilianischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, die Aeneïde des Virgils übersetzt. So z. B. ist die schöne Stelle in der Aeneïde VI., 124 — 131 so übersetzt:

Cu sti ditti pregaua, e cu la manu
Stringia l'autari Enea pietusu e mestu,
La vati all' hura dissi: O gran Trujanu
Scisu di sangu divu e manifestu,
Chi diti, benchi sia troppu luntanu
Sempri sta apertu e sicci arriva prestu:
Ma chi poi torni, e sta bell' aura scopra,
Cca importa la fatiga, et cca sta l'oprà.
Riturnari llà supra a pochi è datu
Si no a cui per buntati a Giovi e caru,

O a cui di l'auti Dei di sangue e natu
O a cui mostrau valuri eccelsu e chiaru.

Da die Sicilianer die Dichtkunst außerordentlich lieben und immer Gedichte hersagen und singen, so mußte ihre Sprache auch hierdurch gewinnen, mußte die Volkssprache reich an Wörtern und klangvoll werden. Der Unterschied der Italienischen und Sicilianischen Sprache oder Mundart wird am besten aus der Aufführung einiger gleichlautender Wörter der beiden Mundarten zu ersehen seyn.

Italienisch: alto, Sicilianisch: autu; ammontato, ammuntuvatu; un animale, un armali; noi andiamo, nui marciamo; noi altri, nu autri; un arbore, un arvoli; amore, amuri; bella, bedda; il cuore, lu cori; danaro, dinari; il fondo, lu funnu; un fiume, un xiumi; il fiore, lu xiuri; falso, faufu; grotta grande, gruttuni; un Jnglese, un Jngrisi; intorno, nturnu; mentire, mmintari; mio, tuo, suo, meu, to, so; meglio, migghiu; mille, middi; nella, ntra; nullo, nuddu; pazienza, pacenzia; un poeta, un pujeta; provedutamente, pruvviditinni; questo, chistu; scendere, scinniri; in somma, nzumma; si vada, nci vaia; un villano, un viddanu.

Man wird aus dieser Probe sehen, daß die Sicilianer die Selbstlaute verändern, und häufig e und u brauchen, wo die Jtaliener a, e und o haben, daß sie ll in dd, q in cc, f in ch oder x verwandeln, welches nach einem Sprachforscher ein Ueberbleibsel der Spanischen Sprache seyn soll; daß sie ferner oft die Selbstlaute von zwei Wörtern wegwerfen und die Mitlaute miteinander verbinden, wie in nmezzu, nnarreri, nzumma etc. Ehe man sich an die Sicilianische Sprache gewöhnt, sagt ein Schriftsteller, ist sie nichts weniger als wohlklingend und angenehm. Die herrschenden Vokale oder Selbstlaute sind i und u, die stets wiederkehren, und deren scharfe, schneidende Aussprache bei weiten nicht so angenehm ist, als des reinen Italienischen a, e und o, an deren Stelle sie

häufig treten; allein das Ohr gewöhnt sich nach und nach daran, und man ist genöthiget, auf die Idiotismen der Sprache zu merken, da der gemeine Mann nichts anders redet, und selbst Leute von Bildung sich mit Mühe in reinem Italienischen ausdrücken, jeden Augenblick vergessen, daß sie mit einem Fremden sprechen, und immer wieder in ihren Dialekt zurückfallen oder doch das Italienische so Sicilianisch aussprechen, daß man Mühe hat, sie zu verstehen, wenn man ihre Muttersprache nicht einigermaßen kennt. Einem jeden Reisenden, der mit den Sicilianern umgehen will, ist es daher von dem größten Nutzen, wenn er die Sicilianische Mundart erlernt; denn man gewinnt, die Vortheile ungerechnet, daß man überall mit Jedermann selbst sprechen kann, durch nichts so sehr das Zutrauen und die Freundschaft der Sicilianer, als durch Aufmerksamkeit auf ihre Sprache; sie sind dann sogleich bereitwillig, dem Fremden manche Zugänge zu eröffnen, die ihm vielleicht auf immrr unbekannt geblieben wären. Man wird auch bald mit der Sprache vertraut, wenn der erste unangenehme Eindruck, den die scharfen Töne auf das Ohr machen, vorüber ist, und lernt ihren Reichthum an Wörtern und Ausdrücken, ihre Naivetät und Gutmüthigkeit schätzen. Sie hat diese Eigenschaft, sagt ein Schriftsteller, mit den meisten andern Provinzialdialekten gemein, besitzt sie jedoch in einem höhern Grade als diese, das Plattdeutsche etwa ausgenommen, welches in dieser Vollkommenheit dem Sicilianischen am nächsten kommt. — In der Sicilianischen Prosa hat man nur Andachtsbücher und Erholungsschriften für die unteren Volksklassen; denn die Gelehrten Siciliens haben sich in ihren Italienischen Schriften der gewöhnlichen Sprache bedient, und ungeachtet ihr Patriotismus, auf ihre Insel bezogen, groß ist, so sollen sie es doch niemals für möglich gehalten haben, ihren National-

dialekt jenseits der Meerenge von Messina verpflanzen zu können. —

Die Toskanische Mundart, als die eigentliche herrschende Sprache der gebildeten Volksklassen Italiens, die Unterhaltungs- und Bücherſprache, wie bei uns das Hochdeutsche, hat von allen Dialekten daselbst die höchste Ausbildung erhalten, wodurch sie sich auch zu dem Range der Hofsprache an den meisten Höfen Italiens und zu einer höheren Gesellschafts-sprache erhoben hat, obgleich der Venetianische Dialekt nicht viel weniger zierlich und wohllautend ist. Auch bis auf die neueste Zeit ist man bemühet, diese Mundart in Wendungen und Ausdrücken reichhaltig zu machen und derselben einen schönen Fluß zu geben; immer noch wird an der Reinheit des Styls gearbeitet, welches selbst bei den wiederholten Ausgaben ihrer Klassiker geschieht; Arioſt davon nicht ausgenommen, der sonst die Feile bei seinem Orlando furioso und bei seinen übrigen Gedichten selbst sehr glücklich während seines Lebens bei neuen Ausgaben angewendet hat. Der Bau der Italienischen Sprache ist zwar sehr künstlich angelegt und sehr verziert, er hat nicht die natürliche Anlage anderer Sprachen behalten, dafür ist aber auch die Sprache um so melodiereicher, weil die Worte sich größtentheils mit Selbstlauten endigen. Man hat sie daher auch, und nicht mit Unrecht, die Sprache der Liebe genannt, weil die ersten Dichter von Ansehen oder Berühmtheit, besonders Petrarca, nur die Liebe in ihr, nicht in brausenden, glühenden, sondern in weichen oder zarten und melancholischen Empfindungen besangen. In dieser Beziehung übertrifft sie weit die Französische Sprache, die nicht jenes sanfte Feuer durchweg in den Ausdrücken der Gefühle unterhält, sondern es schnell auflodern und bald sinken läßt. Es ist daher zu bewundern, daß die Italienische Sprache, die zwar auch

ihre Perioden in fremden Ländern gehabt hat, nicht so ausschließlich, wie die Französische, bei fremden Nationen den Sieg davon getragen hat, Hof- und höhere Unterhaltungssprache zu seyn, da sie dazu weit mehr empfehlende Eigenschaften hat, als die Französische, die durch die Länge ihrer Bei- nnd Nebenwörter oft schleppend wird und nicht das Musikalische hat, was die Italienische Sprache in einem so hohen Grade besitzt, und wodurch sie so lieblich und angenehm klingt, einiges Zischende abgerechnet, welches man aber, wenn die Wörter zart abgestoßen werden, besonders wenn sie ein gebildeter weiblicher Mund spricht, nicht fühlt. Was das Weitere der grammatikalischen Ausbildung der Italienischen Sprache betrifft, wovon schon Manches, oben, unter Sprache und Sprachkunst, angeführt worden ist, so gleicht diese Sprache hierin sehr ihrer Stammmutter, der Lateinischen, nach deren Regeln sie auch späterhin immer mehr und mehr ist ausgebildet worden, wenn sie auch Manches von der künstlichen Gliederung derselben nicht angenommen hat, sondern hierin ihrer eigenen Bahn im Ausbilden gefolgt ist. — Ganz vorzüglich hat auf die Ausbildung der Italienischen Hauptmundart, der Toskanischen, die Gesellschaft der Arkadier gewirkt, welche zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts zur Herstellung des guten Geschmacks in Rom errichtet wurde. Die Mitglieder nahmen Arkadische Namen an, woher auch die Benennung gekommen ist, und hatten ihre Zusammenkünfte in einem gepflanzten Lustwalde, den sie den Parrhasischen nannten. Die Gesellschaft war noch im verwichenen Jahrhunderte sehr zahlreich, und zählte unter ihre Mitglieder sowohl geistliche, als weltliche Personen aus den ersten Ständen Roms. Der Hauptsitz der Gesellschaft, die Mutter Arkadia, ist zu Rom, von wo aus sie Kolonien durch ganz Italien verbreitet hat. Ein Schriftsteller macht bei

Erwähnung dieser Gesellschaft die Bemerkung, daß sie ihren Ruf wohl nicht so den poetischen Vorlesungen eines Guidi, Zappi, Moreri und Anderer verdanke, sondern mehr dem Pomp und der Aufzüge, der schäferischen Verkappung, die sie sehr liebt. Wie es denn auch sey, so hat sie doch um die Ausbildung und Verpflanzung der ausgebildeten Sprache viele Verdienste. In neuester Zeit haben sich besonders um die Bücher- und höhere Gesellschaftssprache, die Toskanische Mundart, durch Reinigung des Styls derselben von noch so manchem Klanglosen, so mancher Härte, verdient gemacht: Jakob Morelli, Franz Reina, Gaetano Poggiali, Ottav. Castiglioni und Andere. — Was die übrigen Dialekte der Italienischen Sprache betrifft, als: den Bolognesischen, Mayländischen, Bergamaskischen, Venetianischen und Neapolitanischen, so läßt sich darüber hier wenig sagen. Die drei ersten haben noch viele Härten, und daher in der Aussprache der Wörter manches Rauhe und Unangenehme. Der Venetianische hat dagegen viel Süßes und Angenehmes, ist sehr melodiös, und kommt, mit dem schon oben abgehandelten Sicilianischen, dem Toskanischen am nächsten. Der Neapolitanische Dialekt weicht von dem reinen Italienischen sehr ab, indem er weit härter in der Aussprache ist; auch erkennt man den Neapolitaner leicht, wenn er das reine Italienisch, die Toskanische Mundart, spricht, weil er es nicht sanft, sondern hart abstößt, die Worte hart betont; indessen ist die Neapolitanische Mundart doch ziemlich kultivirt und nicht so unangenehm, als die zuerst genannten drei Mundarten; er ist in dem jetzigen und in den vorigen Jahrhunderten sehr bearbeitet worden, besonders von Dichtern, welche eine große Anzahl größerer und kleiner Gedichte darin geschrieben haben. Die ältesten Neapolitanischen Dichter waren

Rechtsgelehrten, die durch ihren Umgang mit den untern Volksklassen in den Gerichtshöfen, auch die Naivetät und den Reichthum ihrer Sprache ganz kennen lernten; und ein Schriftsteller sagt: „Man kann den Charakter, die Denkungsart und den Ideengang des Neapolitanischen gemeinen Volkes nicht besser kennen lernen, als wenn man diese in einem hohen Grade nationale Poesien lieset. Sie tragen alle das Gepräge der Bonhomie und Lustigkeit, und sind ein Beweis mehr, daß das Volk bei weiten nicht so böse ist, als Reisende es ausschreien, besonders wenn sie seine Sprache nicht reden können und seine überaus drolligen Gestikulationen und Mienenspiele nicht verstehen." — Unter die Neapolitanischen Dichter, die durch ihre vielgelesenen Dichtungen auf die Sprache gewirkt haben, gehören: Nicola Capasso, Nicola Lombardi, Ritter Basile, Giambattista Valentino, Gabriel Fassano und Andere. Die Neapolitaner kürzen in ihrer Mundart viele Sylben ab, lassen viele Vokale aus oder verändern sie, und verdoppeln oft die Mitlaute; so sagen sie z. B. mpresa, statt impresa, appe, für ebbe, omme, statt uomo, no nce, für non gli, ttanto und Jlo, für tante und lo etc. Hierin geht die Toskanische Mundart allen andern vor, daß sie sich nicht so vieler Veränderungen in den Buchstaben ꝛc. erlaubt, und wo es geschieht, da gewinnt der Ton, die Aussprache.

Was die Literatur der Italiener betrifft, so sind die besseren ihrer Sprachwerke, als Sprachlehren oder Grammatiken, Wörterbücher, Elementar- und Handbücher ꝛc., schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 336 u. f., angeführt worden, die hier noch ansehnlich vermehrt werden könnten, wenn der Raum zur Anführung einer bloßen Literatur hier nicht zu beschränkt wäre. — In der Bellettristik sind besonders zu bemerken, außer den vielen Ausgaben

der berühmtesten Italienischen Dichter bis auf die neueste Zeit: Elogie d'Uomini illustri des Angel. Febroni. Pis. 1786, 2 Bde. — Discours snr l'Histoire et le genie des meilleurs Poëtes italiens, in der Bibliotheque italique. — Della novella Poesia cioè del vero genere e particolari bellezze della Poesia italiana. Lib. III. — Della Poesia italiana di Gius. Mar. Andrucci. Bol. — Dissertation upon Jtalian Poetry, by Gius. Baretti. Lond., 1783. — Lettre di Virgilio a' legislatori della nuova Arcadia, von Sam. Bettinelli, Agarotti und Andern mehr. — Saggio sopra la letteratura Jtaliana, di C. Denina. — Lettres sur la Litterature et la Poesie italienne. Flor. — Storia della Litteratura ital. di Girol. Tiraboschi. Mod. 1772 — 1782, 10 Bde. — Bibliotheca italiana. 12 Bde., Chemnitz, 804 — 7 — Ueber die Sizilianische Dichtkunst ist die vollständigste Sammlung: Scielta di diverse canzoni Siciliani di diversi autori colle tradizioni (latine) raccolte dal Barone D. Pietro de Blasii. Palermo. — Della Poesia Siciliana da Don Giovanni Ventimiglia Messinese. — Collezione di tutti i poemi in lingua Napoletana. — An Sprachwerken des Sicilianischen Dialekts sind wichtig: Melis Sicilianische Grammatik, und Giuseppe Antonio de Espinosa Alarcon großes Sicilianisch-Italienisches Wörterbuch. Man findet nun noch mehrere neue Werke über die Italienische Literatur, und so auch Mehreres darüber in Journalen, Zeitungen und Flugblättern, die aber der Raum verbietet hier anzuführen.

Sprache (Jüdische), s. unter Jude, Th. 31, S. 294 und 602. Diese Sprache ist ein Gemisch von Hebräischen Worten mit denen der Landessprache,

worin sich die Juden aufhalten, oder ansäßig und Staatsbürger sind; z. B. in Deutschland eine Mischung des Hebräischen mit Deutschen Worten; in Frankreich mit Französischen, in Portugal mit Portugiesischen, in England mit Englischen ꝛc. ꝛc.; s. auch oben, unter Sprache (Hebräische).

Sprache (Kabulistanische), s. Sprache (Cabulistanische).

— (Kanaanitische), Kananäische oder Cananäische Sprache, s. Sprache (Phönizische).

— (Kanzley-), uneigentlich der Kanzleystiel, welcher ehemals etwas Schwerfälliges hatte, von dem er in neuester Zeit so ziemlich befreit worden ist, indem man Wörter, wie sintemahl und alldieweil ꝛc., daraus verbannt hat, welche Art Wörter, die in großer Anzahl darin angetroffen wurden, dem Style einen ganz eigenthümlichen Zuschnitt gaben. Ein Mehreres hierüber, s. unter Kanzelley, Th. 34, S. 521 und folgende.

— (Katzen-), uneigentlich das Katzengeheul oder vielmehr die Zärtlichkeits-Ausdrücke der Katzen in der Rammel- oder Balzzeit.

— (Kaukasische), Kaukasische Sprachen, diejenigen Sprachen, welche von den Kaukasischen Völkerschaften, welche in den Provinzien Grusien oder Russisch-Georgien, Imerethi, und in einigen andern im Jahre 1813 von Persien an Rußland abgetretenen Landschaften, die nicht zu einer besonderen Provinz gemacht worden sind, wohnen, geredet werden. S. unter Sprache (Russische).

— (Korporal-), ganz uneigentlich, ehemals bei dem Militaire eine Benennung der Stockprügel oder Schläge, welche der Korporal als Strafe bei Dienstvergehen an den Schuldigen mit einem Spanischen oder Handrohre austheilte. Daher die Ausdrücke: Sich vor der Korporalsprache hüten; nicht

den Korporal sprechen lassen; der Korporal hat heute wieder eine schöne Sprache geführt; der Korporal läßt sich wieder hören u. s. w.

Sprache (kreischende), eigentlich nur ein kreischender Ton, Queckton, den gewöhnlich Frauenzimmer hören lassen, wenn sie recht in Eifer gerathen, sich erboßen, da denn die erhitzte Stimme nicht hell tönt, sondern gleich den in Thätigkeit gesetzten ungeschmirten Rädern an einem Wagen oder einer Maschine.

— (Küchen-), ein Kauderwälsch in jeder Sprache, ein Mischmasch durcheinander ohne alle Regeln; eine Verkürzung oder Verlängerung der Wörter, so daß sie ganz anders tönen; daher sagt man auch ein Küchenlatein, ein schlechtes Latein, welches nicht nach den Regeln geschrieben und gesprochen, sondern willkührlich abgeändert wird. Auch das Latein aus dem Mittelalter, das Mönchslatein.

— (Kunst-), Künstlersprache, im ausgedehntesten Verstande bezeichnet man mit der ersten Benennung alle Kunstausdrücke in den Künsten und Wissenschaften, und in den Handwerken, im engeren, besonders in der letzten Benennung: Künstlersprache, nur diejenigen der bildenden Künste (Zeichen-, Bildhauer-, Maler-, Kupferstecher-, Holzschneide-, Lithographir-, Stein- u. Metallschneide- od. Metallgrabe-Kunst ꝛc.) wie: Abdruck, Accord, Action, Aetzen, Allegorie, Anlegen, Anordnen, Antike, Aquarell (Malerey mit flüssigen Farben), Arabeske, Attitüde, Auffrischen, Aufreißen, Aussparen, Bambochade, Barock, Basrelief, Baumschlag, Begliederung, Beleuchtung, Beschmauchung, Beiwurf, Blasonniren, Carnation, Carrikatur, Carton, Ciseliren, Colorit, Composition, Contour, Contrast, Copie, Devise, Draperie, Durchpauschen, Einschlagen, Enkaustik (Feuermalerey), Entladen, Episode, Eurythmie oder Symmetrie, Fresko

(Kalkmalerey), Frische, Frostige, Gliedermann, Gouache (Wassermalerey), Groteske, Halbschatten, Harmonie, Helldunkel (Clair-obscur), Illuminiren, Impastiren oder Impastirung, Lasiren, Lasurfarbe, Lithographiren, Lokalfarbe, Miniatur, Mittelfarbe, Modelliren, Mosaik, Nachfärbung, Niche, Original, Palette, Patrone, Pausche, Perspective, Profil, Quälen, Radiren, Retouchiren, Schattiren, Schlagschatten, Schnörkel, Schraffirung, Skizze, Skizziren, Spatel, Staffage, Staffeley, Stukkatnr, Studien, Tinte, Ton, Torso, Touche, Tünche, Uebergattern, Uebermalen, Untermalen, Verblasen, Verbrämen, Wischer (Estompe), Wischtücher (Torchons), Xilographie, Xilographiren u. s. w. — In der Baukunst: Alkove, Anschlag, Arkade, Architrav, Attike, Aufriß, Ausladung, Balkon, Balustrade, Basis, Canelirung, Console, Cornische, Etage, Faßade, Feston, Fries, Frontespice, Fronton, Gebälk, Gesimse, Grundriß, Impost, Kälberzähne, Kapitäl, Karyathide, Kragstein, Perron, Pilaster, Postament, Proportion, Reißen, Reißbrett, Reißschiene, Risalit, Säulenschaft, Symmetrie, Triglyphe, Würfel ꝛc. ꝛc. — In der Ton- und Tanzkunst: Accompagniren, Accord, Adagio, Alla Breve, Allegro, Allemande, Andante, Anglaise, Ansatz, Applikatur, Ausdruck, Assemblé, Balancé, Ballett, Besetzung, Bezifferung, Bourrée, Cadenz, Chaconne, Chaine, Chassé, Choral, Contrapunkt, Contrasubjekt, Contretemps, Cotillon, Coupé, Croisé, da Capo, Decima, Discant, Dissonanz, Duett, Echappé, Ecossaise, Elephantine, Elevé, Fleuret, Française, Fuge, Gavotte, Gique, Glissé, Instrument, Instrumentist, Intervalle, Kalkantiren, Kantate, Klausel, Komposition, Konzert, Loure, Melodie, Melodram, Mennuet, Moulinè, Musette, Oper, Operette, Orchester, Ouvertüre, Pantomime, Passacaille, Passage, Pastorale, Pirouette, Polonaise, Po-

sition, Plié, Quadrille, Quartett, Quintett, Rigaudé, Ritornell, Rondeau, Sarabande, Solo, Sonate, Sopran, Symphonie, Tenor, Trio, Tourné, Virtuos ꝛc. ꝛc. — In den schönen Künsten (Dichtkunst, Redekunst, Schauspielkunst ꝛc.): Acteur, Action, Affekt, Allegorie, Allusion, Anapest, Antithese, Apokope, Apostrophe, Archaismen, Backchius, Ballade, Burleske, Cäsur, Charakter, Chor, Contrast, Correkt, Daktyl, Dekarime, Deklamation, Dialogue, Diärese, Drama, Duodrama, Dythirambe, Ekloge, Elegie, Ellipse, Emphasis, Enthusiasmus, Epigram, Epistel, Epithet, Epos, Epopée ꝛc. ꝛc. — Für die meisten der hier angeführten Fremdwörter hat man auch Deutsche Wörter; allein sie sind nicht so üblich in der Kunstsprache, als die Fremdwörter, die schon eine große Geläufigkeit durch die Sprachwerkzeuge abgestoßen zu werden erhalten haben, und schon sehr zu Gewohnheit geworden sind, als daß die Deutschen Benennungen hier Feld gewinnen können. — Die Kunstsprache in den Wissenschaften, z. B. in der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medizin, in der Botanik, Chemie, Mathematik, Astronomie, Naturlehre, Oekonomie ꝛc. ꝛc., ist sehr groß; eben so groß ist sie in den mehr mechanischen Künsten und Handwerken; jedes mechanische Gewerbe, jedes Handwerk, hat seine Kunstausdrücke, seine Kunst- oder Gewerbssprache, die nur ihm eigen ist. Mehrere Wörter sind auch mehreren Gewerben gemein, jedoch nicht immer in derselben Bezeichnung des Gegenstandes. Hier aus den oben genannten Wissenschaften, und aus den mechanischen Künsten und Handwerken Kunstwörter anzuführen, erlaubt der Raum und auch die Tendenz dieses Artikels nicht, da hier nur im Allgemeinen dasjenige erklärt werden soll, was man unter Kunstsprache versteht, und dieses wird aus den oben angeführten Beispielen klar genug

hervorgehen; es sind Benennungen, die eigenthümlichen Gegenständen in den Wissenschaften, Künsten und Handwerken beigelegt worden sind, die eigenthümliche Gegenstände bezeichnen, welche nur größtentheils abgezogene Begriffe enthalten, die zur Bezeichnung der Handlungen und Eigenschaften der wirklich vorhandenen Dinge dienen.

Sprache (Kymrische), s. unter Sprache (Englische).

— (Land-), Bauernsprache, werden die Provinzialmundarten in jedem Lande oder Staate genannt, die von der Hauptmundart, der eigentlichen Landessprache, oft mehr, oft weniger abweichen, je nachdem die Provinzen entfernt von der Haupt- und Residenzstadt des Reiches liegen, und an Staaten gränzen, die ihre eigene Sprache haben, von denen jene Bewohner Wörter und Ausdrücke durch den täglichen Verkehr annehmen und mit ihrer Mundart mischen; oder näher derselben, da sie denn von der ausgebildeten Muttersprache sich mehr zu eigen machen, wie man dieses z. B. in den Umgegenden der Residenzstädte in Deutschland gewahrt, wo die Landleute, durch ihren Verkehr mit den Großstädtern, auch ein gereinigteres Deutsch sprechen, und wenn auch nicht in der Wortbildung nach den Regeln der Grammatik, doch im Ausdrucke und Ton oder Klang.

— (Landes-), diejenige Sprache, welche in einem Lande oder Reiche als Hauptsprache geredet wird, die Volkssprache, die dann wieder ihre Mundarten hat, die in den Provinzen geredet werden und Provinzialdialekte heißen. Im eigentlichen Wortverstande ist es bloß die Volkssprache eines Landes, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Mundarten zu nehmen, und daher belegt man sie nur mit dem Namen des Landes oder Staates, in dem sie herrschend ist; z. B. die Deutsche, Französische, Englische, Italienische, Holländi-

sche, Spanische, Portugiesische, Russische, Schwedische, Dänische, Polnische Sprache.

Sprache (Lateinische), die Sprache der Römer; eine ausgestorbene Sprache, als Volkssprache, aber als Gelehrtensprache eine, bei allen kultivirten Völkern fortlebende Büchersprache, die nur mit dem Aufhören aller Gelehrsamkeit, aller Wissenschaften und Künste, kurz mit dem Aufhören der wissenschaftlichen Bildung eines Landes aufhören kann. Die Lateinische Sprache hat, so wie jede ausgestorbene, aber noch in der gelehrten Welt fortlebende Sprache, eine doppelte Geschichte, nämlich als lebende, und dann als todte Sprache. Als eine lebende oder lebendige Sprache hat sie vier Perioden. Die erste Periode fängt mit ihrem Ursprunge an, und geht bis auf die Zeiten des zweiten Punischen Krieges, im Jahre 514 nach Roms Erbauung; die zweite geht von da an, bis zum Tode Augustus, i. J. 767, welche Periode man das goldene Zeitalter der Lateinischen Sprache nennt; die dritte geht von da ab bis auf Trajans Tod, i. J. 117 nach Christi; die vierte geht von da bis auf die Eroberung Roms von den Gothen, Longobarden, Vandalen und andern Völkern im fünften Jahrhunderte. — Als todte Sprache kann man sie in zwei Abschnitte bringen. Der erste geht vom fünften Jahrhunderte an bis zum vierzehnten, und der zweite von da bis auf die neueste Zeit. Einige Schriftsteller bilden noch eine Zwischenperiode vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahrhunderte; allein dieses scheint überflüssig zu seyn, da man nur zwei Hauptperioden annehmen kann; die eine Periode begreift den Verfall dieser Sprache, und die andere die wieder Hervorsuchung der alten klassischen Schriftsteller und die Erhebung dieser Sprache. Jetzt zur Geschichte der Lateinischen Sprache, als eine lebende. Was wir aus der ersten Periode dieser Sprache wissen, gründet

sich mehr auf Vermuthungen, als auf Angabe aus sichern Quellen, besonders was den Zeitraum unter den Königen anbetrifft; denn erst von Ankus Martius an, besonders aber unter der Republik wird es Licht in der Geschichte der Römer. Die Abstammung oder der Ursprung der Lateinischen Sprache kann daher nicht mit Zuverläßigkeit nachgewiesen werden; es ist aber wahrscheinlich, daß die Lateinische Sprache aus einer Mischung der Pelasgischen, Oscischen, Etruscischen, Ligurischen und mehreren andern entstand, welches vielleicht alles Mundarten eines Hauptstammes waren. Nach der Vermuthung einiger Schriftsteller soll es der Etruscische, nach Andern der Pelasgische gewesen seyn, doch dieses sind bloße Vermuthungen, die über den Ursprung der Lateinischen Sprache keine Aufklärung geben; eben so wenig, als die Herkunft der Römer von den Lateinern, und dieser von den Ausonen, als für gewiß betrachtet werden kann. In den ersten Zeiten unter den Königen war die Sprache, wie bei allen Völkern, die noch keine Literatur haben, noch roh; obgleich einige der Völker Italiens, wie die Etrusker, schon Kultur besaßen und die Künste pflegten; auch ging die Ausbildung der Sprache in der ersten Epoche schon darum langsam, weil die Römer nur die Ausdehnung ihres Gebietes im Auge hatten, sich zu vergrößern suchten, und daher im steten Kriege mit ihren Nachbarn waren. Eine Eroberung folgte auf die andere, wodurch ihr Heroismus zwar gestärkt, aber für ihre Ausbildung wenig gethan wurde. Selbst als sie schon den untern Theil von Italien im fünften Jahrhunderte der Stadt erobert hatten, und daher Umgang mit den eroberten Völkern pflegten, hatte ihre Sprache doch noch keine sehr große Fortschritte gemacht, weil noch keine Schriftsteller in derselben aufgetreten waren. Aus dieser ersten Epoche der Lateinischen Sprache sind noch einige Fragmente von Ge-

setzen und Inschriften vorhanden, aus denen man den Zustand der Sprache ersehen kann. Von den Gesetzen der zwölf Tafeln ist ein Fragment schon oben unter Sprache und Sprachkunst, S. 52 angeführt worden. Hier eine Probe aus Festus: Sei. queis. aliuta faxsit. cum. pegunia. familiaque. sacer. estod. sei. queis. im. occisit. paricida. nec. estod. Wie wenig die Sprache zu der Zeit noch ausgebildet war, geht daraus hervor, daß noch manche Buchstaben fehlen; so z. B. findet man für g, c, macistratos, pucnandod; auch werden R, S und O und U häufig eins fürs andere gebraucht. Oe steht gemeiniglich für i, Pilomnoe poploe. Exfociont für effugerunt. Die Inschrift auf den Consul L. Scipio, welcher diese Würde im Jahre 494 nach der Erbauung Roms bekleidete, fängt so an:

HOINC. OINO. PLOIRVME
CONSENTIONT. R.
DVONORO OPTVMO FVISE
VIRO.
(Hunc unum plurimi consentiunt Romae
Bonorum optimum fuisse virum.)

Die zweite Epoche der Lateinischen Sprache wird von einem Schriftsteller in zwei Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt enthält die Bildung der Sprache durch Schriftsteller von Livius Andronicus an bis auf die Zeiten Sullas; und der zweite von diesem bis zum Tode Augusts. In dem ersten Abschnitte beförderte die Bekanntschaft der Römer mit den Griechen ihre literarische Bildung, welche mit der dramatischen Dichtkunst beginnt, Nävius beschrieb die Geschichte des ersten Punischen Krieges; von seiner Sprache zeigt folgende Stelle: Quei terrai Latiai hemones tuserunt; Vires fraudesque Poinicas fabor. (Qui terrae Latiae homines tuderunt etc.) — Ennius schrieb schon einen

bessern Styl: Horrida Romuleum certamina pango duellum. Auch Lucilius Schreibart hatte noch viele Härten:

Hunccine ego unquam Hyacintho
hominem Cortini potentis.
Verrucam, naevum pictum, dentem
eminulum unum.

Nach und nach fing sich auch die Prosa an zu bilden. Cato der Aeltere schrieb im J. 560 seine Geschichte und die Bücher vom Ackerbaue. In diesen Abschnitt gehören auch noch: Plautus, Pacuvius, Lukretius, Terentius und Varro, von denen die beiden Letztern schon einen höheren Grad von Geschmeidigkeit und Reinheit haben. In dem zweiten Abschnitte von den Zeiten des Sulla an begann das goldene Zeitalter der Lateinischen Literatur und Sprache. Die Einwanderungen der Griechen in Rom, die Eroberung mehrerer Griechischer Provinzen, der Eifer der Großen für die Wissenschaften; diese und andere Umstände erregten einen allgemeinen Wetteifer der Römer in der Bildung ihrer Sprache, wozu sich Redner, Dichter und Geschichtschreiber vereinigten. Die Römische Mundart (Romana lingua) bekam jetzt unter allen Dialekten die Oberhand; sie wurde die Sprache der Patricier, überhaupt der gebildeten Römer und die Büchersprache, und als sich unter Augustus das Kaiserthum gestaltete, auch Hofsprache. Nicht lange vor und zu den Zeiten des eben erwähnten ersten Kaisers der Römer hatte sich die Sprache zur höchsten Reinheit und Zierlichkeit erhoben, sie war eine elegante Sprache geworden. Selbst die niedrige Klasse des Volks war aufmerksam auf eine schöne Sprache, fand Geschmack an gehaltvollen und zierlichen Reden. In dieser Periode wirkten auf die Sprache die Schauspieldichter: Plautus, und Terentius, der Redner Cicero, die Geschichts-

schreiben: Julius Cäsar, Cornelius Nepos, Sallustius, Livius, und die Dichter: Ovidius, Virgilius, Horatius, Phädrus, Tibullus und Catullus. Nach einem Philologen müssen die Prosaiker: Cicero, Cäsar, Nepos, Livius, zum Theil auch Horatius in seinen Satyren und Briefen, für den angehenden Humoristen die ersten Muster des Styls seyn; Sallustius sey aber in Rücksicht der Sprache etwas behutsamer zu brauchen. — Der dritte Zeitraum beginnt mit dem Tode Augustus und geht bis zum Tode Trajans. In dieser Periode fängt die Literatur der Römer und mit derselben auch die Sprache an zu sinken; denn wenn gleich die erste Bildung der Sprache und Literatur der Römer hauptsächlich von den Griechen herrührt, so traten doch die oben genannten Schriftsteller zuerst als gefeierte Originale in ihrer Muttersprache auf; es war ein reiner Geist, den die Begebenheiten, die Regierungsform, und das erwachte Gefühl für die Natur weckten und belebten, für das Vaterland enthusiasmirten; dieser Geist ging aber nach und nach mit dem Wechsel der Regierungsform, mit der Ungleichheit der Kaiserlichen Regierungen, in Beziehung auf Beförderung der Wissenschaften und Künste, verloren. Auch wurden die Schriften der Römer seit der Regierung Augustus auch außer Italien verbreitet, und ihre Sprache ging in alle Römischen Provinzen, sie wurde nun allgemeiner und dadurch kamen viele neue Wörter, Ausdrücke und Wendungen in die Sprache, wodurch sie ihre Reinheit und mithin ihre Originalität verlor. Den folgenden Dichtern sieht man schon Studium und Nachahmung an; Ausdrücke und Wendungen sind nicht mehr frei, sondern gezwungen; auch die Beredsamkeit war mehr geschmückte Deklamation, als eine kernige, durch die Umstände erweckte Rede. Indessen giebt es auch in dieser Periode der

Sprache noch mehrere Schriftsteller, welche an diejenigen des goldenen Zeitalters hinanreichen. Bekannt aus dieser Periode sind: Valerius Maximus, Curtius, Paterculus, Celsus, Seneca, Columella, Mela, Petronius, Quintilianus, die beiden Plinius, Justinus, Suetonius, Tacitus, Florus und Festus, als Prosaiker; Phädrus, Persius, Lucanus, Juvenalis, Statius, Valerius Flaccus, Silius, Martialis und Terentianus Maurus, als Dichter. Unter diesen werden wegen ihres Stoffes mehrere noch zu den oben aus der zweiten Periode angeführten klassischen Schriftstellern hinzugezählt; z. B. Valerius Maximus, die Geschichtsschreiber Vellejus Paterculus, Florus, Curtius, Suetonius und Tacitus; der Lehrer der Beredsamkeit Quintilian; der Weltweise Seneca, die beiden Plinius, und Celsus; doch wollen einige Philologen den Curtius, Seneca und den Florus nicht besonders als Stylisten empfehlen. Beinahe allen Schriftstellern dieser Periode fehlt die edle Einfalt und Natürlichkeit, welche die Schriften der Schriftsteller der zweiten Periode so sehr auszeichnen. Alle diese Eigenschaften verlieren sich nun ganz in der — vierten Periode der Sprache, die von dem Tode Trajans bis zur Eroberung Roms von den oben genannten Völkern geht; denn so wie die Nation anfing sich mit vielen Fremden zu mischen, so wurde auch die Sprache ein Gemisch von vielen; denn sie bekam eine Menge neuer Wörter, Constructionen, Wendungen und Eigenheiten; die alten Bedeutungen gingen immer mehr verloren, und die poetische Dikzion ging in die Prosa über. Ein Schriftsteller sagt von dieser Periode: „Die Sprache nahm jetzt, nach dem ewigen Kreislaufe der Dinge, gerade die Fehler und Mängel wieder an, aus denen sie sich im goldenen

Zeitalter glücklich herausgearbeitet hatte; denn Affectation, Schwulst oder Mattigkeit ist der Charakter der meisten Schriftsteller dieser Periode; aber auch jetzt gab es noch darunter einige, welche ihre Muttersprache in den Werken früherer Muster studierten. Im Durchschnitte wimmelte es von barbarischen Wörtern, angariari für cogere aus dem Griechischen ἀγγαρεύειν, neotericus, catamidiari, explodi, Spartian, decaprotia, scandalizare; von poetischen Wörtern, wie fulgidum, für fulgens; von veralteten, wie repedare, statt redire, sublimare, poenitudo; von neuen Zusammengesetzten, wie mundipotens, multiforabilis, multilaudus, multivorantia, dissumire, incapax, incuriositas, impulvereus beim Gellius; antecantamentum beim Apulejus. Von neuen Bedeutungen: invidere für non videre, credulitas für fides, discurrere, für abhandeln benedicere regnen; von neuen Constructionen, wie benedicere aliquem, parere aliquem, Jemanden gehorchen. Medictates brauchen Eutropius, Apulejus, Ammianus und Andere; molestare, mehrere. Aus dubitatio wurde dubietas; aus gratia, gratiositas, aus peccatum, peccamen. Exhibitio, habitaculum, vulgaritas, compassio, insufficientia und dergleichen mehr, findet man sehr häufig." — Nicht nur die vielen Fremden, die aus allen Römischen Provinzen nach Rom strömten, verdarben durch Einmischung vieler Fremdwörter die Sprache, sondern auch die christliche Religion hatte einen großen Einfluß darauf; denn da man, um die neuen Religionsbegriffe auszudrücken, keine Wörter dafür in der Lateinischen Sprache fand, so mußte man neue Wörter schaffen, wodurch gleichfalls der Lateinische Styl verdorben wurde. Die besseren Schriftsteller dieser Zeit sind: Lactantius, Cyprianus, Hieronymus, Minucius Felix,

die Juristen Ulpianus, Pomponius, Paullus und Andere; Symmachus in einzelnen Stücken, Eutropius, Ambrosius und Julius Obsequens. Gellius ist schätzbar als Sammler; Apulejus, Apicius, Solinus, Tertullianus, Arnobius, Ammianus, Vegetius, Firmicus, Macrobius, Sammonicus, Hilarius, Juvencus, Marius Victorinus und Ausonius sind größtentheils unrein und barbarisch. Ein Schriftsteller sagt: „Hätten die Panegyriker dieser Periode mehr Geschmack, weniger armselige Schmeicheley und Witzeley, so würden sie sich lesen lassen, da ihr Periodenbau nicht schlecht ist.“ Hier dürfen auch nicht übergangen werden die Scriptores Historiae Augustae, der Dichter Claudianus, Avienus, Aurelius Victor, Servius und Calpurnius. Aus dem fünften Jahrhunderte kann man noch herübernehmen: Augustinus, Sedulius, Orosius, und die Dichter: Prosper Aquitanus u. Claudius Numantianus. Nachdem Einfalle der Gothen, Longobarden und anderer Völker in das Römische Gebiet, und nach der Eroberung Roms wurde die Lateinische Sprache ganz verderbt, auch wurde die Literatur der Alten den Christen von den Geistlichen als ketzerisch und seelenverderblich untersagt. Die Sprache, die man redete, war ein Jargon, der sich nach und nach in die heutige Italienische Sprache auflöste; s. oben, unter Sprache (Italienische).

Die Lateinische Sprache, als eine todte Sprache betrachtet, beginnt mit dem fünften Jahrhunderte und theilt sich, wie schon oben angeführt worden ist, in zwei Perioden. Die erste Periode geht vom fünften Jahrhunderte an und reicht bis zum vierzehnten. Vor dem siebenten Jahrhunderte sind noch als erträgliche Schriftsteller zu nennen:

Sidonius Apollinaris, Salvianus, Boethius, Fulgentius, Avidius, Cassiodorus, Priscianus und Isidorus. Vom siebenten Jahrhunderte an ist aber, in Beziehung auf die Sprache, kein erträglicher Schriftsteller zu nennen. Jetzt findet man die eigenthümlichsten Wörter und Zusammenstellungen, z. B. cervicositas, Halsstarrigkeit, nescientia, serietas, Ernsthaftigkeit, almitas, fabricatura, incultio, Barbarey, eremititas, exacerbatrix, cernentia, Gesicht, und tausend ähnliche. Verderbungen aus dem Griechischen, wie Perihermenias, περὶ ἑρμηνείας, acedia, ακηδία; Bedeutungen, wie deliquium, für Sünde, conditio, für Schöpfung, impossibilitas, für Unvermögen, orator, für Gönner, dictio, für oratio, creator, für Vater; Abstracta, wie deitas, perfectissimatus, spectabilitas; Diminutiva, wie conditiuncula, epistoluncula, dominulus und dominicellus, rescula, bonuscula; Endungen, wie exspectamen, otiositas, indages, absentatio, exacerbatio, captivatio, concinnantia; unnöthige Zusammensetzungen, wie praeeminentia, interdonatio; ungrammatischer Gebrauch in den Zahlen, wie plebes, in casibus, fastibus, mi dominus, villabus; Adjectiva, wie exercitualis, affectuosus, incendiosus, indemutabilis, cordax, temporaneus, proprietarius, immensurabilis; neue Adjectiva, wie lucivomus, urbicremus, multimodus, ventriloquus; Comperativa, wie feliciosior, proprior; Superlative, wie admirandissimus, sublimissimus; ganz neue Wörter, wie cassare, longinquare, dehabere, disparascere, certificare, contrariare, aptificare, bannire, decervicare, crepusculascere; Verderbungen, wie prostrare, aus prosternere, fabrire aus fabricare, explicitus oder explicatus, beendiget, daher lieber ex-

plicit; Abwandlungen, wie fito, von fieri, floriet, prodiet, resisti, statt restiti, adjectiuit; die Deponentia als Passiva, speculari, für conspici, recordari, erinnert werden, als Aktiva der Form nach, prosequere, conare, auxiliare; Adverbia, wie quoquam, für usquam. admodum, für beinahe, taliter, für sic, ubi, für wohin, aliquanti, für aliquot, forinsecus, perpetualiter, adeotenus, dum ad vivimus, enerviter, latialiter, für latine, peremtorie, aliqualiter; Zusätze, wie ab antiquitus, in antea, e contra; der willkührliche Gebrauch von ut und quod, sive und vel, statt et, dum statt cum. Die Vernachlässigung der Orthographie; Ueberladung von Beiwörtern; sinnlose Metaphern, wie Paulus stabularius evangelicus, arriditatem terrae meae eloquentiae vestrae imbre perfundere, statt me docere, multimodo veritatis gladio falsiloqui cerviculam concipilare, statt veritate errorem opprimere, totis animae visceribus appetere, statt valde cupere. Syntactische Fehler, wie in aliquo amare, statt aliquem, petere alicui, für ab aliquo, post nostrum ambobus discessum, ambire ad honores. Diese und ähnliche Barbarismen findet man in den Schriftstellern dieser Zeit, selbst in dem oben, S. 659, als besonders fehlerhaft Angeführten, auf jeder Seite. Die Wörter mancher Scholastiker gleichen beim Anblicke der Dresdner Elbbrücke, sie sind riesenhaft in der Länge, wie: Potentionabilitudinalitates, attingibilitatibus, componibilitates, haecceitates, homineitates etc. In diesem Jahrhunderte wurde das Latein von den Päbsten für den Gottesdienst eingeführt, so wie es auch fast allgemeine Staats- und Büchersprache ward, und von dieser Zeit an setzte sie sich in den Kirchen, Klöstern, Gerichtssälen, Schulen ꝛc. fest; so daß sie in der Folge die Sprache

der Gelehrten ward und blieb. Aus dem achten Jahrhunderte können hier noch die Namen: Alcuinus, Warnefridus; aus dem neunten: Eginhard, Rabanus Maurus, Strabus, Aymo, Hincmarus; aus dem zehnten: Odo Severus, Luitprandus; aus dem eilften: Radulphus, Lambertus Schafnaburgensis; aus dem zwölften: Sigebertus, Guntherus, Abelardus, Otto Frisingensis und Saxo; aus dem dreizehnten: Conradus, Albertus Magnus, Thomas Aquinas, Bonaventura; aus dem vierzehnten: Joh. Duns, Wilh. Occam, Joh. Bassolis, Durandus und Andere, aufgeführt werden. Vom zehnten bis vierzehnten Jahrhunderte war die Literatur beinahe ganz ausgestorben; und wenn man hier und da in den Klöstern die alten Autoren abschrieb, so wurden diese Abschriften doch nicht sehr verbreitet, hatten also keinen Einfluß auf das Ganze. Man nennt daher die ganze Zeit, vom fünften Jahrhunderte an bis um die Mitte des funfzehnten: die Zeit der Barbarey, weil nicht nur die Lateinische Sprache ganz verderbt, sondern auch ein falscher Geschmack im Denken und Reden entstanden war. — In der zweiten Periode, welche vom vierzehnten Jahrhunderte anhebt und bis auf die neueste Zeit geht, fing man wieder an die Schriftsteller des goldenen Zeitalters hervorzusuchen und zum Muster zu wählen. Dieses Wiedererwachen der Wissenschaften oder vielmehr diese Reformation in derselben, durch Erhebung der klassischen Schriftsteller der Alten zu Vorbildern des Geschmacks im Denken und Schreiben, verdanken wir den Italienern; s. oben, unter Sprache (Italienische). Auch aus Griechenland kamen um diese Zeit Gelehrten und Künstler nach Italien und verbreiteten daselbst einigen Geschmack. Besonders waren es aber die Fürsten

aus dem Hause Medici, welche die Gelehrten und Künstler fleißig unterstützten, und dadurch den Eifer und mit ihm den Geschmack am Schönen wieder erweckten. Hierzu kam nun noch im funfzehnten Jahrhunderte die Buchdruckerkunst, die für die Verbreitung der Literatur von nicht zu berechnenden Folgen gewesen ist. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte zeichnen sich als Lateinische Schriftsteller aus: Chr. Lambinus, Gaza, Politianus, Merula, Omnibonus, Ficinus, Reuchlinus, Pomponius, Lätus, Sabellicus, Picus von Mirandola, Manutius, Melanthon, Erasmus, Bembus, Budäus, Coelius Rhodiginus, Joachim Camerarius, Vives, Stephani, Palearius, Bonamicus, Caesar Scaliger, P. Manutius, Nizolius, Castellio, Victorius, Schorus, Robortellus, Hier. Wolf, Conr. Gesner, Sigonius, Turnebus, Brissonius, Cujacius, Neander, Muretus, Perpinianus, G. J. Vossius, Dion. Lambinus, Justus Scaliger, Lipsius, Torrentius, Tursellinus, Sylburg und Andere. Der schon oben genannte Cae s. Scaliger, sagt im sechsten Buche seiner Poetik, daß von den Neulateinischen Dichtern in den oben genannten Jahrhunderten: Mantuanus, Castilioneus, Bembus, Politianus, Vida, Pontanus, Sannazar und Frakastor, dem Theokrit, Horaz, Ovid, Catull, Properz zur Seite gesetzt werden können. In dieser genannten Zeit, besonders im sechzehnten Jahrhunderte, entstanden Streitigkeiten über die besten Muster der Alten im Lateinschreiben. Einige ahmten diejenigen Schriftsteller nach, deren Schreibart etwas schwer und geschraubt ist; dieses that z. B. Beroaldus und Andere; sie erhielten davon den Beinamen Apuleja-

ner; Andere ahmten ausschließlich den Cicero nach, z. B. Bembo und Andere. Ueber das Letztere entstand ein Streit zwischen Ciceronianern und Melanthonianern; ein ähnlicher Streit entstand zwischen Nizolius und Majoragius; Andere, wie Lipsius, ahmten den Seneca nach. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fing das Studium der Römischen und auch der Griechischen Literatur wieder etwas an zu sinken, welches daher rührte, daß sich die Literatur der Franzosen, Engländer, Holländer und auch zum Theil der Deutschen, jedoch gegen die Ersteren noch sehr untergeordnet, mächtig zu heben anfing und die ausgezeichnetsten Köpfe in ihrer Muttersprache schrieben; es also den Italienern nachthaten; ja daß die Französische Sprache u. Literatur so zu sagen das Uebergewicht beinahe in allen kultivirten Staaten Europas erhielten, und viele Schriftsteller anderer Nationen nicht nur die Französische Literatur studierten, sondern auch in dieser Sprache schrieben. Indessen traten aus dem vorigen Jahrhunderte in dieses hinüber und waren in diesem noch folgende Schriftsteller, welche sich in der Lateinischen Sprache auszeichneten: Gruter, Dousa, Scioppius, Js. Casaubonus, Gronovius, Hugo Grotius, Salmasius, Dav. Heinsius, Sanctius, Giphanius, Hotomannus, Ursinus und Andere. Am fruchtbarsten an Humoristen blieb England, Deutschland und Holland; bekannt sind: Perizonius, Küster, C. Barth, Meibom, Cellarius, D. Pareus, Buchner, Graevius, Tan. Faber, Broukhuysen und Andere. Der um das Jahr 1688 Aufsehen erregende Streit über den Werth der alten Literatur in Vergleich zu der neueren auf Veranlassung eines Gedichtes von Perrault, ist schon unter Sprache (Französische) erwähnt worden. Auch im achtzehnten Jahrhunderte

ist die Lateinische Sprache den neuern oben angeführten Europäischen Sprachen untergeordnet worden; sie blieb zwar Gelehrten- und Schulsprache, aber lange nicht mehr in der Ausdehnung wie es noch bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Fall war; denn sie mußte ihr Recht hier auch schon neben der Landessprache mit der Französischen theilen. Auch fing man jetzt an die meisten wissenschaftlichen Werke in der Landessprache oder in der Französischen, als in der überall in Europa beliebten Modesprache, zu schreiben. Auch aus dem Geschäftsleben, sowohl dem Privat- als öffentlichen, dem bürgerlichen, als Staatsleben war sie herausgedrängt worden, und in der Diplomatie, worin sie noch am längsten ihren Platz behauptet hatte, trat auch die Französische an ihre Stelle; s. auch Sprache (Gelehrten-). Indessen haben sich auch im Anfange dieses Jahrhunderts in der Lateinischen Sprache mehrere Gelehrten ausgezeichnet, wie Clarke, P. Burmann der Aeltere und Jüngere, Bentley, Marcland, Fabricius, weiterhin Potter, Musgrave, Daves, Thyrwith, Hemsterhuis, d'Orville, Wesseling, Valkenar, Lennep, Matth. Gesner, Alberti, Pierson, Schwarz, Ernesti, Heusinger, W. Reiz, Reiske, Klotz, Heyne, Ernesti, Fischer, Bek, Bauer, Scheller und Andere. Klassische Lateinschreiber sind: Ruhnken, Wyttenbach, Wolf und Andere mehr. Auch in diesem Jahrhunderte ist über das Studium der alten Literatur, über das Maaß des Lateinlernens auf Schulen, über den Nutzen oder die Nothwendigkeit des Lateinschreibens, und in wie fern mehrere Wissenschaften, ohne die Literatur und Sprache der Alten zu wissen, erlernt werden können, viel gestritten worden; ja man ging auf vielen Schulen schon so weit, daß man die Griechische Sprache allen denen zu lernen erließ, welche Jura zu studieren beabsichtig-

ten; ja daß man überhaupt, auch wegen des Lateinlernens, sehr lau verfuhr, indem man in den meisten Staaten Landesgesetze eingeführt habe, und daher das Römische Recht, von dem es ohnehin viele gelungene Uebersetzungen giebt, nur nebenbei zu wissen oder zu verstehen brauche. Was das Lateinlernen anbetrifft, so führten die Gegner bei diesem Streite an:

1) Sei das Lateinlernen zwar nicht auf gelehrten Schulen zu beschränken, jedoch müßten diejenigen, die sich nicht den Facultätswissenschaften, das heißt, der Theologie, Jurisprudenz, Medizin und Philosophie widmen wollen, nicht so viele Lateinische Stunden mitzunehmen haben, als diejenigen, welche zu den genannten Wissenschaften bestimmt sind; dagegen müßte man bei jenen mehr auf das Studium der Muttersprache und anderer neueren Sprachen, auf Naturgeschichte, Naturlehre, Geographie, Statistik, Geschichte, Mathematik und andere Wissenschaften sehen, von denen sie mehr Nutzen ziehen könnten, als von den todten Sprachen, von denen sie sehr oft in den Verhältnissen, in welche sie treten, so lange sie leben keinen Gebrauch machen können. — 2) Biethe die alte Literatur als Fundamentallektion auf einer Anstalt zwar den höchst wichtigen Vorzug, daß sie, zweckmäßig behandelt, besonders geeignet sei, den Menschen sowohl von der intellektuellen, als von der ästhetischen Seite auszubilden; allein sie könne auch den Schüler zu großer Einseitigkeit führen, weil sie ihn aus der wirklichen Welt heraus, in eine bloß idealische versetze; worin ein Hauptgrund liege, weshalb das Sprachgymnasium andere Arten von wissenschaftlichen Kenntnissen, welche den Jüngling immer wieder in die wirkliche Welt zurückführen, aus seinem Lehrplane durchaus nicht ausschließen dürfen. — 3) Sei das Lateinlernen für die Facultätswissenschaften zwar nothwendig; allein es sei in neuerer Zeit, wo diese Sprache in den Gerichtssälen, in der Diplomatie ꝛc. nicht mehr gebraucht, nicht mehr praktisch geübt werde, auch nicht nöthig, sie in dem Grade zu üben, als wenn noch alle Verhandlungen darin geführt und sie noch gespro-

chen werden sollte. Nur der Philologe und Theologe müsse sich ganz dem Studium derselben hingeben, müsse sie von Grund aus studieren, alle übrigen Wissenschafter brauchten sie nur in dem Grade zu wissen, um Lateinische Werke lesen und übersetzen zu können. Auch habe das Sprechen einer todten Sprache seine Schwierigkeiten, weil man nicht mehr wisse, wie die Aussprache der Römer gewesen sei, also auch jede Nation sie nach ihren Mundarten ausspreche, und sich z. B. der Engländer mit dem Deutschen oder Letzterer mit dem Franzosen in der Unterhaltung in Lateinischer Sprache nicht verstehen würden, so sehr weiche die Aussprache der Lateinischen Wörter bei jeder Nation ab, und im eigenen Lande könnte man ja jetzt in der Muttersprache jedes gelehrte Gespräch führen, und mit Fremden in ihrer Muttersprache oder in der Französischen. Das Lateinsprechen sei also ganz überflüssig. Hierauf wird geantwortet: 1) Können auf Sprachgymnasien, deren Hauptzweck nur dahin gehe, Jünglinge für die Facultätswissenschaften vorzubereiten, sie also für den Gelehrtenstand zu bestimmen, keine Einschränkungen in Erlernung der alten Sprachen bei denjenigen gemacht werden, welche sich den eigentlichen Facultätswissenschaften nicht widmen wollen, weil dadurch der Lehrplan, besonders in den obern Klassen, ganz verrückt werden würde, wenn man für die zuletzt genannten besondere Lehrstunden in den neuern Sprachen und in ihnen nützlichen Wissenschaften einrichten wollte, dafür könne man ja Real-Gymnasien errichten, die bloß den Zweck haben, Jünglinge für die Nicht-Facultätswissenschaften zu bilden, wo also die Lateinische Sprache, so wie überhaupt die Antiquarischen Wissenschaften, die bloß dem Gelehrten nützen, nur eine untergeordnete Stelle erhalten. — 2) Müsse man zugeben, daß das Studium der alten Literatur, wie man es gewöhnlich auf Gymnasien zu treiben pflege, den Schüler zur Einseitigkeit führen kann; allein so ganz von der wirklichen Welt entferne sie ihn nicht, besonders wenn der Lehrer bei der Erklärung alter Schriftsteller zweckmäßig verführe und die Gegenwart mit der längst vergangenen Zeit in Vergleichung stelle, so werde sie dadurch in Beziehung

auf die Gegenwart selbst sehr lehrreich für den Schüler. Es komme also hier bloß auf den Unterricht an, wie dieser zweckmäßig ertheilt werde. — 3) Sei das Lateinlernen durchaus der wichtigste Theil alles Unterrichts auf Sprachgymnasien; denn durch dasselbe erhalte der junge Kopf oder Geist, den Schlüssel zu allen wissenschaftlichen Schätzen, welche der Erfindungsgeist des Menschen in den ältern und neuern Zeiten zu Tage gefördert habe. Die Lateinische Sprache müsse daher, um des eben so wichtigen materiellen, als formellen Nutzens willen, den ihre Erlernung gewähre, als der Fundamentallehrgegenstand aller Wissenschaften angesehen werden, und wenn man auch das Latein in einigen Wissenschaften wenig oder gar nicht gebrauche, so sei es doch nicht ganz ohne Nutzen, wenn man Latein verstände, indem immer Fälle im Leben vorkämen, wo es nicht allein von großem Nutzen sei, sondern auch Vergnügen gewähre es zu verstehen.

Was das Lateinschreiben betrifft, so hat man auch dieses für nutzlos erklärt. Die Gründe, die man dagegen anführt, sind folgende: 1) Bedürfen wir des Schreibens zum Verstehen Lateinischer Bücher nicht mehr; 2) Sei es sowohl im gemeinen Leben, wie in den Geschäften nicht nöthig; 3) Sei das Bücherschreiben in Lateinischer Sprache sehr unnütz, besonders jetzt, wo sich alle neuern Sprachen zur Klassicität herausgebildet haben, und daher die Ehre: seine Geistesprodukte der Welt mitzutheilen, der Muttersprache gebühre, wie dieses auch die Griechen und Römer gethan hätten, die uns doch hier als Vorbild dienten oder dienen sollen. Die Jugend brauche daher nicht dazu vorbereitet zu werden. 4) Sei es unmöglich in einer todten Sprache dem steten Wachsthume der Begriffe gemäß zu schreiben. 5) Raube man der Uebung in der Muttersprache und in so manchem Nützlichen die Zeit. — Dagegen führt man an: 1) Setze die Fertigkeit im Schreiben einer Fremdsprache auch ein tieferes Eindringen in den Genius derselben voraus. Viele, die sich rühmen, Griechisch zu verstehen, würden oft in Verlegenheit kommen, wenn sie es schreiben sollten; erst durch das Schreiben werde eine fremde Sprache unser Eigenthum. 2) Habe das ge-

meine und das Geschäftsleben hier keine Beziehung auf das Lateinschreiben, weil solches nur der gelehrten Welt angehöre. 3) Gäbe es Gegenstände, die wegen ihrer Gefährlichkeit billig Lateinisch bearbeitet werden sollten; andere, die sich besser Lateinisch behandeln lassen; und dann würden Lateinische Schriften auch von allen auswärtigen Gelehrten verstanden; denn nicht alle Nationen seien so übersetzungssüchtig wie die Deutsche. Hierzu komme noch, daß ein Lateinisches Buch keinem Wechsel der Sprache ausgesetzt sei; denn Ernesti werde nach vielen Jahrhunderten noch als schöner Lateinschreiber gelten, indessen seien uns seine Deutschen Schriften heute unerträglich. Wer möge jetzt Leibnitzens Deutsch geschriebene Werke lesen? 4) Ob es unmöglich sei in einer todten Sprache dem steten Wachsthume der Begriffe gemäß zu schreiben, sei wohl zu bezweifeln; denn es komme nur auf den Schriftsteller selbst an, daß er sein Thema und den Umfang der Sprache kenne. 5) Daß es der Muttersprache die Zeit raube, davon liegt die Schuld nicht an Personen, sondern an der Sache selbst.

Aus den hier aufgestellten Gründen für und gegen das Lateinsprechen und Lateinschreiben, wird ein Jeder selbst die Grenzlinie des Wahren finden. So viel sei übrigens hier gesagt, daß man die Deutschen Schriften zu Ernestis und Leibnitzens Zeiten nicht mit denen der jetzigen Zeit verwechseln darf, wo man das Deutsche als eben so klassisch betrachten muß, als das Ciceronische Latein. Wird man von den Deutschen Prosaisten die Werke von Göthe, Garve, Mendelsohn, Engel, Jerusalem, Lichtenberg, Müller, Schmidt, Knigge, Zimmermann, Schiller, Sprengel, Spittler, Archenholz, Schlosser, Eberhard, Herder, Hufeland, Huber, Forster, Woltmann, Manso, Schleiermacher, Ehrenberg und vielen anderen vorzüglichen Prosaisten, auch in der neuesten Zeit, in welcher uns die Journale und ästhe-

tischen Flugblätter so viele gehaltvolle und vorzüglich stylisirte Aufsätze liefern, nicht noch nach Jahrhunderten, ja Jahrtausenden lesen? eben so gut, als wir jetzt die Griechen und Römer lesen, und wenn wir glauben, daß unsere Sprache noch klassischer ausgebildet werden kann, als sie es schon ist, so konnte es auch wohl noch die Römische und Griechische, wenn diese Völker fortbestanden hätten, da keine Sprache als abgeschlossen zu betrachten ist, so lange sie als eine lebende existirt. — Ob auch die Römer so gedacht haben mögen in Bearbeitung gefährlicher Gegenstände, worunter man nur doch Sittenverderbende, oder Staatsgefährliche, oder Geheimnisse der Medizin ꝛc. verstehen kann, sie in einer Fremdsprache, und dann noch dazu in einer ausgestorbenen zu schreiben, wie oben der Vorschlag gethan wird, ist uns nicht bekannt geworden, indessen gewahrt man unter der Zahl ihrer Schriftsteller doch den Ovid, der wohl nicht als ein sittlicher Schriftsteller der Jugend empfohlen werden kann. Dergleichen Produkte, die durch Lesung ihres Inhaltes gefährlich werden können, müssen lieber — nicht gedruckt werden. Und was wissenschaftliche Werke anbetrifft, die manche Geheimnisse enthüllen, die nicht vor das große Publikum gehören, so lesen dergleichen Werke selten Andere, als für die sie geschrieben worden sind, man darf nur dann den Titel darnach einrichten. Man sucht aber oft absichtlich Titel zu wählen, die den Gegenstand so in das Licht stellen, daß der Uneingeweihete darnach begierig wird; dieses ist dann ein Fehler des Verfassers, des Schriftstellers, der sein Werk auch in die Hände eines andern Publikums bringen wollte, als für das es gehört. Es ist zu bewundern, da wir so lange die Griechen und Römer studieren und wiederholt studieren, daß wir noch nicht dahin gekommen sind, einzusehen, daß ihre Klassicität und Originalität nur in ihrer Nationalität

oder Volksthümlichkeit besteht; denn nur darin waren sie groß und zeichneten sich als selbstständige Völker aus; auch steckt darin nur die wahre Größe und der Adel eines Volkes; aber nicht darin, immer auf Stelzen zu gehen und den eigenen Füßen nicht zu vertrauen, oder diese für viel zu geringe zu achten, als daß man damit fortkommen könne. — Auch in der neuesten Zeit, im neunzehnten Jahrhunderte, hat man viel über die Vorzüge der alten und neuen Literatur, ganz vorzüglich aber in Deutschland, in Beziehung auf die Muttersprache, gestritten, und über die Vernachläßigung des Studiums derselben und deren Literatur auf den Sprachgymnasien bittere Klage geführt, da doch beides, als das einzige Band der Nation, in allen Bildungsanstalten oben anstehen sollte, und es nicht genug sey, die Sprache von Jugend auf durch die praktische Uebung zu erlernen, sondern sie auch nach dem Sprachgebrauche und den Sprachregeln, der Grammatik, und so auch deren Geschichte und Literatur zu studieren, weil dieses jetzt, bei dem Höhepunkte unserer Sprache und Literatur, dem Griechischen und Lateinischen vorangehe, und man so viel, als möglich, die Literatur der Alten zu beschränken suchen müßte. Für die Sache sprachen: Wolke, Pauli, Jahn und viele Andere, dagegen, mit Einschränkungen, eine Menge Schulmänner, indem Letztere, wohl nicht ganz mit Unrecht anführten: daß durch Hintenansetzung des Studiums der Alten, das systematische Lehrgebäude auf den Sprachgymnasien mit der Zeit ganz zusammensinken müßte; es würde dann damit gehen, wie mit der Gewerbefreiheit, daß es ein Jeder mit der Gelehrsamkeit versuchen, und diese dann mit einer Menge von Individuen ohne Talent und Beruf überfluthet werden würde, wogegen die alte Art zu studieren einigermaßen schütze, weil sie in Erlernung der alten Sprachen und der damit verbundenen Wissenschaften gleichsam einen

Damm aufführe, der nur mühsam zu übersteigen sey, und Manchen zurückschrecke, der die Anstrengungen und Mühen scheue, die damit verknüpft wären, die Kosten nicht einmal zu erwägen, die auf ein mehrjähriges Studium verwendet werden müßten, wodurch Eltern, welche die Mittel dazu nicht besäßen, oder sie nicht anzuwenden gesonnen wären, auch ihre Kinder davon abhielten. Das Latein- und Griechischlernen müsse daher bei allen denjenigen, welche sich einer Facultätswissenschaft widmen und im Staatsdienste angestellt seyn wollen, immer noch Hauptsache bleiben, obgleich dabei die neuern Sprachen, hauptsächlich aber die Muttersprache, nicht zu vernachläßigen sey u. s. w. Man konnte freilich bei dem jetzigen Zustande der neuern Sprachen, insbesondere der Deutschen, und der Wissenschaften, bei den tüchtigen Uebersetzungen aller alten Klassiker und aller werthvollen Werke, die in Lateinischer Sprache, in Beziehung auf die Wissenschaften, geschrieben worden, nichts anderes zur Vertheidigung anführen. Weil alle Facultätswissenschaften in ihrer Erlernung und Ausübung in neuester Zeit der todten Sprachen nicht bedürfen, und man weder mit Latein, noch Griechisch einen Heiden zum Christen bekehrt, einen Kranken kurirt und einem Angeschuldigten Recht spricht, sondern alle diese Wissenschaften in der Muttersprache erlernt und auch ausgeübt werden; und der Anstrich, den ehemals die Lateinische Sprache bei dem Uneingeweiheten, als eine geheimnißvolle Sprache, erhielt, die nur dem Gelehrten zukomme, wie die Hieroglyphen-Sprache in Aegypten der Priesterkaste, und das Samskrit den Brahmanen, bei der jetzigen encyklopädischen Bildung, die durch die neuesten Pfennig- und Heller-Magazine, durch die vielen wohlfeilen Ausgaben der Deutschen und der Klassiker anderer Nationen, durch die Heftweise ausgegebenen wissenschaftlichen

Wörterbücher oder Handlexica, um so deren Ankauf auch dem weniger Bemittelten zu erleichtern, noch mehr verbreitet wird, ganz gesunken oder verwischt ist, so legt man auch, von Seiten der Gebildeten im Volke, auf die klassische Literatur der Alten keinen solchen Werth mehr, und zieht die Literatur der Neuern jener vor; denn man gewahrt, daß man von dieser, auf das Leben und den Geschäftskreis bezogen, mehr reellen Nutzen hat, als von jener. Uebrigens haben die Philologen, die Schulmänner, kurz alle diejenigen, die als Gegner der Neuerungssucht in den Sprachgymnasien auftraten, in so fern gesiegt, daß sie das Studium der alten Sprachen auf den Gymnasien für die Facultätswissenschaften erhalten haben, und daß man jetzt für diejenigen Wissenschaften, die so eigentlich außer diesen Kreisen liegen, Realgymnasien und Gewerbeschulen eingeführt hat. — Auch in dem gegenwärtigen, neunzehnten, Jahrhunderte fehlt es nicht an guten Lateinschreibern. — Was die Lateinische Sprache in grammatikalischer Hinsicht betrifft, so ist darüber schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, das Nöthige angeführt worden; auch findet man daselbst, S. 332, die vorzüglichsten Sprachlehren und Wörterbücher angezeigt.

Sprache(Lettische), s. unt. Sprache(Russische).

— (Liebes-), uneigentlich, die zärtlichen Ausdrücke, deren man sich in jeder Sprache bedient, um den Gegenstand seiner Liebe an sich zu ziehen, zu fesseln, sich ihm gleichsam unentbehrlich durch die Eindrücke dieser Sprache, der sanften einschmeichelnden Worte auf das Herz, zu machen, so daß sie gleich einem Flämmchen, welches sparsam mit Oel genährt wird, im Herzen fortglühen, und dadurch die Eindrücke befestigen. Eigentlich eine sanfte, klangvolle Sprache, wie die Italienische, und auch zum Theil die Französische, die

leicht auf das Herz wirkt, leicht jedes Gefühl in Anspruch nimmt.

Sprache (Marokkanische), s. unter Sprache (Afrikanische).

— (männliche), hierunter versteht man nicht nur eine kernige Sprache in ihren Ausdrücken, sondern auch diejenige, welche in der Aussprache, im Tone voll und kräftig ist, wie z. B. die Deutsche, zum Unterschiede der weiblichen Sprache, deren Ausdrücke weich und zärtlich, und deren Aussprache, Ton, melodiös ist, wie z. B. die Italienische.

— (Miniatur-) eine Sprache, welche arm an Wörtern und Ausdrücken ist.

— (Morgen-), s. Th. 94, S. 41.

— (Morgenländische), s. Sprache (Orientalische).

— (Mutter-), s. Th. 99, S. 429.

— (Natur-), ist 1) gleichbedeutend mit Muttersprache. 2) Versteht man darunter eine jede natürliche, ungekünstelte Sprache, die schlicht, ohne Verzierungen, ohne besonderen Wechsel der Töne von den Lippen herabgleitet; eine Sprache, wie sie das praktische Leben giebt, ohne grammatikalische Genauigkeit. 3) Uneigentlich, die Prosa, im Gegensatze des Reims oder die ungebundene, im Gegensatze der gebundenen Rede. 4) Versteht man unter Natursprache ganz uneigentlich die Werke der Natur, der Schöpfung. Die Sprache der Natur. Daher die Redensarten: Die Natur spricht wie ein Buch. Die Natur spricht laut genug zu dem Menschen und verkündiget ihm in ihren Werken seinen Schöpfer. Die Sprache der Natur reden, wenn man schöne Naturscenen beschreibt, schildert, sey es in gebundener oder ungebundener Rede. ꝛc. ꝛc.

— (Niedersächsische), s. Sprache (Plattdeutsche).

Sprache (Norddeutsche), s. unter Sprache (Deutsche), und Sprache (Plattdeutsche).

— (Nordische), 1) diejenigen Sprachen, welche im Norden von Europa geredet werden, als die Norwegische, Isländische, Schwedische, Dänische ꝛc. Sprache welche sämmtlich verwandt mit einander sind; s. diese Sprachen im Register. — 2) Die ursprüngliche Sprache des Nordens von Europa bei der Bevölkerung desselben von Asien aus. Nach der Meinung bewährter Schriftsteller ist der Norden unseres Welttheils zuerst von den Scythen, Celten und Celtoscythen, welche aus Asien kamen, bevölkert worden, deren Sprache mit der Hebräischen ursprünglich, und folglich eine mit der andern in großer Verwandtschaft standen. Die Celtische oder Celtoscythische Sprache war demnach die älteste Sprache des Nordens von Europa, die Ursprache. Die Sprachen, welche aus der Celtischen abstammen, sind: die Walesische, Aremorische, Cornische, Mankische, Irische und Cantabrische. Von der reinen Celtischen Sprache ist nichts Vollständiges mehr vorhanden; denn das Gebet des Herrn, welches von einem Schriftsteller als Celtisch angegeben worden, soll nach Andern nicht ächt seyn, sondern Irisch, nur mit Veränderungen; denn wenn es ächt Celtisch seyn sollte, so hätte doch angegeben werden müssen, wo man es gefunden habe, und in welchen Schriftzeichen oder Charakteren es gefunden worden; allein darüber findet man nichts bemerkt. Von der Scythischen und Celtoscytischen Sprache kamen die Moesische und Scanische oder Cimbrische, Gothische, Angelsächsische und Francotheotiskische, von welchen alle heutige Sprachen, diejenigen, welche, Sklavonischer Abkunft sind, ausgenommen, abgeleitet werden. Die Moesogothische Sprache redeten diejenigen Völker, welche sich in Moesien, jetzt Servien

und Bulgarien, niedergelassen hatten, wo ums Jahr 370 Ulphilas Bischof war, welcher die Bibel in diese Sprache übersetzte, wie auch schon unter Sprache (Deutsche), oben, S. 438, angeführt worden ist. Diese Handschrift in Ulphilinischen Buchstaben wird in Schweden aufbewahrt. Die Uebersetzung ist aus dem Griechischen und nicht aus der Vulgata verfertiget, welches der Lobspruch am Ende des Gebets des Herrn anzeigt. Diese Moesogothische Sprache gebraucht, wie die Lateinische, keine Hülfszeitwörter, deren die Sächsische und ihre Mundarten sich häufig bedienen. Das Alphabet ist aus der Griechischen und Römischen genommen, welches Ulphilas zum Gebrauche seiner Uebersetzung zuerst verfertigte. — Die Scanische oder Cimbrogothische Sprache oder Mundart war die Sprache des Odin oder Wodin, Wodan, und seiner Gefährten, die sich in den Besitz von Scandinavien setzten. Zu welcher Zeit dieses geschehen, ist ungewiß, aller Vermuthung nach aber vor ungefähr zweitausend Jahren. Odin wird für den Erfinder der Runischen Buchstaben gehalten. Man hat noch ein moralisches Werkchen, das ihm zugeschrieben wird. Die Angelsächsische ist aus dieser und der Moesogothischen oder deren Abkömmling, der Francotheotiskischen zusammengesetzt; da die Angeln nach einigen Sprachforschern Cimbern gewesen seyn und an die Sachsen gegränzt haben sollen, woher der Name Angelsachse entstanden sei, welche Angeln im Jahre 449 nach Britannien gingen, wie auch schon oben, unter Sprache (Englische), S. 468, angeführt worden ist. Der Ursprung der Angelsachsen soll nach Einigen in die Mitte des sechsten Jahrhunderts gesetzt werden. Nach Einiger Meinung sind die Sueven, Franken und Sachsen, als die vornehmsten Nationen Deutschlands, Colonien der Cimbrier gewesen. Auch findet man, daß die Angelsachsen das

Fränkische leicht verstanden, als der heilige Augustin Franken als Dolmetscher mit sich brachte. Die Englische Sprache besteht aus den beiden genannten mit einer Vermischung der Dänischen, Gallonormannischen und Französischen Sprache; s. unter Sprache (Englische). Die Francotheotiskische herrscht am meisten in der Deutschen. Die älteste Probe davon soll des Otfrieds von Weissenburg poetische Uebersetzung der Evangelisten im neunten Jahrhunderte seyn. Die Sächsische ist in der Niederdeutschen und Plattdeutschen noch reichlich vorhanden. Die Scanogathische in der Norwegischen, Dänischen und Schwedischen; die reinsten Ueberbleibsel von derselben findet man in Island; s. unter Sprache (Dänische). — Die Angelsächsische Sprache verändert die Endungen der Nennwörter, Vorwörter, Zeitwörter und deren Hülfswörter, die leidende Gattung, zufällige Bestimmungswörter und übrigen Hülfswörter; die Mundart kommt mit der jetzigen Englischen mehr überein. Von der Sächsischen werden gewöhnlich drei verschiedene Dialekte angegeben. Der erste und reinste dauerte bis auf den Einfall der Dänen, welche ihre Sprache zuerst in Northumberland einführten. Der zweite, oder Dänisch-Sächsische Dialekt war zweihundert und vierundsiebzig Jahre im Gebrauche, vorzüglich in dem nördlichen Theile Englands und in dem südlichen Schottlands, woselbst die stärksten Spuren noch jetzt vorhanden sind. Dieser Dialekt dauerte bis zu Wilhelms des Eroberers Zeiten, wo der Normännisch-Dänisch-Sächsische oder Angelnormännische Dialekt, als der dritte entstand, der bis auf Heinrichs des Zweiten Zeiten geht. Die Süd- und westlichen Sachsen vermischten sich mit den Fränkischen und Normännern, daraus entstand gegen das Ende der letzten Periode der Halbsächsische Dialekt, welcher das Mittel zwischen der Angelsächsischen und

der Englischen vor dreihundert Jahren gewesen ist. In diesem Dialekte findet man Reime, welche man bei den Angelsachsen nicht findet, indem ihre Dichtkunst von dem Maaße der Sylben und der Länge und Kürze derselben, wie im Lateinischen, abhing. Außer den Eroberungen war noch eine andere Ursache der Verderbung der Sprache. Die Sachsen gingen nämlich nach Frankreich, und ließen ihre Kinder schon früh in den Französischen Klöstern erziehen, solches geschah besonders ums Jahr 1030, wo an dem Hofe Canuts Dänisch geredet wurde. Eduard der Bekenner, war so ganz Französisch geworden, daß Viele glaubten, es würde ein Vorspiel der Französischen Macht seyn, welche England unter Wilhelm dem Eroberer in Sklaverey brachte, der sich bemühete das Normännisch-Französische in England im Jahre 1075 in Gang zu bringen. Wolstan, Bischof von Worcester wurde hauptsächlich wegen seiner Unwissenheit im Französischen abgesetzt. Auch noch zu Heinrich des Zweiten Zeiten war die Französische Sprache in großem Ansehen, die Englische aber verachtet. Die Kinder des Adels wurde dieserhalb nach Frankreich geschickt, um die Französische Sprache an der Quelle zu erlernen, welche damals aus einem Gemisch der Römischen Bauern- oder Provenzalsprache, und der Fränkischen Sprache bestand, aber schon eine gewisse Politur hatte. Von der sogenannten Römischen Sprache, die sich nachher in Italien in die Italienische Sprache umwandelte, findet man noch Fragmente, wie z. B. die unter Sprache (Italienische) angeführte Eidsformel zur Bestätigung eines Bündnisses von Ludwig dem Deutschen mit seinem Bruder Karl im Jahre 842. Unter Eduard dem Dritten im vierzehnten Jahrhunderte sank die Französische Sprache in England und das Englische fing wieder an sich verbessert zu erheben, besonders da

das Ansehen der Barone abnahm und der Bürgerstand mächtig wurde, dem allein die Verbesserung der Englischen Sprache damals oblag, da noch Viele aus den ersten Ständen ihre Kinder in Frankreich, wie schon oben angeführt worden, erziehen ließen. Die Mundart der eigentlichen Nordischen Sprache triumphirte demnach wieder. — Mehrere ältere Gelehrten wollen die Sächsischen Buchstaben von den Irischen herleiten. So z. B. giebt Camden als Ursache an, daß die Sachsen die Irischen Universitäten fleißig besucht hätten. Nach dem Spencer sollen sie aus dem Griechischen herstammen. Nach Andern sollen die Druiden sie dahin gebracht haben, weil solche nach dem Zeugnisse Julius Cäsars Griechische Buchstaben gebraucht haben. Nach Flaherty soll ein Irländer, Namens Fenisius die Buchstaben erfunden und sie die Griechen gelehrt haben. Einige wollen die Irischen Buchstaben nicht von den Griechischen oder Römischen abgeleitet wissen, weil sie eine andere Ordnung haben und nicht Alphabet, sondern Bethluisnion sagen, dessen Benennungen Irische Wörter seien, die verschiedene Arten von Bäumen bedeuten; s. auch unter Sprache (Englische), oben, S. 483. Indessen giebt es wieder Schriftsteller, selbst Engländer, wie James Ware, welche die alte Geschichte Irlands für eine Erdichtung späterer Zeit halten. Der eben genannte Ware will dessen Jahrbüchern vor dem fünften Jahrhunderte wenig Glauben schenken. Nach ihm soll Irland seine ersten Bewohner und seine Buchstaben aus Britannien erhalten haben, welches die Gothen von Spanien aus nachher erobert und eine Kolonie dahin geschickt haben. Nach Nikolson sollen die Runischen Buchstaben nach Dänemark aus Irland gebracht worden seyn. Wegen der Druiden ist über die Stelle in dem Julius Cäsar sehr gestritten worden, so daß es zweifelhaft ist, ob sie den Ge-

brauch der Buchstaben gehabt haben, oder nicht, um so mehr, da es erwiesen seyn soll, daß sie ihre Geheimnisse niemals aufgeschrieben haben; sondern Alles, was sie und das Volk betraf, verfaßten sie in einer beträchtlichen Anzahl Verse, worin sie die berühmten Thaten ihrer Helden aufzeichneten und solche Verse stets auswendig lernten. Diese Gedichte sangen die Barden bei öffentlichen Versammlungen des Volkes, um dieses zur Tapferkeit aufzumuntern; denn es gereichte den Druiden zum Vortheil das gemeine Volk in der Unwissenheit zu erhalten; daher war es auch gar nicht ihre Absicht, die Buchstaben einzuführen; auch war ihre Hauptneigung der Ackerbau und der Krieg, um den Handel bekümmerten sie sich wenig, welcher Letztere die Buchstaben nothwendig gemacht haben würde, die sie bei den ersteren Gewerben nicht brauchten. Wenn die Druiden aber Buchstaben gehabt haben sollen, so können es nur Griechische gewesen seyn, die ihnen von Marseille aus überkommen sind, in welchem Lande sich schon sehr früh eine Griechische Kolonie angesiedelt hatte. Man kann daher wohl nicht schließen, daß es Runische Buchstaben gewesen seien, welche die Deutschen in Irland gelehrt, und daß die Dänen sie von daher empfangen hätten. Dieserhalb wollen einige Schriftsteller mit einiger Gewißheit schließen, daß die Druiden, im Falle sie wirklich in Irland gewesen sind, keine Buchstaben dahin gebracht haben. Indessen soll es nach Nikolson nicht zu bezweifeln seyn, daß die Iren vor den gegenwärtigen Buchstaben Runische gebraucht haben, welches die ersten und ächten Bethluisnion gewesen sind. Sie hatten anfangs in der Runischen Schrift nur sechzehn Buchstaben, zu welchen Woldemar der Zweite noch sechs oder sieben hinzuthat, so daß jetzt die Iren, mit den Doppellauten und den Buchstaben Q und Z, sechs und zwanzig haben, deren Namen Beth, Luis, Nion u. s. w.

waren, welche ehemals so in der Ordnung folgten, obgleich der Buchstab N nicht mehr der dritte, sondern der fünfte ist. So kommen die Runischen Buchstaben mit der Ordnung der Lateinischen und Griechischen auch nicht überein. Die Runischen Buchstaben sollen, aller Wahrscheinlichkeit nach, von den Gothen aus Spanien nach Irland gebracht worden seyn, so wie sie aus Skandinavien nach Spanien gekammen sind, indem die Gothen überall, wo sie hinkamen, solche einführten. So haben sie auch die Franken und Markomannen, nachher Normannen genannt, gehabt, wie solches aus dem Rabanus Maurus erhellt. Daß die Spanier Runische Buchstaben gehabt haben, soll nach Einigen gar nicht bezweifelt werden können; auch gebe der Irabuchstab den Beweis, daß sie in Irland gebräuchlich gewesen seien, wohin sie nicht durch die Dänen, sondern durch die Gothen im vierten oder fünften Jahrhunderte gekommen; die nördlichen Völker hätten sich derselben aber schon lange vorher bedient, um das Andenken außerordentlicher Begebenheiten aufzubewahren, auch haben sie solche zu Grabschriften gebraucht, und sie in Bretter von Eichbäumen, in Stein und Felsen eingegraben, von welchen Wormius berichtet; daß die Grabschrift des Harald Hyldeland, der im dritten Jahrhunderte gestorben ist, noch vorhanden sei. — Die Angeln und Juten waren Cimbrier; sie sollen diese Buchstaben nach einigen Schriftstellern schon vorher gehabt haben, ehe sie nach Britannien zogen, und daher haben sie solche auch nicht aus Irland holen können; indessen ist dieses bloß eine Vermuthung, keine Gewißheit; denn als ein rauhes, kriegerisches Volk, welches sich bloß mit dem Ackerbaue, der Fischerei und Jagd beschäftigte, war es auch eben so möglich, daß sie die Buchstaben noch gar nicht kannten, als sie nach Britannien hinübergingen. Ueberhaupt ist dieser Gegenstand so un-

klar, sind die Meinungen der Schriftsteller und Forscher der Nordischen Alterthümer hierin so getheilt, daß sich etwas Bestimmtes über den Gebrauch der Runischen Buchstaben bei allen Nordischen Völkern nicht anführen läßt. Nach Bottand und Flaherty sollen die Iren Lateinische Buchstaben von St. Patrik bekommen haben, welches diejenigen wären, die man in ihren Handschriften finde, nur hätten sie lieber die Ordnung der Runischen, an welche sie einmal gewöhnt, und die ihnen bekannt war, beibehalten, und mit B L N anstatt mit A B C angefangen. Nach dieser Angabe würde aber das gerühmte Alterthum der jetzigen Irischen Buchstaben verschwinden. Die Missionaire sollen im fünften Jahrhunderte zu ihrer Aufnahme Gelegenheit gegeben haben, und der Sächsische Charakter, der vor der Bekehrung der Iren wohl nicht im Gebrauche gewesen ist, soll damals als eine Nachahmung der Lateinischen eingeführt seyn, und dieselbe Buchstaben-Ordnung haben, als A B C, und nicht wie die Irische: B L N. Uebrigens war unter den Wälschen, Irischen und Sächsischen Buchstaben eine große Aehnlichkeit zu finden, indem sie alle einerlei Abkunft haben; es war demnach in den großen Anfangs- und kleinen Buchstaben ein hinlänglicher Unterschied, um den Lhwyd in den Stand zu setzen, daß er in Handschriften in derselben Sprache den Unterschied bestimmen konnte, ob sie nach der Sächsischen, Wälschen oder Irischen Schreibart geschrieben waren. Nach einigen Schriftstellern sollen die Sachsen ihre Buchstaben selbst erfunden haben; nach Andern sollen sie aus dem Lateinischen hergeleitet seyn, wiederum nach Andern sollen sie aus dem Lateinischen, Römischen, Griechischen und dem Ulphilas herkommen. Nach Leibnitz sollen sie, mit Ausnahme der Buchstaben des Ulphilas, die ältesten seyn; Andere wollen die Sächsischen Buchstaben wieder als

eine spätere Erfindung ansehen, welches jedoch durch die Menge der noch vorhandenen Handschriften hinlänglich wiederlegt wird. Nach Reimann sollen die Sachsen, nachdem sie das Christenthum angenommen, neue Buchstaben eingeführt und die Runischen verlassen haben; allein hierbei muß bemerkt werden, daß sie unter den Dänischen Königen wieder in Gebrauch gekommen und mit den Sächsischen, bis zur Vertreibung der Dänen, oft verwechselt worden sind. Von diesen sind noch einige wenige Denkmäler übrig geblieben. Daß nur noch so wenige Fragmente von Schriften in Irland und in England von den Heidnischen Sachsen übrig sind, muß uns nicht wundern, sagt ein Schriftsteller; denn da die Runischen Buchstaben in der Magie und in den Zauberkünsten, denen die alten Gothen sehr ergeben waren, gebraucht wurden, so suchten die Missionaire, um diese üble Gewohnheit ganz auszurotten, die Neubekehrten zu überreden, diese Buchstaben fahren zu lassen, und Alles zu vernichten, was sie daran wieder erinnern könnte; daher wurden sie in Schweden, ja auch in Spanien, wo sie Literae Toletanae hießen, durch einen Schluß der Kirchen-Versammlungen zu Toledo abgeschafft; dagegen hielt man es für besser, das Lateinische Alphabet einzuführen, ohne welches sie glaubten, daß ihre Bemühungen, das Christenthum auszubreiten und den Sieg des Pabstes über sie zu vollenden, fruchtlos seyn würde. Hiernach würden die Iren und Sachsen ihre früheren Buchstaben bei der Annahme des Christenthums entsagt und dafür die Römischen mit einigen Veränderungen angenommen haben. Daß diese Characteres eher der Lateinischen, als der Mönchsschrift ähnlich gewesen sind, kann man daher schließen, weil die Lateiner jederzeit ihre vorige Hand behielten, obgleich die Mönche sie in Frankreich und Deutschland später eingeführt haben. So finden wir, daß Pabst Gregorius an den

heiligen Augustin Bücher abgeschickt habe, welche im Lateinischen mit runden Buchstaben geschrieben waren. Die Sachsen gebrauchten Römische große Buchstaben, kleine runde, und eine dritte noch kleinere Art zu Briefen, und daneben auch Charactere zu Abbreviaturen zum Geheimschreiben. Diese sollen rauh und unverständlich gewesen seyn, weshalb Alfred, der Französische Vormünder hatte, die schwarzen oder Gallischen Buchstaben, als bessere, zu gebrauchen anfing. Da diese Buchstaben nach und nach in Gebrauch kamen, so kam es endlich so weit, daß unter Wilhelm dem Eroberer die Sächsischen in Abnahme kamen und zuletzt veralteten, die Gallischen oder Gothischen, wie sie oft genannt werden, immer im Gebrauche blieben, bis die Buchdruckerey erfunden wurde, da denn die Lateinische oder Römische Schrift in England, Frankreich und Holland eingeführt wurde, obgleich in Deutschland und den Nordischen Ländern dieselbe nur allein in den Lateinischen und andern gedruckten Büchern in fremden Sprachen gebraucht wird. Daß wir von den Sachsen, als ein rauhes, kräftiges Volk, wie auch schon oben angeführt worden, so wenige Fragmente von den ersten zwei oder drei Jahrhunderten nach ihrer Bekehrung finden, ist kein Wunder; denn da die Mönche die einzigen Schriftsteller bis auf Alfred gegen das Ende des neunten Jahrhunderts waren, und ihre Werke sich bloß auf Beschreibung der Abteyen und Klöster beschränkten, so haben von denselben manche, während der Zerstörung dieser Gotteshäuser von den Dänen und Normannen, zerstreut, vernichtet und verloren gehen müssen. Dazu kam noch ihre Trennung durch Heinrich den Achten und die bürgerlichen Kriege; indessen sind von dem Sächsischen Charakter noch Fragmente vom Anfange des siebenten Jahrhunderts vorhanden, nämlich die Privilegien Ethelberts, Königs von Kent, der im Jahre 616

starb. Er war der erste von Königlichem Geblüthe, welcher von Sebba und Osher im Jahre 680 bekehrt wurde; darauf folgten Ethelred 692, Wightred, 694, 695 und 700 in Lateinischer Sprache. Man sagt auch, daß vor dem siebenten Jahrhunderte keine Privilegien schriftlich ertheilt, sondern sie auf einem Stabe, Spieße, Bogen, Horne oder grünen Rasen überliefert wurden. Von dieser Sprache ist die älteste Probe des Cädmons Gesang oder Lied, welches derselbe um die Mitte des siebenten Jahrhunderts verfertigte und Beda aufgehoben hat. Wanley hat solches zuerst drucken lassen, als einziges Fragment, welches von der alten Nordischen Sprache, der Angabe nach, vorhanden sey. Was die Paraphrase über das erste Buch Mosis betrifft, welche man dem Cädmon zuschreiben will, so hält man allgemein dafür, daß sie aus einer späteren Zeit seyn soll. Die Evangelien, wovon sie melden, sind aus der Lateinischen Vulgata genommen, und sehr schön von Eadfrid, Ecdvrid, Egbrid oder Egbert, Bischof von Lindisfarne oder Holy Island, ums Jahr 688 bis 721 abgeschrieben worden. Diese soll er ums Jahr 686, da er noch Mönch war, auf Verlangen des St. Cuthbert verfertiget haben. St. Aethelwald soll sie schön mit Farben geschmückt, und Bilfrid kostbar einbinden lassen. Die Dinte hat noch ihre glänzende Schwärze. Alfred schrieb durch und durch eine Dänisch-Sächsische Uebersetzung ums Ende des neunten Jahrhunderts zwischen allen Linien. Diese seltene Handschrift ist in der Cottonschen Bibliothek in Westmünster, nach Wanley's Zeugniß. Man hält dafür, daß das reinste Sächsisch in verschiedenen Schriften und Uebersetzungen Königs Alfred, und in dem Evangelio des Nicodemus seyn soll. In der Sächsischen Chronik sind die verschiedenen Dialekte sehr sichtbar. Von dem Dänischen und

Normännisch-Sächsischen sind die Handschriften sehr zahlreich. In einigen werden die Geschichte und die Gesetze abgehandelt, die übrigen betreffen die Religion, die Medizin, die Dichtkunst und die Legenden der Mönche, deren vornehmstes Verdienst entweder auf ihrer äußerlichen Schönheit oder auf ihrem Alter beruhet. Die Sachsen gebrauchen häufig zwei Verneinungen, wie die Griechen; auch findet man noch mehrere Eigenheiten in dieser Sprache. So z. B. steht Lord für Christus in den Angelsächsischen Schriften, welche den Glauben, die zehn Gebote und das Gebet des Herrn enthalten.

Nach Allem, was über die alten Nordischen Sprachen herausgeklaubt worden ist, so haben sie als Hauptstamm die Scythocelthische oder Celtoscythische Sprache; die nächsten Zweige davon sind: die Moesische, die Scanische oder Cimbrische, die Gothische, die Angelsächsische und die Frankotheotiskische, wie auch schon oben, S. 676, weiter auseinander gesetzt worden ist. Wie nun aber die weiteren Verzweigungen der genannten Sprachen, um die neuern Nordischen, Westlichen und Südlichen Sprachen Europas herauszufinden, oder daraus abzuleiten, Statt gefunden haben, darüber herrscht noch einiges Dunkel; wenigstens sind die Angaben nicht klar und oft widersprechend. Die Celtoscythische Sprache ist der Stamm oder die Hauptsprache, Ursprache, die übrigen oben genannten Sprachen sind die Mundarten dieses Stammes. Dieser Stamm und seine Mundarten sind aber längst nicht mehr vorhanden, sondern in dem jüngern Sprachgemisch verschmolzen; und Spuren von allen den oben genannten Mundarten stecken zwar in den Wurzeln der heutigen von ihnen wieder abstammenden Mundarten; allein sie nach ihrem wirklichen Charakter herauszufinden, selbst bei Vergleichung der alten noch übrigen Fragmente

von einigen der ältesten Mundarten, mit diesen Angaben, scheint viele Schwierigkeiten zu haben, wenn man alle dieserhalb angestellten Nachforschungen nicht geradezu als eine ganz vergebliche Mühe erklären muß. Die Anekdote von der nahe bei einem Dorfe in Frankreich aufgefundenen Inschrift kann hier als Beweis dergleichen Forschungen dienen. *)

Bei einem Dorfe in Frankreich, in der Gegend des Montmartre, fand man im Jahre 1779 beim Graben einen Stein mit folgender Inschrift:

I. C.
I.
L.
E.
C. H.
E. M.
I. N.
D. E.
S. A. N. E. S.

Man schaffte den Stein nach Paris und die Gelehrten und Alterthumsforscher gaben sich alle Mühe zu entdecken, in welcher Sprache diese uralte Inschrift gemacht sey, und was sie bedeute, jedoch umsonst. Mehrere Akademien setzten Preise auf deren Entdeckung aus, allein eben so erfolglos; denn Niemand konnte Antwort geben. Endlich, nach vielen Nachsuchungen und Nachforschungen auch in dem Dorfe, bei dem der Stein mit der Inschrift gefunden worden, fand sich endlich der alte pensionirte Schulmeister des Dorfes ein, und bat sehr um Verzeihung, daß er den hochgelahrten Herrn so viel Mühe und Kopfbrechen gemacht habe, „Ich habe, sagte er, diese Inschrift auf Verlangen der Gemeine vor dreißig Jahren gemacht, um von zwei Wegen denjenigen zu bezeichnen, welchen die Esel zu gehen haben, da aber die Gestalt des Steins nicht erlaubte, die Worte: „Ici le chemin des Anes," anders einzutheilen, so mußte es auf die bezeichnete Weise geschehen."

*) Hannöversches Magazin, Jahrg. 26, S. 1263. — Ernst und Scherz, fünftes Blatt, 1803.

Man gewahrt hieraus, wie es oft bei der Auffindung und Entzifferung von alten Inschriften auf Denkmälern ꝛc. gehen kann, besonders wenn es nur Fragmente sind, und wie schwer muß es nun nicht seyn, die Spuren der Wurzeln uralter, längst in dem vielfachen Gemisch neuer Mundarten untergegangenen Sprachen aufzufinden und sie mit Gewißheit als die Wurzeln oder Urfäden der erloschenen Sprachen anzugeben; um so mehr, da bloße Sylben, die doch immer durch irgend einen Selbstlaut oder bloßes Hauchzeichen betont werden, selbst in den entferntesten und sich in ganzen Worten gar nicht gleichenden Sprachen Aehnlichkeit haben, wie wir dieses auch in so vielen Asiatischen Sprachen, in Vergleichung mit Europäischen, finden. Auch finden wir oft lange Abhandlungen über die Herkunft einzelner Wörter geschrieben, ohne die Herkunft wirklich darzuthun, oder sie nur scheinbar einleuchtend zu machen. In den mehrsten solcher Abhandlungen beruft man sich immer auf andere Aehnlichkeiten, die man dann zur Feststellung der Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit, daß es auch hier so seyn könne, aufstellt; damit ist aber für den Gegenstand selbst, der erforscht oder ergrübelt werden sollte, nichts gewonnen, er bleibt noch eben so unerforscht, als vorher, ja er wird oft durch falsch aufgestellte Weisungen noch unerforschlicher, indem man auf eine falsche Bahn geleitet wird. Indessen geht es vielleicht hier wie mit der Alchymie; denn indem man in dieser Kunst oder Wissenschaft sich bemühete etwas zu suchen, was man nicht fand, fand man im Suchen etwas, ja oft viel, was man nicht suchte. Uebrigens ist die oben angeführte Inschrift wohl außergewöhnlich, und daher deren Entzifferung wohl eben so außergewöhnlich, wenn sie von Einem entdeckt worden wäre. Indessen können auch oft alte Inschriften auf Denkmälern mit unrichtigen oder falschen Abkürzungen vorkommen;

eben so ganz unrichtige und falsche Worte in den Manuscripten, die sich durch die Abschreiber eingeschlichen haben; nicht zu gedenken, daß oft Manuscripte für alt ausgegeben werden, um als Denkmale uralter Sprachen zu dienen, die aus einer weit späteren Zeit herrühren, also vielleicht nur von einer Mundart, auch wohl gar von einem ganz andern Sprachstamme. Da wir nun von der Scythischen und Celtischen oder Celtoscythischen Sprache keine Denkmäler mehr besitzen, ja selbst von deren Mundarten nur von einigen noch Fragmente übrig sind, die vielleicht auch schon manche Veränderung erlitten haben, so läßt sich auch nicht genau bestimmen, von welchen oben angeführten Mundarten die jetzigen Nordischen Sprachen abstammen, und ob die hin und wieder von Schriftstellern angeführten Stammmundarten die richtigen sind, von denen die jetzigen herkommen. So soll von der Sächsischen Mundart, wozu die Scandinavische gehört, als Unterabtheilungen: die Dänische, Schwedische, Isländische, die eigentliche Niedersächsische oder Plattdeutsche, die alte Friesische, die Holländische und die Englische herkommen; dann koumt die Fränkische, Schwäbische und Alemannische Mundart, woraus die Oberdeutsche und Obersächsische entstanden, aus welchen, mit der Plattdeutschen vereint, die jetzige Hochdeutsche Sprache herausgebildet worden, die zugleich die Hof-, höhere Gesellschafts- und Bücherspracbe der Deutschen geworden ist. Hiecnach würde man die Plattdeutsche Sprache, obgleich noch eine der ältesten Mundarten in Deutschland, doch nicht als Stamm der andern jetzt lebenden Nordischen Sprachen, wie die Dänische, Schwedische ꝛc., ansehen können, sondern diese stammen mit jener von der alten Sächsischen ab, welche Sprache von einem Deutschen

Volke, welches in Holstein und dessen Umgegend wohnte, geredet wurde. Nach der Meinung einiger Schriftsteller soll sich die Ursprache der Deutschen in zwei Klassen getheilt haben, nämlich in die Altfränkische und in die Altsächsische, aus dieser sey nun die Plattdeutsche und aus jener die Oberdeutsche Mundart entstanden. Ob man übrigens die unter dem Namen Teutisca oder Theotisca *) angeführte Sprache für die Plattdeutsche halten soll, von welcher die andern Mundarten, wie die Sächsische, Fränkische, Bayecsche, Schwäbische, Helvetische, Oesterreichische und andere Deutsche Mundarten abstammen, wie einige alte Schriftsteller unbestimmt anführen, ist wohl schwer zu ermitteln; Schriftsteller, welche von der Plattdeutschen Sprache eingenommen sind, wollen derselben die Ehre einräumen, die Stammmutter aller Deutschen Dialekte zu seyn, wogegen andere die Oberdeutsche Mundart dazu erheben. Die Gothische oder Moesogothische Sprache setzen einige zwischen die Sächsische und Fränkische Sprache oder Mundart; Andere wollen wieder, daß sie in einigen Stücken mit der Nordischen, in andern mit der Deutschen übereinkomme; und so findet man in Hinsicht des Ursprungs der Nordischen Sprache die größten Widersprüche, die sich nicht gut vereinigen ließen, wenn man nicht wirklich aus der Vergleichung der Wörter von allen den oben genanten Mundarten überzeugt würde, daß sie eine Stammmutter haben; nur sind einige Sprachen, wie z. B. die Norwegische, Schwedische, Isländische, Dänische, der Stammmutter noch

*) Theotisca lingua eadem est, quae nunc appellatur, die Teutsche Sprache, Francisca autem lingua, hoc est, die Fränkische, dialectus est Theotiscae, aeque ac Saxonica, Bavarica, Suevica, Helvetica, Austriaca et aliae ejus generis. Lambecius Comment. de Biblioth. Caes. L. II. c. v. p. 427.

am treusten geblieben, statt daß sich andere, wie z. B. die Norddeutsche oder Hochdeutsche, Holländische, Englische mehr davon entfernt haben. Dieses hier zu erklären wird nicht nöthig seyn, wenn man nur einen Blick auf die Geschichte aller dieser Völker wirft; denn alle Nordischen Völker im strengsten Sinne, wie die Norweger, Schweden, Dänen ꝛc., waren mehr auf sich beschränkt, mehr abgeschlossen in ihren von den übrigen Europäischen Nationen entfernten Ländern, hatten und haben auch jetzt nur noch mehr äußern Verkehr mit andern Völkern, als innern, und daher blieb ihre Sprache auch mehr dem Urcharakter treu, entfernte sie sich in ihrer Bildung, die übrigens, mit andern Sprachen verglichen, nur spärlich geschah, nicht weit von ihrem Stamme, wie dieses doch bei den Völkern der Fall war, deren Sprache oder Mundarten durch fremde Bildung, durch viele Fremdwörter, durch die Mode und so manche andere Einflüsse einen ganz andern Charakter erhielt, und durch diesen Charakter verändete sich auch die Aussprache, ward der Klang oder die Betonung der Wörter ganz anders, so daß es dem kundigsten Sprachforscher schwer werden soll, nach der Aussprache der so veränderten Wörter, ihren Urcharakter zu bestimmen. Dagegen findet man ihn leicht bei denjenigen Mundarten, die keiner großen Sprachveränderung unterworfen gewesen sind, die den Sprachmoden nicht gehuldigt haben. So z. B. ist unter den Deutschen Mundarten die Niedersächsische oder Plattdeutsche Sprache ihrem Stamme noch am treuesten geblieben, so daß sie ihre nahe Verwandtschaft mit der Holländischen und Englischen Sprache überall zeigt, welches aber mit der Oberdeutschen, Obersächsischen und Hochdeutschen nicht der Fall ist, welche einen ganz andern Charakter haben, der durch ihr vielseitiges Ausbilden entstanden ist. So z. B. fällt es

einem Niedersachsen, einem gebornen Bremer, Stedinger, Stad- und Budjadingerländer fast unmöglich, die Doppellaute ô und û so auszusprechen, wie sie nach den Regeln der Hochdeutschen Sprache ausgesprochen werden müssen. Wenn er gönnen sagen will, klingt es wie gonnen, wünschen, wie wunschen ꝛc. In dem Munde eines Oldenburgischen Stadtkindes klingen sie als ein einfaches e und i, gennen, winschen. Ein Ostfriese, Iverländer und Westphälinger kann das Ziehen der Wörter oder vielmehr das Dehnen der Sylben, wenn er Hochdeutsch spricht, nicht verbergen, so wie kein Niedersachse überhaupt, dem ſ, sch, st, z, ʒ mit seiner Zunge denjenigen scharfen, feinen und zischenden Laut geben kann, wie ein geborner Obersache die Buchstaben ausspricht, welches alles Beweise sind, daß die Plattdeutsche Sprache mehr die Eigenthümlichkeiten von ihrer Mutter, der Norddeutschen Sprache (Cimbrogothischen), behalten hat. Der Sachsenspiegel ist zuerst in Altsächsischer oder Plattdeutscher Sprache geschrieben worden, aus welcher er hernach in die Meisnische oder Obersächsische Sprache übertragen worden ist, wobei jedoch der Uebersetzer noch oft gefehlt haben soll, indem er den Sinn der Plattdeutschen Ausdrücke nicht recht ergriffen und manchen Wörtern eine andere Bedeutung beigelegt hat, welche sie nicht haben. Der Sammler und Herausgeber dieser Rechte, Epke von Repkau, soll nach Einigen ein Obersächsischer Edelmann gewesen seyn; allein Andere wollen aus dem Namen oder Vornamen Epko schließen, daß er ein Niedersachse von Geburt gewesen seyn müsse, wenn er gleich, auch vielleicht seine nächsten Vorfahren, Fürstl. Anhaltische Lehnträger und Staatsdiener gewesen; denn man findet hauptsächlich nur in Friesland und in den nahe herum liegenden Landen die Namen Epko, Aepko, Epke, Eyke, Aicko, Eizo, Eggo,

Ecko, Eio, welches alles Friesische Namen sind. Der Sachsenspiegel ist vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts beendiget worden, zu welcher Zeit die Plattdeutsche Sprache im Norden von Deutschland blühete, das heißt, in den Kanzleien, Gerichtssälen, Kirchen, in den bürgerlichen Geschäften ꝛc. Die Plattdeutsche Sprache ist demnach eine Hauptmundart der Germanischen Sprache, also auch der Nordischen, und wenn oben, unter Sprache (Deutsche), S. 459, angeführt worden, daß die Plattdeutsche Sprache die Mutter der jetzigen Nordischen Sprachen sei, so will dies soviel sagen, daß, außer dem gemeinschaftlichen Stamme, der Celtischen Sprache, den die Mundarten aller Nordischen Völker Europas haben, also auch das Deutsche Volk, die Verbesserungen der Nordischen Mundarten von der Germanischen ausgegangen sind; denn die alten Germanen oder Deutschen standen nicht nur in Handelsverbindung mit den Schweden, Dänen ꝛc., sondern viele Deutsche zogen auch hinüber in die genannten Länder, und siedelten sich daselbst an, so daß die meisten Ansiedler oder Kolonisten Deutsche waren, mithin mußte auch ihre Mundart auf jene der genannten Völker wirken. Nach der Vereinigung und Sichtung von Allem, was über den Ursprung der Nordischen Sprachen geschrieben worden, stände also so viel fest: daß der Hauptstamm der Nordischen Sprachen: die Celtische oder Celtoscytische Sprache; die Hauptäste: die Gothische und die Cimbrische oder Scanische Mundart; die Nebenäste: die Moesische und Germanische Mundart; Zweige: die Sächsische, Fränkische und andere Deutsche Mundarten, die Dänische und Schwedische Mundart; Nebenzweige: die Isländische, Norwegische, Holländische und Englische Mundart sei. Die jetzigen Dialekte der Nordischen Sprachen sind aus den Vermischungen der

Haupt- und Nebenäste entstanden; mehr läßt sich über den Ursprung oder die Abstammung der Nordischen Sprachen nicht ermitteln und aufstellen. — Von den Nebenzweigen ist die Holländische Sprache oder Mundart, ein Abkömmling der Niedersächsischen oder Plattdeutschen Sprache, ihrem Charakter noch am treusten geblieben, welches um so mehr zu bewundern ist, da die Holländer, wegen ihres ausgedehnten Handels, fast mit allen Nationen, nicht nur Europas, sondern der ganzen Handel treibenden Welt zu thun gehabt und noch zum Theil zu thun haben. Sie hat zwar in den neuesten Zeiten verschiedene Wörter und Redensarten aus anderen Sprachen aufgenommen; allein dieses geschah dennoch unbeschadet des Hauptcharakters, den sie behielt; selbst in ihren Kolonien gebrauchen die Holländer bei ihrem Gottesdienste und andern Verhandlungen nur ihre Muttersprache. In neuester Zeit haben mehrere Gelehrte angefangen, auch diejenigen Fremdwörter wieder auszumerzen, wofür sie Holländische besitzen, um so die Reinheit der Sprache wieder herzustellen. Die Dichter, wie Cate, Vondel, die Schurman und Andere haben viele Hochdeutsche Wörter in die Holländische Sprache gebracht, die auch größtentheils, nach der Analogie und Orthographie der Holländischen Sprache umgewandelt, darin geblieben sind. Was von Französischen Wörtern und Redensarten darein aufgenommen worden, ist zum Theil wieder ausgeschieden und durch Holländische oder Deutsche Wörter und Redensarten ersetzt worden. Was die Holländische Grammatik anbetrifft, so kommt sie so ziemlich mit der Deutschen überein; einige Abweichungen abgerechnet, welche man aus der Holländischen Sprachlehre ersehen kann. Da oben, unter Sprache (Holländische), die Sprachlehren und Wörterbücher der Holländer hierher gewiesen worden sind, so folgen hier einige:

Moerheck, neue vollkommene Holländische Sprachlehre. — Müllers Anleitnng zur Holländischen Sprache. — Das Königl. Nieder-Hoch-Deutsche und Hoch-Nieder-Deutsche Wörterbuch, von Mathias Kramer. — Dessen neues Holländisch-Deutsches und Deutsch-Holländisches Wörterbuch. 2 Thle. — Kleines ächt Holländisches Handwörterbuch von F. W. von Halem; desselben neues Deutsch-Holländisches Handwörterbuch. — Neues Deutsch-Holländisches Wörterbuch von Fr. K. Weidenbach. — Vermischte Aufsätze in Holländischer Prosa von Johann Lange ꝛc. ꝛc.

Auch die Dänen, Schweden und Normänner haben den Charakter ihrer Muttersprache treu bewahrt; denn wenn sie gleich andere Sprachen, vorzüglich die Deutsche, sowohl Hoch- als Niederdeutsche Sprache, verstehen und auch ziemlich gut sprechen können, und die Gebildeten der Nation auch Französisch reden, so sprechen sie doch in ihrem Lande durchgängig lieber ihre Muttersprache, und suchen solche auch durch errichtete gelehrte Gesellschaften in ihrer Reinheit zu erhalten; daher trifft man die Nordischen Sprachen immer noch am reinsten in diesen Ländern und in Island an. In Deutschland sind, außer der Plattdeutschen Sprache, ihre Aeste in den übrigen Deutschen Dialekten, vorzüglich in dem Hauptdialekte, der Hochdeutschen, schwer aufzufinden, noch vielweniger der Stamm; diesen, so wie die Hauptäste der Nordischen Sprache, findet man in der Isländischen, die sich noch am reinsten erhalten und innerhalb mehreren Jahrhunderten wenig Veränderungen erlitten hat, wie auch schon unter Sprache (Dänische) ist angeführt worden. Uebrigens vergleiche man mit diesem Artikel die Artikel: Dänische, Deutsche, Englische, Holländische und Schwedische Sprache in diesem Register.

Sprache (Oberdeutsche), die verschiedenen Mundarten im westlichen und südlichen Deutsch-

land, hauptsächlich aber die Schwäbische Mundart; s. oben, unter Sprache (Deutsche).

Sprache (Occidentalische), Abendländische Sprache. Hierunter versteht man alle Europäischen Sprachen, sowohl die alten, als neuern, jedoch mit Ausnahme der Griechischen und Türkischen, die zu den Morgenländischen Sprachen gezählt werden. Hierher würden also gehören, von alten Sprachen: die Celtische, Scythische oder Celtoscythische, Moesische, Scanische oder Cimbrische, Gothische, Germanische und andere ältere Mundarten der Nordischen Sprachen; die Lateinische und die übrigen alten Mundarten Italiens, wie die Hetruskische, Volskische, Samnitische und andere; die Gallische, Brittische, Schottische, Irische oder Erse (nur Mundarten der Celtischen und Gothischen); die Slavische Sprache. Von neuern Sprachen: Die Spanische, Portugiesische, Französische, Italienische, Deutsche, Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Polnische, Russische, Böhmische, Ungarische und andere Sprachen und Mundarten der genannten Sprachen; s. die Hauptsprachen in diesem Register.

— (Orientalische), Morgenländische Sprache, eine Benennung der Asiatischen Sprachen, mit Einschluß der oben, unter Sprache (Occidentalische), ausgeschlossenen Griechischen und Türkischen. Es gehören hierher von alten und neuern Sprachen: Die Hebräische, Chaldäische, Phönizische, Syrische, Arabische, Persische, Chinesische, Japanische, Indische und andere Sprachen und Mundarten der genannten Sprachen, die besonders in Asien sich ins Unendliche verzweigen.

— (Persische), die Sprache, welche im Reiche Persien als Volks- oder Landessprache geredet wird, die

gemeine oder Neu-Persische Sprache. Sie wird daher mit dem Namen der gemeinen Sprache belegt, weil der Hof die Türkische und die Gelehrten die Arabische Sprache reden. Letztere ist daher die Gelehrten- und Büchersprache; nach Einigen soll sie auch die Hofsprache seyn, doch führen Andere, wie Sauveboeuf, Olivier ꝛc., die Türkische Sprache als solche an; es ist daher möglich, daß sowohl Erstere als Letztere Recht haben können, indem es vielleicht auf den jedesmaligen Regenten ankommt, welcher von beiden er bei seiner Regierung den Vorzug giebt und zur Hofsprache erhebt. Da die Perser von allen Asiatischen Nationen die gebildetsten sind, und es daselbst keinen ehrenvolleren Titel giebt, als der eines Gelehrten, der zugleich dadurch das Recht erhält, auf alle einträchtlichen Staatsstellen Anspruch zu machen, so sollte man auch glauben, daß die eigentliche Persische Sprache, die sehr mit der Deutschen übereinkommt, und wahrscheinlich mit Letzterer einen Stamm, den Celtischen oder Celtoscytischen hat, sehr ausgebildet seyn müßte; allein Letzteres ist nicht der Fall, welches daher rührt, daß der Hof und die Wissenschafter sich mit der Türkischen und Arabischen Sprache, wie auch schon oben angeführt worden ist, beschäftigen, und die Landessprache dem Volke zur Ausbildung überlassen; denn was Volksdichter und Volksschriftsteller für sie thun, ist zu unbedeutend, weil alle Bücher von erhabenem Inhalte in Arabischer Sprache geschrieben worden. Auf ihren Hochschulen (Madresse's), welche sehr zahlreich und gut dotirt sind, so daß selbst Arme an dem Unterrichte Theil nehmen können, wird Lesen und Schreiben, die Grammatik, die Arabische und Türkische Sprache, Rhetorik, Philosophie und Poesie gelehrt, Die Sprachkunde wird aber in Persitn allen Wissenschaften vorgezogen und als der Grund aller Erziehung betrachtet; daher wird

man selten einen Wohlhabenden ohne diese Kenntniß finden. Nach Olivier soll man vorzüglich die Grundsätze des Arabischen kennen müssen, weil es die Sprache der Religion ist; hierauf folge dann das Türkische, als Hofsprache, welches jeder gebildete Perser, der mit dem Hofe leicht in Berührung kommen kann, erlerne; auch sprechen die meisten Bewohner des Nordöstlichen Theils von Persien Türkisch. Die Perser studieren nur um sich zu bilden, und durchlaufen daher das ganze hier bekannte Gebiet der Wissenschaften, wenigstens soll keine ihnen ganz fremd seyn dürfen. Wer nach höheren Wissenschaften strebt, legt sich auf die Philosophie, die hier in Physik, Metaphysik und Moral eingetheilt wird. Die Physik begreift die Mathematik und Medizin, die Metaphysik die Theologie und Jurisprudenz, oder Alles, was sich auf den Koran und dessen Auslegung bezieht; die Moral oder Lehre von den guten Sitten, wird als das Haupt der Erziehung angesehen, und besteht in Maximen, Sentenzen, Sprichwörtern, Apologen und historischen Darstellungen, fast immer in Versen; daher begleitet das Studium der Poesie immer das der Moral. Wer aber von den Persern nach Aemtern und Vermögen strebt, hält sich mehr an das Studium der Gesetze, der Astrologie und Medizin. Ersteres führt zu Richter- und Lehranstalten, zu Kirchenwürden, überhaupt zu den höchsten Stellen des Staates; nur leider beziehen sich alle diese Wissenschaften mehr auf die Arabische Sprache, als auf die Landessprache, die Neu-Persische. Da der Koran in der Arabischen Sprache hier erklärt wird, und die Schreibart des Korans und mithin der zu Mahomeds Zeiten in Mekka übliche Dialekt von allen Bekennern des Islams als der reinste und vollkommenste angesehen wird, so wird auch dieser vorzugsweise in Persien geredet; er ist aber von dem heutigen Arabischen so ver-

schieden, daß ihn die Geistlichen, selbst in Mekka, als eine todte Sprache, wie bei uns die Lateinische und Griechische, erlernen müssen. In dem Arabischen, welches die Bewohner der Gebirge Jemens reden, soll man noch die mehrste Aehnlichkeit mit dem Arabischen zu Mahomeds Zeiten finden, weil die Bewohner dieser Gebirge mit Fremden wenig Umgang pflegten, und also ihre Sprache beinahe unverändert sich erhalten haben. Einige Schriftsteller wollen dieses aber nicht zugeben, weil die Sprache in Jemen von dem Dialekte zu Mekka von jeher verschieden gewesen sey, und seit eilfhundert Jahren nothwendig noch mehr Veränderungen habe erleiden müssen. Da die Dialekte der Arabischen Sprache im Morgenlande so sehr verschieden sind und in Arabien selbst so von einander abweichen, wie die verschiedenen Dialekte in Italien, so wird in Persien nur die Arabische Büchersprache gelehrt und verstanden, und diejenigen, die aus dem gemeinen Volke Arabisch sprechen, folgen der Mundart derjenigen Araber, die ihnen am nächsten liegen und mit denen sie den meisten Verkehr haben; denn nach einem Schriftsteller entfernen sich die Dialekte dieser Sprache, außerhalb des eigentlichen Arabiens, wie die Spanische, Portugiesische und die Provenzal- oder Romanische Sprache von der Lateinischen. So z. B. in Jemen, und sogar in dem kleinen Staate des Imans von Sana, sind drei Dialekte. Die Bergbewohner reden anders, als die Einwohner von Tehama. Leute von Stande brauchen Worte und Wendungen, die der Pöbel nicht versteht, und dessen Sprache weicht von der Mundart der Beduinen in der Wüste noch stärker ab. Jede Provinz hat ihre eigene Aussprache; bald werden Buchstaben, bald ganze Sylben umgeändert und das Wurzelwort wird unkenntbar. Für die Sprachwerkzeuge eines Europäers ist die Aussprache der östlichen und südlichen Araber weit weicher und leichter als die-

jenige der Aegyptier und Syrier. Der Perser spricht das Arabische übrigens sehr gut aus. — Das Erlernen der Türkischen Sprache hat für den Perser mehr Schwierigkeiten, als das Erlernen der Arabischen. Selbst diejenigen, die sie an der Quelle, wo sie gesprochen wird, lernen, erfahren dieses; denn die Sprache der Türken begreift drei verschiedene in sich ganz ungleiche, in Wörtern und grammatikalischen Regeln weit von einander entfernte Sprachen in sich; nämlich die Türkische, Persische und Arabische, und daher kann der Perser, der diese Sprache nicht auf Schulen lernt, sie nur durch einen gelehrten Türken oder Kodscha lernen, der täglich eine Stunde für eine gute Bezahlung kommt. Ein solcher Unterricht führt aber mehr zum Lesen und Schreiben, als zum Reden an; dieses muß denn praktisch durch den Umgang mit Türken erlernt werden, welches freilich für denjenigen Perser keine Schwierigkeiten hat, der mit den im Lande lebenden Türkomanen Umgang hat. Was die eigentliche Persische Sprache betrifft, wovon schon Einiges oben unter Sprache und Sprachkunst vorgekommen ist, so wird noch Mehreres davon unter Sprache (Türkische) vorkommen. Auch sehe man den Artikel Sprache (Arabische) in diesem Register nach.

Sprache (Phönizische), Kanaanitische oder Kanaanäische Sprache, eine der ältesten der uns bekannt gewordenen, ausgestorbenen Sprachen des Morgenlandes, die Abraham mit seiner Familie in Kanaan redete, von dem sie auf seine Nachkommen fortgepflanzt worden ist. Nach Einigen soll sie die Mutter der Hebräischen Sprache und der damit verwandten Mundarten, nach Anderen die Hebräische Sprache selbst seyn. In wie fern nun die Ersteren oder die Letzteren Recht haben, ist schwer zu ermitteln. Die Phönizischen Charaktere, Schriftzeichen oder Buchstaben haben zwar Aehnlichkeit mit den Hebräischen,

so daß man annehmen kann, daß diese aus jenen entstanden sind. Uebrigens soll auch, so viel man aus alten Denkmalen schließen will, das Phönizische Alphabet nicht Original seyn, sondern von dem alten Chaldäischen herkommen, dem es fast in allen Buchstaben ähnlich, nur verzierter oder ausgeschmückter ist. Es ist hier schwer zu bestimmen: ob man ein mehr gekünsteltes oder verziertes Alphabet, oder ein ganz einfaches, wie z. B. das Hebräische, für älter halten soll. Hierüber scheinen die Alterthumsforscher noch nicht gehörig nachgedacht zu haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist ein mehr verziertes Alphabet bei den alten Morgenländischen Sprachen wohl als das ältere anzunehmen, und in so fern würde man das Alt-Chaldäische Alphabet, da es nur einfach ist, als jünger, wie das Phönizische ansehen müssen. Denn in der Kindheit der Sprache und der Schreibekunst hat man mehr mit dem Erfundenen gespielt, es also auch mit allen Schnörkeln und Schmuck beladen, um es dadurch recht in die Augen fallend zu machen, wie wir dieses auch bei der Bilderschrift, den Hieroglyphen gewahren; denn je mehr man Ernst und Nachdenken in der späteren Zeit bei Allem anwendete, vereinfachte man auch die erfundenen Gegenstände, warf man allen nutzlosen Prunk oder Schmuck fort, und so ist es auch mit den Buchstaben geschehen; denn alle Alphabete der ältesten Sprachen Asiens und Afrikas sind mit vielen Schnörkeln und Strichen verziert, gleichsam noch eine Art Bilderschrift. Es ist daher zu vermuthen, daß das Phönizische Alphabet das älteste ist, und die übrigen Alphabete Morgenländischer alter Sprachen von ihm abstammen; doch ist noch nicht mit Gewißheit ermittelt, ob die Aegyptische Buchstabenschrift, die man auf Aufschriften der Mumien ꝛc. findet, auch von demselben abstamme, oder jenes von dieser. Die Muttersprache Abrahams war die Chaldäische; da er aber

auf göttliche Eingebung seinen Wohnsitz in Kanaan aufschlug, so nahm er auch die Sprache Kanaans an, welche Sprache von denen der benachbarten Länder nicht sehr verschieden gewesen seyn muß, wahrscheinlich nur Mundarten eines Stammes; denn Abraham konnte mit dem Könige von Aegypten ohne Dolmetscher reden, wie man solches aus dem 1 Buche Mos., 12., ersieht; allein die Mundarten hatten sich zu seines Urenkels Josephs Zeiten schon so verändert, daß man eines Dolmetschers nöthig hatte, wenn man sich verstehen wollte, wie solches in der eben angeführten Stelle der Bibel, 42, 23, zu ersehen ist. Nach dem Jesaias, 19, 18, wird die Hebräische Sprache ausdrücklich die Sprache Kanaans genannt. Betrachtet man die Namen der Städte und Einwohner Kanaans, so wird man finden, daß sie mit der Hebräischen Sprache genau überein kommen, nicht bloß ähnliche Worte, dergleichen man auch im Syrischen, Hebräischen und Arabischen findet, sondern auch in der Form und Endigung. Jericho, Schalem, Sichem, waren schon bekannte Namen, als Abraham in das Land zog, die Völker, die von den Kanaanitern erweislich abstammten, hatten eine Sprache, die mit der Hebräischeu viel Aehnlichkeit hat. Aus den Fragmenten der Phönizischen Sprache, wenn sie ächt sind, gewahrt man deutlich den Charakter der Hebräischen. Nach dem Hieronymus, der Bischof in Hippo war, wo die Carthaginenser, eine Phönizische Kolonie, wohnten, sollen die mehrsten Phönizischen Worte mit den Hebräischen überein kommen. Sanchuniathon, ein Phönizischer Schriftsteller, hat Phönizische Wörter, die mit den Hebräischen übereinkommen. Hieraus will man nun schließen, daß die Phönizische Sprache die Hebräische ist, oder Letztere nur eine Mundart derselben. In Aegypten wurde diese Sprache im Lande Gosen von den Nachkommen Abrahams sehr

kultivirt, so daß sie zu den Zeiten Mosis am reinsten gesprochen wurde; s. auch Sprache (Hebräische). Da der Handel sehr zur Ausbreitung einer Sprache und zu ihrem Wörterreichthume beiträgt, so läßt sich auch denken, daß die Phönizier ihre Sprache mit Wörtern sehr bereichert haben müssen. Die Phönizier hatten auch ihre Schriftsteller. Sanchuniathon hat eine Phönizische Geschichte in dieser Sprache geschrieben. Nach Josephus Versicherung sollen viele Geschichten des jüdischen Volkes, so wie sie in der Bibel erzählt werden, auch von Phönizischen Schriftstellern vorgetragen werden. Er führt mehrere an, die er in dem Archiv zu Tyrus gefunden hat. Tatian führt auch drei Phönizische Schriftsteller an, die auch in ihrer Sprache geschrieben haben, und deren Geschichte von Chartus in das Griechische übersetzt worden. Hieraus ergiebt sich nun, daß die Phönizischen Fragmente aus der Helenischen Sprache erklärt werden können. Durch die weitläuftigen Handelsverbindundungen der Phönizier und durch die Kolonien, die sie überall, wohin sie handelten, besonders in Afrika anlegten, wurde auch ihre Sprache sehr verbreitet. Ob man übrigens auch daraus ableiten will, daß die Phönizische mit der Hebräischen Sprache nur eins sei, daß Chörillus beim Josephus gegen den Apion, Buch 1, Kap. 22, eine Beschreibung von dem sonderbaren, zu Jerusalem wohnenden Leuten, die mit unter der Armee des Xerxes waren, machen will, und sie als Leute beschreibt, welche Phönizisch redeten; und das Herodot, wenn er von der Beschneidung redet, unter den Phäniziern Niemand anders versteht, als die Israeliten, ist wohl etwas zu unbestimmt. Mehrere Gelehrten, z. B. Swinton, Dudens und Andere haben sich die Mühe gegeben, die Inschriften einiger Phönizischer Marmor und Münzen zu entziffern und haben zwischen diesen Fragmenten der Phö-

nizier und der Hebräischen Sprache die größte Aehnlichkeit gefunden; allein eine Aehnlichkeit ist noch nicht dieselbe Sprache; denn so finden wir zwischen der Deutschen und Holländischen eine große Aehnlichkeit, und doch sind es zwei verschiedene Sprachen. Die in Vielem sehr von einander abweichen, obgleich die Holländische Sprache eine Tochter der Deutschen ist; und eben so wird es auch zwischen der Phönizischen und Hebräischen Sprache der Fall gewesen seyn. Daß selbst die Hebräische Sprache verschiedene Dialekte gehabt hat, geht daraus hervor, daß das ש von den Ephraimiten anders ausgesprochen wurde, als von den übrigen Israeliten. Daß die Gelehrten wegen der Buchstaben, welche die Phönizier und Hebräer gebraucht haben, nicht einig sind, ist schon oben angeführt worden. Man hält die jetzigen Hebräischen Buchstaben für Chaldäisch, und diejenigen, die man auf den alten Münzen findet, für Samaritanische Schriftzeichen, Ob übrigens Jacob und seine Familie schon in Kanaan die Schreibekunst gehabt haben, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten, eben so wenig die Meinung einiger Gelehrten, daß das alte Aegyptische und Aethiopische Alphabet von dem Phönizischen abstammen, indem die Schriftzeichen auf den Mumien mit den Samaritanischen auf den alten Münzen, bei der Vergleichung beider, übereinkommen, wie auch schon oben angeführt worden ist. Uebrigens soll diese alte Phönizisch-Aegyptische oder Aegyptisch-Phönizische Schrift diejenige seyn, deren sich die Kanaaniter bedient haben und die man die Samaritanische nennt. Hieronymus will dieses mit einer alten Tradition bestätigen, nach welcher die alten Samaritaner oder Kanaaniter das Tau in Form eines Kreuzes gezeichnet haben. Auch Büttner zeigt in seinen Vergleichungstabellen, daß das Tau in der alten Phönizisch-Aegyptischen Schrift wirklich die angeführte

Figur gehabt habe. Berücksichtiget man hierbei auch noch die Griechen, die ihre Schriftzeichen von den Phöniziern erhalten haben, so findet man, daß sie dieselbe Figur dieses Buchstabens (T) in ihrer Unzialschrift beibehalten haben, wodurch obige Meinung noch mehr Ansehen erhält: daß die alten Israeliten sich dieser Schriftzeichen bedient haben, welche sie bis nach der Babylonischen Gefangenschaft beibehielten, da sie dann Chaldäische Charaktere annahmen.

Sprache (poetische), dichterische Sprache, eine Sprache, welche aus gesuchten, blumenreichen Worten besteht, welcher sich gewöhnlich die Dichter bedienen; eine schmuckreiche Sprache, die viele Verzierungen hat. Unter den Sprachen des Morgenlandes ist die Arabische Sprache sehr reich an Verzierungen, sehr reich an Bildern und Schmuck, welches uns schon in: Tausend und eine Nacht sichtbar wird. Daß sich auch wohl manchmal die Bilder zu sehr häufen mußten, wodurch die Sprache schwülstig wurde und das zarte Poetische verlor, ist leicht zu begreifen, da der Araber bei seiner nachdrücklichen Sprache, bei seiner lebhaften Einbildungskraft, bei seinen starken Gefühlen, und bei seinem Mangel an feiner Kultur, auch scharf gezeichnete Bilder liefern mußte, die dem verweichlichten Ohre zu hart tönten; indessen findet man auch feine Empfindungen, die sich in der Sprache ausdrücken und ihr ein nicht geringes Maaß Dichterisches geben. Aber nicht nur die Arabische Sprache ist reich am Poetischen, sondern auch die Indische, welches bei den Morgenländern, den Asiaten, daher rührt, weil sie schon in den frühesten Zeiten die Dichtkunst betrieben, wozu sie durch die schöne Natur, die üppigen Bilder im Erhabenen, wie im Schauervollen, veranlaßt wurden. Die herrlichste und reichste Pflanwelt, die prachtvollsten Steine, die verschiedenartigsten wilden Thiere, die himmelansteigenden Gebirge, die

schauervollen Wüsten, Schluchten und andere Naturscenen zeigten sich den Blicken des jungen Erdbürgers. Alles dieses mußte auf die jugendlich-frische Phantasie wirken, und die Sprache mit vielen Bildern bereichern. Daher sind die Morgenländischen Sprachen weit reicher an schmuckvollen, glänzenden Bildern und Ausdrücken, als die Abendländischen, deren Bilder mehr das Zeichen ihrer großartigen Natur an sich tragen, besonders bei den Nordischen Sprachen; und sonderbar genug, die Morgenländer haben dieses mit den Nordländern gemein, daß ihre Sprachen reich an poetischen Bildern sind; denn so findet man die erhabensten Bilder auch in der Sprache der Norweger und Isländer, deren schauervolle Natur eben die Wirkung auf ihre Sprache machte, wie die prachtvolle südliche Natur auf diejenige der Morgenländer. Beide Sprachen, die des Morgenlandes und die des Nordens, haben daher eine Fülle von poetischen Ausdrücken und Worten. Diese Poesie liegt aber nicht bloß in ihrer Sprache, sondern auch in Allem, was sie durch ihren Geist hervorbrachten, besonders aber in ihrer Baukunst; denn auch diese trägt den Stempel der Natur, die sie umgab; daher die Spitzen und Ecken gleich Felsen in der Gothischen, der Nordischen Baukunst, die vielen verzierten und riesenhaften Bauwerke in den Morgenlanden. Alles athmete die Natur, die sie umgaben, und daher staunen wir noch jetzt mit Recht, wenn wir auf die kolossalen Werke der Vorzeit schauen, und können es gar nicht begreifen, nicht wie sie dieses möglich machen konnten, sondern wie sie die Ausdauer dazu hatten, Werke, wie z. B. die Chinesische Mauer, die Tempel und Grabeshallen ꝛc., von denen uns noch viel zur Bewunderung übrig geblieben ist. Sie übertrugen das Poetische, den Zauber, der sie ergriff beim Anblick einer schönen oder schauerlichen Natur, auch auf andere Gegenstände außer der Dichtkunst über,

und daher rührt auch die Ausdauer, weil ihre Begeisterung nicht nachließ, weil sie nicht in ihrer Lebensart verweichlicht, weil ihre Zeit nicht mit tausenderlei andern Dingen zersplittert war, die jetzt nur Alles in Eile betreiben, nur Alles flüchtig entwerfen und aufführen läßt. Auch war ihr Beobachtungsgeist weit schärfer, ihre Gefühle weit energischer, ihr Wille weit mächtiger, daher diese kolossalen Schöpfungen, die uns so mächtig beim Anblicke, ja bei dem bloßen Lesen, ergreifen, und uns die Gegenstände unserer Zeit, gegen jene gehalten, nur in Miniatur erblicken lassen. Proben der Poesie, sowohl der Araber, als auch der Indianer, sind schon oben, unter Sprache (Arabische) und Sprache (Indische), gegeben worden, woraus man den Reichthum an poetischen Ausdrücken ersehen wird. Derselbe Reichthum herrscht nun auch in allen Nordischen Poesien, nur sind es ganz andere Bilder, die hier aufgestellt werden, wie sie die Natur des Nordens gegen die südliche giebt. Auch in den neuern Sprachen, sowohl des Morgen- als des Abendlandes, zeichnen sich mehrere durch Reichthum an poetischen Ausdrücken aus, wie z. B. die Sprache der Afghanistaner im Morgenlande, und in den Abendländern die Italienische, Spanische und auch zum Theil die Deutsche Sprache. Man muß übrigens den Ausdruck: poetische Sprache, im rechten Sinne dieser Benennung nehmen, indem man darunter nicht die Poesie allein versteht; denn diese hat eine jede Nation, indem mit derselben ihre Kultur anfängt, sondern den Reichthum an erfundenen, anziehenden, prachtvollen Worten, welche die erhabenen, auf uns einwirkenden Natnrscenen so bezeichnen, daß sie auf den Leser gleiche Empfindungen hervorbringen, ohne übrigens eine poetische Einkleidung, ein poetisches Gewand zu erhalten; jede Naturschilderung in einer blühenden Sprache, ohne Sylbenmaaß und ohne den Reim; denn diese

erheben schon eine gewöhnliche Sprache, geben derselben Klang und Fluß. Eine ungebundene Rede kann nur dadurch einen poetischen Charakter erhalten, wenn sie die Empfindungen, die sie bei dem Hörer und Leser hervorbringen soll, durch schöne klangvolle Worte und Ausdrücke, ohne Uebertreibung, gleichsam in uns durch einen Zauberschlag erregt. Ein Beispiel eines Aufsatzes in einer poetischen Sprache, ist schon oben, unter Sprache und Sprachkunst, S. 279, angeführt worden. Hier noch ein Muster einer poetischen Sprache, aus der Reise des Grafen Leopold zu Stollberg in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien (Bd. 1, S. 71).

Früh, mit Sonnenaufgang, fuhren wir über die Rheinbrücke von Constanz. Heller als in den vorigen Tagen hoben sich die Berge, auch die entferntesten. Die Schwaben und Schweizer sagen alsdann, die Gebirge öffnen sich und erwarten Regen oder Gewitter. Am Zellersee hinfahrend, übersahen wir alle Gebirge, die den ganzen Bodensee kränzen, von den einige Stunden weit vor uns liegenden drei einzelnen Bergen, Hohentwiel, Hohenkreg und Hohenstoffel, bis zu den entferntesten Gebirgen des Tyrol. Sehr hell sahen wir auch eine Kette von Schneegebirgen. Etwa eine Stunde von Schaffhausen sahen wir den Rhein im Thale, zwischen waldigen Ufern und stark rauschend, mit smaragdgrünen und durchsichtigen Wogen, lauter wie Wein, nach seinem Bade im Bodensee. Die Höhe eines Berges im Walde über diesen Strom, trennt das Deutsche Reich, nicht Deutschland, eine halbe Stunde vor Schaffhausen, von der Schweiz. Nahe bei Schaffhausen ist der Rhein sehr reißend und rauschet über Felsen. Schon in früheren Zeiten standen hier Häuser, in welche Waaren gelegt wurden, die von den höheren Gegenden, Bünden, Lindau, Constanz ꝛc., mit dem Strome gekommen waren, und wegen des nahen Rheinfalles hier ausgeladen wurden, welche Häuser nachher der Stadt ihren Namen gaben. Am Nachmittage besuchten wir den Rheinfall. Wie

soll ich Dir den beschreiben! Er läßt jede Beschreibung weit hinter sich, jede Vorstellung, selbst die Erinnerung. Ich sah ihn zum dritten Male, aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erste Mal gesehen hatte. Er überraschte den Mann, wie er den Jüngling überrascht hatte. Ich scheine Dir etwas zu sagen, und ich sage Dir nichts, wenn ich Dir erzähle, wie der breite Strom zwischen hohen Felsen, die mit Laubholz bewachsen sind, in einer ungeheuren Schaummasse, durch welche hier und da die grüne Farbe der gewölbten Fluthen schimmert, mit betäubendem Getöse und fliegendem Ungestüm, tief herunterstürzte, wie drei in ungleicher Entfernung mitten aus seinem Wasserfalle vorragende, mit immer erschüttertem Gebüsche belaubte Felsen, ihm nicht ungestraft, sondern ausgehöhlt und durchlöchert entgegen starren, seinen Sturz theilend und verherrlichend. Auf dem minder hohen Felsenufer, zur rechten Seite des Wassers, steht, im Schaffhausner Gebiet, eine Drahtmühle, gegenüber, im Gebiete des Kantons Zürich, steht das Schloß Laufen auf einem weit höheren Felsen. Zuerst zeigt man Fremden den Rheinfall von der Seite der Drahtmühle, wo schon der Anstaunende freudig geschreckt wird; dann führt man ihn einen schmalen krummen Pfad, unter Bergen, am gerunderen Becken des Stromes hin, bis er, gerade dem Rheinfalle gegenüberstehend, gewahr wird, daß die Katarakte, welche er eben anstaunte, nur zwischen dem Ufer und einem Felsen, der sich mitten aus dem Strome emporthürmt, gebildet werde, und etwa den fünften Theil des Wasserfalls ausmache. Hier sieht er den ganzen Strom zwischen den Felsenufern und drei verinselten Klippen gedrängt, herunterstürzen. In einem schmalen Nachen wird man dann unten, der Katarakte vorbei, auf tanzenden Wogen, nach der Zürcher Seite hinübergebracht. Hier ist unter dem Schlosse Laufen ein Gerüst bis in den Wasserfall hineingebaut. Vor einem Thürchen, dessen Schlüssel im Laufner Schlosse verwahrt wird, stehst Du ein Weilchen und hörst mit Ungeduld den Donner des Stroms, bis das Thürchen geöffnet wird, und Du nun

unmittelbar an dem stürzenden Strome stehst. Hier ergreift Dich ein mächtiges Staunen; es ist Dir, als müßtest Du hinunter gewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile der stürzenden Wogen kannst Du Dir keinen Begriff machen. Die mit Eile des Blitzes heruntergeschmetterten Fluten spritzen hoch auf. Ein Nebel, dick und weiß, wie der Rauch aus Schmelzhütten, erfüllt die Gegend; weit umher beben und träufeln alle Büsche der felsigen Ufer, und beim Sonnenschein spielen Farben des Regenbogens im Schaum und im aufsteigenden Nebel. Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt nach dem Strome hin, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufspritzende Nebel hüllet, der einzige Gegenstand des Auges wird. Grauenvolles, doch seliges Staunen hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar die gegenwärtig wirkende Gottheit. Mit dem Andenken an die geoffenbarte Macht und die Herrlichkeit Gottes, wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir, als gingen die Herrlichkeiten des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken auf's Angesicht, und ausrufen: Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig! Wir waren schon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unser Stillschweigen unterbrachen; und nur als wir uns abgekühlt fühlten von der Glut der Empfindung, warfen wir im Geiste einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweisen, welcher den Rheinfall sah, und mit kalter Bedenklichkeit fragen konnte: wozu er nütze? Ein Weltweiser beantwortet so vieles, was ein Weiser nicht beantwortet, mag er denn auch fragen, wie ein Weiser nicht fragen würde: der Mensch lebt nicht von Brod allein, mein Herr! Wenn sie für höhere Bedürfnisse, für erschütternde Wonne beim Anblick der großen Natur keinen Sinn haben, so versöhnen sie die nützliche Drahtmühle mit einer der herrlichsten Naturerscheinungen. — Ehe wir von Schaffhausen abreiseten, besuchten wir noch einmal den Rheinfall, und wurden abermals überrascht von

der Größe des Schauspiels. Es ist wirklich von der Art, daß es, je öfter man es sieht, desto stärker wirkt. —

Die Sprache dieser Stelle der Stollbergschen Reise ist poetisch und dabei doch ganz natürlich, ohne beim Anblick so großer Naturscenen im gerechten Staunen auch der Feder freien Lauf zu lassen und Bild auf Bild zu häufen, wie solches so vielen Schriftstellern wiederfährt, wenn sie Naturscenen schildern, von denen sie ergriffen waren; sie wollen sie dann dem Leser so vorführen, als der Eindruck auf sie geschah, und verfallen dabei in Uebertreibungen, häufen Bild auf Bild, werden schwülstig, so daß ihre Beschreibung dem Leser keinen Genuß gewährt, eher eine gewisse Bangigkeit oder ein Jähnen, leider! Folge der Ueberladung. Die poetische Sprache muß daher zwar Bilderreich, aber doch nicht mit Bildern überladen seyn, sie muß keine Härten besitzen, sondern leicht und gefällig sich hören und lesen lassen. Erfüllt eine Sprache diese Anforderungen an dieselbe, so kann man sie als vollkommen poetisch nennen; denn darin besteht die Poesie, daß sie bei allem Schmucke doch klar und deutlich den abgehandelten Gegenstand beleuchtet; Maaß und Reim dienen nur als Rahmen.

Was die eigentliche poetische Sprache, die gebundene Rede, betrifft, so ist solche unter Dichtkunst, in D, übergangen und unter Poesie, in P., nur den Namen oder die Benennung erklärend berührt worden, obgleich die Poesie, als zur Kunstgeschichte gehörend, so gut wie die Redekunst, Rhetorik, Th. 121, S. 390 u. f., eine weitere Erklärung ihres Wesens und ihrer Wirkung, da sie doch die hauptsächlichste Bildnerin der Sprache genannt werden kann, verdient hätte. Hier nur ein Umriß ihres Wesens, was ihre Eigenschaft und Wirkung anbetrifft, so wird das Nöthige darüber unter Volks-

poesie, in V., vorkommen. Unter poetischer Sprache oder gebundener Rede versteht man eine nach der Länge und Kürze ihrer Sylben abgemessene Sprache, welche Abmessung man Sylben- oder Versmaaß nennt, und dann hat man noch den Reim, der in den männlichen und weiblichen zerfällt. Man gebraucht in der poetischen Sprache sowohl rhetorische, als grammatische Figuren. Zu den Ersteren gehören: die Trope oder das Bild; die Metapher oder das fortgesetzte Bild; die Parabel oder das Gleichniß; die Allegorie; die Metonymie oder Vertauschung nach der äußeren Verwandtschaft; die Synekdoche oder Vertauschung nach der innern Verwandtschaft; die Metalepse oder die Vertauschung des Folgenden mit dem Vorhergehenden; die Prosopopöie oder Personendichtung; die Apostrophe oder unerwartete Anrede; der Klimax oder die Aufstufung; die Hyperbel oder Uebertreibung, der Pleonasm oder Ueberfüllung; die Ellipse oder Auslassung; die Periphrase oder Umschreibung; das Epithet oder Beiwort; die Hypotypose oder Ausmalung; die Antithese oder der Gegensatz; die Anapher oder Wiederholung; die Allusion oder Anspielung; die Antonomase oder der Namentausch; die Onomatopöie oder die Tonnachahmung; der Euphemism oder die Milderung. — Zu den Letztern, den grammatischen Figuren, gehören: die Apokope oder Verbeissung; die Synkope oder Verschluckung; die Diärese oder Verlängerung; die Aphärese oder Verkürzung; die Elision oder Vereinung; der Archaism oder das veraltete Wort; die Inversion oder Verkehrung der Wortfolge; die Anastrophe oder Veränderung der Wortfolge. Dann hat die gebundene Rede den Rhythmus, welches ein dem Ohre angenehmer Wortfall ist, wobei die Höhe und Tiefe des Tons in

Betrachtung kommt. Der Rythmus entsteht 1) durch einen Wechsel von ein-, zwei-, drei- und mehrsylbigen Wörtern, und 2) durch einen Wechsel von langen und kurzen Sylben. Zu beiden dienen die grammatischen oder Wortfiguren. In der gebundenen Rede ist der letzte Wechsel regelmäßig wiederkehrend, entweder in einzelnen Versen oder Strophen, oder auch in mehreren zu Stanzen verbundenen Versen, und beide sind nach einem gewissen Sylben- oder Versmaaße, Metrum genannt, eingerichtet. Durch den Reim wird der Rythmus oder Wortfall erhöhet, das heißt, durch seine wiederkehrenden Endsylben; er gehört nicht nothwendig zum Rhythmus, obgleich dieser zu jenem gehört; denn wenn auch die meisten Dichter nicht nach den Regeln der Kunst ihre Gedichte verfertigen, sondern nach dem Gefühle, so liegt er doch im Gefühle, im Gehör des Gefühlten, wie man solches beim Deklamiren der Gedichte gewahrt. Die Alten kannten den Reim nicht, ihre gebundene Rede besteht bloß im Versmaaße, in der Länge und Kürze der Sylben, in der Zahl der langen und kurzen Sylben, und in deren Abwechselung mit einander. Der Reim ist eine Erfindung der Neuern und eignet sich ganz vorzüglich zum Gesange, weil er den Rythmus durch den Klang seiner Endsylben erhöhet. Der männliche Reim ist einsylbig, der weibliche zweisylbig. Die Prosodie oder Tonveränderung, Tonwechselung, auch Tonsprechung, Tonmessung, s. Th. 117, S. 773, lehrt den Werth der einzelnen Sylben für das Ohr und die Füße oder Glieder der Verse bestimmen. Jede Sylbe ist der Zeit nach lang, kurz oder willkührlich, daß ist kurz und lang oder umgekehrt. Man hat für diese Sylbenbestimmungen Zeichen, Sylbenmaaße, so bezeichnet ein — die lange, ein ⏑ die kurze und ein ⏑̲ die willkührliche Sylbe. Die

Höhe oder Tiefe des Tons im Aussprechen der Sylben ist nicht immer an die Länge und Kürze derselben gebunden, weil hierbei alles auf den Affekt oder die Gemüthsbewegung oder Leidenschaft ankommt; denn sehr oft kann die Höhe des Tons auf die unbedeutendste Sylbe kommen, wie z. B. bei dem Ausruf: Gerechter Himmel! die Höhe des Tons gerade auf die unbedeutendste Vorschlagssylbe ge kommt, ungeachtet sie kurz bleibt, während die folgende Hauptsylbe lang tönt, ob sie gleich mit einem tieferen Tone ausgesprochen wird, und so ist es auch mit allen andern affektvollen Ausdrücken, wie z. B. Natur, die göttliche, wo die Höhe des Tons auf die kurze Sylbe Na kommt, wenn gleich die folgende lang tönt. Dieses geschieht in der natürlichen affektvollen Rede, und muß eben so in der künstlichen geschehen, wenn der Ausdruck dem natürlichen entsprechen soll, welcher nicht wartet, bis er an die Hauptsylbe kommt, sondern in der Gemüthsaufregung, das, was ihm am nächsten liegt, zuerst ergreift, und daher fällt auch die Höhe des Tons auf die Anfangssylbe der Rede, sei sie auch noch so unbedeutend, die andern tönen dann ruhiger nach; indessen findet man in der künstlichen Rede diesen Ton in anderen Sprachen nicht immer auf die Vorsylbe gelegt, sondern Sylbenmaaß und Sylbenklang sind hier unzertrennlich, nur die Deutsche Sprache macht in der gebundenen Rede hierin eine Ausnahme. Daher entscheidet im Deutschen mehr der Akzent, wo in andern Sprachen das Versmaaß entscheidet, oder Akzent und Versmaaß wirken zusammen. Der Akzent macht im Deutschen alle willkührlichen Sylben lang, welches entweder durch den Wortton, z. B. der Stammsylbe oder die bedeutendste Sylbe im Worte, oder durch den Redeton, z. B. das bedeutendste Wort im Satze. Moritz sagt in seinem: Versuch

einer Deutschen Prasodie (Berlin, 1786), S. 6 u. f. in Beziehung auf den Wortton:

Wenn der erste Reiz des Affekts vorüber ist; wenn das ruhige Nachdenken wieder an dessen Stelle tritt; dann häufe man die Tonhöhe, das Verweilen der Stimme und den Nachdruck auf die bedeutende Sylbe, weil sich unsere Sprache mehr zum Gedanken, als zum Empfindungsausdrucke neigt. Sie schärft die Denkkraft auf einen Hauptpunkt hin und vernachläßiget daher gewissermaßen das Umstehende. Die weniger bedeutenden Sylben kommen dann gegen die bedeutendsten fast gar nicht mehr in Betracht; die Sprache eilt, so schnell sie kann, darüber hinweg, um auf den bedeutendsten Sylben desto länger und mit desto mehr Nachdruck verweilen zu können. Sie läßt sich daher in diesem ihr eigenen Streben nach der bedeutendsten Sylbe hin, sich weder durch gehäufte Konsonanten, noch durch einen Doppellaut oder sonst irgend einer Schwierigkeit in der Aussprache aufhalten. Wir sagen ohne Mühe und Anstoß: Durchbrechung, und lassen das durch eben so schnell und überwegeilend hören, wie das ge in Gewöhnung, obgleich das durch wohl noch einmal so viel Zeit zu seiner Aussprache, als die leichte Vorschlagssylbe ge zu erfordern scheint, oder wirklich so viel Zeit erfordert, wenn man genau darauf hört und jeden einzelnen Buchstaben gehörig austönen läßt; daher klingt auch Gewöhnung besser, als Durchbrechung, welches Letztere eine gewisse Härte in den Klang des Wortes legt, welche Härte zugleich den Begriff des Wortes ausdrückt, wie z. B. Durchwehen, Durchsäuseln. Die Sprache scheint also hier nicht ohne Ursache, die schon an sich rauh klingenden Konsonanten gehäuft zu haben, um das Gewaltsame, welches in dem Begriffe liegt, gewissermaßen zu bezeichnen. Uebrigens giebt es dergleichen Wörter in allen Sprachen, welche durch ihren Klang scheinbar die Begriffe bezeichnen; auch haben die Dichter jeder Nation von diesen Wörtern, wo sie konnten, einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen gesucht. Die Häufung der Konsonanten kann daher in solchen Fällen, wo in ihr et-

was Malerisches liegt, sogar eine Schönheit des Ausdruckes seyn. Wenigstens hat diese Anhäufung der Konsonanten in einem Worte wohl an und für sich nichts Hartes, sobald die zusammengedrängten Laute Zeit haben, gehörig auszutönen, wie dieses in den alten Sprachen der Fall war, wo man sich gar nicht an die Bedeutung der Sylben kehrte, sondern die Stimme auf der Sylbe am längsten verweilen ließ, worauf sie am längsten verweilen mußte, wenn jeder einzelne Laut gehörig austönen, und weder dem Ohre, noch dem Sprachwerkzeuge die mindeste Gewalt angethan werden sollte. Bei uns, den Deutschen, scheint gerade der umgekehrte Fall zu seyn; wir kehren uns weder an das Ohr, noch an die Sprachwerkzeuge, sondern lassen, trotz beiden, auf der bedeutendsten Sylbe die Stimme am längsten verweilen, wenn sie auch nach dem Baue der Sprachwerkzeuge in weit kürzerer Zeit ausgesprochen werden könnte, als die unbedeutenderen Sylben, die neben der bedeutendsten so kurz wie möglich ausgesprochen werden, um diese dadurch noch mehr herauszuheben, und dieses ist es, was die Härte verursacht. Unsere Sprache ist daher eine vortreffliche Sprache für den Verstand, aber nicht für das Ohr, welches mit einer Menge ganz von einander verschiedner einzelner Laute, die in eine kurze Sylbe, wie z. B. durch, in Durchbrechung, zusammengedrängt sind, auf einmal übertäubt wird, statt daß ihm diese einzelnen Laute, eben so, wie die Sylben, gleichsam zugezählt werden sollten, indem man die Sylbe so lang tönen ließe, bis sich die Laute, einer nach dem andern, ohne Mühe aus den Sprachwerkzeugen entwickelten, und sich auf diese Weise sanft in unser Ohr einschlichen. Die Alten zählten dem Ohre ihre einzelnen Laute wirklich eben so zu, wie die Sylben, zwei unmittelbar auf einander folgende Konsonanten oder zwei zu einem Doppellaute in einander fließende Vokale machten bei ihnen eine Sylbe lang, sie mochte nun im Anfange, in der Mitte oder am Ende eines Wortes, oder allein stehen; sie mochte bedeutend oder unbedeutend seyn; auf Sylben wie durch und keit, hätte bei ihnen in jeder Zusammensetzung die Stimme verweilen müssen. Wenn gleich zuweilen

zu der besondern Absicht des Dichters mehrere an sich hart klingende Konsonanten zusammengestellt wurden, um etwa den Gegenstand zu malen, so mußten sie doch immer gehörig austönen und dem Ohre zugezählt werden können. Bei uns ist es aber, wie schon bemerkt worden, gerade umgekehrt, wie bei den Griechen und Römern. Die Bedeutung greift bei uns überall ein und zerstört Verhältniß, Harmonie und Wohlklang; sie läßt die Stimme über eine unbedeutende Sylbe hinschlüpfen, hinschreiten oder hinrasseln, das Ohr mag dabei zurecht kommen, wie es will; in dieser unbedeutenden Sylbe mögen nun zwei, oder drei, oder vier Konsonanten unmittelbar auf einander folgen, oder zwei in einen Doppellaut zusammengeflossene Vokale, die Stimme mit Gewalt aufhalten, das Alles kommt nicht in Betrachtung, sobald eine Sylbe zufälliger Weise neben einer andern steht, die bedeutender ist ꝛc. Andere neuere Sprachen, wie z. B. die Englische und Französische, haben doch noch eine große Anzahl ihrer Konsonanten in der Aussprache unterdrückt, und eine große Anzahl ihrer Doppellaute in einfachtönende Selbstlaute verwandelt. Wir aber sprechen alles aus, was wir schreiben, und nehmen uns dazu doch nicht die gehörige Zeit, es auszusprechen. Statt daß wir dieses auf eine sanfte, einschmeichelnde, das Ohr nicht übertäubende Art thun sollten, lassen wir die Zunge über drei oder wohl gar vier Konsonanten, um nur je eher je lieber zu der bedeutenden Sylbe zu kommen, hinwegrasseln, daß einem, der nicht von Kindheit auf daran gewöhnt ist, nothwendig die Ohren davon gellen müßten, wenn er z. B. hört, daß man die Sylbe durch, in Durchbrechen, mit eben der reißenden Schnelligkeit, wie die Sylbe ge in gelungen, ausspricht. Ist es denn etwas anders, was die Französische Sprache sanfter und wohlklingender, als die Deutsche und Englische macht, als weil sie die unangenehme Kollision zwischen der Bedeutung und dem natürlichen Sylbenmaage zu vermeiden, und das Ohr mit dem Verstande auszusöhnen gesucht hat, indem sie die Doppellaute au, ei, ai ꝛc. in einfach tönende Selbstlaute verwandelt, die unmittelbare Folge mehrerer Konsonanten auf einander durch die Ver-

schlingung des Letztern häufig verhindert, und das m und n am Ende zu einem sanft-überfließenden Tone gebildet hat, damit, wenn es sich fügte, daß eine Sylbe mit einem Diphtong oder einem doppelten oder dreifachen Konsonant, durch die so oft unvermeidliche Zusammenstellung mit einer bedeutendern verknüpft, und also kurz ausgesprochen wurde, die dadurch entstehende Härte nicht so merklich seyn möchte. Deswegen ist selbst noch die Englische Sprache zuweilen sanfter und wohlklingender, wie die Deutsche, weil sie so Manches verschweigt, was die Deutsche mit Mühe und Anstrengung in einer Sylbe, die oft durch die Zusammenstellung kurz wird, ausspricht, wie z. B. das gh in night, die Nacht, daß der Deutsche so sorgfältig hören läßt, damit gar nicht zur Schonung des Ohres etwa ein zu zarter Laut auf Kosten der Bedeutung verloren gehe? Was macht den Versbau der Alten so unnachahmlich schön, als die sorgfältigste Beobachtung des natürlichen Sylbenmaaßes, welches sich auf die Zahl der auszusprechenden einzelnen Laute oder auf die leichtere oder schwere Artikulation derselben gründet? Nirgends findet da die Stimme einen Aufenthalt, wenn sie über kurz auszusprechende Sylben leicht hinwegschlüpft, und wo sie auf einer Sylbe verweilt, sie es unwillkührlich thut, weil sie entweder durch mehrfache Konsonanten gehemmt oder durch den laugtönenden Diphtong schwebend erhalten wird. Und was bringt selbst in unsere Sprache noch hin und wieder einigen Wohlklang, als die zufällige Beobachtung jener alten Regel des natürlichen Sylbenmaaßes, wie z. B. in Gelispel, Wonnegesang! Daß wir Verse, wie die Alten, in unserer Sprache machen können, ist gewiß, nur sind rauhe Verse für ein verwöhntes oder gebildetes Ohr schrecklich, wenn dieses gleich ein unverwöhntes und ungebildetes Ohr nicht findet. Wie daher unsere Sprache hat Verse hervorbringen können, da sie wirklich kein bestimmtes Sylbenmaaß hat, ist schwer zu begreifen; denn ohne bestimmtes Sylbenmaaß lassen sich doch keine Verse oder ein nur wiederkehrender gleichmäßiger Sylbenfall denken, weil Sylbenmaaß und Sylbenklang von einander unzertrennlich sind. Jede nach ihrem Bestand-

theile wohlabgemessene Sylbe ist auch wohlklingend, und daher ist Wonnegesang auch wohlklingender wie Mutter Natur, weil sich in dem letztern zwischen die beiden kurzen Sylben in der Mitte zwei Konsonanten drängen, welche die schnelle Aussprache derselben hemmen und erschweren. Weil nun bei den Alten so etwas der Regel nach nicht statt fand, so floß Sylbenmaaß und Wohlklang bei ihnen in eins zusammen, oder vielmehr die Gesetze des Wohlklanges schrieben ihnen selbst ihr Sylbenmaaß vor. Bei ihnen würde die Stimme auf der Sylbe ter, in Mutter Natur, wegen der Hemmung durch die beiden unmittelbar auf einander folgenden Konsonanten r nnd n, eben so lange, wie auf der Sylbe mut verweilt haben, und wir würden es eben so machen, wenn wir mit unsern Gedanken der Aussprache folgten, und uns ihr gleichsam überließen, statt daß wir jetzt mit dem Gedanken der Aussprache vorgreifen und auch den Theil der Zeit auf die bedeutende Sylbe hinnehmen, welche eigentlich einer folgenden Sylbe gebührte, deren einzelne Laute nun nicht gehörig austönen können. Das Zeitmaaß der einen Sylbe greift in das Zeitmaaß der andern, daher entsteht das unvermeidliche Harte in unserm Versbau. Könnten wir uns bei der Aussprache unserer Sylben mehr leidend verhalten; könnten wir gleichsam von selbst einen Laut nach dem andern aus den Sprachwerkzeugen sich entwickeln lassen, wie in Wonnegesang, so hätten wir das Sylbenmaaß der Alten, wir hätten eine Sprache und einen Vers für das Ohr. Allein unser immerwährendes gewaltsames Streben, den Hauptgedanken durch das bedeutendste Wort, und in diesem Worte wieder durch die bedeutendste Sylbe auszudrücken, verdirbt Alles, sobald es auf Harmonie und Wohlklang ankommt. Es macht, daß wir gewöhnlich nicht nur die Länge, sondern auch zugleich die Höhe des Tons auf die bedeutende Sylbe setzen, so daß die unbedeutende Sylbe ter in Mutter beinahe ganz verschlungen wird, indem sie nur schwach und dunkel nachschallt. Wollten wir nun die Sylbe ter wegen der darauf folgenden beiden Konsonanten auch lang aussprechen, so würden wir dieses weder gewaltsamer Weise thun, indem wir sie

zugleich aus ihrer sonst gewöhnlichen Unbedeutsamkeit herauszuheben suchte, und damit würden wir Alles verderben; denn weil wir uns einmal gewöhnt haben, jede Sylbe, welche die Tonhöhe und die Länge zugleich hat, für eine bedeutende Sylbe zu halten, so würde es uns scheinen, als ob die zweite Sylbe in Mutter gleichbedeutende Kraft mit der ersten erhalten hätte; es würde also wider den Verstand gesündiget, ohne daß das Ohr befriedigt worden wäre; denn weil wir die bedeutenden Sylben immer länger dehnen, als es die Anzahl ihrer Buchstaben erfordert, und sie nun zum Maaßstabe der zweiten lang auszusprechenden Sylbe machen, so dehnen wir diese auch länger, als wir sollten, und erhalten dadurch zwei zu lange Sylben, da wir sonst nur eine zu lange hätten, deren Zeitmaaß durch die folgenden zwei kurzen Sylben noch einigermaßen wieder ins Gleichgewicht gebracht wurde. Könnten wir uns daran gewöhnen, die Hauptsylbe immer länger und die Nebensylbe immer kürzer auszusprechen, als es die leichteste Bildung ihrer einzelnen Laute in den Sprachwerkzeugen erfordert, oder könnten wir vielmehr mit dem Gedanken und der Empfindung der Aussprache folgen, und griffen derselben nicht immer vor, so würden wir auch ein natürliches bestimmtes Sylbenmaaß, wie die Griechen und Römer, haben. Alle unsere Längen haben aber den Fehler, daß sie zu lang, und unsere Kürzen, daß sie zu kurz sind.

Das hier Gesagte, auf unsere Sprache bezogen, scheint nicht ganz unrichtig zu seyn, wenn der Versbau der Alten bloß mechanisch in unserer Sprache nachgebildet werden soll; wenn aber poetisches Gefühl und Empfindung den Dichter leiten, so wird auch der Versbau in unserer Sprache nichts Hartes haben, weil schon das dichterische Gefühl die richtige Länge und Kürze der Sylben, ohne besonderen Maaßstab anzulegen, trifft. Es geht hier dem Dichter, wie dem Landschaftsmaler, der die Perspective, ohne sie theoretisch studiert zu haben, ohne sie nach den Regeln der

Theorie construiren zu können, doch durch die Praktik, durch ein praktisch geübtes Auge und das richtige Gefühl der Natur-Perspective, richtig in seiner Landschaft anbringt, und sie oft mit dem Vorgrunde in eine schönere Harmonie oder Uebereinstimmung setzt, als der gelehrte Maler oder derjenige Maler, der die Theorie der Perspective studiert hat; des Ersteren richtiges Kunstgefühl leitet ihn ganz sicher in der Fernmalerey. Dieses sey aber darum hier nicht gesagt, um die Theorie des Versbaues, so wie die Theorie der Perspective beim Landschaftsmalen nicht zu wissen nöthig zu haben; denn es ist auch gut, wenn man diese Theorien kennt; allein diese Theorien ohne Genialität und Beruf anzuwenden, würde nur hölzerne Gedichte und Landschaften liefern, denen man den Zwang, die mechanische Form bei jedem Zuge ansähe; daher kann man den künstlichen Versbau von dem natürlichen leicht unterscheiden; Letzterer hat Fluß und ist das, was er wirklich seyn soll: ein vom Dichter wahrhaft empfundenes Produkt; Ersterer hat lauter Härten und ist bloß ein ängstlich nachgeahmtes Produkt. Eine jede ausgebildete Sprache, ja eine jede Natursprache, wenn sie nur artikulirt werden kann, eignet sich zum Versbaue; auch findet man denselben bei allen Völkern in der frühesten Jugend ihrer Sprache; alle Bardenlieder oder Bardengesänge haben mehr oder weniger einen geregelten Versbau; und warum sollte unsere kräftige Sprache, die Deutsche, sich nicht zu dem Versbaue der Alten eben so gut eignen, wie einige andere neuere Sprachen? Es liegt also hier mehr an dem Dichter, als an der Sprache. Die Alten waren ganz Ohr oder hatten bloß Gehör für den abgemessenen Vers, die Neuern für den Reim, und hierin liegt wohl hauptsächlich der Grund, daß unsere abgemessenen Verse, besonders der Hexameter, oft so holprig klingt, weil in uns das Gefühl dafür gar nicht geweckt und ausgebildet ist, wie es bei

den Römern der Fall war. Wir haben nur Gefühl für den Reim. Unseren Hexametern sieht man es gleich an, daß sie schulgemäß, aber nicht nach dem Gefühle gebildet worden sind. Läge das Gefühl für diesen Versbau so in uns, wie in den Alten, so würden sich die passenden Füße, das Metrum, schon von selbst finden; allein so werden sie dazu wie bei den Haaren herbeigeholt, uud daher fehlt den Versen immer der gehörige Rythmus. Uns stehen die Worte nicht gleich so zu Gebote, wir müssen sie erst suchen, und da unser Gefühl, unser Ohr keine rechte Empfindung für diese Versart in der eigenen Sprache hat, so fehlen wir auch in den Füßen, und brauchen eine Sylbe da lang, wo sie kurz, und so umgekehrt gebraucht werden soll. Machen wir dagegen Verse in Lateinischer Sprache, so haben sie den Rythmus, welches daher kommt, daß uns die Prosodie beim Lesen der Römischen Dichter schulgemäß gelehrt worden ist, wir werden daher ganz mit diesem Versbaue vertraut. Dieses ist aber nicht so der Fall mit unserer Muttersprache, die, besonders früher, auf den Sprachgymnasien fast ganz vernachläßiget wurde, und daher war an eine Deutsche Prosodie gar nicht zu denken. Man überließ es jedem selbst, sich mit diesem Zweige der Deutschen Sprache zu befassen, und daher kam es denn auch, daß man den Reim zur Dichtkunst weit bequemer fand, weil man bei demselben nicht an ein so genaues Metrum gebunden ist, und sich hierbei das fließende lyrische von selbst findet; nicht so ist es mit unsern heroischen und elegischen Versen, wenn sie die Einkleidung wie bei den Alten erhalten, sie sind dann immer schwerfällig, haben wenig Fluß, welches aber nicht an oder in der Sprache liegt, sondern an dem Dichter selbst, der den Stoff nicht einzukleiden wußte, kein Gefühl für dieses Metrum der Alten in eigener Sprache hatte. Man kann also hierbei auch nicht

dem Deutschen vorwerfen, daß er nur den Gedanken fest halte, an diesem klebe, und darüber die Empfindung vergesse, mit der er ausgedrückt werden soll, ihn also bloß ganz kalt hinstelle, und also den Gedanken mit der Empfindung nicht zu vereinigen wisse, welches in der Sprache liege, die mehr eine Sprache des Verstandes, als der Empfindung sey. Dieser Satz wird auch vollkommen durch die Römer und ihre Sprache widerlegt; denn bei einer Nation, die so zu sagen im Kriege erzogen wurde, deren ganze Staats-Verfassung nur unter Kämpfen entstand und in Kämpfen erhalten wurde, konnte die Sprache doch wohl nur durch den Verstand ausgebildet werden, nicht durch die Empfindung, wie bei einer schwärmerischen, schwelgerischen, nur Wollust athmenden Nation, deren Erholung nur in rauschenden Vergnügungen und Lustbarkeiten besteht, und dennoch sind die Verse der Römer so harmonisch, besitzen sie so viel Fluß und Klang. Und wenn wir auch annehmen, daß ihre vorzüglichsten Dichter in einer Epoche auftraten, wo der kriegerische Geist schon so ziemlich verraucht, die Nation schon verweichlichet war, so konnte doch die schon gebildete Sprache nicht eben so schnell einen andern Charakter annehmen, sich ganz umgestalten, und die Poesie nur aus der Empfindung hervorgehen und den Gedanken nur wie von fern durchscheinen lassen, wie Moritz solches bei der Poesie der Griechen und Römer angiebt; nur die durch die späteren ruhigen, den Künsten und Wissenschaften so günstigen, Zeiten mehr geweckten Empfindungen vereinigten sich mit der Sprache des Verstandes, und dadurch entstand der Rythmus in ihrer Dichtkunst, wozu die Empfindung den Dichter leitete. Auch ist schwer zu begreifen, wie der Gedanke der Empfindung so untergeordnet seyn sollte, wie der Text der Musik; denn die Musik kann ohne Text bestehen und auf den Menschen ergreifend wirken, aber

nicht der bloße Versbau, der Rythmus ohne Gedanken, wohl aber besteht Letzterer ohne jenen, beide wirken aber vereint auf das Gefühl, wo der Gedanke nur allein den Verstand beschäftigen würde. Wenn die Alten bei der künstlichen Zusammenstellung der Sylben, um die Länge und Kürze im Versbaue zu bewerkstelligen, sich die kühnsten Versetzungen der natürlichen Wortfolge erlaubten, so kam dieses bloß auf's Gehör an, sie waren an diese Verkehrung der Wortfolge in Versen gewöhnt, es geschah bei ihnen unbeschadet des Gedankens. Auch bei uns würde dieses haben geschehen können, wenn wir gleich beim Anfange der Bildung unserer Sprache daran gewöhnt worden wären; jetzt sind wir aber verwöhnt; jede falsche Stellung der Worte empfindet gleich unser Gehör, sie macht einen Uebellaut, selbst bei einem noch so harmonischen Versbaue; dagegen ist unsere Sprache wieder sehr reich an Wörtern und Ausdrücken; wir dürfen daher nur mit diesem Wörterschatze vertraut seyn, um unsere Gedanken mit eben der Empfindung so rythmisch in unserer Sprachform auszudrücken, als es die Alten in ihrer Sprache durch Versetzung der Wörter thaten. Wer daher im Versbaue fehlt, wer das Metrum nur schwerfällig herausbringt, kennt den Wörterreichthum seiner Sprache nicht, weiß seine Gedanken, der Empfindung zum Nutzen, nicht einzukleiden; denn nur dadurch ist eine vollkommen poetische Sprache möglich. — Das Wesentliche der poetischen Sprache in gebundener Rede besteht demnach in den mannigfaltigen Verhältnissen, worin man die kurzen mit den langen Sylben auf eine dem Ohre angenehme Art abwechseln läßt; der harmonische Uebergang von einer Sylbe zur andern. Hebt sich nun der Vers mit einer langen Sylbe an, auf welche eine kurze Sylbe oder mehrere kurze Sylben folgen, so bietet sich der Maaßstab der langen Sylbe dar, indem nach dem Aussprechen

der langen Sylbe die darauf folgende kurze dagegen tönt, so bekommt man das Maaß von der verhältnißmäßigen Dauer der langen Sylbe, wonach der Fall, die kurze Sylbe, erfolgt; wird aber der Vers mit einer kurzen Sylbe angefangen, worauf eine lange folgt, so geschieht die Betonung gleichsam mittelst eines Sprunges, indem man von der kurzen zur langen Sylbe übergeht. Von der langen zur kurzen Sylbe entsteht ein Fall, wie Sänger, und von der kurzen zur langen ein Sprung, weil man gleichsam einen Ansatz nimmt, um zur langen zu kommen, wie Geklirr. Der Fall ist sanfter und harmonischer, der Sprung dagegen rascher und lebhafter; der Fall hat etwas Natürliches uud Leichtes, weil er sich gleichsam von selbst ereignet, der Sprung dagegen etwas Gezwungenes, und entsteht gleichsam durch den Druck, wie eine verborgene elastische Feder durch den Druck hervorspringt. So ist es auch in der Zusammensetzung mehrerer Sylben oder mehrsylbiger Wörter. Zwei lange Sylben neigen sich ihrer Langsamkeit wegen mehr zum Falle, als zum Sprunge, und zwei kurze Sylben ihrer Schnelligkeit wegen mehr zum Sprunge, als zum Falle, ob sie gleich in Ansehung ihrer Dauer völlig gleich sind. Die Sprache der Poesie hat demnach folgende Versfüße; an zweisylbigen: 1) den Trochäus oder Wälzer, auch Choreus genannt, eine lange von einer kurzen Sylbe gefolgt, — ⏑, Liebe, Schimmer; 2) den Jambus oder Schleuderer, eine kurze vor eine lange Sylbe gesetzt, ⏑ —, Gewinn, Geklirr. In diesen beiden einfachen Versfüßen, der Trochäe und der Jambe, liegen alle übrigen Versfüße oder Sylbenmaaße, sie mögen zusammengesetzt seyn wie sie wollen; daher ist jede Zusammensetzung von Sylben entweder trochäisch oder jambisch, neigt sich entweder zum Falle oder zum Sprunge. 3) Den Spondeus oder Tritt,

zwei lange Sylben, — —, Liebreiz, Feldschlacht; er neigt sich mehr zum Falle und nähert sich dem Trochäus. 4) Den Pyrrhichius oder Läufer, zwei kurze Sylben, ⏑ ⏑, unter; er neigt sich zum Sprunge und nähert sich dem Jambus. — Von drei Sylben: 1) Den Trybrachis oder Dreigekürzten, drei kurze Sylben, ⏑ ⏑ ⏑, bitterlich; er neigt sich wegen seiner Schnelligkeit zum Sprunge und nähert sich dem Jambus. 2) Den Molossus, oder Schwertritt, drei lange Sylben, — — —, Sammelplatz; er neigt sich mehr zum Falle und liegt dem Trochäus näher, als dem Jambus. 3) Den Amphymacer oder Zweilängigten, auch Kretikus genannt, zwei lange und in der Mitte eine kurze Sylbe, — ⏑ —, Vaterland, Seligkeit; er neigt sich zum Falle, und ist dem Trochäus verwandt. 4) Den Amphybrachis od. Zweigekürzten, zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe, ⏑ — ⏑, Gedanke, Gelispel; er neigt sich zum Sprunge und ist dem Jambus verwandt. 5) Den Daktylus oder Fingerschlag, eine lange und zwei kurze Sylben, — ⏑ ⏑, Nachtigall, Glücklicher; er neigt sich zum Falle. 6) Den Anapäst oder Gegenschlag, zwei kurze und eine lange Sylbe, ⏑ ⏑ —, offenbar; er neigt sich zum Sprunge und nähert sich dem Jambus. 7) Den Bacchius od. Stürmer, eine kurze und zwei lange Sylben, ⏑ — —, Umarmung, er nähert sich dem Jambus. 8) Den Palimbachius oder Schwerfall, zwei lange und eine kurze Sylbe, — — ⏑, Allvater; er ist dem Trochäus verwandt. — Von Viersylbigen: 1) Den Procelevmatikus oder Doppelschlag, vier auf einander folgende kurze Sylben, ⏑ ⏑ ⏑ ⏑, ruhendere; er ist dem Jambus verwandt und neigt sich zum Sprunge. 2) Den Dispondeus oder Doppeltritt, vier auf einander folgende lange Sylben,

— — — —, Umtriebszeitmaaß; er ist dem Trochäus verwandt und neigt sich zum Sprunge. 3) Den Choriambus oder Aufsprung, welcher aus dem Trochäus und aus dem Jambus zusammengesetzt ist, und dem man den Namen Aufsprung gegeben hat, weil er sich vom Falle wieder erhebt; er hat zwei lange und in der Mitte zwei kurze Sylben, — ⏑ ⏑ —, Silbergetön, Wonnegefild, er ist dem Trochäus näher verwandt, als dem Jambus, und einer der wohlklingendsten metrischen Füße; denn die beiden kurzen Sylben, welche in der Mitte zusammenstehen, messen nicht nur die vorhergehende erste, sondern auch die nachfolgende letzte lange Sylbe auf die natürlichste und leichteste Art ab, oder vielmehr der Choriambus mißt sich selber ab, indem er das Lange vor und nach tönen läßt, und das Kurze in die Mitte bringt. Er hat hierin mit dem oben angeführten Amphymacer oder Zweilängigten einige Aehnlichkeit, der sich auch durch die kurze Sylbe in der Mitte, aber nicht auf eine so vollständige Art, wie der Choriambus abmißt. Da sich in dem Choriambus gerade die beiden Hauptfüße, welchen alle übrigen untergeordnet sind, vereinigen, so läßt sich aus ihm vorzüglich die Theorie der metrischen Füße entwickeln, in wie fern sie sich mehr zum Falle oder zum Sprunge, mehr zum Jambus oder Trochäus neigen. 4) Den Antispast oder Gegenzug, zwei kurze und in der Mitte zwei lange Sylben, ⏑ — — ⏑, Gereinigtes; er neigt sich mehr zum Jambus, weil er mit dem Sprunge anhebt, und die gewaltsamste und schwerste, so wie der Choriambus die natürlichste und leichteste Sylbenstellung ausmacht; er ist nach Moritz ein wahrer Gegenzug, indem uns der Sprung vorwärts, der Fall aber wieder rückwärts zieht; statt aufs Neue zu steigen, wozu wir den Anfang gemacht haben, müssen wir auf einmal wieder plötzlich sinken; daher entsteht das Harte, Disharmonische und Zwangvolle dieses metrischen Fußes; denn

es ist weit natürlicher sich vom Falle wieder zu erheben, als aufzuspringen und zu fallen. In dem Choriambus wird das Steigen durch den Fall gleichsam vorbereitet, welches auch der natürliche Gang des Verses ist. Der Choriambus macht daher die größte Harmonie, so wie der Antispast die größte Disharmonie unter den metrischen Füßen aus. Der Amphibrachis oder Zweigekürzte, scheint mit dem Antispast einige Aehnlichkeit zu haben, weil auch die lange Sylbe in die Mitte und die beiden kurzen an die Enden gebracht worden sind; allein dieser Fuß klingt nicht disharmonisch, wenn man ihn gegen den Zweilängigten oder Amphymacer hält; das macht, weil in dem Amphybrachis das Gewaltsame des Sprunges durch das Sinken in der letzten kurzen Sylbe wieder gemildert wird; denn der Sprung geschah hier nicht um zu sinken, wie bei dem Antispast, sondern das Sinken in der letzten kurzen Sylbe scheint nur der abgebrochene Anlauf zu einem neuen Sprunge zu seyn, den der Jambus willig aufnimmt. 5) Den Disjambus oder Doppelwurf, zwei zusammengesetzte Jamben, ⏑ — ⏑ —, Beleidigung, Geheimnißkram. Dieser viersylbige Fuß hat für das Ohr nichts Widriges, weil nur der erste Sprung durch keinen Fall vorbereitet ist, sondern durch die Vorschiebung der kurzen Sylbe vor die lange bewirkt wird, der folgende Sprung dagegen schon durch ein leichtes Sinken von der langen zu der kurzen vorbereitet, und das Gewaltsame desselben dadurch gemildert wird. 6) Den Dichoreus oder Doppelfall, zwei zusammengesetzte Trochäen, — ⏑ — ⏑, Trinkgelage, Frauenzimmer; er nähert sich schon mehr der Harmonie des Choriambus, weil er sich auch mit dem Fall erhebt, und nur die eine kurze Sylbe, die eigentlich in der Mitte stehen und eine Aufschlagssylbe seyn sollte, ans Ende wirft und zu einer Schlußfallssylbe macht. 7) Den Jonikus a minori oder

Vorschläger, zwei kurze und zwei lange Sylben, ⏑ ⏑ — —, Gelegenheit, und den Jonikus a majori oder Nachschläger, zwei lange und zwei kurze Sylben, — — ⏑ ⏑, entledigen, wovon der Erste die beiden kurzen Sylben aus der Mitte vorwegnimmt und auf diese Weise den zusammenklingenden Schlußfall und Aufschlag in einen schnellen Anlauf verwandelt; der Letztere sie aber ans Ende stellt und den harmonischen Schlußfall und Aufschlag in einen schnellen Ablauf verwandelt. Dieses wären nun alle die Zusammenstellungen, welche von zwei kurzen und zwei langen Sylben möglich sind; da aber auch drei kurze und eine lange, und drei lange und eine kurze Sylbe, jede noch auf vielerlei Art zusammengesetzt werden können, so bekommt man dadurch acht neue Zusammenstellungen von Sylben und metrischen Füßen, die sich von den vorangehenden wesentlich unterscheiden. Diese sind der Peon oder Tänzer, der aus einer langen und drei kurzen Sylben besteht, die wieder auf viererlei Art unter sich versetzt werden können, und der Epitrit oder Dreischlag, der aus drei langen und einer kurzen Sylbe besteht, die wieder auf viererlei Art unter sich versetzt werden können, so daß die kurze Sylbe in der Ordnung die erste, die zweite, die dritte oder die vierte ist, und auf diese Weise auch der Epitrit oder Dreischlag sich in den ersten, zweiten, dritten und vierten Epitrit, so wie auch der Peon oder Tänzer, sich in den ersten, zweiten, dritten und vierten Peon theilt. Bei dem ersten Peon stehen die Sylben: — ⏑ ⏑ ⏑; bei dem zweiten: ⏑ — ⏑ ⏑; bei dem dritten, auch Didymeus genannt: ⏑ ⏑ — ⏑; bei dem vierten: ⏑ ⏑ ⏑ —. Bei dem ersten Epitrit oder Dreischlag: ⏑ — — —; bei dem zweiten, auch Karikus genannt: — ⏑ — —; bei dem dritten: — — ⏑ —; bei dem vierten:

— — — ⏑. Hier noch eine Uebersicht aller oben angeführten Versfüße oder metrischen Sylben.

Versfüße, die sich zum Falle neigen.

Der Trochäus — ⏑
- Spodeus — —
- Molossus — — —
- Amphymacer — ⏑ —
- Daktylus — ⏑ ⏑
- Polimbachius — — ⏑
- Dispondeus — — — —
- Dichoreus — ⏑ — ⏑
- Jonikus a majori — — ⏑ ⏑
- Choriambus — ⏑ ⏑ —
- Peon (1) — ⏑ ⏑ ⏑
- Epitrit (2) — ⏑ — —
- " (3) — — ⏑ —
- " (4) — — — ⏑

Versfüße, die sich zum Sprunge neigen.

Der Jambus ⏑ —
- Pyrrhichius ⏑ ⏑
- Trybrachis ⏑ ⏑ ⏑
- Amphibrachis ⏑ — ⏑
- Anapäst ⏑ ⏑ —
- Bacchius ⏑ — —
- Procelevmatikus ⏑ ⏑ ⏑ ⏑
- Dijambus ⏑ — ⏑ —
- Jonikus a minori ⏑ ⏑ — —
- Antispast ⏑ — — ⏑
- Peon (2) ⏑ — ⏑ ⏑
- " (3) ⏑ ⏑ — ⏑
- " (4) ⏑ ⏑ ⏑ —
- Epitrit (1) ⏑ — — —

Von diesen Versfüßen sind im Deutschen am gebräuchlichsten oder kommen bei Dichtern am häufigsten

vor: der Jambus, Trochäus, Spondeus, Daktylus, Anapest, Amphibrachis, Amphimacer, Bacchius, Polimbacchius, Choriambus und der Peon.

Von Versmaaßen kommen am häufigsten vor: 1) das Heroische Versmaaß. a) Der Hexameter. An Füßen wechseln darin Daktylen, Spondeen und Trochäen willkührlich mit einander ab, nur ist der fünfte immer ein Daktyl, wie z. B. in dem Gedichte von Voß: Der Frühlingsmorgen einer Braut:

Duftig in | lauterer | Bläue zer | floß in | Silber das | Frühroth;
Und schon | sonniger | glomm mit | farbigem | Thaue der | Garten u. s. w.

Zäsuren oder Wortzerschneidungen durch den Fuß am Ende des zweiten und vierten Gliedes erhöhen den Wohlklang. — b) Der Alexandriner. Sechs bis acht Jamben oder Trochäen, mit einem Hauptabschnitte in der Mitte, oft mit Reimen, meist männlichen mit weiblichen wechselnd, wie in dem Gedichte von Lichtwehr: Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, | der in | der Welt | sich treff | lich um | gesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise. u. s. w.

2) Das elegische Versmaaß, in welchem der Hexameter mit dem Pentameter wechselt. Fünf Füße, vier Daktylen, oder Spondeen, oder Trochäen, in der ersten Hälfte willkührlich wechselnd, und zwei halbe Spondeen in der Mitte und am Ende. In der Mitte ist ein Hauptabschnitt, und die zweite Hälfte hat zwei Daktylen, wie in der Gnome des Hilarius: Die Führer auf dem Strome des Lebens:

Wie die | Sonne der | Welt so | harrt auf dem | Strome des | Lebens

Deines goldenen Licht's, Freude! der schiffende Mensch.
u. s. w.

3) Das lyrische Versmaaß, welches sehr mannigfaltige Füße hat. An reinen Füßen, ohne Mischung, hat man: a) das Jambische, wie in dem Gedichte: Mitgefühl, von Sophie Mereau.

Wer nicht, | voll rei | ner Men | schenhuld,
Mit ra | scher, schö | ner Un | geduld
Der Brü | der tie | fes Lei | den sieht,
Und thä | tig es | zu lin | dern glüht; u. s. w.

b) Das Trochäische, wie in dem Gedichte: Die Fröhlichkeit, von C. F. Cramer.

Wem vom | Zauber | des Ge | sanges
Nicht das | Herz vor | Freude | schwillt,
Wem der Reiz des Silberklanges
Nicht die Sinne alle füllt,
Dessen Seele schuf im Grimme
Kalt und fühllos die Natur!
Ihn bewegt der Ehrfurcht Stimme,
Ihn der Glanz des Goldes nur.

c) Das Daktylische, wie in dem Gedichte: Sei nicht vorschnell, von Karoline Rudolphi.

Sende nicht | Worte mit | fliegender | Eile:
Zürnende | Worte sind | brennende | Pfeile,
Tödten die | Ruhe der | Seele so | schnell.
Schwer ist's zu heilen und leicht zu verwunden
Schnell ist's verloren, doch wiedergefunden,
Wiedergefunden ward nimmer so schnell.

Von gemengten oder gemischten lyrischen Versmaßen hat man: a) das alzäische, wie in dem Gedichte: An seine Fanny, von Klopstock.

Wenn einst | ich todt bin, | wenn mein Gebein | zu
Staub
Ist ein | gesunken; | wenn Du mein Au | ge nun
Lang ü | ber mei | nes Le | bens Schick | sal
Brechend im | Tode nun | ausge | weint hast; u. s. w.

— — | ⏑ — — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —
— — | ⏑ — — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —
— — | ⏑ — | — — | ⏑ — | —
— ⏑ ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑ | — ⏑

b) Das Sapphische, wie:

Bäche | rollt sanft hin || unter grünen | Zweigen,
Wo des | Hains Nacht jetzt || in den schwülen | Tagen
Eure | Fluth sanft kühlt || und die leisen | Wellen
murmelnd sich | brechen.

— ⏑ | — — — || ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑
— ⏑ | — — — || ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑
— ⏑ | — — — || ⏑ ⏑ — ⏑ | — ⏑
— ⏑ ⏑ | — ⏑

c) Das Choriambische, eine der angenehmsten Versarten, welche der Deutschen Sprache am angemessensten zu seyn scheint, wie:

Schön ist | Mutter Natur | deiner Erfin | dung Pracht,
Auf die | Fluren verstreut | schöner ein froh | Gesicht,
Das den | großen Ge | danken
Deiner | Schöpfung noch ein | mal denkt.

— ⏑ | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —
— ⏑ | — ⏑ ⏑ — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —
— ⏑ | — ⏑ ⏑ | — ⏑
— ⏑ | — ⏑ ⏑ — | ⏑ —

Da sich, wie Moritz sehr richtig anführt, unsere Sprache immer lieber vom Falle zum Sprunge erhebt, oder in welcher sich die aufeinander folgenden Längen nicht gut lange empor halten können, ohne sich zum Falle zu neigen, von welchem sie dann wiederum so schnell, als möglich, emporzusteigen streben, so sind das jambische, trochäische, daktylische und choriambische Versmaaß für den Deutschen Versbau die leichtesten und natürlichsten, welche sich, ohne sehr gesuchte künstliche Zusammenstellungen von Sylben, gleichsam wie von selbst darzubieten scheinen. Die häufigen Wörter in unserer Sprache mit ganz kurzen Endsylben,

als lieben, geben, und mit ganz kurzen Vorschlagssylben, als geliebt, vertraut, machen uns die Bildung des choriambischen Versmaaßes durch die Sylbenstellung äußerst leicht. Daher wäre es sehr gut für Deutsche Dichter, wenn sie sich dieses Versmaaßes, das unserer Sprache, der Deutschen, so angemessen ist, am häufigsten bedienten, weil es, wie schon oben bemerkt worden, eins der schönsten und wohlklingendsten ist. Ein Mehreres über den Versbau und über das Terzet, Quadrain, der Ottaverime, Dekarime ꝛc., wird unter Verskunst, in V, vorkommen. — Was die verschiedenen Dichtungsarten, die didaktische, epische, dramatische und lyrische Poesie betrifft, so sehe man darüber die Artik. Volkspoesie u. Verskunst, in V, nach.

In der Dichtkunst der Alten diente der Ausdruck des Gedankens durch die Worte und Sylben, als Längen und Kürzen betrachtet, der Empfindung zur Unterlage, und in der Dichtkunst der Neuern dienen ihr die Gedanken selbst, in so fern sie als Haupt- und Nebenideen betrachtet werden, zur Unterlage. Statt daß also die Prosodie der Alten sich damit beschäftigte, die Länge und Kürze der Sylben, nach der Anzahl und Beschaffenheit ihrer einzelnen Laute, in jener Zusammenstellung genau zu bestimmen, beschäftiget sich unsere Prosodie vorzüglich damit, die Verhältnisse der einzelnen Gedanken gegeneinander, als Haupt- und Nebenideen, in allen Fällen zu bestimmen, weil die Empfindung in unserer Poesie den Ausdruck der Ideen nicht nach den Sylben, sondern die Sylben nach den Gedanken abmißt. Da nun das Hauptwort, nach Moritz, schon an und für sich selbst in jeder Zusammenstellung den Hauptgedanken bezeichnet, so steht es in prosodischer, eben so wie in grammatikalischer Hinsicht oben an, es kann, wenn es einsylbig ist, nie eine Nebensylbe werden, und also auch nie kurz gebraucht werden, den Fall ausgenommen, daß es in einem zusammengesetzten Worte seine eigentliche Würde als Hauptwort verliert und zu einer bloßen Anhangssylbe wird, wie in Eichbaum, Goldstaub ꝛc.; so oft es allein steht und kurz gebraucht wird, ist es ein Fehler gegen die Hauptgrundregel der gebundenen Rede: das Bedeutendere durch das längere Verweilen mit der Stimme auf demselben, vor dem Unbedeutenderen heraus-

zuheben, und da nun nichts bedeutender, als das Hauptwort seyn kann, so muß auch die Stimme länger auf diesem, als auf dem, was vor oder nach demselben steht, verweilen. Das einsylbige Hauptwort weicht daher in der Sylbenstellung keinem andern einsylbigen Worte, es sey von welcher Art es wolle, sondern es bleibt das vorherrschende; denn wenn es sich fügen sollte, daß ein anderes einsylbiges Wort von gleicher bedeutender Kraft, auf dem die Stimme gleichfalls weilen muß, neben das einsylbige Hauptwort zu stehen kommt, so kann dieses doch nie eine kurze Sylbe werden, sondern beide Sylben tönen dann gleich lang, und machen einen Spondeus aus. Auf das einsylbige Hauptwort folgt das einsylbige Beiwort oder Adjectivum, welches mit dem Ersteren gleichen prosodischen Werth hat und mit ihm zwei lange Sylben, einen Spondeus, bildet. Das Adjectivum oder Beiwort wird in diesem Falle als Nebenwort oder Adverbium gebraucht; denn sobald es mehrsylbig ist, wird es schon durch sich selbst in Ansehung der Länge und Kürze der Sylben bestimmt, und gehört nicht hierher. Nach dem Beiworte folgt nun in prosodischer Rücksicht das Zeitwort oder Verbum, nach diesem das Empfindungswort oder die Interjektion, hierauf das Nebenwort oder Adverbium, dann das Hülfsverbum, darauf die Conjunktion oder das Bindewort, auf dieses das Pronomen oder Fürwort, dann das Vorwort oder die Präposition, und zuletzt der Artikel. Diese Rangordung der Wörter in prosodischer Hinsicht ist so leicht und natürlich, daß man nur sein Gefühl zu Rathe ziehen darf, um sie jedesmal herauszufinden und das Fehlerhafte in der Sylbenstellung zu bemerken. Das Zeitwort wird gegen das Haupt- und Beiwort stets kurz gebraucht, gegen alle übrigen Sprachtheile lang, und wenn es auch neben dem Haupt- und Beiworte lang bleibt, so verkürzt es doch diese nicht. Das Empfindungswort ist gegen das Nebenwort, das Hülfszeitwort, das Bindewort, das Fürwort, das Vorwort und den Artikel lang, und kurz nur gegen das Haupt-, Bei- und Zeitwort, und so verhalten sich auch die übrigen zu einander. — Die Vorschlags- und Anhangssylben sind an und für sich schon durch ihre nothwendige Stellung gegen die Hauptsylbe

kurz und können durch keine Zusammenstellung lang werden. Daß übrigens diese prosodische Schätzung der Sylben oder einsylbigen Wörter nach ihren Verhältnissen zu einander, in Ansehung der Bedeutung, oder nach ihrer grammatikalischen Unterordnung, nicht bloß willkürlich angenommen, sondern in der Natur der Sache gegründet ist, beweiset uns unser Gefühl; denn Niemand wird z. B. leicht sagen: Ach, Freund! — ⏑, sondern: Ach, Freund! ⏑ —, und dieses aus dem Grunde, weil das Empfindungswort gegen das Haupt-, Bei- und Zeitwort kurz ist, dagegen lang gegen alle übrigen Redetheile; z. B. Ach da kommt er, — ⏑ — ⏑; gegen das Hülfszeitwort: ach, ist nun dein Gram entflohn? — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | —; gegen das Bindewort: ach, als noch das Veilchen blühte! — ⏑ | — ⏑ | — ⏑ | — ⏑; gegen das Fürwort: ach, du warst mein Freund! — ⏑ | — ⏑ | —; gegen das Vorwort: ach, auf dieser Flur! — ⏑ | — ⏑ | —, und gegen den Artikel: ach, der Tag erwacht! — ⏑ | — ⏑ | —; gegen die Vorschlagssylbe: ach, verzeihe! — ⏑ | — ⏑. Das Haupt- und Beiwort hat mehr Gedankenfülle, als das Zeitwort, weil jenes den Begriff von dem Gegenstande selbst mit seinen Eigenschaften, dieses aber nur den Begriff von den Modifikationen und den Veränderungen desselben in sich faßt. Das Nebenwort oder Adverbium hat weniger Gedankenfülle, als das Zeitwort, weil es nicht eine Veränderung oder Beschaffenheit eines Gegenstandes, sondern nur die Beschaffenheit von der Veränderung eines Gegenstandes oder einen Nebenumstand bei dieser Veränderung bezeichnet, z. B. wie: bald weint aus euch der Schmerz, wo weinen irgend eine Veränderung an einem Gegenstande, und bald nur eine Beschaffenheit oder einen Nebenumstand bei dieser Veränderung bezeichnet, und daher gegen weint mit Recht kurz ist. Das Nebenwort hat aber wieder mehr Gedankenfülle, als das Hülfszeitwort, weil es immer irgend eine bestimmte individuelle Beschaffenheit oder einen Nebenumstand bei einer durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung ausdrückt.; das Hülfszeitwort dagegen nur eine ganz unbestimmte und allgemeine Modifikation der durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung anzeigt, als: bald wird nun dein

Gram verschwinden, wo bald ein individueller und bestimmter, wird hingegen nur ein ganz allgemeiner und unbestimmter Nebenbegriff bei verschwinden ist, und also weniger Idee oder weniger Gedankenfülle als der Begriff bald enthält. Der Interjektion oder dem Empfindungsworte muß wieder das Nebenwort weichen, weil diese mehr als einen bloßen Nebenumstand oder Beschaffenheit einer durch das Zeitwort bezeichneten Veränderung in sich faßt, und so geht es auch mit den übrigen, daß immer eins dem andern nach dem Hauptbegriffe weicht. Die Präposition wird in unserer Sprache oft zum Hauptbegriffe erhoben, und die Hauptbegriffe zu bloßen Modificationen erniedriget, als Vorschlag, — ⏑, wo schlag, welches doch einen bestimmten und individuellen Begriff in sich faßt, zur Modification eines allgemeinen Begriffes gemacht wird. Moritz sagt: dieses liegt ganz in dem Geiste unserer Sprache, die uns immer zum abstrakten Denken nöthiget, und uns von dem Einzelnen und Wenigumfassenden, auf das Allgemeine und Vielumfassende unwillkührlich hinzieht. Wir wollen in den Wörtern Vortritt, Vorschlag, Vorgang, uns z. B. die Hauptbegriffe von Tritt, Schlag, Gang lieber als Modificationen von dem Begriffe vor denken, indem wir Hauptwörter zu Anhangssylben von einer Präposition machen, als daß wir vor eine bloße Modification der Begriffe von Schlag, Tritt und Gang seyn ließen. Dieses kommt hauptsächlich daher, daß wir unter der Rubrik vor, mehr als unter der Rubrik Schlag, zusammenfassen können, indem es weit mehr Veränderungen giebt, die ich mir unter der einen Richtung vor denken, als verschiedene Richtungen, die ich mir bei einer und derselben Veränderung denken könnte; kurz, weil es mehr Zeitwörter, als Vorwörter giebt. Die Reihe der Vorwörter, womit Schlag z. B. zusammengesetzt werden könnte, ist nicht groß, als Vorschlag, Anschlag, Aufschlag, Zuschlag, Gegenschlag ꝛc.; aber größer diejenigen Wörter, welche mit vor zusammengesetzt werden können. Man muß daher das Mannigfaltigere und weniger Umfassende, unter das Einfachere und Mehrumfassendere ordnen, und die Präposition zu einem Hauptbegriffe machen. Macht man die Prä-

position in der Zusammensetzung eines Wortes zum Nebenbegriffe, so entsteht ein ganz anderer Sinn, als wenn man sie zum Hauptbegriffe macht, als: umgehen, und einen Ort umgehen; Jemanden in einem Boote übersetzen, und ein Buch übersetzen; etwas überlegen, und eine Sache überlegen ꝛc. Bei dem Uebersetzen über einen Fluß ist das über der herrschende Gedanke; bei dem Uebersetzen eines Buches ist es hingegen nur eine untergeordnete figürliche Idee, und das setzen der Hauptbegriff. Zwischen überlegen und überlegen ist eben ein solcher Unterschied; denn bei dem Ueberlegen einer Sache in meinen Gedanken, ist das über auch nur eine untergeordnete figürliche Redensart, da hingegen das figürliche Legen, oder die Ordnung, worein ich meine Gedanken zu bringen suche, der Hauptbegriff ist. Zwischen umgehen und umgehen ist es eben so; denn ich umgehe einen Ort, den ich auch umreiten und umfahren ꝛc. könnte; hier ist also das Gehen der Hauptbegriff, und um nur als eine zufällige Modifikation desselben zu betrachten; sagt man aber zu Jemanden, er soll umgehen, so will man ihn mehr auf das um, als auf das Gehen aufmerksam machen, und das um ist hier der Hauptgedanke und das Gehen nur eine bloße Modifikation; denn es soll hier bloß die Krümmung angedeutet werden, welche Jemand statt der geraden Linie wählt, um zu irgend einem Ziele zu gelangen. So wie man die Vorwörter in der Zusammensetzung eines Wortes gern zum Hauptbegriffe erhebt, so thut man es auch in Ansehung der verneinenden Entgegensetzung, welche durch un bezeichnet wird; man sagt undankbar, unfreundlich, ungütig, obgleich man auch wieder sagt: unendlich, unzählig, unschätzbar ꝛc., welche die grellsten Gegensätze bilden. Weil unsere Sprache so reich ist, und sie sich mehr zum Gedankenausdrucke, als zur Empfindung neigt, so suchen wir die Gegeneinanderstellungen so auffallend, als möglich, zu machen, weil hierdurch die Gegenstände am stärksten verdeutlichet werden. Weil man sich nun z. B. vor immer im Gegensatze von nach, in, im Gegensatze von aus ꝛc. denkt, so kommt es auch mit daher, daß wir das Vorwort in der Zusammensetzung eines Wortes gern zum Hauptbegriff erheben, und also lieber Vorschlag im Ge-

gensatze von Nachschlag, und Eingang im Gegensatze gegen Ausgang sagen; weil die Gegeneinanderstellung der Begriffe, die wir gern herausheben wollen, hier nicht durch Schlag und Gang, sondern durch vor und nach, ein und aus, bewirkt wird. Daher sage ich auch im Gegensatze gegen dankbar, undankbar, und hebe die Sylbe un durch den Ton heraus, weil durch sie die Entgegenstellung der Begriffe bezeichnet wird; sie erhält daher auch den prosodischen Werth, der sonst eigentlich der Sylbe dank zukäme, mit welcher doch eigentlich der bestimmteste Begriff verbunden wird. Wenn das Wort undankbar viersylbig wird, als: undankbares Kind, so hebt die Sprache des Affekts oder der pathetische Ausdruck gern auch die Sylbe bar durch den Ton heraus, um den Nachdruck in dem Worte gleichsam zu verdoppeln:

undankbares Kind.
— ⏑ | — ⏑ | —

In so fern nur die Poesie Sprache der Empfindung oder des Affekts ist, bedient sie sich ebenfalls dieser Freiheit, daß sie in einem und demselben Worte zwei lange Sylben annimmt, und auf diese Weise die bloßen Modificationen der Begriffe wieder eine gegen die andere heraushebt. Un ist hier wegen der Gegeneinanderstellung bedeutender oder mehr ausdrückend, als die eigentliche Begriffssylbe dank, und bar ist natürlicher Weise bedeutender, als die Endigungssylbe es, wodurch nichts als der Uebergang oder die nothwendige Verbindung zwischen dem Bei- und Hauptworte bezeichnet wird. Der bloße Gedankenausdruck hebt diesen letzten Unterschied nicht besonders heraus; er verkürzt alles Uebrige gegen die Hauptunterscheidungssylbe un, und lieset daher:

undankbares | Kind.
— ⏑ ⏑ ⏑ | —

Wollte ich nun auch sagen:

das unschätzbare Glück
⏑ — | ⏑ — | ⏑ —

Wie ich undankbares Kind — ⏑ | — ⏑ | —, sage, so würde dieses fehlerhaft seyn, weil ich wohl undankbar — ⏑ ⏑, aber nicht unschätzbar — ⏑ ⏑, sondern unschätzbar ⏑ — ⏑ sage, also das Versmaaß hier den gewöhnlichen Akzent ganz zerstören würde,

indem es die Sylbe un lang machte, die sonst kurz ist, und die Sylbe schätzt kurz machte, die sonst lang ist. Hieraus gewahrt man, wie sehr die Lehre vom Akzent in die prosodischen Regeln unserer Sprache eingreift. Der Akzent ist der Nachdruck, den wir auf irgend eine Sylbe im gewöhnlichen Reden legen, wodurch wir sie vor den übrigen Sylben herausheben, indem wir länger mit der Stimme darauf verweilen. Weil nun dieser Nachdruck fast ohne Ausnahme immer auf die bedeutendste oder eigentliche Begriffssylbe in einem Worte fällt, so dient er dem Sylbenmaaße gleichsam zur festen Unterlage, weil es in Ansehung der mehrsylbigen einzelnen Wörter durch ihn erst bestimmt wird, und ohne ihn schwankend und unbestimmt seyn würde. Dieses gilt jedoch nur von dem Wortakzente, welcher eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen heraushebt, nicht von dem Redeakzente, welcher beim Hersagen oder Deklamiren eines Gedichts, einer Rede ꝛc. ein ganzes Wort unter den übrigen heraushebt, und darauf einen vorzüglichen Nachdruck legt. Letzterer kommt in dem Sylbenmaaße der gebundenen Rede nicht in Betracht, so lange sich wirklich die Poesie durch dasselbe von der Prosa unterscheidet, und so lange das Sylbenmaaß nicht ganz willkührlich seyn soll; daher kann der schwankende deklamatorische Akzent nicht den Sylben zur Grundlage dienen, welcher alles übrige gegen das Bedeutendste verkürzt, und die Stimme unaufhaltsam und flüchtig darüber hineilen läßt. Wenn sich nun das Sylbenmaaß nach dem deklamatorischen Akzent richten sollte, so müßte es mit dem jedesmaligen Gemüthszustande des Redenden abwechseln, und eben so veränderlich, wie dieser Gemüthszustand, oder wie das Verhältniß der gegenwärtigen Ideenreihe gegen irgend eine vorhergegangene Ideenreihe seyn. Der willkührliche Redeakzent kann daher in der Bestimmung des Sylbenmaaßes nicht in Betracht kommen, weil er immer erst selbst durch die Willkühr des Redenden bestimmt werden muß. Der Wortakzent ist aber einmal unabänderlich durch sich selbst bestimmt, und kann also auch zur Bestimmung des Sylbenmaaßes dienen; er ist aber wegen der großen Menge der einsylbigen Wörter in unserer Sprache dazu nicht hinreichend, wir müssen ihn daher gleichsam fortzusetzen suchen, in-

dem wir mehrere einsylbige Wörter wie die Sylben eines Wortes zusammenstellen, und auf diese Weise den Wortakzent nachbilden, indem wir zusehen, auf welche Sylbe in dieser Zusammenstellung der Ton fällt. Alles bezieht sich daher in der gebundenen poetischen Sprache auf die Sylbenstellung, worauf sich alle prosodische Regeln unserer Sprache gründen; und daher kann auch bei leidenschaftlicher Aussprache einsylbiger Worte, der Wortakzent durch den Redeakzent in unserer Sprache nicht zerstört werden, weil der Affekt nicht durch die Länge, sondern durch die Höhe des Tons bezeichnet wird; also kann er auf eine kurze Sylbe gesetzt werden, ohne dieselbe dadurch lang zu machen, weil Ton und Sylbenmaaß hier nicht ineinander fließt. Wir haben uns zwar gewöhnt in der Prosa die Höhe des Tons fast immer auf die Länge zu setzen, weil wegen des deklamatorischen Akzents in der Prosa gar kein bestimmtes Sylbenmaaß beobachtet wird, woher es denn auch kommt, daß wir in der gebundenen Rede, Poesie, beim Aussprechen einer kurzen Sylbe mit der Höhe des Tones uns geneigt fühlen, sie zu gleicher Zeit zu verlängern, wodurch wir dann das Sylbenmaaß stören. Dieses liegt aber bloß in der Angewohnheit und läßt sich leicht entwöhnen, wenn man fleißig Verse lieset, und dabei die Stimme zu einer gewissen Biegsamkeit gewöhnt; man wird dann das Sylbenmaaß nicht auf Kosten des Akzents verletzen. Ein Mehreres über die poetische Sprache in gebundener Rede, s. unter Volkspoesie und Verskunst, in V.

(Der Beschluß dieses Registers der Sprachen im nächsten Theile.)

Ende des hundert und sechzigsten Theils.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adler-Straße Nr. 6.